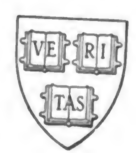
Geschichte Europas

Alfred Stern


VE RI
TAS

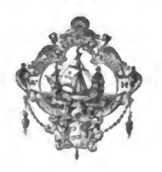
Geschichte Europas

seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871.

Von

Alfred Stern.

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1897.

Geschichte Europas 1815 bis 1871.

von

Alfred Stern.

Erste Abteilung.

Geschichte Europas 1815 bis 1830.

Zweiter Band.

Inhaltsverzeichnis.

I. Spanien. Revolution von 1820. Abgeschlossenheit Spaniens. S. 1. Der Befreiungskampf und seine Folgen. „Liberale" und „Servile" 2. Die Cortesverfassung von 1812 3. Weitere Gesetze der Cortes von Cadiz. Widerstand des Klerus und Adels 4. Die Cortes in Madrid 1814. Ferdinands VII. Gefangenschaft in Frankreich 5. Stimmung des Volkes und Verhalten der Cortes. Rückkehr Ferdinands VII. 22. März 1814 6. Sorglosigkeit der Liberalen. Aufhebung der Verfassung und Auflösung der Cortes 4. 10. Mai 1814 7. Verfolgung der Josefinos und der Liberalen. Die Regierung. Die „Kamarilla" 8. Verhängnisvolle Regierungsanfänge. Proceß der Liberalen 9. Eigenhändiges Urteil des Königs 17. Dec. 1815. Erste Anzeichen der Mißstimmung. Unzufriedenheit des Heeres 10. Geheimbünde. Empörung und Hinrichtung Porliers († 3. Okt. 1815) 11. Weitere Verschwörungen und Verfolgungen. Aufstand und Hinrichtung Lacys († 5. Juli 1817) 12. Wechselnde Ministerien. Cevallos. Höfisches Ränkespiel 13. Zustand des Landes. Mängel des Anbaues und der Verkehrswege 14. Räuberwesen. Mängel der Volksbildung und des höheren Unterrichtes. Hemmnisse von Handel und Gewerbe. Beginn des Unabhängigkeitskampfes der Kolonieen in Südamerika 15. Gespanntes Verhältnis zu den Vereinigten Staaten 16. Stellung zu England 17. Stellung zu Rußland. Einfluß Tatiščevs 18. Heirat des Königs und des Don Carlos mit den portugiesischen Prinzessinnen. Cevallos' Sturz 30. Okt. 1816. Ministerium Pizarro-Garay. Garays Finanzplan 30. Mai 1817 19. Bekämpfung Garays. Gegnerschaft Lozanos und Eguias. Wachsende Hindernisse der Reformen 20. Annäherung Englands. Gegenwirkungen Tatiščevs 21. Sturz des Ministeriums Pizarro-Garay 15. Sept. 1818 22. Scheitern der Reformen. Auswärtige Politik Casa Irujos. Wachsende Mißwirtschaft 23. Ugarte. Entlassung Casa Irujos und Eguias am 12. 14. Juni 1819. Abreise Tatiščevs. Tod der Königin 26. Dec. 1818. Die neue Königin Josefa 24. Sturz Lozanos 1. Nov. 1819 25.

Stimmung im Expeditionsheer bei Cadiz. Doppelspiel Abisbals 25. Quiroga vor Cadiz 3. Jan. 1820. Verkündung der Verfassung von 1812 durch Riego 1. Jan. 1820 26. Seine Vereinigung mit Quiroga. Sein Zug durch Andalusien 27. Verhalten der Regierung 28. Ausbreitung der Revolution. Galicien. Erhebung Coruñas 21. Febr. 1820. Erhebung Zaragozas, Barcelonas, Pamplonas 5. 10. 11. März 29. Ratlosigkeit der Regierung. Untreue Abisbals 30. Verspätete Zusage der Berufung von Cortes 6. März. Annahme der Cortesverfassung 7. März 31. Vorläufige Eidleistung des Königs 9. März. Rückwirkung auf das Land. Gemetzel in Cadiz 11. März 32. Ministerium Argüelles 33. Klubwesen. Föderative und verfassungsfeindliche Regungen 34. Eröffnung der Cortes 9. Juli. Moderados 35. Exaltados 36. Erster Zusammenstoß der Parteien. Entlassung des Kriegsministers. Beschluß der Auflösung des „nationalen Heeres" 37. Riego in Madrid 30. Aug. bis 6. Sept. 38. Niederlage der Exaltados. Abreise Riegos 6. Sept. Versöhnlichkeit der Moderados 39. Klub- und Preßgesetz 21. 22. Okt. Zustand der Finanzen. Canga-Argüelles als Finanzminister 40. Die Staatsschuld 41. Gesetz gegen Majorate 27. Sept. 42. Klostergesetz 1. Okt. Bedeutung dieser Gesetze 43. Verzögerung der königlichen Sanktion des Klostergesetzes. Ihre Erzwingung 23. Okt. 44.

Verfassungsfeindliche Pläne des Hofes und der Servilen. Aussöhnung der Parteien in den Cortes. Sessionsschluß 9. Nov. 45. Unruhen in Madrid. Rückkehr des Hofes vom Escorial 21. Nov. 46. Triumphe der Exaltados. Intriguen des Hofes und des Klubs des „Malteserkreuzes". Die Comuneros 47. Trübe Aussichten 48.

II. **Portugal. Revolution von 1820.** Ähnlichkeit der Verhältnisse Portugals und Spaniens. Wirkungen der Kriegszeit 49. Die Kolonie Brasilien und die englische Schutzherrschaft 50. Aufblühen Brasiliens. Rückgang von Handel und Gewerbe in Portugal 51. Sittliche und geistige Zustände 52. Schwierigkeiten der Regentschaft. Gespanntes Verhältnis zum Marschall Beresford. Erbitterung im Heere 53. Entdeckung einer Verschwörung. Hinrichtung Freires u. a. 18. Okt. 1817. Fortdauer geheimer Verbindungen 54. Beresfords Abreise nach Rio 2. April 1820. Sepulvedas Empörung in Porto 24. Aug. 1820. Junta in Porto 55. Ausbreitung der Revolution. Erhebung und Junta in Lissabon. Verschmelzung beider Junten in eine provisorische Regierung 1. Okt. 56. Ankunft Beresfords. Abreise nach England 10. Okt. Staatsstreichversuch Teixeiras und Cabreiras. Beschwörung der spanischen Verfassung 11. Nov. Wiederaustritt der neuen Mitglieder aus der Junta 17. Nov. 57. Zusammentritt der Cortes 26. Jan. 1821 58. Cortesverhandlungen. Die Grundlagen der Verfassung. Widerstreben von Klerus und Adel 59. Zustand des Landes. Nachgiebigkeit des Königs Johann VI. in Rio 60. Seine Ankunft in Lissabon 3. Juli 1821 61.

III. **Italien.** Das neue Italien unter dem Einfluß der Revolution und Napoleons 62. Die nationale Idee und ihre Hemmungen 63. Anhänger des Gedankens eines Staatenbundes. Anhänger des Gedankens eines republikanischen Einheitsstaates 64. Keine Partei für Hegemonie Piemonts. Piemont. Viktor Emanuel I. Sein Aufenthalt in Sardinien 65. Rückkehr nach Turin. Reaktion 66. Bevorzugung des Adels. Gewinn des Klerus 67. Minister: Cerrutti und Musso. St. Marsan. Borgarelli. Brignole. Vallesa 68. Beschwerden des Bürgerstandes. Unzufriedenheit in Genua. Dal Pozzo 69. Prospero Balbo, Minister des Inneren Sept. 1819. Reformversuche. Konstitutionelle Wünsche. Dalberg 70. Karl Albert Prinz von Carignan 71. Seine Heirat 72. Auf ihn gesetzte Hoffnungen der Liberalen. Modena. Franz IV. 73. Parma. Marie Luise. Neipperg 74. Lucca. Marie Luise 75. Toscana. Ferdinand III. Fossombroni. Corsini. Frullani 76. Schattenseiten der Regierung. Lichtseiten der Regierung 77. Kirchenstaat. Pius VII. Consalvi 78. Anfänge der Restauration. Consalvis Rückkehr von Wien 79. Das Motu proprio vom 6. Juli 1816 80. Grundfehler der Priesterherrschaft 81. Sinken des Charakters der Prälatur. Gegner Consalvis. „Zelanti" 82. Mängel des Unterrichtswesens. Mängel der Rechtszustände 83. Räuber 84. Landvolk und Landbau. Die Campagna 85. Städtisches Gewerbe. Römisches Leben 86. Mängel der Finanzverwaltung. Politische Geheimbünde 87. Verschwörung von Macerata 1817. Königreich beider Sicilien. Die Carboneria 88. Ferdinand I. (IV.) Die Minister Medici und Tommasi 89. Sicilien. Sicilianische Verfassung von 1812 90. Ihre Beseitigung durch Vereinigung Siciliens und Neapels 8. 11. Dec. 1816 91. Abhängigkeit Siciliens 92. Notstand der Insel. Fortdauer des mittelalterlichen Charakters der Gesellschaftszustände. Das Latifundium 93. Der Fondo. Neapel. Canosa Polizeiminister 94. Seine Entlassung Juni 1816. Sekten- und Räuberwesen. Schwäche der Regierung 95. Mängel der Rechtspflege 96. Mängel im Finanzwesen. Wirtschaftliche Mißstände 97. Zurückbleiben des Bürgertums. Niederer Stand des Unterrichtswesens 98. Macht der Kirche. Das Konkordat vom 16. Febr. 1818. Zerrüttung des Heeres 99. Die Milizen und die Carboneria 100. Wilhelm Pepe. Verfassungspläne 101.

IV. **Die Revolution Neapels 1820.** Eindruck der spanischen Revolution. Die Carbonari von Salerno und Pepe 103. Abzug Morellis und Silvatis von Nola 2. Juli 1820. Ausrufung der spanischen Verfassung in Avellino 3. Juli 104. Hinhaltung Pepes in Neapel. Ausbreitung der Bewegung. Abzug Pepes ins Lager von Monteforte 5. Juli 105. Ministerwechsel. Ernennung des Herzogs von Calabrien zum Generalstatthalter 6. Juli. Annahme der spanischen Verfassung durch den Generalstatthalter. Zustimmung des Königs

7. Juli 106. Verhandlung des Generalstatthalters mit Pepe. Sein Einzug in Neapel 9. Juli. Die neue Regierung. Die Minister Campochiaro, Zurlo, Ricciardi 107. Verfassungseid des Königs 13. Juli. Bedenkliche Erscheinungen 108. Gegensatz von Muratisten und Carbonari. Stellung und Thätigkeit Pepes. Besorgnis wegen Östreichs 109. Hinterlistigkeit des Königs und des Kronprinzen. Die Revolution in Sicilien 110. Verkündigung der spanischen Verfassung in Messina. Freudenrausch in Palermo 14. Juli. Aufruhr in dieser Stadt 15. 16. Juli 111. Mißgriffe des Statthalters Naselli. Straßenkampf 17. Juli. Flucht des Statthalters 112. Schreckensherrschaft. Provisorische Regierung 18. Juli. Wilde Zustände in anderen Teilen der Insel 113. Erbitterung in Neapel. Entsendung eines Heeres unter Florestan Pepe 114. Sein Angriff auf Palermo 26. Sept. Sein Vertrag mit Paterno 5. Okt. 115. Zusammentritt des Parlamentes in Neapel 1. Okt. Aufhebung des von F. Pepe geschlossenen Vertrages 15. Okt. 116. Sein Rücktritt. Entsendung Colettas nach Sicilien 117.

V. **Der Kongreß von Troppau.** Die spanische Revolution und die Großmächte. Verzicht auf die Sendung Latours in Paris, Frühling 1820 118. Russisches Rundschreiben 2. Mai 1820 119. Allseitige Zurückweisung der russischen Vorschläge. Mißtrauen Metternichs 120. Veränderte Haltung Metternichs nach dem Ausbruch der Revolution in Neapel. Östreichisches Rundschreiben an die italienischen Regierungen 23. Juli 1820. Schreiben des Kaisers Franz an den Zaren 25. Juli 1820 121. Feindseligkeit gegen Neapel. Befürchtung der Ausbreitung des konstitutionellen und nationalen Gedankens. Lage des Kirchenstaates 122. Rücksicht auf Lombardei und Piemont. Unmöglichkeit selbständigen Vorgehens Östreichs 123. Geneigtheit Preußens und Englands. Widerstreben Frankreichs und Rußlands 124. Russischer Vorschlag eines Kongresses. Aufnahme des Vorschlags durch die Mächte 125. Metternichs Rechnung auf den Zaren. Aufregung in Neapel 126. Pläne einer Verfassungsänderung 127. Eröffnung des Kongresses zu Troppau Ende Okt. 1820. Stimmung des Zaren. Blick auf Frankreich. Geburt des Herzogs von Bordeaux 29. Sept. 1820. Die Verschwörung vom August 1820 128. Der Zar und die Polen. Kapodistrias und Metternich. Das östreichische Programm 23. 29. Okt. 1820 129. Einspruch Laferronnays'. Russisches Programm 2. Nov. 130. Metternichs Gegenbemerkungen 5. Nov. Kapodistrias' Zurückweichen 6. Nov. Östreichisch-russische Verständigung 7. Nov. Absonderung Englands 131. Zweifelhafte Stellung Frankreichs. Metternichs Vorschlag der Einladung des Königs von Neapel. Billigung durch den Zaren 132. Stimmung Friedrich Wilhelms III. „Vorläufiges Protokoll" der drei Ostmächte 19. Nov. 133. Wiederaufnahme des Gedankens einer „Garantieakte" 134. Unannehmbarkeit des Protokolles vom 19. Nov. für Frankreich. Mißgriffe Caramans 135. Protest Englands 16. Dec. Kapodistrias' Vorschlag päbstlicher Vermittlung 136. Einladung an den König von Neapel. Verwerfung des Vorschlags einer Verfassungsänderung in Neapel 137. Verhandlung zwischen König, Generalstatthalter und Ministern 6. 7. Dec. 138. Parlamentsverhandlung. Sturz des Ministeriums 10. Dec. Ermächtigung zur Reise des Königs. Regentschaft 11. Dec. Abreise des Königs 13. Dec. 139. Auflösung des Kongresses. Metternichs Einwirkung auf den Zaren 140. Lockerung des russisch-französischen Einvernehmens. Eintracht der Ostmächte. Die hessen-darmstädtische Verfassung 17. Dec. 1820 141. Baden. Friedliche Entwicklung 142. Würtemberg. Ausschluß Lists aus der zweiten Kammer 21. Febr. 1821. Das Manuskript aus Süddeutschland 143. König Wilhelm und Lindner 144. Die preußische Verfassungsfrage. Die Kommunal- und Kreisordnung 145.

VI. **Der Kongreß von Laibach.**

Östreichische Intervention in Neapel. Die Revolution in Piemont und ihre Niederlage. Die Teilnehmer des Kongresses. Verständigung der Ostmächte mit Ruffo 8. Jan. 1821 150. Führende Rolle Metternichs 151. Haltung der Vertreter Frankreichs. Drängen der Ultras 152. Absonderung der Vertreter Englands. Willfährigkeit der Regierungen Toscanas, Sardiniens, Modenas 153. Vorbehalt der Regierung des Kirchenstaates. Zulassung und Absendung Gallos 30. Jan. 1821 154. Abmarsch der östreichischen Truppen. Entwurf von „Grundlagen eines Fundamentalgesetzes für das Königreich beider Sicilien" 155. Seine Annahme 20. bis 22. Febr. 1821 156. Ausschluß der spanischen An-

gelegenheiten 157. Ende der Beratungen. Die Vorgänge in Neapel 158. Ankunft Gallos 159. Kriegerische Stimmung. Mangelhafte Rüstung. Der Feldzugsplan 160. Anmarsch der Östreicher. Treffen von Rieti 7. März 1821 161. Auflösung des neapolitanischen Heeres. Einzug der Östreicher in Neapel 24. März 1821. Die Revolution in Piemont 162. Ihre Vorboten 163. Santorre di Santa Rosa. Unterhandlung mit dem Prinzen von Carignan 6. März 1821 164. Ihr Scheitern 9. März 1821. Erhebung in Alessandria 10. März 1822 165. Beratung am Hofe. Bewegung in Turin 166. Abfall der Citadelle 12. März 1821. Abdankung des Königs. Carignan Regent. Schwierige Lage Carignans 167. Zweideutiges Benehmen. Verkündung der Cortesverfassung 13. März 1821 168. Carignans Pläne. Abreise des östreichischen Gesandten 20. März 1821. Unzufriedenheit mit Carignan 169. Empfang der Mailänder Sendboten. Verhalten des neuen Königs Karl Felix. Carignans Entfernung und Verzicht auf die Regentschaft 22. März 1823 170. Verabredung in Laibach. Besorgnisse hinsichtlich Frankreichs. Unruhe wegen der Lombardei 171. Umschwung in Piemont 172. Scheitern der Vermittlung Mocenigos 173. Niederlage Regis' in Novara 8. April 1821. Flucht Santa Rosas. Zusammenbruch der Revolution. Östreichische Besetzung 174. Vertrag mit Sardinien 24. Juli 1821. Die Reaktion in Piemont 175. Die Zukunft Carignans 176. Die Reaktion in Neapel. Rückkehr des Königs 15. Mai 1821 177. Östreichische Besetzung (Vertrag vom 18. Okt. 1821) 178. Laibacher Deklaration der drei Ostmächte 12. Mai 1821. Politisches Übergewicht Östreichs 179. Moralische Einbuße. Triumphgefühl Metternichs. Staatskanzler 25. Mai 1821 180. Tod Napoleons 5. Mai 1821. Erste Nachrichten der Erhebung Ypsilantis' 181.

VII. Die Erhebung Griechenlands. Mohammedaner und Rajah 183. Verfall der türkischen Regierung. Mahmud II. 184. Die Rajah und Rußland. Moldau und Walachei. Serbien. Der Befreiungskampf 185. Miloš Obrenović. Griechenland. Fortleben der griechischen Nationalität 186. Das Klephtenwesen 187. Gemeindeverfassung 188. Die Mainoten. Geistiger Aufschwung. Die Geistlichkeit 189. Fanariotische Schulanstalten. Neugriechische Litteratur. Rhigas. Korais. Musenfreunde 190. Wirtschaftliche Zustände. Bodenkultur. Handel 191. Die Hetärie der Philiker 1814 192. Ihre Ausbreitung. Ihr Verhältnis zu Kapodistrias 193. Seine Ablehnung der Leitung Febr. 1820. Alexander Ypsilantis 194. Durch Kapodistrias vorgeschoben. Er übernimmt die Leitung 195. Kriegsrat in Ismail 18. Okt. 1820. Ypsilantis' Entscheidung für den Losbruch in den Donaufürstentümern. Ali Pascha von Janina 196. Sein Verhältnis zu den Griechen 197. Sein Bruch mit dem Sultan. Belagerung Janinas. Teilnahme von Griechen und Sulioten am Kampf 198. Wladimireskos Aufstand in der kleinen Walachei Febr. 1821. Ypsilantis' Einzug in Jassy 7. März 1821 199. Gewaltsamkeiten gegen Türken. Gleichgiltigkeit der Bevölkerung gegen Ypsilantis' Pläne 200. Verkehrtheit seiner kriegerischen Maßregeln. Sein Einzug in Bukarest 9. April. Sein Schreiben an den Zaren 201. Mißbilligung des Zaren. Seine Erwiderung durch Kapodistrias 26. März 202. Bann des Patriarchen. Ypsilantis' Halbheiten. Einrücken türkischer Heere 203. Einnahme von Galacz 13. März. Fall von Bukarest 27. Mai. Ypsilantis' Niederlage bei Dragatschan 19. Juni. In östreichischer Haft 204. Athanasios' Verzweiflungskampf bei Skuleni 29. Juni 205. Georgakis' Untergang in Sekko 30. Sept. Leiden der Donaufürstentümer 206.

Die Erhebung in Morea. Ihre Aussichten 207. Abberufung Churschit Paschas. Germanos. Londos. Zaimis. Beginn des Aufstandes. Übergabe Kalavrytas 3. April 1821. P. Mavromichalis (Petrobey). Flesas. Kolokotronis 208. Übergabe Kalamatas 4. April. Einnahme der Stadt Patras 6. April. Charakter des Kampfes 209. Türkische Gegenwehr. Kolokotronis' Standhaftigkeit 210. Gefecht bei Valtetsi 24. Mai. Erhebung der Inseln Spetsia, Psara, Hydra 211. Die griechische Flotte. Abfall von Samos u. a. Kämpfe in Kreta. Vergeblicher Anschlag auf Chios 212. Der Brander bei Eresos 8. Juni. Kämpfe in Osthellas. Diakos 213. Odysseus 214. Der Westen und Norden. Eindruck des Aufstandes in Konstantinopel. Christenverfolgung 215. Hinrichtung des griechischen Patriarchen 22. April. Greuel in Kleinasien. Russisch-türkische Streithändel. Stroganov 216. Russisches Ultimatum 28. Juni 217. Aufwerfung der Frage nach dem Rechte der Türkenherrschaft in Europa. Gesichtspunkt Metternichs 219. Östreichs Verhalten. Lützow. Englands Ver-

halten. Strangford 219. Abreise Stroganovs 10. August. Beschwichtigungsversuche Metternichs 220. Sein Mißtrauen gegen Frankreich 221. Zurückhaltung Richelieus. Preußens Übereinstimmung mit Östreich. Bernstorff gegen Ancillon 222. Zusammenkunft Metternichs mit Georg IV. und Londonderry in Hannover Okt. 1821 223. Neue östreichisch-englische Abmachungen in Petersburg. Ungewißheit über die Pläne Rußlands. Vorlage der „vier Punkte" in Konstantinopel 224. Unnachgiebigkeit der Pforte 225.

Fortgang des griechischen Freiheitskampfes. Statut von Kaltetsi 7. Juni 1821. Ankunft des Demetrius Ypsilantis 22. Juni 226. Seine Stellung als Oberfeldherr. Sein Marsch gegen Kara Ali 227. Bedrängnis Tripolitsas. Verhandlungen wegen der Übergabe 228. Einnahme der Stadt 5. Okt. Gemetzel und Brand. D. Ypsilantis' Rückkehr. Seine Aufrufe vom 18. und 21. Okt. 229. Gegensatz der Primaten und Kapitani 230. Unheilvolle Folgen ihres Zwistes für die Kriegführung. Politische Reibungen. Alexander Maurokordatos 231. Theodor Negris 232. Verfassung von Westhellas 16. Nov. 1821. Verfassung von Osthellas 28. Nov. 1821 233. Verfassung für Morea 12. Dec. 1822. Die griechische Nationalversammlung in Argos. Ihre Verlegung nach Piadha 234. Unabhängigkeitserklärung 13. Jan. 1822. Verfassung von Epidauros 235. Hindernisse ihrer Durchführung. Bruch mit der Hetärie. Die provisorische Gesamtregierung unter Maurokordatos. Aufrufe an Europa und das griechische Volk 27. Jan. 1822 236. Korinth als Regierungssitz. Einschränkung des Aufstandsgebietes. Fall Janinas. Ermordung Alis 5. Febr. 1822. Lösung des albanesisch-griechischen Bundes 237. Angriffsplan Churchits. Die türkische Flotte. Aufwiegelung von Chios 238. Landung Kara Alis 11. April. Das Trauerspiel von Chios 239. Die griechische Flotte unter Miaoulis. Die Rache des Kanaris 19. Juni 240. Stillstand in Morea. D. Ypsilantis in Osthellas 241. Odysseus im Streit mit dem Areopag. Der Zug des Dramali 242. Flucht der griechischen Regierung. Der Dramali in Argos 25. Juli. Hilfegesuch der Sulioten an Maurokordatos 243. Maurokordatos' Streitkräfte. Das Korps der Philhellenen. Maurokordatos' Lager bei Komboti 244. Verrat des Gogos Bakolas. Schlacht bei Peta 17. Juli 245. Verlust von Suli. Bedrohung Westgriechenlands. Einlenken des Zaren 246. Tatiščevs erste Sendung nach Wien. Metternichs Denkschrift vom 19. April 1822 247. Kapodistrias' Unmut. Tatiščevs zweite Sendung nach Wien. Strangfords Verhandlungen in Konstantinopel 248. Ernennung der Hospodare. Grenze der türkischen Nachgiebigkeit. Kapodistrias' Sturz Juli 1822.

VIII. **Verlauf der spanischen Revolution und Sieg der Ultras in Frankreich.** Entlassung des Ministeriums Argüelles März 1821 251. Ministerium Feliu-Bardaji. Ermordung Vinuesas 4. Mai 252. Spannung zwischen Ministerium und König 253. Bewilligung außerordentlicher Cortes 30. Juni. Zurückhaltung Frankreichs. Hilfegesuche des Königs und der Servilen. Absetzung und Verweisung Riegos 254. Unruhen in Madrid. Eröffnung der außerordentlichen Cortes. Erbitterung der Exaltados 255. Auflehnung von Cadiz, Sevilla, Coruña. Niederlage des Ministeriums in den Cortes 15. Dec. 256. Ermutigung der Exaltados. Zusammenbruch des Ministeriums Feliu-Bardaji 10. Jan. 1822 257. Letzte Verhandlungen der außerordentlichen Cortes. Ihr Schluß 14. Febr. 1822 258. Erstarkung der Servilen 259.

Die Neutralität Frankreichs und ihre Gefährdung. Innere Parteikämpfe. Gesetz hinsichtlich der Donatare des Kaiserreiches 26. Juli 1821 259. Gesetz hinsichtlich der kirchlichen Pensionen 15. Juli 1821 260. Unsicherheit des Ministeriums. Debatten über die Censur. Proceß in Sachen der Augustverschwörung von 1820 261. Villèles und Corbières Bruch mit Richelieu. Die sogenannte Kongregation 262. Einfluß Madame de Caylas 263. Wahlsieg der Ultras. Bündnis der Rechten und Linken 264. Sturz des Ministeriums Richelieu 12. Dec. 1821. Richelieus Tod 17. Mai 1822. Das neue Ministerium. Villèle, Corbière, Peyronnet 265. Montmorency, Clermont-Tonnerre, Belluno. Personalveränderungen. Gesetze über die Polizei der periodischen Presse und Verfolgung der Preßvergehen 17. 25. März 1822 266. Bruch des Bündnisses der Rechten und Linken. Maßlosigkeit der Rechten 267. Verpflanzung der Carboneria nach Frankreich 268. Verschwörungen von Saumur und Belfort Nov. Dec. 1821. Zweite Verschwörung von Saumur Febr. 1822. Schluß der

Session 1. Mai 1822. Sommersession von 1822. Leidenschaftliche Debatten 270. Processe und Hinrichtungen. Verwendung von Lockspitzeln 271. Beförderung hervorragender Ultras. Kirchlich-politische Reaktion im Unterrichtswesen 272. Verfolgung der liberalen Presse. Die auswärtige Politik. Beobachtungsheer an der spanischen Grenze. Hoffnungen der Servilen und König Ferdinands 273.

Cortes-Eröffnung und Ministerium de la Rosa 1. März 1822 274. Umtriebe der Servilen. Ausfälle der Exaltados 275. Die Gesetzgebung und ihre Hemmnisse. Finanzielle Bedrängnis 276. Die Kolonialfrage 277. Versuch eines Staatsstreiches 30. Mai. Rückkehr des Königs von Aranjuez 27. Juni 278. Ermordung Landaburus 30. Juni. Abrücken von vier Gardebataillonen nach El Pardo. Der Plan Cordovas. Spannung in Madrid 279. Abschiedsgesuch der Minister 4. Juli. Drängen der Exaltados 280. Die Ränke des Hofes und die Parteien. Verfehlter Angriff der Garden 7. Juli 281. Würdeloses Benehmen des Königs. Mäßigung der Sieger 282. Ministerium San Miguel 5. August. Regentschaft in Seo de Urgel 15. August 283. Ihre Hilfsgesuche an Frankreich. Überwachung des Hofes in Madrid. Haltung Englands 284. Gesinnung des Zaren. Urteil Metternichs 285. Französische Vermittlungsversuche 286. Forderung der Einmischung seitens der Ultras. Zurückhaltung Villèles 287.

XI. Der Kongreß von Verona. Berufung des Kongresses. Vorverhandlung in Wien. Tod Londonderrys (Castlereaghs) 12. Aug. 1822 288. Drängen des Zaren auf Einmischung in Spanien. Vorsichtige Weisungen Villèles. Wellington in Paris und in Wien 289. Haltung Montmorencys in Wien. Gedankengang Metternichs. Die deutschen Angelegenheiten. Baiern 290. Baiern 291. Eintreffen der Kongreßmitglieder in Verona. Östreichische Denkschrift über die pyrenäische Halbinsel 292. Montmorencys Anfragen in Sachen Spaniens 20. Okt. Metternichs Bemühungen für einen Ausgleich der Meinungen 293. Beantwortung der Anfragen Montmorencys 30. Okt. Gegensatz der drei Ostmächte zu England 294. Laviren Metternichs. Seine Vorschläge vom 31. Okt. Entschiedenheit des Zaren 295. Protokoll der Ostmächte und Montmorencys vom 19. Nov. Einspruch Wellingtons 20. Nov. Abreise Montmorencys. Hervortreten Chateaubriands 296. Bedenken Villèles. Spanien und England. Innerer Zustand Spaniens 298. Kriegseifer der Ultras. Ihr Wahlerfolg 20. Nov. Verzögerung des Zusammengehens Frankreichs und der Ostmächte 299. Die Stellung Metternichs. Der Kongreß und die Angelegenheiten des Orientes 300. Mißachtung des Hilfegesuches der Griechen 301. Die italienischen Angelegeneiten. Politische Verfolgungen 302. Beschlüsse über die Räumung Piemonts (Vertrag vom 8. Dec. 1822). Verminderung der Besatzung des Königreiches beider Sicilien (8. Dec. 1822) 303. Ermahnungen der Ostmächte an die übrigen Regierungen Italiens. Ihre Antworten 304. Plan einer italienischen Central-Untersuchungskommission. Die Angelegenheit des Prinzen von Carignan 305. Die Frage der freien Rheinschiffahrt. Beschwerden über die Flüchtlinge in der Schweiz. Die Angelegenheit der von Spanien abgefallenen Kolonieen 307. Erklärung über den Sklavenhandel 28. Nov. 309 Rundschreiben der drei Ostmächte 14. Dec. Auflösung des Kongresses 310.

X. Französische Einmischung in Spanien. Gegenrevolution in Portugal. Kampf der Kriegs- und Friedenspartei in Paris. Zurückweisung des Angebotes englischer Vermittlung. Französischer Ministerrat 25. Dec. 1822. 311. Entlassung Montmorencys 26. Dec. Chateaubriand Minister des Auswärtigen 28. Dec. 312. Beantwortung der Noten der vier Großmächte in Madrid 313. Abreise des russischen, preußischen, östreichischen Gesandten 14. 15. 16. Jan. 1822. Abrufung des französischen Gesandten 18. Jan. Englisch-spanische Verhandlungen. Mission Somersets 314. Ermutigung der französischen Kriegspartei. Bessières' Streifzug gegen Madrid. Eröffnungsrede Ludwigs XVIII. 28. Jan. 1823 315. Jubel der Ultras. Erbitterung in England. Französische Kammerdebatten 316. Rede Manuels 26. Febr. Seine Ausstoßung 4. März. Austritt der Linken 5. März 317. Verlockungen der Soldaten. Fabvier in Spanien 318. Konflikt zwischen Angoulême und Belluno. Fabviers Truppe am Bidasoa zersprengt 6. April. Englische Parlamentsdebatten April. Englische Neutralität 321. Schwankungen des Ministeriums in Madrid. Verpflanzung der Regierung und der Cortes nach Sevilla 20. März

322. Französischer Feldzugsplan. Siegreiches Vordringen. Verpflegung. Vertrag mit Ouvrard 323. Abfall Abisbals 15. Mai. Einzug Angoulêmes in Madrid 24. Mai. Die provisorische Junta Eguias 324. Ihre Auflösung 24. Mai. Einsetzung einer Regentschaft 325. Ihr reaktionärer Übereifer. Verlegenheit Villèles. Vorschiebung und Abweisung des Königs von Neapel 326. Beglaubigung von Vertretern der vier Mächte bei der Regentschaft. Die „königlichen Freiwilligen" 327. Suspension des Königs in Sevilla 11. Juni. Übersiedelung der Regierung und der Cortes nach Cadiz 12. 13. Juni. Wutausbrüche der Servilen 328. Drakonische Dekrete der Regentschaft 22. Juni, 23. Juli. Unzufriedenheit Angoulêmes. Kapitulation Morillos 10. Juli, Ballesteros' 28. Juli u. a. 329. Angoulêmes Ordonnanz von Andujar 8. Aug. Protest der Regentschaft. Schwäche der Gesandten 330. Resignirte Stimmung Angoulêmes. Das Programm der Ostmächte und Frankreichs Anbequemung 331. Belagerung von Cadiz. Scheitern der Verhandlungen 332. Erstürmung des Trocadero 31. August. Verfehlte Expedition Riegos. Seine Verhaftung 15. Sept. Fortschritte der Belagerung, Aufgabe des Widerstandes 28. Sept. 333. Versprechungen des Königs. Seine Abfahrt ins französische Lager 1. Okt. Saez Universalminister. Erste Dekrete 334. Ächtungsdekret vom 4. Okt. Flucht der Liberalen. Besorgnisse der französischen Regierung 335. Benehmen der Gesandten der Ostmächte. Ende des Krieges. Heimkehr Angoulêmes. Hinrichtung Riegos 7. Nov. Einzug des Königs in Madrid 13. Nov. 336. Ministerium Casa Irujo-Ofalia 2. Dec. Verträge mit Frankreich 5. 19. Jan., 9. Febr. 1824 337. Fortdauer der Anarchie. Ergebnis der Politik der Einmischung 338.

Rückwirkung auf Portugal. Schwierigkeiten und Mißerfolge der konstitutionellen Regierung 339. Abfall Brasiliens. Dom Pedro Kaiser 12. Okt. 1822. Umtriebe der Verfassungsfeinde 340. Königin Carlota. Dom Miguel. Erbitterung der Liberalen gegen die Ostmächte und Frankreich 341. Aufstand Amarantes und Silveiras. Ihre Besiegung und Flucht. Ermutigung der Verfassungsfeinde durch Angoulêmes Erfolge 342. Die Gegenrevolution. Abfall Sampayos 27. Mai 1823. Verbindung mit Dom Miguel. Abfall Sepulvedas 29. Mai 343. Entführung des Königs. Proklamation vom 31. Mai. Einstellung der Cortessitzungen 2. Juni. Verheißungen des Königs 3. Juni 344. Einzug in Lissabon 5. Juni. Sieg der Gegenrevolution 345.

XI. **Die Reaktion in den romanischen Ländern.** Portugal. Strafen und gesetzgeberische Rückschritte. Junta zur Beratung einer „Charte" 346. Gegenwirkungen Dom Miguels, der Königin, der Ostmächte. Verhalten Frankreichs. Hyde de Neuville. Aussichtslosigkeit einer „Charte" 347. Palmella und England. Wiedererscheinen Beresfords. Subserra und Frankreich 348. Frage der Amnestie. Ermordung Loulés 29. Febr. 1824 349. Aufstand Dom Miguels 30. April. Schreckensherrschaft in Lissabon 350. Flucht Johanns VI. auf ein englisches Schiff 9. Mai. Unterwerfung Dom Miguels. Seine Abreise 13. Mai. Amnestiedekret 5. Juni 351. Versprechen der Herstellung der alten Cortes. Erfolgreiche Gegenwirkungen. Wettkampf Englands und Frankreichs 352. Entfernung Beresfords. Ersetzung Thorntons durch A'Court. Abreise Hydes. Entlassung des Ministeriums Subserra 15. Jan. 1825 353. Englische Vermittlung 354. Vertrag vom 29. Aug. 1825 355.

Spanien. Fanatismus der „Apostolischen" 355. Schwäche und Mißhelligkeiten der Großmächte. Amnestieakte vom 1. Mai (erschienen 20. Mai) 1824. Erbitterung der Apostolischen. Ministerium Zea Bermudez Juli, Aufstandsversuch der Liberalen Aug. 1824. Steigerung des Terrorismus 357. Vergebliche Gegenbestrebungen der Verbündeten. Entfernung Ugartes März 1825. Anfänge der Mäßigung Juni 1825 358. Unterdrückung apostolischer Empörungen Aug. 1825. Zerrüttung des Finanzwesens 359. Öffentliche Unsicherheit. Schleichhandel. Lähmung der Volksbildung und der geistigen Kultur. Elender Zustand von Heer und Flotte 360. Gänzlicher Verlust der Kolonieen in Südamerika. Restaurationspläne der Veroneser Verbündeten 361. Widerspruch Cannings. Anerkennung von Buenos Aires, Columbien, Mexiko durch England 1. Jan. 1825 362.

Frankreich. Eindruck des spanischen Feldzuges. Übermut der Ultras. Stellung Villèles 363. Auflösung der Kammer 24. Dec. 1823. Sieg des Ministeriums 364. Eröffnung der Kammern 23. März 1824. Gesetzentwurf über

die Rentenkonversion. Angriffe. Annahme in der 2. Kammer 5. Mai 365. Verwerfung durch die Pairs 3. Juni. Entlassung Chateaubriands 6. Juni 366. Annahme des Gesetzes betr. die siebenjährige Gesamterneuerung 8. Juni (sanktionirt 16. Juni) 367. Weitere Debatten. Schluß der Session 4. August. Damas Minister des Auswärtigen 368. Frayssinous Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichtes. Herstellung der Censur 16. Aug. 369. Tod Ludwigs XVIII. 16. Sept. 1824 370.

Italien. Lombardei. Proceß Confalonieris u. a. Das Urteil 19. Dec. 1823 370. Der kaiserliche Gnadenakt 8. Jan. 1824 371. Meinungsäußerungen Strassoldos. Kaiser Franz in Mailand Mai 1825. Neapel. Letzte Regierungsjahre Ferdinands I. († 4. Jan. 1825) 372. Franz I. 373. Abzug der Östreicher. Schweizer Söldner. Parma. Modena. Lucca 374. Toscana. Kirchenstaat. Tod Pius' VII. und Consalvis 20. Aug. 1823, 24. Jan. 1824. Leo XII. Tendenzen seiner Regierung 375. Enttäuschungen 396. Finanzwesen. Politische Sekten. Verfolgungen. Rivarola 377. Invernizzi. Piemont. Karl Felix. Karl Albert, Prinz von Carignan 378. Fortdauer der östreichischen Obmacht in Italien 379.

XII. Die Reaktion in Deutschland. Preußens Belobung durch Gentz. Die preußische Verfassungsfrage 381. Der Kommissionsbericht vom 19. März 1821. Stimmung des Königs. Kabinetsbefehl vom 11. Juni 1821 382. Kommission vom 30. Okt. 1821 unter Vorsitz des Kronprinzen. Bedrohung der Verwaltungseinheit 383. Die Kommission und die Notabeln. Sieg der bureaukratisch und altständisch Gesinnten 384. Gutachten und Schreiben Steins an den Kronprinzen 6. 10. Nov. 1822. Mißachtung Hardenbergs. Voß Vicepräsident des Staatsrates Sept. 1822. Hardenbergs Tod 26. Nov. 1822 385. Voß. Sein Tod 30. Jan. 1823. Aufhebung des Ministerpräsidiums 386. Hatzfeld in Wien. Allgemeines Gesetz über die Provinzialstände und erste Provinzialordnungen 5. Juni, 1. Juli 1823. Zusammensetzung der Provinzialstände 387. Übergewicht des Großgrundbesitzes 388. Befugnisse der Provinzialstände. Sieg des Feudalismus und der Bureaukratie 389.

Östreichisch-preußisches Zusammenwirken im Bundestag 389. Die Oppositionspartei unter Wangenheim. Das Bundeskriegswesen. „Allgemeine Umrisse" 9. April, „Nähere Bestimmungen" 11. Juli 1821 390. Streit über die kleinsten Kontingente 391. Die Bundesfestungsfrage. Die Darmstädter Zollkonferenzen. Streit Preußens und Anhalt-Köthens 392. Die schleswigholsteinische Frage 393. Dahlmann 394. Beschwerde der holsteinischen Prälaten und Ritter beim Bundestag 4. Dec. 1822. Die westfälischen Domänenkäufer in Kurhessen. Die Mainzer Central-Untersuchungskommission 395. Wangenheims Antrag betreffend ihre Berichterstattung und Auflösung 14. März 1822. Verhandlung Metternichs und Hardenbergs über den Bericht 396. Vorlage des Berichtes 30. Mai. Fortdauer der Kommission. Plan einer „Purifikation" des Bundestages 397. Die Stuttgarter Presse. Selbstgefühl des Königs von Würtemberg 398. Würtembergische Cirkulardepesche vom 2. Jan. 1823. Entrüstung der Ostmächte. Isolirung Würtembergs. Vorbereitung neuer Wiener Konferenzen 399. Wiener Konferenzen Jan., Febr. 1823 400. Bestimmung Münchs zum Präsidialgesandten in Frankfurt. Verhalten des Königs von Würtemberg 401. Abrufung der Gesandten der Ostmächte von Stuttgart. Unterdrückung des „Deutschen Beobachters" durch den Bundestag 30. Mai 402. Wangenheims Bericht über die Beschwerden der westfälischen Domänenkäufer 5. Juni. Sein Bericht über die holsteiner Beschwerde 10. Juli 403. Seine Abrufung Juli. Entlassung Wintzingerodes 2. Okt. Aussöhnung der drei Ostmächte und Würtembergs. Beherrschung des Bundestags durch Östreich und Preußen 404. Abweisung der kurhessischen Domänenkäufer 4. Dec. Abweisung der holsteinischen Beschwerdeführer 27. Jan. 1823, 15. Jan. 1824 405. Beschluß doppelter Protokollführung 1. Juli 1824. Münchs Vorschläge für Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse 6. Jan. 1824. Badische Anregung einer Einwirkung des Bundes auf Verfassungsänderung 407. Urteil Münchs. Äußerungen Mauclers und Rechbergs 408. Verhandlung Metternichs und Bernstorffs 409. Sendung Steigentesch nach Berlin Jan. 1824. Sendung Krauseneck nach Wien April 1824 410. Hatzfeld in Berlin Mai 1824. Kamptz Direktor im preußischen Unterrichtsministerium. Nagler preußischer Bundestagsgesandter 411. Metternich in Tegernsee 26. Mai bis 2. Juni. Metternich auf dem Jo-

hannisberg Juni, Juli 412. Metternich in Ellingen Juli. Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse 16. August 413.

Entdeckung einer angeblichen Verschwörung. Deutsche „Demagogen“ in der Schweiz. W. Snell, K. und A. Follen u. a. 414. Preußisch-östreichische Beschwerden beim Vorort 11. 13. Nov. 1820. Urteil Armins. Beschwerden wegen italienischer Flüchtlinge März, August 1823 415. Sprewitz in Chur. Der sogenannte „Männerbund“. Fortdauer der Burschenschaft 416. Aussonderung einer radikalen Gruppe. Der „Jünglingsbund“ 417. Seine Ungefährlichkeit. Beginn der Verfolgung. Das Untersuchungsgericht in Köpenick 418. Verhaftung Cousins. Auslieferungsbegehren in Bern 419. Beargwöhnung der Schweiz. Das Zeugnis Wits von Dörring. Annahme eines internationalen Geheimbundes 420. Preußische Urteilssprüche. Urteile in anderen deutschen Staaten. Auflösung der Mainzer Kommission 1828 421. Ihr „Hauptbericht“ vom 14. Dec. 1827. Erschlaffung des Bundestags 422. Lähmung des süddeutschen Verfassungswesens. Würtemberg. Hessen-Darmstadt 423. Baiern. Gesetze über Gewerbewesen, Heimatrecht u. s. w. vom 11. Sept. 1825. Finanzfragen 424. Baden. Neuwahlen 425. Verfassungsänderung 426.

XIII. England. Erschütterung der starren Tory-Regierung. Proceß der Königin. Karoline im Ausland. Die Mailänder Untersuchungskommission 427. Ansprüche der Königin 428. Ihr Einzug in London 6. Juni 1820. Einleitung des Processes vor dem Parlament 6. Juni. Scheitern eines Vermittlungsversuches 19. Juni 429. Trennung Cannings von der Regierung. Vorlage der Anklagebill im Oberhaus 5. Juli. Erbitterung der öffentlichen Meinung 430. Beginn der Verhandlungen vor dem Oberhaus 17. August. Zunahme der Aufregung. Broughams und Denmans Verteidigungsreden 431. Geringe Mehrheit für die zweite und dritte Lesung 6. 10. Nov. Verzicht der Regierung auf Fortsetzung. Vertagung des Parlamentes. Abnahme der Teilnahme für die Königin 432. Ihre Zurückweisung beim Krönungsfest 19. Juli 1821. Ihr Tod 7. Aug. 1821. Durchbruch der Preßfreiheit 433. Ermutigung der parlamentarischen Opposition. Annahme eines Antrages auf Katholikenemancipation im Unterhaus. Die Frage der Parlamentsreform. John Russell. Aufhebung des Wahlrechtes von Grampound 30. Mai 1821 434. Russells Reformantrag 25. April 1822. Hamiltons Hinweis auf die Mißstände des schottischen Wahlrechts. Agrarische Beschwerden 435. Untersuchungsausschüsse 1820, 1821. Änderung des Kornzollgesetzes 1822. Dringen auf Ersparnisse. Josef Hume 436. Verstärkung der Regierung durch die Grenvilles und Peel, anfangs 1822. Finanzielle Maßregeln 437. Canning Nachfolger Londonderrys 16. Sept. 1822. 438. Wendung der auswärtigen Politik. Ersetzung Vansittarts durch Robinson Febr. 1823. Ausschluß der Frage der Parlamentsreform 439. Vertagung der Frage der Katholikenemancipation. Milderungen des Strafrechts 440. Reformen im Finanzwesen. Änderung des Tilgungsfonds. Steuerermäßigungen. Steigender Wohlstand und Überschüsse. Steuer- und Zollermäßigungen 1822 ff. Huskisson 441. Durchlöcherung der Navigationsakten 1822, 1823 442. Preußisch-englischer Schiffahrtsvertrag 2. April 1824. Abschaffung von Ausfuhrprämien 443. Herabsetzung ddr Wolle- und Seidenzölle 1824—26. Abschaffung der Spitalfieldsgesetze 1824 444. Abänderung der Gesetze gegen Arbeiterverbindungen 445. Hume und Place. Gesetz von 1824. Widerspruch der Unternehmer. Gesetz von 1825. Gewerkvereine 446. Überspekulation. Aktienschwindel 447. Der Umschlag und die Panik Dec. 1825. Arbeiterelend. Gesetzgeberische Folgen der Panik 1826 448. Die Geldklemme und die Haltung der Regierung. Sorge für Kornzufuhr 449. Huskissons Verteidigung seiner Handelspolitik 24. Febr. 1826. Unterstützung durch Canning 450. Zusammenhang der kommerciellen und auswärtigen Politik. Canning und der europäische Liberalismus 451. Bedenken Georgs IV. Ränke Metternichs 452. Canning und die Griechen 453.

XIV. Der Fortgang des griechischen Freiheitskampfes. Verzweifelte Lage Griechenlands im Frühsommer 1822. Rettung Moreas 455. Verlustreicher Rückzug des Dramali nach Korinth August. Thatenlosigkeit der türkischen Flotte. Verfehlter Feldzug Mehmed Kiuses. Tod Churchits Nov. Aufhebung der Belagerung Mesolonghis 12. Jan. 1823 455. Eroberung Nauplias durch die Griechen 12. Dec. 1822. Tod des Dramali 456. Zwistigkeiten der Griechen.

Nationalversammlung zu Astros März bis Mai 1823. Ihre Beratungen 457. Neuwahl der Regierung. Kolokotronis' Auflehnung. Hader zwischen Exekutive und Legislative. Feldzug von 1823. Chosrew. Unthätigkeit der türkischen Flotte 458. Neue Bedrohung Mesolonghis. Tod des Markos Botsaris bei Karpenisi 21. Aug. 1823. Abzug der Türken von Anatoliko. Kämpfe in Osthellas 459. Kapitulation von Akrokorinth 7. Nov. Verjagung der Legislative durch Panos Kolokotronis 10. Dec. Neuwahl der Exekutive in Kranidhi. Konduriottis. Kolettis 460. Der erste Bürgerkrieg Frühling 1824. Innere Zwistigkeiten 461. Der zweite Bürgerkrieg Nov. Dec. 1824. Erfolge der Regierung 462. Odysseus und Negris. Negris' Tod Dec. 1824. Odysseus' Tod 17. Juli 1825. Finanzklemme. Die englischen Anlehen 463. Gewaltsamkeiten der Rumelioten. Veränderter Kriegsplan der Türken 464. Mehmed Ali. Eingreifen der Aegypter. Eroberung Kretas Frühling 1824. Eroberung der Insel Kasos 19. Juni. Eroberung Psaras 3. Juli 466. Überfall der türkischen Besatzung auf Psara 17. Juli. Kämpfe bei Samos 467. Vereinigung der Flotten Chosrews und Ibrahims 1. Sept. Seegefechte bei Budrun 5. 10. Sept. Trennung Chosrews und Ibrahims 468. Ibrahims Landung in Kreta Dec. 1824. Lässigkeit der Griechen. Landung der Vorhut Ibrahims in Morea 23. Febr. 1825. Konduriottis' Unfähigkeit 469. Gefecht bei Kremmydy 19. April. Belagerung von Alt- und Neu-Navarino. Einnahme von Sphakteria 8. Mai 470. Einnahme von Alt- und Neu-Navarino 10. 23. Mai. Gefecht bei Maniaki. Tod des Dikäos 1. Juni. Freilassung des Kolokotronis. Amnestie 22. 30. Mai. Kämpfe bei Achovo 18. 19. Juni 471. Ibrahim vor Nauplia 27. Juni. Sein Rückzug nach Tripolitsa. Seegefechte 472. Griechische Pläne der Anschaffung von Kriegsdampfern. Verhandlung mit Cochrane. Enttäuschungen. Beginn der zweiten Belagerung Mesolonghis Frühling 1825 473. Reschids Anstalten. Mitwirkung Chosrews. Seine Vertreibung durch Miaoulis 3. August. Verlegenheiten Reschids 474. Rückkehr Chosrews. Ankunft Ibrahims im Lager vor Mesolonghi Jan. 1826 475.

Der Philhellenismus. Seine Ursachen 475. Philhellenische Freiheitskämpfer. Ihre wechselnden Stimmungen 476. Philhellenen-Vereine. Deutschland 477. Krug. Vereine in Stuttgart, Freiburg, Darmstadt u. s. w. 1821. Bekämpfung des Philhellenismus durch die östreichische und preußische Regierung 478. Seine Ausbreitung. Wilhelm Müller. Die Schweiz. W. Snell. Zschokke. Orelli u. a. Der Züricher Verein, 1822 Centralverein. Die Expedition Kephalas 480. Die Zurückbeförderung von griechischen Flüchtlingen. England. Hughes. Erskine 481. Der Londoner Hilfsverein 1823. Blaquière. Byron 482. Seine Abfahrt von Genua 15. Juli 1823. Seine Ankunft in Mesolonghi 5. Jan. 1824 483. Seine Thätigkeit. Sein Tod 19. April 1824 484. Frankreich. Fauriel. Der Pariser Hilfsverein 1825. Chateaubriand, Constant u. a. 485. Eynard. Französische Parteigänger in Griechenland. Roche und die orléanistische Thronkandidatur 486. Englische Parteigänger. Griechenland stellt sich unter Englands Schutz 1. August 1825 487. Letzter Widerstand Mesolonghis. Kampf um die Lagunen. Übergabe Anatolikos 13. März 1826 488. Vergebliche Expedition Miaoulis'. Untergang Mesolonghis 23. April 1826 489. Eindruck des Ereignisses. Anfeuerung des Philhellenismus. Ludwig von Baiern 490. Aufruf Hufelands, Neanders u. s. w. Die Schweiz. Genf und Eynards Thätigkeit 491. Neuer Aufschwung des Philhellenismus in Frankreich 492. Druck der öffentlichen Meinung Europas 493.

Verhandlung in Konstantinopel gemäß den Veroneser Beschlüssen. Schwierigkeit der russisch-türkischen Aussöhnung 493. Nachgiebigkeit der Pforte in der Frage der Schiffahrt. Zusammenkunft der Kaiser Franz und Alexander in Czernowitz Okt. 1823 494. Russischer Vorschlag einer „Pacifikation“ Griechenlands. Russisches Pacifikations-Programm 9. Jan. 1824 495. Widerstreben der Griechen und Türken. Beurteilung durch die Großmächte. Änderung der englischen Politik 496. Erste Petersburger Konferenzen Juni, Juli 1824. Minčaki russischer Geschäftsträger bis zu Ribeaupières Ankunft. Umschlag in Konstantinopel vor Strangfords Abreise 11. Okt. 1824 497. Pläne Metternichs. Gedankengang Cannings. Seine Beantwortung des griechischen Hilfegesuches 1. Dec. 1824 498. Mission Stratford Cannings. Sein Auftreten in Wien 499. Sein Empfang in Petersburg. Zweite Petersburger Konferenzen Februar bis April 1825 500. Östreichs scheinbare Empfehlung griechischer Unabhängigkeit. Östreichisch-russischer Gegensatz 501. Protokoll vom 7. April 1825. Metternich

in Paris März, April 1825 502. Seine Überhebung. Haltung der französischen und der preußischen Regierung 503. Beantwortung der vertraulichen Eröffnungen der vier Mächte durch die Pforte Juni 1825. Abrufung der Beschli-Agas aus den Donaufürstentümern Okt. Optimismus Metternichs 505. Lösung Rußlands von der festländischen Allianz. Annäherung an England 505. Ernennung Strangfords und Stratford Cannings zu Gesandten in Petersburg und Konstantinopel. Vorsicht Cannings. Zurückweisung der griechischen Unterwerfungsakte. Idee eines englisch-russisch-französischen Dreibundes 506. Vertrauliche Unterhandlung Cannings und Lievens. Anbahnung einer englisch-russischen Verständigung 507.

XV. Bewegung in der Litteratur. Romantische Strömungen und Gegenströmungen in der gelehrten Litteratur. Deutschland 508. Raumer. Ranke. Schlosser 509. Hegel 510. Frankreich. Cousin 511. A. Thierry. Guizot 512. Politische Tendenzen der historischen Litteratur. Thiers 513. Mignet. England. Hallam. Macaulay. Godwin. Westminster-Review 514. Veränderung der romanischen Strömung in der schönen Litteratur. England. Moore 515. Savage Landor. Keats. Shelley 516. Shelleys Radikalismus 517. Byron. Verhältnis zur Romantik 518. Die Poesie des Weltschmerzes 519. Byrons erstes Auftreten und Reise nach dem Süden (1809 bis 1811) 520. Childe Harold Gesang I. II. 1812. Erste Triumphe 521. Lebenswendung. Selbstverbannung aus England 1816. Manfred 1817. Kain 1821 522. Childe Harold Gesang III. IV. 1816. 1818 523. Die Vision des Gerichtes 1822. Die bronzene Zeit 1823. Don Juan 1819 bis 1823 524. Byron im Kampf gegen die europäische Reaktion 525. Nachwirkung seines Endes. Die slavischen Nationen. Polen 526. Mickiewicz 527. Rußland 528. Puškin 529. Onégin 1826 ff. 530. Deutschland. Wilhelm Müller 531. Chamisso. Waiblinger. Zedlitz 552. Grabbe 533. Platen 534. Immermann 535. Heine 536. Gedichte 1822 ff. Buch der Lieder 1827. Reisebilder Bd. 1. 2. 1826. 1827 537. Bd. 3 und Nachträge 1830. 31 538. Börne. Gesammelte Schriften 1829 ff. 539. 540. Spanien. Italien. Rossetti. Berchet 541. Romantik und Nationalgefühl. Guerrazzi. Niccolini 542. Leopardi 543. Frankreich. Béranger 544. Zweite, dritte, vierte Sammlung der „Chansons“ 1821. 1825. 1828. Courier 545. Lamartine. Méditations poétiques 1820 ff. Vigny 546. Viktor Hugo 547. Oden und Balladen 1822—28. Cromwell 1827 548. Marion de Lorme. Hernani 1829. 1830 549. Orientales 1829. Viktor Hugos Cénacle 550. Umwälzung auf anderen Kunstgebieten. Der Romantismus und die Regierung. Politische Wandlung Viktor Hugos 551. 552. Schluß 553.

Anhang.

I. Ferdinand VII., König von Spanien, an Ludwig XVIII. 25. Oktober 1820 . . . . S. 557.
(Archives du Ministère des Affaires Etrangères. Paris.)

II. Auszug aus einem Bericht Niebuhrs. Rom 12. Juli 1820 . S. 557. 558.
(Geheimes Staatsarchiv Berlin.)

III. Ferdinand I., König beider Sicilien, an Ludwig XVIII. 21. December 1820 . . . . S. 558. 559.
(Archives du Ministère des Affaires Etrangères. Paris.)

IV. Bericht Binders an Metternich. Turin 17. März 1821 . . S. 559—561.
(K. und K. Haus- Hof- und Staats-Archiv Wien.)

V. Metternich an den Zaren Alexander. 3. December 1821 . . S. 561—563.
(K. und K. Haus- Hof- und Staats-Archiv Wien.)

VI. Auszug aus einem Brief des Generals von Normann. 26. Juli 1822 S. 563.
(Kopie in den Papieren des Züricher Philhellenen-Vereines. Stadtbibliothek Zürich.)

VII. Anonymes Schreiben an den Sekretär Paver in Verona. 2. December 1822 . . . . S. 564. 565.
(Archivio di Stato. Florenz.)

VIII. Bericht Royers. Lissabon 19. November 1826 . . . . S. 565. 566.
(Geheimes Staatsarchiv Berlin.)

IX. Hardenberg an Metternich. 21. März 1822 . . . . S. 566—569.
(K. und K. Haus- Hof- und Staats-Archiv Wien.)

X. Auszug aus einem Bericht Armins. Bern 25. December 1820 S. 570. 571.
(Geheimes Staatsarchiv Berlin.)

Berichtigungen und Zusätze . . . . S. 572.

I.

Spanien. Revolution von 1820.

Dem Geschichtsschreiber wie dem epischen Dichter ist die Zeitfolge als Gebiet zugewiesen. Das bunte Gemälde der Handlung, die den Vorwurf seiner Darstellung ausmacht, rollt sich nur allmählich vor den Augen der Betrachter auf. Er läuft beständig Gefahr, vergessen zu lassen, wie viele der nach und nach vorgeführten Scenen und Figuren von demselben zeitlichen Rahmen umspannt sind. Gilt dies schon von der Geschichte eines einzelnen Landes oder eines einzelnen Volkes, um wieviel mehr von der Geschichte eines ganzen Weltteiles. Der bisherige Gang der Erzählung hat nur einen Teil des ungeheuren Bereiches erschließen können. Ein Überblick über die Geschichte Spaniens im Verlauf derselben Jahre muß die nächste Erweiterung des Gesichtsfeldes darbieten. —

Abgeschlossenheit Spaniens.

Inmitten der europäischen Völkerfamilie erschien das spanische Volk beim Beginne des neuen Zeitalters wie ein halbfremdes Glied. Die Reformen Karls III., die im achtzehnten Jahrhundert den schreienden Mängeln der Verwaltung, der Bildung, des Landbaues, der Gewerbe hatten abhelfen sollen, waren an der großen Masse fast spurlos abgeprallt. Die Regierung Karls IV. hatte es darauf angelegt, alle die schwachen Keime segensreicher Änderungen des Alten wieder zu zerstören. Spanien, von den Fortschritten der neueren europäischen Gesittung kaum berührt, war in stolzer Abgeschlossenheit erstarrt geblieben. So große Unterschiede zwischen dem gemessenen Castilianer und dem beweglichen Andalusier, dem rauhen Aragonesen und dem dienstfertigen Gallego bestanden: die Nation als Ganzes, in ihrer Schätzung noch immer, wie dreihundert Jahre zuvor, die erste des Erdkreises, hatte sich ihr tiefes Gefühl des Widerstrebens gegen ausländische Einflüsse bewahrt. Dem Überkommenen unerschütterlich treu, hatte sie selbst das offenkundige Verderbnis der alten geschichtlichen Mächte, des Königtums, des Adels, des Klerus schweigend geduldet.

Danach war es von Napoleon unternommen worden, durch eine

Der Befreiungskampf und seine Folgen.

Gewaltkur dem kranken spanischen Volkskörper frisches Blut zuzuführen. Aber die zum äußersten getriebenen Bürger und Bauern, die für ihr Herrscherhaus, ihre Religion, ihre Gewohnheiten, ihre nationale Unabhängigkeit Leib und Leben einsetzten, hatten in ihm nicht den Retter, sondern den Räuber gesehen und sehen müssen. Dies verachtete Land gab dem ganzen Weltteil das Beispiel einer Erhebung von unbesieglicher Kraft. An spanischem Heldenmut stärkten sich aller Orten die um Verlorenes trauernden Seelen. Solange das auf der iberischen Halbinsel entfachte Feuer noch flammte, ließen sie die Hoffnung der Abwerfung des verhaßten Joches nicht fahren. Wer den Freiheitskampf der Spanier in der Nähe beobachtete, konnte sich freilich nicht verhehlen, daß er mit den edelsten Antrieben auch die schlechtesten Leidenschaften entfesselt habe. Was dies Volk bis dahin für jede durchgreifende Besserung unempfänglich gemacht hatte: sein Fremdenhaß, sein Fanatismus, seine abergläubische Beschränktheit, seine wilde Ehrsucht, seine Unlust zu geduldiger Arbeit, seine Lust an abenteuerlichen Gewaltthaten: dies alles ward durch das Jahre lange Ringen mit der napoleonischen Heeresmacht im höchsten Maße genährt. Daher hielt Wellington, der Bundesgenosse der wilden Freiheitskämpfer, die Spanier sogar nach den größten Erfolgen, die er vereint mit ihnen davongetragen hatte, für eine „verlorene Nation".

„Liberale" und „Servile."

Indessen war während des Kampfes durch spanische Patrioten selbst der Versuch gemacht worden, die Wiedergeburt des Staatswesens vorzubereiten. Die nach Cadiz berufenen außerordentlichen Cortes hatten es auf sich genommen, in der alle Dämme überflutenden Aufwallung des empörten Nationalgefühls feste Grundsteine einer glücklicheren Zukunft zu legen. Hier hatte es sich jedoch offenbart, daß man ebenso uneinig über das Programm der inneren Umgestaltung war, wie man sich in der Abwehr des auswärtigen Feindes einig gewußt hatte. Zwei Parteien waren sich gegenübergetreten: die „Liberalen", ein Name, der in das politische Wörterbuch des Weltteils aufgenommen wurde, und die „Servilen", eine vom Haß der Gegner aufgebrachte Bezeichnung. Zugleich aber hatte in Cadiz der Geist der französischen Revolution, die man in der Form kriegerischer Eroberung verabscheute, die größten friedlichen Triumphe davongetragen. Jene Cortesverfassung des Jahres 1812, die für lange Zeit weit über die Grenzen Spaniens hinaus das geheiligte oder verfemte Banner im Kampfe der Parteien blieb, war ganz und gar mit den Ideen der französischen Verfassung von 1791 durchtränkt. Ihre Schöpfer standen trotz loyalster Gesinnung im Banne der staatsrechtlichen Lehren, denen die Konstituante ein scharfes Gepräge verliehen hatte. Überdies glaubten sie, den vaterländischen Überlieferungen mittelalterlicher Aufstände und Entthronungen die besten Gründe für demo-

kratische Ausgestaltung ihres Werkes entlehnen zu können. Endlich trieb sie die augenblickliche Gewalt der Thatsachen, der Drang der außergewöhnlichen Lage, die Gefangenschaft des angestammten Fürsten, die Erinnerung an erlebte Schande, die Furcht vor dem Rückfall in das Regiment nackter Willkür zum Fortschreiten auf der Bahn, die sie mit Proklamirung der Souveränität des Volkes betreten hatten.

Die Cortesverfassung von 1812.

Daher erklärte sich die mißtrauische Einschränkung des königlichen Willens im großen wie im kleinen. Dem König sollte zwar nach einer allgemeinen Bestimmung, vereint mit den Cortes, die gesetzgebende Gewalt zustehen. Aber darunter war nur das Recht begriffen, Gesetzentwürfen in zwei aufeinanderfolgenden Sitzungen der Cortes die Sanktion zu versagen. Ihm allein sollte scheinbar die ausübende Gewalt beiwohnen. Indessen wurde er auch auf diesem Felde teils durch das Aufsichts- und Verordnungsrecht der Cortes, teils durch die Befugnisse eines nach ihren Anträgen zusammengesetzten Staatsrates eingeengt. Nur auf dessen Vorschlag konnte er Richter und Bischöfe ernennen. Bei Gefahr, als ein seiner Krone Entsagender angesehen zu werden, durfte er sich ohne Einwilligung der Cortes weder aus dem Königreich entfernen, noch einen Ehebund eingehen. Den Cortes stand es sogar zu, alle die von der Thronfolge auszuschließen, die unfähig zum Regieren seien oder die sich der Krone durch irgend welche Handlungen unwürdig gemacht hätten.

In dieser einen ungeteilten Cortesversammlung sollte künftig das Schwergewicht des Gemeinwesens ruhen. Hervorgegangen aus mittelbaren Wahlen der Staatsbürger des Mutterlandes und der Kolonieen ohne Rücksicht auf die alten ständischen Unterschiede, aber unter Vorbehalt späterer Festsetzung eines Census, sollte sie jährlich von selbst zu öffentlichen, dreimonatlichen Sitzungen in der Hauptstadt zusammentreten. Der König durfte sie weder auflösen noch von sich aus vertagen. In den zwischen den einzelnen Sessionen liegenden Monaten hatte eine „beständige Deputation" der Cortes die Beobachtung der Verfassung und der Gesetze zu überwachen. Auch stand ihr in gewissen dringenden Fällen die Berufung außerordentlicher Cortes zu. Übermächtig, wie die „Repräsentation des Volkes" in diesem bisherigen Musterlande des Despotismus nach dem Traumbild der Verfassung von 1812 erschien, wurden ihr doch aus doktrinärem Mißverstand und blinder Nachahmungssucht wichtige Bedingungen für gedeihliches Wirken geraubt. Alle zwei Jahre hatte eine Gesamterneuerung der Cortes stattzufinden. Aber die Abgeordneten der letzten Versammlung durften in die nächstfolgende nicht wiedergewählt werden. Minister und Staatsräte waren überhaupt, Staatsbeamte in der Provinz, in der sie ihren Posten bekleideten, nicht wählbar. Jedem Abgeordneten war es verboten, aus der Hand des Königs ein Amt oder eine Beförderung anzunehmen. Selbst vom Staatsrat waren alle Cortesmitglieder ausgeschlossen.

1*

Weitere Gesetze der Cortes von Cadiz.

Wo nicht die verzerrte konstitutionelle Schablone in Frage kam, hatte die Mehrheit der Cortes zu Cadiz in der Regel viel größeres Verständnis für die Forderungen und Möglichkeiten des wirklichen Lebens gezeigt. Ihre Bestimmungen über Gerichts- und Gefängniswesen, städtische Selbstverwaltung, Provinzialvertretung knüpften zum Teil an die weisen Reformvorschläge an, die seit lange von den einsichtigsten Spaniern gemacht worden waren. Mit dem Satze, daß künftig bei der Besteuerung kein Privilegium stattfinden sollte, leisteten sie einer der ersten Anforderungen des Rechtsstaates Genüge. Die Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht verurteilte eine staatsbürgerliche Ungleichheit anderer Art. Das Verlangen der Gründung von Volksschulen in allen Städten und Gemeinden des Reiches und der Errichtung fehlender höherer Unterrichtsanstalten stellte Sühne für eine der schwersten Unterlassungssünden des ancien régime in Aussicht. Von demselben Geiste war das denkwürdige Gesetz eingegeben, das dem gedrückten Bauernstande durch Aufhebung der grundherrlichen Vorrechte Erleichterung versprach. Zwar mußte sein unbestimmter Wortlaut zahlreiche Processe und sich widersprechende Urteile hervorrufen. Aber man gedachte in der Folge diesem Übelstand durch eine authentische Interpretation abzuhelfen, wozu es denn freilich nicht kam. Auch dem kirchlichen Machtgebiet hatte die Cortesmehrheit engere Grenzen zu ziehen beschlossen, so viel sie noch immer den herrschenden Vorstellungen zugestehen mochte. Sie willigte unbedenklich darein, die katholische Religion durch die Verfassung für immer als die einzig wahre Religion des spanischen Volkes zu erklären und die Ausübung jeder anderen zu verbieten. Sie unterließ es nicht festzusetzen, daß das Geschäft der Wahlen durch feierliches Tedeum, Messe und Predigt abgeschlossen werde. Als sie die Preßfreiheit proklamirte, schränkte sie dieselbe auf das Bereich von Druckerzeugnissen politischen Inhaltes ein. Sie wagte tiefe Einschnitte in den Bestand der Ordenshäuser, aber sie hütete sich, nach dem Vorgang des Napoleoniden die Säkularisation sämtlicher Klöster anzubefehlen. Sie konnte nach erbittertem Kampf die Aufhebung der Inquisition verkünden, aber sie unterwarf jeden Ketzer dem Spruch des Richters.

Widerstand von Klerus und Adel.

Allein trotz maßvoller Bescheidung im Angriff gegen die eingewurzelte Herrschaft des geistlichen Standes hatten die Cortes aus den Reihen des Klerus ihre heftigsten Widersacher erstehen sehen. Je weiter die Befreiung des Landes vorgerückt war, desto ungestümer hatten Prälaten und Mönche das durch blutige Schauspiele erhitzte, gläubige und leichtgläubige Volk gegen seine Gesetzgeber aufgewiegelt. Mit den Hetzern in Soutane und Kutte verbanden sich zu offenem oder verstecktem Kriege adlige Grundherren, die darauf brannten, ihre Privilegien und den mit ihnen verknüpften Geldgewinn festzuhalten, ehrgeizige Generale, die mit Recht oder

Unrecht über schnöde Behandlung Klage führten, Glieder des Beamtenstandes, die sich aus ihrem Machtbereich vertrieben sahen. Die Servilen, die Fürsprecher der Herstellung des alten Spaniens, gewannen sichtlich an Boden. Wellingtons Abneigung gegen die spanischen „Jakobiner“ leistete ihnen mächtigen Vorschub. Die Versammlung von Cadiz schuf sich durch ihr terroristisches Einschreiten gegen widerspänstige geistliche und weltliche Würdenträger, Granden und Officiere neue Ungelegenheiten. Die seit dem Januar 1814 in Madrid tagenden ersten ordentlichen Cortes begingen ebenfalls schwere Mißgriffe. Zwar wußten die Liberalen hier die Überzahl ihrer Gegner noch einzuschüchtern. Auch gewannen sie vorübergehend das Vertrauen Wellingtons zurück. Beides dankten sie der tiefen Erregung, welche die Nachricht der listigen Friedensverhandlungen Napoleons mit dem gefangenen König hervorrief. Aber ganz erfüllt von dem Eifer, durch kühne gesetzgeberische Neuerungen das Werk ihrer Vorgänger auszubauen, waren sie blind gegen die ungeheure Gefahr, die diesem Werk und ihnen selbst mit der Rückkehr eben jenes Königs drohte.

Die Cortes in Madrid 1814.

In der That war mit dem Erscheinen Ferdinands VII. auf spanischem Boden das Schicksal der Verfassung, der Reformgesetze und ihrer Anhänger entschieden. Im ganzen Vorleben Ferdinands sprach alles gegen die Vermutung, daß von ihm etwas anderes zu erwarten sei als heißes Bestreben, dem schlafffsten und ränkevollsten Regiment des Despotismus wieder ein bequemes Faulbett zu bereiten. Seine Erziehung war unverantwortlich vernachlässigt worden, und das Leben war für die Ausbildung seines Geistes und seines Charakters der schlechteste Lehrmeister gewesen. In der gemeinen Umgebung des elterlichen Hofes, dessen Pesthauch er von klein auf einatmete, und während der ekelhaften Familienhändel, in welchen er zum Werkzeug und zum Opfer der napoleonischen Politik wurde, hatten sich alle die üblen Keime seines ererbten Naturelles üppig entfalten können. Er war feige gegenüber dem Starken und grausam gegen den Schwachen, argwöhnisch und versteckt, ebenso gewandt in den Künsten der Verstellung wie unfähig zur Beschäftigung mit ernsten und würdigen Gegenständen. Die Jahre milder Haft in Talleyrands ländlichem Schlosse Valençay begünstigten die Abstreifung der gewohnten Etikette und den vertraulichen Umgang mit dienstbaren Schranzen von niedrigster Gesinnung. Der Schloßherr verstand es vortrefflich, seine gefangenen Gäste, die spanischen Prinzen, nach Napoleons Anweisungen „zu amüsiren“. Nur mit der Einladung, seine Bibliothek zu benutzen, hatte er kein Glück. Selbst die gewöhnlichsten Bilderbücher erschöpften sehr bald ihre Geduld. Ferdinand, ganz ohne Sinn für Wissen, wie er war, fand weit mehr Gefallen daran, mit eigener Hand für das Muttergottesbild des Hauptaltars in der Pfarrkirche zu Valençay „einen schönen Rock von weißer Seide mit goldenen Verzierungen“

Ferdinands VII. Gefangenschaft in Frankreich.

zu sticken. Sein Beichtvater Ostolaza verfehlte nicht, das spanische Volk mit diesem bedeutenden Zug aus dem Leben seines Königs bekannt zu machen. Das Schriftchen, welches jene Mitteilungen über den Aufenthalt in Valençay enthielt, fand so viel Anklang, daß in kurzem sieben Auflagen vergriffen waren.

Stimmung des Volkes und Verhalten der Cortes.

Die große Masse der Spanier war nur zu sehr geneigt, jede Kunde vom Thun und Treiben „des Ersehnten der Nation" mit glühender Begeisterung aufzunehmen. Seit Jahren galt er ihr als duldender Vertreter des katholischen, legitimen Königtums. Seine Sünden und Selbsterniedrigungen wurden mit einem dichten Schleier bedeckt. Seine „Unschuld", seine „Tugend" waren in aller Munde. Wenn die übermächtige Strömung unbedingter Hingabe an den heimkehrenden Befreiten die Gemüter mit fortriß, welche Schutzwehr war dann in dem papierenen Verbot des Artikels 375 der Verfassung zu finden, nach dem sie acht Jahre lang in keinem Punkte sollte abgeändert werden dürfen? Nicht nur, daß durch diese lykurgische Bestimmung jede Möglichkeit eines Vergleiches mit dem Träger der Krone ausgeschlossen wurde: die Liberalen unterließen fast alles, ihn den Einwirkungen ihrer Gegner zu entziehen und thaten nicht wenig, ihn durch neue verletzende Maßregeln zu reizen.

Als man im Januar 1814 den Entwurf jenes Vertrages kennen gelernt hatte, durch den Napoleon in seiner Bedrängnis sich der spanischen Bürde mit Vorteil hatte entledigen wollen, war der Beschluß gefaßt worden, den König nicht als frei anzusehen, bis er in seiner Hauptstadt die Verfassung beschworen habe. Die Regentschaft sollte ihm den Weg, auf dem er sich dorthin zu begeben habe, vorschreiben. Sie sollte ihm, sobald er den Fuß auf spanisches Gebiet gesetzt, entgegengehen und ihn feierlich geleiten. Alles war darauf angelegt, ihn zu überwachen und zu gängeln. Aber es blieb bei bloßen Worten.

Rückkehr Ferdinands VII. 22. März 1814.

Der König kam, von den Bauern am Fluvia, von den Bürgern in Gerona mit unbeschreiblichem Entzücken empfangen, den Herzog von San Carlos, seinen ältesten Vertrauten, dem die Verfassung ein Greuel war, stets zur Seite. Mit Abänderung des vorgezeichneten Reiseplanes zog er in Zaragoza ein, wo ihn und Palafox, den berühmten Verteidiger dieser Stadt, ein grenzenloser Jubel umbrauste. Schon auf der folgenden Station verfocht San Carlos offen die Meinung, der König dürfe die Verfassung nicht beschwören, die dem getreuen Volk verhaßt sei. Palafox und der Herzog von Frias, einer der loyalsten Granden, erklärten sich dagegen. Ein anderer um Rat Befragter, der Herzog von Osuna, schwankte. Um so eifriger drängte Palafox' Schwager, der Graf Montijo, als ehrgeiziger Intrigant sattsam bekannt, auf Herstellung der unumschränkten Regierung. Vor dem Einzug in Valencia sprachen des Königs Oheim, Don Antonio, sein Bruder, Don Carlos, sein alter Geheimsekretär Pedro Macanaz und sein diplo-

matischer Vertrauensmann, der hochmütige Gomez Labrador in gleichem Sinn. In Valencia selbst, dessen Einwohnerschaft dem König die Pferde ausspannte, wiesen Kirchenfürsten und Generale auf die Stimmung der Bevölkerung hin, die von ihm allein das Heil erwarte und die Ausgeburten des revolutionären Geistes verabscheue. Auch wagten es die heuchlerischen Führer der Servilen in den Cortes, dem König eine insgeheim unterzeichnete Vorstellung zu überreichen, welche die Verfassung als ein gottloses Machwerk brandmarkte. Die Liberalen fuhren inzwischen fort, eine unerschütterliche Ruhe an den Tag zu legen. Sie hatten kein Wort des Tadels für den schlechten Empfang der Deputation der Regentschaft in Valencia. Sie kürzten, während tausende sich anbetend vor dem König niederwarfen, in gewissenhafter Beratung der Civilliste die Einkünfte des Hofhaltes. Schon unterfing sich der blutgierige Mönch Agustin de Castro, in seiner „Atalaya" („Warte") tagtäglich die Rache des Himmels auf die Häupter aller „Feinde der Religion und des Vaterlandes" herabzurufen. Schon drohten rasende Volkshaufen, wie es beim Geläute der Glocken und Kanonendonner unter den Rufen „es lebe der König, nieder mit den Verrätern" an zahlreichen Orten geschah, auch in Madrid die aufgestellten Verfassungstafeln zu zertrümmern. Aber die Schöpfer der Verfassung blieben wie gelähmt beim Nahen des heranbrausenden Sturmes.

Sorglosigkeit der Liberalen.

Aufhebung der Verfassung und Auflösung der Cortes. 4. 10. Mai 1814.

König Ferdinand, von Natur äußerst furchtsam und durch die Warnungen des englischen Gesandten Wellesley zurückgehalten, hatte bis dahin einen entscheidenden Schritt vermieden. Als er aber die unzweideutigen Ausbrüche der Volksleidenschaft jeden Damm überfluten sah, und Madrid nach Anordnungen des ihm ergebenen Generals Elio besetzt wußte, fand er den Mut, in einem vorerst noch geheim gehaltenen Dekret die Verfassung und die Cortesbeschlüsse für nichtig zu erklären. Er verwahrte sich zugleich als „Vater seiner Unterthanen" gegen den Verdacht, „der heroischen Nation" den Despotismus auferlegen zu wollen und verhieß Berufung „rechtmäßig versammelter Cortes", Schutz der Freiheit und der Sicherheit von Personen und Eigentum. Den ersten Kommentar dieser Gelöbnisse bildete die Wiedereinführung der Censur durch den neu ernannnten Justizminister Macanaz und die nächtliche Verhaftung von ein paar Dutzend der hervorragendsten Liberalen durch den als Generalkapitän Neucastiliens nach Madrid entsandten General Eguia. Diesem rachsüchtigen und beschränkten Fanatiker der alten Zeit fiel es auch zu, in derselben Nacht dem mit ihm einverstandenen servilen Präsidenten der Cortes ihre Schließung anzukündigen. Den Tag darauf, am 11. Mai, wurde das väterliche Manifest des Herrschers vom vierten angeschlagen. Der Pöbel von Madrid hielt sich nicht an die Worte, sondern an die Thaten seines „süßen, heiligen Ferdinand". Grinsende Männer und Weiber riefen den gefangenen Staatsmännern und Abgeordneten durch die vergitterten Fenster ihrer dumpfen

Kerker Todesdrohungen zu und weideten sich an den gröbsten Verleumdungen und Schmähungen, welche die Atalaya in Umlauf setzte. In dem allgemeinen Enthusiasmus, der den König bei seinem Triumphzug von Aranjuez bis Madrid umgab, verhallten die Seufzer der Gefangenen und ihrer Angehörigen.

Verfolgung der Josefinos und der Liberalen.

Von gleicher Fieberhitze durchglüht feierten die ungezügelten Volksmassen aller Orten in tollem Mummenschanz Ferdinand als unumschränkten König. Die Liberalen wurden überall gleich den geächteten Josefinos wie gehetztes Wild verfolgt. Auf flammenden Holzstößen loderte mit ihren Schriften die Verfassungsurkunde, und über den Häuptern der tanzenden und schreienden Scharen flatterte die Fahne der Inquisition. Noch niemals hatte sich so deutlich gezeigt, mit welchem Preis dies heißblütige Volk des Südens seine unbeugsame Erhebung gegen die aufgedrungene Fremdherrschaft bezahlt hatte. Die Einäscherung von Städten und Dörfern, die Verwüstung von Äckern und Feldern, die Zerstörung von Brücken und Brunnen waren nur die äußeren Zeichen der grausen Barbarei, die kostbare, des Schutzes so sehr bedürftige Pflanzungen der Kultur verschüttete. Tiefere Folgen zog die Verwilderung der Ungezählten nach sich, die als Guerrilleros, um die Wette mit dem Straßenräuber und dem Schmuggler, ein ungebundenes Dasein liebgewannen und ihre brutalsten Gewaltthaten als Gott wohlgefällige Werke der Frömmigkeit und Königstreue preisen hörten.

Die Regierung.

Diesem zerwühlten Boden eines beinahe in den Naturzustand zurückgeworfenen Volkstums reife Früchte friedlicher Arbeit und Gesittung abzugewinnen wäre für die einsichtigste, versöhnlichste und ihres Ganges sicherste Regierung eine Aufgabe von unermeßlicher Schwierigkeit gewesen. Die Regierung König Ferdinands war durch das gerade Gegenteil jener Eigenschaften gekennzeichnet. Von den Ministern, mit denen sich der König umgeben hatte, teilweise Vertrauten seiner schimpflichen Vergangenheit, wie San Carlos und Macanaz, die Leiter des Auswärtigen und der Justiz, war keiner auch nur entfernt seinem Amte gewachsen. Übrigens wurde es bald genug klar, daß die Fäden der Regierung nicht in ihren Händen

Die „Kamarilla".

zusammenliefen, sondern in denen der „Kamarilla". Die nächste Umgebung des Königs, Lakaien und Kammerherren, die ihn mit schmutzigen Erzählungen ergötzten und zu schmutzigen Abenteuern begleiteten, sein Gardekommandant, der Herzog von Alagon, sein Arzt, sein Hofnarr, sein Beichtvater mit einer Hilfstruppe geistlicher Genossen: diese buntgemischte Gesellschaft bewirkte den Erlaß und die Rücknahme von Dekreten, ordnete Haussuchungen und Verhaftungen an, vergab Stellen, Einkünfte, Gnadenbezeugungen. Sie machte sich das ganze Staatswesen zinspflichtig. Sie verkaufte männlichen und weiblichen Bittstellern für das, was jeder zu bieten hatte, ihre Gunst. Ein würdiges Muster ihrer Gattung war jener Ostolaza, der, von Valençay entwichen, den Servilen unschätzbare Dienste

geleistet hatte und vom Infanten Don Carlos zum Beichtvater erwählt wurde. Als man ihn später nach Cartagena entfernte, vergriff er sich an der Unschuld von Waisenmädchen, die seiner Aufsicht anvertraut worden waren.

Verhängnisvolle Regierungsanfänge.

Die Kamarilla, in der das geistliche Element, vom Nuntius Gravina gestärkt, eine so wichtige Stelle einnahm, fand zunächst ihre Rechnung in der Begünstigung der maßlosesten Ansprüche der Kirche. Herstellung sämtlicher Klöster, erneute Befreiung der Geistlichkeit von allen Auflagen, Wiedererrichtung der Inquisition mit allen Schrecknissen der Folter, wie sie Juan van Halen in seinen Memoiren nach eigenem Erlebnis beschrieben hat, folgten sich in kurzen Zwischenräumen. Bald darauf erging ein Dekret, das neben der amtlichen Gaceta nur zwei von Mönchen geleitete Zeitungen zuließ: die „Atalaya", die nicht müde wurde, „Galgen und Scheiterhaufen" zur Vernichtung der „Gottlosen" zu fordern, und den „Procurador", dessen Herausgeber zugleich den Posten des Direktors der geheimen Polizei bekleidete. Etwas länger währte es, bis der Orden der Jesuiten zugelassen wurde und einen großen Teil seiner vor einem halben Jahrhundert eingezogenen Güter wiedererhielt. Auf dem Gebiet der Verwaltung und des Gerichtswesens hatte man nichts Eiligeres zu thun, als die Reformen der Zwischenzeit von Grund aus zu zerstören. Mit dem Rate von Castilien, unter dem Präsidium des Herzogs von Infantado, kehrten alle jene obersten Räte zurück, die durch ihren Gesamtbesitz von Machtvollkommenheiten über jede Schranke von Recht und Ordnung hinweggehoben wurden. An der Spitze der Provinzen vereinigten die Generalkapitäne wieder militärische und civile Obergewalt in ihrer Hand. Die Verwaltung der Gemeinden entbehrte, wie vor der Verfassung, jeder Spur von Selbständigkeit. Die Stadträte wurden wieder ernannt, wo ihr Amt nicht als erblich betrachtet oder dem Meistbietenden zugeschlagen ward. Provinzialrenten und Monopole mit ihren ehemaligen unvermeidlichen Zuthaten von Erpressung und Betrügereien ersetzten die Versuche einer Umbildung des Steuerwesens.

Proceß gegen die Liberalen.

Nichts aber drückte den Anfängen dieser Regierung so sichtlich den Stempel unversöhnlicher Feindschaft gegen Neuerungen und Neuerer auf wie die Behandlung der liberalen Patrioten, die hinter Schloß und Riegel verbracht worden waren. Wellington, so geringschätzig er von ihren gesetzgeberischen Arbeiten dachte, hatte während eines kurzen Aufenthaltes in Madrid den Fanatismus ihrer Schergen zu zügeln gesucht. Mit leeren Versprechungen wurde ihm, wie Wellesley und Castlereagh, geantwortet. Die wehrlosen Opfer blieben in enger Haft, während eine vom König eingesetzte Kommission sich abmühte, durch Häufung unbewiesener Anklagen die Gefangenen schwerer Schuld zu zeihen. Die Folgen, die ihre Verurteilung nach sich ziehen konnte, waren unübersehbar. Denn wichtige Be-



schlüsse, die man ihnen zum Verbrechen anrechnete, waren in der Cortesversammlung unter Mitwirkung hochgestellter Diener der Krone gefaßt worden. Das Gericht erklärte denn auch die Anklagen für unbegründet. Der Rat von Castilien kam zu demselben Ergebnis. Aber der König, durch die Lügen Ostolazas und seiner Genossen völlig umstrickt, stieß diesen Entscheid aus höchster Machtvollkommenheit um. Neue Kommissionen wurden mit der dornigen Aufgabe betraut, die Strafwürdigkeit der im Kerker Schmachtenden zu beweisen. Endlich, als man daran verzweifeln mußte, auf diesem Wege das gewünschte Ziel zu erreichen, entwürdigte der König seine Regierung durch einen selbst in Spanien unerhörten Akt rohester Kabinetsjustiz. Er ließ sich die Proceßakten einreichen und schrieb nach kurzer Beratung mit eigener Hand ohne weitere Begründung die Urteilssprüche. Sie lauteten auf Verbannung, mehrjährige Haft, bis zu acht Jahren bemessene Einschließung in den verrufenen afrikanischen Presidios. Außerdem ward jedem, dessen Name auf dieser Proskriptionsliste stand, angedroht, daß er dem Belieben des Königs gemäß auch nach Ablauf der Strafzeit der Freiheit beraubt bleiben werde. Einige Stunden nachher wurde der Machtspruch vollstreckt. Um das Geheimnis zu wahren, ward den Gefangenen nicht gestattet, sich mit Kleidungsstücken und Wäsche zu versehen. Mitglieder der letzten Regentschaft, wie Agar und Ciscar, Berühmtheiten der Cortesversammlungen, wie die beiden Argüelles, Martinez de la Rosa, Herreros, ein Dichter vom Rufe Quintanas, Männer, die in den vordersten Reihen der Freiheitskämpfer gestanden hatten, wurden nicht anders wie Mörder und Räuber behandelt.

Eigenhändiges Urteil des Königs, 17. Dec. 1815.

Erste Anzeichen der Mißstimmung.

Schon geraume Zeit vor dieser Gewaltthat eines verblendeten Despotismus war an einzelnen Stellen die anfängliche Begeisterung für die Wiederkehr des legitimen Königs ins Gegenteil umgeschlagen. Die ersten Anzeichen von Mißstimmung hatten sich während des Spätsommers 1814 in Cadiz, wo die Erinnerung an die außerordentlichen Cortes fortlebte, bemerklich gemacht. Indessen gelang es mit leichter Mühe, die Funken der Empörung auszutreten. Der Gouverneur Villavicencio setzte ein Kriegsgericht zur Aburteilung politischer Verbrechen ein. Dies reizte die Regierung bald darauf zur Nachahmung in den übrigen Provinzen, schien aber für die Züchtigung der gefürchteten Gaditaner nicht zu genügen. Villavicencio mußte O'Donnell, dem Grafen von Abisbal, Platz machen. Abisbal, der sich, wie in Frankreich so mancher Handlanger der Ultras, von liberalen Sünden rein zu waschen hatte, griff mit Aufrichtung des Galgens und Ausschreibung eines Zwangsanlehens noch schärfer durch. Ein solches Beispiel schreckte die gleichgiltige Masse der bürgerlichen Bevölkerung.

Unzufriedenheit des Heeres.

Im Heere dagegen war der Unwille über das schmachvolle Treiben der herrschenden Gewalten nicht so leicht zu dämpfen. Eine große Anzahl von Officieren und Soldaten wurde schon durch die bittere Not dahin

gebracht, ihnen zu grollen. Während elende Günstlinge der Kamarilla praßten und habgierige Mönche mit Gold überschüttet wurden, sah man narbenbedeckte Krieger in Lumpen auf den Straßen ihr Brod erbetteln. Ganze Regimenter hatten seit Monaten keinen Sold erhalten. In den Schlafstätten der Kasernen fehlte es häufig selbst an Stroh. Dazu kamen die Verfolgungen aller der Tapferen, die der Anhänglichkeit an liberale Ideen geziehen wurden. Der Kriegsminister Eguia, jener bigotte und engherzige Zelot, säumte nicht, auf diesem Felde eine sonst vermißte rastlose Thatkraft zu entwickeln. Die Generale Valdez und Porlier wurden schon im Sommer 1814 in Haft verbracht. Zwei andere, Villalba und O'Donoju wurden wenig später in zeitweilige Verbannung getrieben. Alava, der höchst verdiente baskische Heerführer wäre ohne Zweifel das Opfer erdichteter Anklagen geworden, wenn nicht die Stände seiner Heimatprovinz ihren Bitten um seine Freilassung und Ehrenrettung durch Zufügung reicher Geldspenden einen stärkeren Klang gegeben hätten. Sein nicht minder berühmter Landsmann, der kühne Espoz y Mina, der es gewagt hatte, den König mündlich zu warnen, wurde des Oberbefehles in Navarra beraubt und hienach, da man guten Grund hatte seinen Zorn zu fürchten, in Ruhestand versetzt. Er war der erste der namhaften Helden des Befreiungskampfes, der die Fahne des Aufruhrs entrollte. Aber sein Plan, Pamplona zu überrumpeln und auf den Wällen dieser Festung die Verfassung von 1812 auszurufen, scheiterte am Widerstand seiner Untergebenen. Er rettete sich durch die Flucht über die Pyrenäen und wurde von demselben Frankreich, dem er zu fluchen gelernt hatte, großmütig gegen seine Häscher geschützt. Der unglückliche Ausgang seines Unternehmens diente anderen nur insofern zur Lehre, als sie darauf bedacht waren, sich größerer Umsicht zu befleißigen. Sie warben auf Schleichwegen Genossen in einer Reihe von Garnisonen, gewannen auch mit notleidenden, mißvergnügten Beamten Fühlung und bedienten sich, mit Anlehnung an freimaurerische Bräuche, der verführerischen Formen von Geheimbünden. Die zeitweilige Ersetzung des unfähigen Eguia durch den vom besten Willen beseelten Ballesteros konnte sie nicht entwaffnen. Denn Eguias unheilvoller Einfluß blieb nach wie vor übermächtig. Auch trug das traurige Bild, das die spanische Politik während der Periode der hundert Tage darbot, nicht wenig dazu bei, im Heere jeden, der Selbstachtung und Ehrgefühl besaß, aufs neue zu reizen. Don Juan Diaz Porlier, gleich Mina einer der Heroen der Guerilleros, glaubte daher im Spätsommer 1815, als das napoleonische Zwischenspiel beendet war, die Stunde zum Losschlagen gekommen. Aus seinem Gefängnis, dem Kastell S. Antonio bei Coruña, hatte er die Fäden der Verschwörung anzuspinnen verstanden. Der Haft entlassen, um sich unter militärischer Bewachung in dem Bade Arteyo zu erholen, wußte er seinen Aufseher und

Geheimbünde.

Empörung und Hinrichtung Porliers (+ 3. Okt. 1815).

durch diesen einen Teil der Besatzung von Coruña zu gewinnen. Die Festung geriet in seine Hand. Die Besatzung von Ferrol ging gleichfalls zu ihm über. Seine Proklamationen, maßvoll gehalten wie sie waren, schienen ganz dazu gemacht, auch bei den bürgerlichen Behörden Anklang zu finden. Diese aber widerstanden Lockungen wie Drohungen. Der Kommandant von Santiago wurde dadurch abgeschreckt, gemeinsame Sache mit Porlier zu machen. Der Klerus des alten Wallfahrtsortes wiegelte die fanatische Bevölkerung wider ihn auf, und als er es wagte, einen Trupp Soldaten gegen die Stadt zu führen, nahmen sie, wankend geworden, ihn selbst mitsamt einer Anzahl von Officieren gefangen. Er endete in Santiago am Galgen. Seinem Unternehmen war schon mit seiner Gefangenschaft das Todesurtheil gesprochen.

Weitere Verschwörungen und Verfolgungen.

Ein neues Komplott, von einem Kriegskommissär Richart in Madrid geschmiedet, wurde zu Anfang des Jahres 1816 entdeckt. Die Verschworenen sollten den Plan gehabt haben, die königliche Familie zu entführen, um ihr den Schwur auf die Verfassung von 1812 zu erpressen. Nach anderen Aussagen war es auf die Ermordung des Königs und des Don Carlos abgesehen. Sicheres kam nicht an den Tag, obwohl man Richart vor seiner Hinrichtung folterte und ein Mitglied der letzten Cortes, Yandiola, gleichen Qualen unterwarf. Die Polizei beging bei diesem Anlaß mit ihren Massenverhaftungen die stärksten Mißgriffe. Von elenden Angebern bedient, warf sie Schuldige und Unschuldige zusammen [1]). Zuerst hatte sie sich namentlich an gemeine Guerrilleros gehalten, danach lauerte sie Officieren von hohem Rang auf. Das Heer blieb nach wie vor der vorzüglichste Gegenstand ihres Argwohns. In der That fraß sich hier die Erbitterung immer tiefer ein. Die Garnisonen empfingen Wochen lang nur halbe Rationen, und die Truppen sahen sich in mancher Provinz auf gewaltsame Wegnahme von Lebensmitteln angewiesen. Gemeine und Officiere erblickten in der wühlenden Thätigkeit geheimer Gesellschaften das einzige Heil. Selbst hochgestellte und scheinbar zuverlässige Diener der Krone, wie Graf Montijo, Generalkapitän von Granada, fanden es geraten, sich im Verborgenen an ihnen einen Rückhalt zu sichern. Von Zeit zu Zeit erfuhr man etwas von Unruhen, Verhaftungen, Hinrichtungen, wie im Januar 1817, als der Generalkapitän Elio in Valencia, ein Alba des neunzehnten Jahrhunderts, sein Schreckensregiment begann. Noch größeres Aufsehen machte im April desselben Jahres der Empörungsversuch des Lieblingshelden der Catalonier, des Generals Lacy, den man nur heimlich auf der Insel Mallorca zum Tode zu führen wagte. Im ganzen aber schien sich das Gefühl innerhalb wie außerhalb Spaniens gegen das gleichförmige Schauspiel

Aufstand und Hinrichtung Lacys († 5. Juli 1817).

[1]) Berichte Lavals, 21. Febr. — 4. März 1816. Arch. Paris.

verfehlter Militärverschwörungen und blutiger Ahndungen derselben allmählich abzustumpfen.

Während dieser Vorgänge hatten am Sitz der Regierung schleichende Intriguen und Eingebungen der Willkür ein ebenso ermüdendes Schauspiel beständigen Wechsels der höchsten Beamten vor Augen geführt. Schon im November 1814 hatte die Kamarilla Macanaz und San Carlos gestürzt, die ihr nicht immer zu Willen gewesen waren. Der König legte bei der persönlich vorgenommenen Verhaftung eines alten Vertrauten und bei der plötzlichen Entlassung des Mentors seiner Jugend eine Fühllosigkeit an den Tag, die nur seine Lakaien als Charakterstärke zu rühmen wußten. Macanaz hatte seinen Fall besonders den Denunciationen eines übelberufenen Notars Garrido zuzuschreiben, der zum Direktor der geheimen Polizei erhoben wurde. Als solcher mißbrauchte er seine ausgedehnten Befugnisse gelegentlich auch zum Schaden vornehmer und reicher Serviler, unter denen er noch aus den Tagen der französischen Herrschaft viele Feinde hatte. Niemandes Freiheit und Vermögen war vor den Griffen des Elenden und seiner Helfershelfer sicher. San Carlos wurde im auswärtigen Amt durch Cevallos ersetzt, den größten Virtuosen in der Kunst, mit Anstand die Farbe zu wechseln. Er hatte nacheinander Godoy und Ferdinand, Josef Bonaparte und den Patrioten gedient und dankte seine neue Erhebung namentlich den geistlichen Beratern des Hofes, mit denen er noch vor kurzem auf sehr schlechtem Fuß gestanden hatte. So manche Blöße er sich gab, schien er doch gewisser als irgend ein anderer auf die beständige Gnade des Herrschers rechnen zu dürfen. Er überdauerte selbst den jähen Sturm, dem im Oktober 1815 eine große Schar der nichtswürdigsten Günstlinge Ferdinands erlag. Mißtrauisch gegen ihre wachsende Macht und eben damals durch Porliers Aufstandsversuch geschreckt, raffte der König sich dazu auf, sein Schloß und die obersten Behörden von den unsaubersten Elementen zu reinigen. Die Waffen des Sultanismus, Verbannung und Einkerkerung ohne gerichtlichen Spruch, trafen nun die Castro, Ostolaza Garrido und mit ihnen zahlreiche Sünder in hoher und niederer Stellung. Aufhebung des Polizeiministeriums, Anordnung regelmäßiger Sitzungen des Staatsministeriums und andere gut gemeinte Dekrete weckten bei auswärtigen Beurteilern die Hoffnung auf eine vollständige Änderung der Regierungsweise.

Wechselnde Ministerien.

Cevallos.

In Wahrheit blieb sie ganz die gewohnte. Der König wechselte die Inhaber der obersten Ämter ohne Rücksicht auf Verdienst oder Unwürdigkeit je nach den Antrieben seiner argwöhnischen und heimtückischen Natur oder nach den Einflüsterungen sehr ungleichartiger Berater. So wurde Ballesteros, der uneigennützige Kriegsminister abgesetzt, da sein Ansehen den gehässigsten Nachreden Stoff bot. Wenige Monate später

Höfisches Ränkespiel.

traf den schuldbeladenen, aber bis zum letzten Augenblick in Sicherheit gewiegten, Finanzminister Vallejo verdiente Strafe. Sein Nachfolger war ein Mann, der erst kurz zuvor aus der Hauptstadt ausgewiesen worden war. Einige Wochen darauf, am 24. Januar 1816, wurde er mit allen seinen Kollegen, ausgenommen Ballesteros' wackren Ersatzmann, Campo-Sagrado, über Nacht entlassen und durch lettre de cachet verbannt. Diesmal hatte der unvermutete Streich auch Cevallos getroffen, der sich, wenig wählerisch in seinen Mitteln, bis dahin zu behaupten verstanden hatte. Aber er wußte sich so rasch wieder die Gunst des Königs und sein Amt zurückzuerobern, daß sich dem französischen Gesandten, einem strengen Legitimisten, unwillkürlich die Erinnerung an einen ähnlichen Vorgang aus der Geschichte seines Landes, die „journée des dupes“ von 1630, aufdrängte. Je länger er Ferdinand VII. aus nächster Nähe beobachtete, desto mehr verzweifelte er an einem festen Gange seiner Regierung. „Des Königs Gedanken, urteilte er, sind ebenso schwankend wie seine Neigungen. Daher die Plötzlichkeit der Entschlüsse, die heute das Werk von gestern zerstören. Alles wankt um den Thron. Dieser Fürst ist zufolge einer Mischung von Eigensinn und Unentschlossenheit in einen Abgrund gestürzt, dessen Gefahren sich gar nicht ahnen lassen.“ Immer wieder kam er darauf zurück, daß Ferdinand nichts anderes zu thun wisse, als seinen Lüsten zu fröhnen, Angeber zu hören, Briefe zu öffnen und sich um Kleinigkeiten zu kümmern, während die Berichte aus den Provinzen erschreckend klängen, und „ein einziger Tag den Zauber brechen könne.“ [1])

Zustand des Landes.

Der Hinweis auf den traurigen Zustand des Landes war nur zu sehr gerechtfertigt. Er stand in schroffem Gegensatz zu den volltönenden amtlichen Erlassen, welche die edelsten Vorsätze des Königs für die Beförderung des Wohles seiner geliebten und heldenmütigen Unterthanen ankündigten. Landbauer und Landbau konnten mit der Wiederherstellung der grundherrlichen Vorrechte, Ausdehnung der Majorate, Begünstigung des Besitzes der todten Hand zu keinem freien Aufschwung gelangen. Da das unheilvolle Privileg der großen Heerdengesellschaft der Mesta in Kraft blieb, durften ihre Millionen von Schafen jeden Frühling durch das uneingehegte Weideland zum Gebirge und jeden Herbst denselben Weg wieder zurückgetrieben werden. Der Wassermangel war nach wie vor der Fluch weiter Gebiete. Von Somosierra bis Madrid, das sich wie in einer Wüste erhob, sah man meilenweit keinen Baum, keinen Garten, kein Landhaus, kaum hie und da eine verfallene Hütte und ein paar schmutzige Dörfer. Auch gab es außer den großen Heerstraßen, die von der Hauptstadt nach Bayonne, Lissabon, Zaragoza, Barcelona, Valencia, Sevilla führten, nur sehr wenige Provinzialstraßen, die für einen Wagen fahrbar gewesen

Mängel des Anbaues und der Verkehrswege.

[1]) Berichte Lavals 26. Jan., 15., 21. Febr. 1816. Arch. Paris.

wären. Der Reisende sah sich noch immer, wie 1800 der Deutsche Ludwig von Vincke, für seine Unterkunft fast ausschließlich auf eine elende Venta angewiesen, in der oft „der harte feuchte Fußboden" Betten oder Stroh ersetzen mußte, und fand, daß dies Land „wenigstens ein Jahrhundert gegen alle kultivirten Länder Europas zurück sei". Dazu machte das fortwuchernde Räuberwesen jeden Verkehr auf größere Strecken hin zu einem gefahrvollen Unternehmen. Ehemalige Guerrilleros, hungernde Soldaten, unbezahlte Arbeiter der königlichen Werften lieferten den Genossenschaften der Banditen in Aragon, Castilien, Catalonien, Andalusien beständig Nachwuchs. Mitunter fanden zwischen ihnen und den gegen sie entsandten Truppen förmliche Gefechte statt, in denen sie ihre Überlegenheit zu zeigen wußten. Mancher Räuberhauptmann genoß einen volkstümlichen Ruhm, ähnlich dem des Schutzheiligen, den jedes Dorf, jedes Kloster, jede Familie besaß.

Räuberwesen.

Die große Masse, nach des Tages Arbeit leicht befriedigt durch Tanz, Gesang, kirchliche Lustbarkeit, lebte in geistigem Dunkel dahin. Sie war überzeugt von der Wunderkraft der Märtyrergebeine und Amulete, befangen in Gespensterfurcht und Teufelsglauben, aber der ersten Grundlagen des Wissens unkundig. Nach dem Census von 1797 bestanden z. B. in der Provinz Cordova 49 Elementarschulen neben 109 Klöstern, und auf 10½ Millionen Einwohner, worunter 3,700000 Kinder unter sechzehn Jahren, kamen nur 425000 Besucher aller Unterrichtsanstalten. Dies Verhältnis hatte sich inzwischen unzweifelhaft noch bedeutend verschlechtert. Die Vorbereitung für den höheren Unterricht lag in der Hand der geistlichen Orden. Die Universitäten blieben fast durchaus im Banne der Scholastik. Die Studenten erbettelten sich nicht selten als fahrende Musikanten und Possenreißer ihr Brod. Auch Handel und Gewerbe hatten bei der Erhaltung oder Erneuerung von Maßnahmen, über die schon aufgeklärte Volkswirte des achtzehnten Jahrhunderts den Stab gebrochen hatten, nichts zu gewinnen. Erdrückende Monopole, unvernünftige Aus- und Einfuhrverbote, peinliche Beschränkungen des Verkehrs und der Arbeit hielten den schwachen Unternehmungsgeist vollends darnieder. Die Fülle sorglich gewahrter Feiertage und Kirchenfeste that ein übriges, kaufmännische und gewerbliche Thätigkeit zu binden. Nichts aber versetzte dem ganzen Dasein der Mittelklassen einen so schweren Stoß und drohte zugleich die Kräfte des Reiches so gänzlich zu erschöpfen, wie der unaufhaltsame Abfall der Kolonieen, deren schrankenlose Ausbeutung bis dahin Kaufleuten wie Beamten die Taschen gefüllt und die klaffenden Lücken des Staatshaushaltes notdürftig verstopft hatte.

Mängel der Volksbildung und des höheren Unterrichtes.

Hemmnisse von Handel und Gewerbe.

Dem längst erwachten Sehnen nach Unabhängigkeit in den spanischen Pflanzlanden jenseits des Oceanes war mit der Eroberung des Mutterlandes durch Napoleon der stärkste Vorschub geleistet worden. In Caracas,

Beginn des Unabhängigkeitskampfes der Kolonieen in Südamerika.

Buenos Aires, Neu Granada, Chile hatten sich, zunächst noch unter scheinbarer Anerkennung der Rechte Ferdinands VII., selbständige Junten gebildet, während in Mexiko der Pfarrer Hidalgo die Wut der Indianer gegen die Herren des Landes entfesselte. Die Cortes, weit entfernt davon, den gerechten Beschwerden der Kolonisten abzuhelfen, hatten durch den Anreiz ihrer freisinnigen Verfassung die Trennungsgelüste befördert. Kongresse wurden beschickt, Grundgesetze beraten, Erklärungen der Unabhängigkeit verkündigt. Indessen brachten Spaltungen der Parteien, Eifersucht der Provinzen, Hader der Führer die Bewegung beinahe zum Stillstand, noch ehe die Rückkehr König Ferdinands sie lähmte. Kurze Zeit ließ seine Regierung die tief erregte Bevölkerung jener fernen Gebiete Versöhnung und Reformen hoffen. Dann aber errichtete sie daselbst ein Regiment der Rache, hinter dem das des Mutterlandes an Härte und Verblendung weit zurückblieb. Die militärischen Bevollmächtigten des Königs überboten sich in der Anordnung von schamlosen Erpressungen, ausgesuchten Martern, barbarischen Hinrichtungen. Die Knechtung und Aussaugung der Pflanzlande ward noch fühlbarer als ehedem, da die Habgier des Klerus sich inniger als je zuvor mit der Willkür der Beamten verbündete. Äußerlich war der Gehorsam durch Waffengewalt hergestellt. Aber das Feuer war nicht für immer erstickt, und an einer Stelle, im Stromgebiete des mächtigen La Plata, hatte sich trotz des Gegensatzes der bildungsfrohen Hauptstadt Buenos Aires und der wilden Gauchos auf den unermeßlichen Grasebenen der Pampas die Unabhängigkeit siegreich behauptet. Ein großer Kriegszug sollte von Spanien aus gegen die Plata-Landschaften ins Werk gesetzt werden. Allein die andauernde Geldnot und die Unordnung des gesamten Staatswesens verzögerten seinen Beginn. Und schon wurde dank San Martins, Paez' und Bolivars Tapferkeit der kaum erneuten spanischen Herrschaft in Chile und Venezuela für immer der Boden entzogen.

Gespanntes Verhältnis zu den Vereinigten Staaten.

Mit diesen peinlichen Wirren verknüpften sich die wichtigsten Händel der auswärtigen Politik. Die Vereinigten Staaten standen auf der Lauer, um Spanien die Erhaltung seines alten Kolonialbesitzes aus allen Kräften zu erschweren. Ihre Kaufleute waren nach der Eröffnung Gewinn verheißender Handelsgebiete lüstern. Ihre Staatsmänner waren für die Errichtung unabhängiger Freistaaten auf dem ganzen Festland dieses Erdteiles eingenommen. Die Aufständischen wurden auf jede Art von Nordamerika aus ermutigt. Streitigkeiten über den Umfang von Louisiana und Florida erhöhten die Spannung zwischen der jugendlichen Republik und der verfallenden spanischen Monarchie. Vergeblich beschwerte sich der spanische Gesandte in Washington über Duldung der Kaperei unter der Flagge von Buenos Aires und über Erlaubnis der Anwerbung von Freikorps an der mexikanischen Grenze. Noch gefährlicher war die feindselige Haltung Potugals. Jener Streit um die von Spanien behauptete

Grenzfestung Olivenza, in welchem die Großmächte auf dem Wiener Kongreß für Portugal Partei genommen hatten (s. I. 32), war nicht die einzige Quelle bittrer Zwistigkeiten beider Reiche. Mit der Flucht des portugiesischen Hofes vor Napoleon nach Rio de Janeiro hatten sich die alten Vorsätze einer Ausdehnung Brasiliens nach Süden hin wieder ans Licht gewagt. Die chaotischen Zustände, die am La Plata herrschten, ermutigten zu dem Plane, auf Uruguay, die Banda oriental des abtrünnigen Vicekönigreiches Buenos Aires, mit der Hauptstadt Montevideo, Beschlag zu legen. Aber der Stolz der spanischen Regierung hätte für Preisgabe dieses Gebietes die Hilfe Brasiliens gegen die Aufständischen nimmermehr eintauschen mögen. Nur vorübergehend drängte sich beiden Königshäusern der Gedanke auf, daß ihr gemeinsames Interesse in der neuen wie in der alten Welt Vergessen der tiefgewurzelten Feindschaft erfordere. Ein solcher Augenblick trat ein, als man im Februar 1816 über die Doppelheirat des verwitweten Königs Ferdinand und seines Bruders Don Carlos mit den zwei verschwisterten portugiesischen Prinzessinnen Maria Isabel und Maria Francisca einig wurde. Allein kaum waren im Juni die Prinzessinnen von Rio abgesegelt, als ein brasilianisches Heer in der Banda landete und Montevideo einnahm. Cevallos, den es längst gereut, jenen Heiratsplan ehemals begünstigt zu haben, benutzte das Eintreffen der aufregenden Nachrichten aus Südamerika, um die Volksleidenschaft gegen Portugal aufzustacheln. Bruch des Heiratsvertrages und Einmarsch in das Nachbarreich waren nach seinem Dafürhalten durch Spaniens Ehre vorgeschrieben. Indessen war schon durch die elende Verfassung des spanischen Heerwesens dafür gesorgt, daß den großen Worten nicht sofort große Thaten folgen konnten.

Stellung zu England.

Angesichts so vieler Verlegenheiten erschien die Anlehnung Spaniens an eine Gruppe der Großmächte dringend geboten. Zwar wurden sie alle durch das trotzige Gebaren der spanischen Diplomatie auf dem Wiener Kongreß und durch die Mißachtung ihrer Wünsche, die Rachsucht der Regierung gemildert zu sehen, gleichmäßig verletzt. Indessen machte sich der Gegensatz der englisch-östreichischen und der russisch-französischen Politik, der damals ganz Europa durchzog, auch in Madrid geltend (s. I. 212). Man hätte glauben sollen, daß England imstande gewesen wäre, daselbst den Einfluß auszuüben, den ihm die ehemalige Bundesgenossenschaft im Befreiungskampfe zuweisen zu müssen schien. Denn diese große Seemacht allein war fähig, thatkräftig bei der Lösung der Verwicklung in Amerika einzugreifen. Auch war in erster Linie nur auf England zu rechnen, wenn man sich durch Anlehen aus der drängenden Finanznot retten wollte. Die britischen Machthaber hatten jedoch von Anfang an kein Hehl daraus gemacht, um welchen Preis ihre Hilfe zu erkaufen sei. Falls der Markt der spanischen Kolonieen fremden Nationen geöffnet werde, wollte England

als die meistbegünstigte Nation zugelassen werden. Ein englisch-spanischer Vertrag sollte die Handelsbeziehungen zwischen beiden Reichen erleichtern und ausdehnen. Eine Rückkehr zum engen Bunde mit Frankreich durch einen neuen bourbonischen Familienpakt sollte für immer ausgeschlossen sein. Es war Wellesley, dessen Kasse zeitweise die Auslagen für die Tafel König Ferdinands bestreiten mußte, schon im Sommer 1814 gelungen, diese Zugeständnisse zu erringen. Aber sie waren widerwillig gewährt worden, und kaum hatte sich ein anderer Retter angeboten, als die spanische Regierung sich der Leitung Englands zu entziehen suchte.

Stellung zu Rußland. Einfluß Tatiščevs.

Dieser Retter versprach Zar Alexander zu werden, soferne man den Beteuerungen seines Gesandten Tatiščev Glauben schenkte. Der geriebene russische Diplomat verhieß sofort Geldhilfe sowie Förderung der anspruchsvollen auswärtigen Politik Spaniens und arbeitete für den luftigen Plan der Vermählung König Ferdinands mit einer Großfürstin. Der Sturz von Macanaz und San Carlos, die er gewonnen hatte, drängte freilich seinen Einfluß vorübergehend zurück. Aber Cevallos, obschon anfangs Fürsprecher eines spanisch-englischen Bündnisses, schlug sich auf die Seite des Russen, als dieser mit Preisgebung jenes Heiratsplanes sich in der Kamarilla stärkeren Anhang zu erwerben wußte. Beim König war der letzte Rest von Hinneigung zu England geschwunden. Er wütete über die Duldung von Reden und Zeitungen an der Themse, in denen sein Regiment mit den dunkelsten Farben geschildert wurde. Er fürchtete nicht ohne Grund die heimliche Unterstützung der aufrührerischen Kolonisten mit englischem Geld und mit den Waffen englischer Freiwilliger. Eine lange währende Entfernung Wellesleys von seinem Posten begünstigte Tatiščevs Erfolge. Rußland hatte Großbritannien in Madrid ausgestochen, und wie anderwärts suchte es auch hier Frankreich an seine Seite zu ziehen. Allerdings hatte zwischen den beiden bourbonischen Höfen geraume Zeit eine starke Spannung geherrscht, die vornehmlich durch Cevallos' leichtfertiges und hochmütiges Benehmen verschuldet war. Nur sehr allmählich gewann Ludwigs XVIII. Gesandter, der Herzog von Laval-Montmorency, an Boden. Soviel aber war ihm klar, daß Cevallos nicht der Mann sei, im Rate des Königs einer verständigen Führung des Staatswesens das Wort zu reden. Nicht anders dachte Tatiščev. Sollte Spanien für irgend eine Schutzmacht irgend welchen Wert haben, so mußte es aufhören, ein trostloses Bild des Ruines zu bieten. Zum mindesten mußte mit der mehrmals in Aussicht gestellten Heranziehung der Bevorrechteten zur Leistung der Steuern Ernst gemacht werden. Tatiščev, der sich meisterhaft auf die Politik der Hintertreppen und Lakaienstuben verstand, hatte daher schon im Januar 1816 die Hand im Spiel, als Cevallos für achtundvierzig Stunden in Ungnade fiel. Er suchte, sobald der Minister sich wieder erhoben hatte, seine Stellung durch fortgesetzte Intriguen zu unter-

graben. Hinter seinem Rücken erlangte er den Beitritt des Königs zur heiligen Allianz. Ohne sein Vorwissen betrieb er die Ernennung des ihm ergebenen Zea Bermudez zum Gesandten in Petersburg. Endlich bot ihm die Angelegenheit der Heirat Ferdinands eine Handhabe, Cevallos zu verdrängen. Der Widerwille des Königs gegen die portugiesische Prinzessin, den der Minister zu wecken und zu steigern gewußt hatte, verflog, sobald sie mit ihrer Schwester in Cadiz gelandet war. Die Schilderung ihrer Reize und der Ton ihrer Briefe stimmten den wankelmütigen Fürsten um. Auch die leicht entzündliche Volksmasse begrüßte die Königsbraut mit Jubelrufen und vergaß vor der Hand bei ihrem Anblick den Traum der Eroberung Portugals. Vergeblich suchte Cevallos, der sich vor der neuen Herrin in den Staub warf, dem drohenden Sturm auszuweichen. Sie drang beim König auf Entfernung ihres verkappten Widersachers. Tatiščev, von Anfang an der Einbläser der portugiesischen Partei, half nach, und trotz der Fürsprache des Nuntius Gravina sah sich Cevallos gezwungen, dem förmlichen Befehl, sein Entlassungsgesuch einzureichen, Folge zu leisten.

Heirat des Königs und des Don Carlos mit den portugiesischen Prinzessinnen. Cevallos' Sturz 30. Okt. 1816.

Es war ein neuer Triumph Tatiščevs, daß aus dem ränkevollen Kampf um Cevallos' Nachfolge der russische Schützling Pizarro, bisher spanischer Gesandter in Berlin, als Sieger hervorging. Auf ihn gestützt wußte er im November die Berufung eines Ausschusses durchzusetzen, der eine Verbesserung des Steuerwesens beraten sollte. Die junge Königin arbeitete ihm in die Hände, indem sie ihren Gemahl aus dem gewohnten nichtswürdigen Leben aufzurütteln suchte. Die heilsamsten Folgen aber versprach die Ernennung Garays zum Finanzminister, die am 23. Dezember bekannt wurde. Garay hatte die Lehren des edlen Jovellanos in sich aufgenommen und vereinigte, wie dieser, mit tiefer Erkenntnis der Grundschäden seines Vaterlandes fleckenlose Reinheit des Charakters. Im Volke hatte sein Name, als der des Ministers des Auswärtigen bei der Centraljunta, einen guten Klang. War er damals in Verkennung der Sachlage nicht selten mit den Engländern zusammengestoßen, so war dies ein Grund mehr, ihn Tatiščev als ein brauchbares Werkzeug erscheinen zu lassen. Wenige Monate genügten Garay für die Ausarbeitung einer umfassenden Finanzreform, die in Gegenwart des Königs vom Staatsrat geprüft und schon am 30. Mai 1817 dem Lande verkündet wurde. Zur Deckung des ungeheuren Deficits von 454 Millionen Realen, das sich bei einer Einnahme von 597 und bei einer Ausgabe von 1051 Millionen im Jahre ergab, sollten verschiedene durchgreifende Maßregeln zusammenwirken.[1] Jeder Minister war künftig aufs strengste gehalten, einen bestimmten Voranschlag nicht zu überschreiten. Den höchst besoldeten Beamten ward eine

Ministerium Pizarro-Garay.

Garays Finanzplan. 30. Mai 1817

[1]) 20 Realen = ein Duro = 4,20 Mark.

vorläufige Verkürzung ihres Gehaltes um vier Procent zugemutet. Die Regelung der Staatsschuld und die Neuordnung des Zollwesens wurden in sichere Aussicht genommen. Vor allem aber verhieß die Regierung eine völlige Umgestaltung des Steuersystems, die auf eine Erleichterung der breiten Volksschichten abzielte und einen namhaften Gewinn für die Staatskasse erhoffen ließ. Garay ging nicht soweit wie die Cortes, alle Auflagen durch eine einzige direkte Steuer ersetzen zu wollen. Aber er beseitigte die verderblichsten Auswüchse der Provinzialrenten, die drückende Belastung jedes Warenumsatzes durch die Alcabala, die künstliche Verteuerung der nötigsten Lebens- und Genußmittel, wie Fleisch, Mehl, Wein, Oel auf dem flachen Lande und unterwarf dieses, ohne Berücksichtigung des früheren Vorzuges von kirchlichem und adligem Besitz, einer direkten Steuer auf den Grund und Boden.

Bekämpfung Garays.

Bereits im Staatsrat waren Garays Pläne aufs heftigste bekämpft worden. Als ihre Annahme feststand, kannte die Entrüstung von Klerikern, Adligen und hohen Beamten, denen bei der Erhaltung des alten Unwesens wohl war, keine Grenzen. Zwar jubelten gebildete Männer Garay zu. Aber in der Masse des Volkes war der Mangel an Vertrauen und an Einsicht so stark, daß General Lacy eben erst in Catalonien auf den Erfolg seiner Empörung zu rechnen gewagt hatte. Die Hauptstütze Garays blieb Tatiščev, dessen Gewalt über den König noch fortdauerte. Schon aber hatte der russische Diplomat gute Gründe, sich über die Treulosigkeit „seiner Kreatur", des Ministers Pizarro, zu beklagen. Auch der Justizminister Lozano de Torres, dessen er sicher zu sein glaubte, entschlüpfte seiner Leitung.

Gegnerschaft Lozanos und Eguias.

Mit Lozanos Hilfe und mit Don Carlos' Beistand gelang es den Gegnern der Reform sogar im Juni 1817, das Kriegsministerium aufs neue dem unfähigen und fanatischen Eguia zuzuspielen, von dem niemals ehrliche Verwendung der Staatsgelder und unparteiische Erfüllung seiner Pflichten zu erwarten war. Noch stand Garay fest. Die Abberufung des Nuntius Gravina entledigte ihn eines gefährlichen Gegners. Er konnte es wagen, die Zollfreiheit geistlicher Körperschaften aufzuheben, die Fesseln widersinniger Bevormundung, wie bei der Herstellung und Ausfuhr des Tabaks in Cuba, zu brechen, das Los einzelner duldender Liberaler, wie Quintanas und Canga Argüelles', zu erleichtern. Selbst eine allgemeine Amnestie wurde von ihm verfochten, und Tatiščev säumte nicht, den Staatsrat wissen zu lassen, wie sehr eine solche Handlung der Milde den Wünschen des Zaren entsprechen würde.[1])

Wachsende Hindernisse der Reformen.

Die Entscheidung dieser wichtigen Frage war eine erste Kraftprobe der Parteien im Schoß der Regierung. Der Sieg verblieb Eguia, Lozano

[1]) Zur Ergänzung der Darstellung in Baumgartens Geschichte Spaniens dienen mir hier und im Folgenden die Berichte Lavals und d'Agoults von 1817 und 1818. Arch. Paris.

und ihren Genossen. Ein Straferlaß, der nach der Geburt einer Prinzessin verkündigt wurde, bezog sich nicht auf die Liberalen und Josefinos. Gleichzeitig häuften sich die Angriffe auf Garay. Sogar unter seinen Freunden riß Mutlosigkeit ein, da ihre Ungeduld enttäuscht wurde. Der Mangel eines Katasters machte, von dem gewohnten Schlendrian zu schweigen, einen raschen Erfolg der Steuerreform völlig unmöglich. In den Staatskassen herrschte noch immer Ebbe, und Garay verstand sich nicht auf die Kunst, den Hunger aller derer, die auf regelmäßige Zahlungen gehofft hatten, mit Worten zu stillen. Wäre nicht Tatiščev wiederum beim König für ihn eingetreten: er hätte schon im Oktober 1817 die undankbare Bürde seines Amtes abgeworfen. Bald darauf aber bewirkte das Übergreifen der auswärtigen Politik auf die innere Verwaltung eine Entfremdung zwischen dem Minister und seinem russischen Gönner, die das Scheitern des ganzen Reformwerkes beschleunigte.

Annäherung Englands.

Über das Wachsen des russischen Einflusses in Madrid besorgt, hatte die englische Regierung alle Hebel angesetzt, um sich Spanien durch weitgehendes Entgegenkommen zu verbinden. Wellesley war Ende 1816 auf seinen Gesandtschaftsposten zurückgekehrt, aus der Ferne durch die Feder seines Bruders unterstützt, und hatte Pizarro nicht taub für seine Vorschläge gefunden. Es fehlte zwar nicht an Schwankungen, da das Aufbrausen des spanischen Stolzes und das lähmende Bewußtsein der Schwäche mit einander wechselten. Endlich aber wurde doch einiges von Wichtigkeit erreicht. Dem zähen Widerstand Spaniens gegen die Ordnung der italienischen Gebietsfragen machte jener Vertrag ein Ende, der den Heimfall von Parma, Piacenza, Guastalla an die bourbonische Linie sicherte (s. I. 276). Für die Unterdrückung des Sklavenhandels sollte Spanien durch Zahlung von 400000 £ entschädigt werden (s. I. 474). In Rio ließ England wissen, daß es den Bestand des portugiesischen Gebietes in Europa nicht verbürge, falls Spanien nicht Genugthuung zuteil werde, und unter englischem Vortritt konnten die Großmächte in Paris das dornige Geschäft der Vermittlung zwischen den beiden verfeindeten Reichen angreifen. Auch im Hinblick auf die Kolonieen, wo eben damals die Erhebung einen neuen Aufschwung zu nehmen drohte, schien die Anrufung der guten Dienste Englands notwendig geboten zu sein.

Gegenwirkungen Tatiščevs.

Um England aus dem Felde zu schlagen hatte Tatiščev insgeheim den Entwurf eines Kaufvertrages zustande gebracht, der Rußland verpflichtete, dem König Ferdinand eine Anzahl von Kriegsschiffen zur Verfügung zu stellen.[1] Sie mochten zur Abwehr von Kaperei und Bar-

[1] Mehr läßt sich auch heute noch nicht sagen. Vgl. zu Baumgarten II. 197 noch Gentz: Dépêches I. 847. Martens: Recueil des traités conclus par la Russie etc. XI. 268 (1895). Berichte Lavals 30. Okt., 6. Nov. 1817. Arch. Paris. — Hardenberg an Krusemarck 12. April 1817. Arch. Berlin.

baresken dienen, aber auch die seit lange geplante Expedition verstärken helfen, die zur Bekämpfung der aufständischen Kolonisten in Cadiz ausgerüstet wurde. Alsbald bekam die Diplomatie der übrigen Großmächte Wind davon, und mancher Argwöhnische bestärkte sich in der Furcht vor einer Festsetzung der russischen Macht im Mittelmeer (s. I. 213, 215). Garay aber, der mit allen Kräften auf Einschränkung der Ausgaben für Heer und Flotte hinarbeitete, konnte nichts weniger erwünscht sein als die Anfeuerung der Kriegslust des Königs. Nur mit Widerstreben ließ er sich im Frühling 1818 nochmals bereit finden, auf seinem Posten auszuharren. Er mühte sich unverdrossen ab, dem Staate neue Einnahmequellen zu erschließen. Er suchte Domanialgut auf den Markt zu bringen. Er erwirkte die Einziehung von Besitztümern der unter dem Namen der „Maëstranzas" bestehenden Adelsgesellschaften und hatte es nur dem unbesieglichen Widerspruch des Don Carlos schuldzugeben, daß es ihm nicht gelang, auch den geistlichen Ritterorden, nutzlosen Überbleibseln des Mittelalters, den Verzicht auf einige ihrer Reichtümer abzuzwingen. Inzwischen war Ende Februar 1818 das russische Geschwader auf der Reede von Cadiz eingetroffen. Tatiščev hatte einen Teil des Winters in dieser Stadt verbracht, um sich mit den spanischen Marinebehörden zu verständigen. Als aber die ersehnten russischen Schiffe anlangten, mußte er zu seiner Beschämung wahrnehmen, daß alles und jedes an dieser Armada mangelhaft sei. Im günstigsten Fall bedurfte es Monate langer Arbeit, um auch nur einige der Fahrzeuge für die große Reise über den Ocean tauglich zu machen.

Sturz des Ministeriums Pizarro-Garay 15. Sept. 1818.

Garay zog aus dieser unliebsamen Erfahrung die Lehre, daß Spanien am besten daran thun werde, den Versuch gewaltsamer Behauptung der Kolonieen aufzugeben. Er sprach mit Bitterkeit von der russischen Freundschaft, erklärte die Kosten des diplomatischen Dienstes für einen Luxus und brachte eine namhafte Herabsetzung der Heeresmacht zur Annahme. Pizarro und der Marineminister Figueroa hielten es mit ihm. Nicht so bald wurde Tatiščev dieser Wendung gewiß, als ihm die Unterstützung des Reformministers entleidet ward. Er hatte sich zur Befestigung seines erschütterten Ansehens schon Eguia genähert, in dem die Gegner Garays aus dem Kreise von Klerus und Granden ihren Führer fanden. Jeder neue Angriff auf überkommene Vorrechte und Mißbräuche, wie die Ausdehnung der Konskription und die Rückforderung zu Unrecht besessenen Krongutes, steigerte ihren Groll. Ein Dekret vom 5. August 1818, das die Grundlinien der Tilgung und Verzinsung der Staatsschuld enthielt, führte ihnen Bundesgenossen aus den Reihen aller derer zu, denen ein Abzug der Zinsen drohte. Im unkundigen Volke, bei verderbten Beamten, unter schwelgerischen Höflingen war keine Würdigung auch der besten Absichten zu finden. Zudem ließ sich der König durch den Gedanken schrecken, daß

schließlich nichts übrig bleiben werde, als die Cortes zu berufen. So ward der Sturz Garays, Pizarros und Figueroas entschieden. Noch am 14. September hatten sie den Stiergefechten zugeschaut und Abends in ihren Bureaux gearbeitet. Eine Stunde nach Mitternacht ließ der König ihnen befehlen, bis sechs Uhr Morgens mit ihren Familien Madrid zu verlassen. Auch Pizarros hochschwangere Frau durfte nicht bleiben. Für Wagen, Pässe, Begleitmannschaft war bereits gesorgt. Der Despotismus zeigte sich wieder ohne Hülle.

Scheitern der Reformen.

Die nächsten fünfviertel Jahre spanischer Geschichte bilden eine ununterbrochene Kette von Zeugnissen fortschreitender Zerrüttung im Inneren und völliger Ohnmacht in allen auswärtigen Angelegenheiten. Garays Nachfolger ließ die Reformgesetze fast sämtlich unausgeführt. Er sah betrügerischen Angestellten und gewinnsüchtigen Hofschranzen durch die Finger und suchte sich durch Zwangsanlehen bei eingeschüchterten Kaufleuten, so gut es gehen mochte, zu helfen. Sein Kollege im Marineministerium, der sich einst als tapferer Kämpfer zur See bewährt hatte, scheiterte an der Aufgabe, aus baufälligen Schiffen und zerlumpten Soldaten jene zum Feldzug in Südamerika bestimmte Kriegsmacht zu formen.

Auswärtige Politik Casa Irujos.

An der Spitze des auswärtigen Amtes stimmte Casa Irujo, ehemals Gesandter in Washington und Rio, den bekannten hochfahrenden Ton an, der so schlecht zu der spanischen Hilflosigkeit paßte. Ein günstiger Ausgleich mit Portugal, den die Großmächte auf dem Kongreß von Aachen befürwortet hatten, ward mit Entrüstung zurückgewiesen. In Sachen der Handelsfreiheit der Kolonieen sollte nicht das geringste Zugeständnis gemacht werden. Durch diese Halsstarrigkeit verscherzte man jede Unterstützung Englands. Rußland und Frankreich gedachten durch Gründung eines unabhängigen Königreiches in Buenos Aires unter dem Scepter des Infanten von Lucca das monarchische Prinzip und die Ehre des Herrscherhauses jenseits des atlantischen Meeres zu retten. Bardaji, der erfahrenste spanische Diplomat, damals Gesandter in Turin, kam auf einen früheren Vorschlag der Abtretung eines Teiles der Kolonieen an Frankreich und enges Bündnis der bourbonischen Mächte zurück.[1]) Aber in Madrid hatte man, wie der Stier für das rote Tuch, nur für den einen unausführbaren Gedanken Sinn: den sämtlichen Kolonieen mit Gewalt das Joch der alten Knechtschaft aufzulegen.

Wachsende Mißwirtschaft.

Auf einem so günstigen Boden blühte der Weizen der Kamarilla. Kammerdiener und Kuppler teilten sich mit Hofbeamten und Lieferanten in den Raub, zu dem die Ausrüstung der Expedition in Cadiz den besten Anlaß bot. Waren am Sitze der Regierung Unterschleife, Betrug, Gewalt etwas Alltägliches, so blieben in den Provinzen Generalkapitäne, Alcalden, Steuereinnehmer nicht damit zurück. Trieben Verzweiflung und

[1]) Bericht Dalbergs, Turin, 30. Dec. 1818. Arch. Paris.



Entrüstung zu neuen Komplotten, wie in Valencia unter dem Druck Elios, so wurde ihnen mit grausamen Hinrichtungen geantwortet. Es ist der Fluch des blinden Despotismus, daß er den Krieg aller gegen alle entfesselt. So stand im damaligen Spanien der Verschwörer gegen den Machthaber, der Räuber gegen den Sicherheitswächter, der Schmuggler gegen den Zollaufseher, die ausgesogene Masse in Stadt und Land gegen den gehaßten Mann in Amt und Würden. Unter den Mächtigen des Tages, die im Trüben fischten, trieb es schwerlich ein zweiter so keck wie Antonio Ugarte, ein windiger Glücksritter, der sich in einem unsauberen Leben schon manchem Herrn verkauft hatte, nun aber, dank seinen Verbindungen mit dem Palast, selbst den Herrn zu spielen wagen konnte. Beim Ankauf von Schiffen, Waffen, Uniformen verschwanden Millionen unter seinen Händen. Eguia und Casa Irujo hielten ihm die Stange. So niedrig waren die Umtriebe Tatiščevs, daß auch er sich mit einem Menschen dieses Schlages verbündete. Eine andere Partei beutelustiger Ränkeschmiede führte Lozano an, dem sich der Beichtvater des Königs zugesellte. Nach langen Mühen trug Lozano im Jahre 1819 einen großen Erfolg davon. Er wußte den König dazu aufzustacheln, einem am 22. Februar in Washington unterzeichneten Vertrag, der die Abtretung Floridas an die Vereinigten Staaten festsetzte, die Bestätigung zu weigern. Casa Irujo hatte jenes Vertragswerk betrieben, um nach Tatiščevs Rat durch ein Opfer die Gunst der aufstrebenden Republik zu gewinnen. Auf seine Niederlage folgten seine Entlassung und Verbannung. Bald danach wurde sogar eine Anklage wegen Bestechlichkeit gegen ihn erhoben. Auch Eguia ward aus dem Ministerium entfernt, und Ugarte fühlte sich nicht mehr ganz sicher. Nach so viel Mißerfolgen gab Tatiščev die Partie verloren. Er verließ einige Monate später unter dem Schein eines Urlaubs das Land, in dem er, statt Segen zu stiften, die Saat des Unheils nur vermehrt hatte.

Ugarte.

Entlassung Casa Irujos und Eguias am 12. 14. Juni 1819. Abreise Tatiščevs.

Lozano triumphirte und nutzte seinen Sieg durch rachsüchtige Häufung von Gewaltthaten aus. Aber die Ernennung des angesehenen Herzogs von San Fernando zu Casa Irujos Nachfolger paßte nicht in seine Pläne. Daher schloß er mit Ugarte einen Pakt zum Zweck gemeinsamer Bekämpfung des Herzogs. Noch mehr versprach er sich von weiblicher Hilfe an höchster Stelle. Gegen Ende des Jahres 1818 war die junge Königin Maria Isabel einem qualvollen Dasein entrückt worden. Sie hatte ihr Töchterchen nach wenig Monaten hinwelken und den zügellosen König die Maske der Scham selbst in seinem Schloß abwerfen sehen müssen. Als sie, die wieder ein Kind von ihm unter dem Herzen trug, ihn in den Armen einer seiner Dirnen entdeckte, verfiel sie in tödliche Krankheit. Schon nach fünf Monaten war in der sächsischen Prinzessin Josefa eine neue Ehegenossin für den ungeduldigen Witwer gefunden. Lozano, der

Tod der Königin 26. Dec. 1818. Die neue Königin Josefa.

bei den Verhandlungen über diese Heirat ein gewichtiges Wort mitgesprochen hatte, hoffte an der Fremden eine Stütze zu finden. Aber er täuschte sich in dem Charakter der einfachen deutschen Fürstentochter, die sich für keine Intrigue, am wenigsten im Sinn eines Lozano, hergeben wollte. Am 1. November 1819 erlag er seinen zahlreichen Feinden.[1] Für das unglückliche Volk war nichts mit seinem Sturz gewonnen. Er fuhr fort, im Staatsrat und durch seinen gemeinen Anhang bei Hofe San Fernando zu befehden. Sein Nachfolger Matafloriba, 1814 einer der blutdürstigsten Verfolger der Liberalen, wandelte ganz in seinen Fußstapfen. Ein Begnadigungserlaß, der schon bei der Ankunft der Königin hätte erscheinen sollen, blieb hinter ihren und San Fernandos Wünschen weit zurück. Europa wandte sich mit Ekel von dieser Schaubühne ab, auf der bei allem Wechsel der Personen das Stück nie vom Fleck rückte. Schon aber bereitete sich eine gewaltsame Wendung vor, die mit einem Schlage die Scene veränderte.

Sturz Lozanos 1. Nov. 1819.

Stimmung im Expeditionsheer bei Cadiz.

Seit Monaten gärte es in dem Expeditionsheere, das auf der Insel Leon unweit Cadiz und in den benachbarten Landstrichen zusammengezogen wurde. Die Nähe der auf ihre liberale Vergangenheit stolzen Stadt, das Vorgefühl eines sicheren und nutzlosen Unterganges, die Empörung über gewinnsüchtiges Treiben hoher Beamten und ihrer Günstlinge, schlechte Ernährung und dürftiger Sold: alles kam zusammen, um ein Gefühl dumpfer Erbitterung in den müßig lagernden Regimentern zu wecken. Bisher waren noch bei jeder Militärverschwörung die Anführer von der Masse im Stich gelassen worden. Hier sah auch der gemeine Soldat, durch Schreckensberichte aus Amerika heimkehrender Verwundeter und Kranker fieberhaft aufgeregt, kein anderes Mittel der Rettung. Diese Stimmung wußten grollende Offiziere, wie Quiroga, Arco-Agüero, die Brüder San Miguel, und Mitglieder der geheimen Gesellschaften in Cadiz, wie die rührigen Geschäftsmänner Javier Isturiz und Mendizabal, nach Kräften auszunutzen. Zu ihnen schlug sich der ungestüme Alcala Galiano, der eine vielversprechende diplomatische Laufbahn preisgab. Auch mochten Sendlinge der aufständischen Kolonieen ihr Gold nicht sparen. Der Höchstkommandirende, Graf Abisbal, obwohl nicht minder verrufen wie Eguia, schien es doch nach der Entlassung dieses Ministers für nützlich zu erachten, mit den Verschworenen anzuknüpfen. Er hatte seit jeher mit sichtlichem Gewinn für seinen Ehrgeiz und für seine Kasse abwechselnd die Rolle des Freiheitsfreundes und des Absolutisten gespielt. Noch vor

Doppelspiel Abisbals.

[1] Haebler: Maria Josefa Amalia, Herzogin zu Sachsen, Königin von Spanien 1892. S. 74—77, ergänzt durch Lavals Berichte, 16., 20. Sept., 31. Okt., 15. Nov., 9. Dec. 1819. Arch. Paris.

wenigen Jahren hatte er Lacy zu seinem Unternehmen aufgemuntert, um ihn alsdann seinem Schicksal zu überlassen. So versprach er jetzt seine Beihilfe, um sich wenig später durch Geldspenden gaditanischer Kaufleute, die ihre Rechnung auf die Abfahrt der Truppen gestellt hatten, anders bestimmen zu lassen. Wie er schlug General Sarsfield um, der Anführer der Reiterei in Jerez, den man gewonnen zu haben wähnte. Am 8. Juli 1819 ließen beide die Hauptverschworenen unter den Offizieren, die mit ihren Bataillonen in gutem Glauben zum verabredeten Stelldichein herbeigeeilt waren, umzingeln und als Gefangene abführen.

Abisbal wagte es hierauf, in Madrid zu erscheinen, wo ihm zwar das Kommando des Expeditionsheeres entzogen wurde, ohne daß er sonst etwas an Ehren eingebüßt hätte. Als sein Nachfolger wurde der in Mexiko erprobte, aber bereits gealterte Graf Calderon nach dem Süden entsandt, vor dessen Ankunft die Ausbreitung des gelben Fiebers Zucht und Ordnung der notleidenden Truppen noch mehr lockerte. Da zudem die Untersuchung des Komplottes sehr schlaff geführt wurde, fanden die Gefangenen unschwer Mittel, sich über einen neuen Anschlag zu verständigen. Die Kunde von Bolivars Überschreitung der Anden und von seinem triumphirenden Einzug in Bogota mußte ihren Entschluß der Auflehnung auch in den Augen der königstreuesten Landeskinder rechtfertigen, die zum Opfertode jenseits des Oceans ausersehen waren. Nach einem letzten vergeblichen Versuch, einen General, O'Donoju in Sevilla, als Haupt zu gewinnen, erkoren sie einen aus ihrer Mitte, den Obersten Antonio Quiroga, zum Führer. Quiroga, aus Galicien gebürtig und ursprünglich für das Studium der Mathematik bestimmt, hatte sich frühzeitig, zuerst als Seesoldat, dann im Landheer, dem Waffenhandwerk zugewandt: ein Mann von gemessener Denkungsart, kein Freund prahlerischer Reden, aber zu kräftigem Handeln bereit. Seit jenem 8. Juli 1819 saß er in einer kleinen Ortschaft des Ronda-Gebirges in milder Haft. Von hier sollte er am Neujahrstag 1820 aufbrechen und mit ein paar Bataillonen der Insel Leon zueilen. Indessen verzögerten Regengüsse, die jeden Bergbach in einen reißenden Strom verwandelten, seinen Anmarsch. Erst am 3. Januar langte er vor der einzigen Brücke an, durch welche die Insel Leon mit dem Festland verbunden war. Er dankte es nur der herrschenden Unordnung, daß er sich der Brücke sogleich bemächtigen, das ummauerte Städtchen San Fernando besetzen und den hier eben anwesenden Marineminister gefangen nehmen konnte. Einen Angriff auf das feste Cadiz wollte er aber nach einem mißglückten schwachen Vorstoß nicht wagen. Auch eine Erhebung der Verschworenen in der Stadt schlug fehl.

Quiroga vor Cadiz 3. Jan. 1820.

Glücklicher war währenddessen der Oberst Rafael del Riego gewesen, der am gleichen bestimmten Tage mit einem Bataillon des Regimentes Asturien von Cabezas de San Juan aus in der Stille gegen Arcos hatte vor-

Verkündung der Verfassung von 1812 durch Riego 1. Jan. 1820.

rücken und das dort lagernde Hauptquartier aufheben sollen. Der sieben- unddreißigjährige Riego, ein heißblütiger Asturier, hatte sich als junger Mann im Kampfe gegen die Franzosen hervorgethan, bis er als Gefangener in ihre Hände fiel. Nach der Rückkehr war er im Heere verblieben und dem Generalstab der Expeditionstruppen eingereiht worden. Durch Neider aus dieser Stellung verdrängt, mit den Häuptern der freimaurerischen Geheimbünde eng befreundet, waghalsig und eingebildet, brannte er darauf, sich zur Höhe eines Helden und Staatsmannes in einer Person aufzuschwingen. So verkündete er gleich in der Morgenfrühe des 1. Januars eigenmächtig und feierlich die Verfassung von 1812 und setzte konstitutionelle Alcalden in Cabezas ein. Es war nicht sein Verdienst, daß man nichts davon in Arcos erfuhr, wo er sich alsbald durch kühnen Überfall des Grafen Calderon, einer Anzahl anderer hoher Offiziere und der Armeekasse versicherte. Ein neuer glücklicher Fang verstärkte seine Hilfsmittel. Soldaten der Nachbarschaft schlossen sich ihm an, und in Puerto de Santa Maria stießen aus dem Kastell San Sebastian entsprungene Mitglieder des Juli-Komplottes zu ihm. Nachdem er überall unter dem Schweigen der verblüfften Bevölkerung die alten Behörden verjagt hatte, langte er am 6. Januar, berauscht von seinen Erfolgen, bei Quiroga an. Dieser hatte bis dahin vermieden, in seinen Aufrufen die Verfassung von 1812 zu nennen und nur von dem berechtigten Widerstand gegen die Einschiffung und von der Notwendigkeit einer gemäßigten und freisinnigen Regierung gesprochen. Riegos Vorgang riß aber auch ihn dazu hin, die Wiederaufrichtung jenes „Denkmals der Weisheit“ der Cortes als Ziel der Erhebung zu bezeichnen.

Seine Vereinigung mit Quiroga.

Indessen sah es mit ihren Fortschritten sehr mißlich aus. Es fehlte dem kleinen „nationalen Heere“ an Reiterei und Geschützen. Von der Mannschaft stahl sich mancher bei Nacht und Nebel fort. Neue Zuzüge waren unbedeutend und stockten bald ganz. Cadiz blieb trotz der gelungenen Übertumpelung des Arsenales la Carraca uneinnehmbar. Bürger und Bauern der Küstenlandschaft regten keine Hand. Ein an das spanische Volk gerichteter Aufruf führte daher eine nicht sehr zuversichtliche Sprache. Um die Bevölkerung aus dem Schlafe zu wecken, Nahrungsmittel und Kleidungsstücke aufzutreiben und das Feuer der Empörung unter den Garnisonen auszubreiten, nahm Riego am 27. Januar 1500 Mann zu einem Streifzug durch Andalusien mit sich. Er hielt sich zunächst an der Küste, verkündigte überall die Verfassung von 1812, fand aber wenig Unterstützung und sah sich selbst in den Hoffnungen, die er auf den Gouverneur von Gibraltar gesetzt hatte, gründlich betrogen. Durch überlegene Truppenmassen verfolgt und von der Insel Leon ganz abgeschnitten, ließ er sich hierauf zu einem äußerst mühseligen Marsch nach Malaga verlocken. Es gelang ihm zwar, mit seinen ermatteten Soldaten in der Stadt einzuziehen

Sein Zug durch Andalusien.



und drei feindliche Angriffe abzuwehren. Als aber auch hier das furchtsame Volk nicht aufstand, sondern sich mit wertlosen Zurufen begnügte, wich er mit seiner kleinen Schar am 20. Februar nordwärts gegen die Berge von Alhama aus. Jetzt erst begann der Mut seiner Leute, die bis dahin jeder Unbill getrotzt hatten, zu wanken. Das Versprechen voller Verzeihung, das zuerst den Gemeinen dann selbst den Officieren von der Regierung erteilt war, lockerte ihre Reihen noch mehr. Kaum 900 Tapfere folgten ihrem Führer vor die Thore von Ronda, und auf der Flucht nach Moron verlor sich von diesen fast die Hälfte. Eine Verstärkung durch 200 unberittene Dragoner konnte am 4. März nach blutigem Straßenkampf in Moron eine schwere Niederlage nicht hindern. Abgerissen und erschöpft schlugen sich ein paar hundert Mann, Riego an der Spitze, nach Cordoba durch, wo ohne die Schlaffheit der Besatzung und der Behörden ihre sofortige Festnahme ein Leichtes gewesen wäre. Dieser Gefahr entronnen führte Riego seine Getreuen in die Grenzgebirge von Andalusien und Estramadura, die Verfolger auf den Fersen, unter strömendem Regen, auf grundlosen Pfaden, bis er sich am 11. März in Bienvenida entschließen mußte, den letzten Rest des Haufens aufzulösen. —

Verhalten der Regierung.

Der König und die Minister hatten seit dem 6. Januar Kunde von Quirogas und Riegos Aufstand, aber das Publikum wurde im Dunkel gelassen, und selbst die Abreise von Kurieren der Gesandten zunächst verwehrt. Indessen bewies die Ernennung des beliebten Generals Freire zum Höchstkommandirenden des Expeditionsheeres, daß man ein Zugeständnis für nötig hielt. Damit war die Kraft der Regierung erschöpft. Man hatte geraten, der König oder Don Carlos möge mit den Garden nach Andalusien eilen. Als aber an den Straßenecken Madrids Anschläge auftauchten, welche die Verfassung forderten, ward es für gefährlich erachtet, die Besatzung der Hauptstadt zu schwächen. Freire sah sich durch den Kriegsminister auf Schritt und Tritt gehemmt. Der Herzog von San Fernando rieb sich auf im Kleinkrieg gegen die Ränke Lozanos und Ugartes. Sie hofften auf den Beistand des von Valencia berufenen Elio, der wie gewohnt der Aufrichtung eines Schreckensregimentes das Wort redete. Nach seiner Rückreise und nach Lozanos wie Ugartes plötzlicher Verbannung aus der Residenz schienen San Fernandos versöhnliche Absichten zu siegen. Allein umlauert vom Argwohn der Kamarilla, geängstigt durch Don Carlos' feindselige Haltung, ohne starken Anhang unter den übrigen Würdenträgern, wagte er es nicht einmal, auf Erfüllung der königlichen Zusagen vom 4. Mai 1814 zu dringen. Das Wort „Cortes“, welchen Sinn man ihm auch beilegen mochte, blieb im Palast verpönt. Die Schreckensnachricht von der Ermordung des Herzogs von Berry (s. I. 508) gab allen Fürsprechern blutiger Strenge ein neues Übergewicht, und mit der Erlahmung von Riegos abenteuerlichem

Unternehmen schwand der starke Ansporn der Furcht, die bis dahin den Hang zu grausamer Verfolgung noch ermäßigt hatte.

Gerade damals entzündete sich aber am entgegengesetzten Ende des Reiches ein Feuer, dessen Funken mit Windeseile auch dem Sitze der Regierung zuflogen. Die gedrückten breiten Massen des spanischen Volkes Bauern, Kleinbürger, Handwerker, hatten die dunkle Mär von den Ereignissen des Südens, die ihnen zu Ohren gekommen war, mit träger Ergebung aufgenommen. Die geringe Zahl der höher Gebildeten des Mittelstandes, wie Kaufleute, Advokaten, Schriftsteller, die den Glauben an eine bessere Zukunft festhielten, wartete mit Spannung auf die Entwicklung des merkwürdigen Schauspiels. Unter ihr rührten sich in verborgener Geschäftigkeit die Glieder der Geheimbünde, Freimaurer, ehemalige Cortesabgeordnete, verjagte Beamte, Angehörige der Verbannten und Hingerichteten, mit den Verschwörern aus dem Soldatenstande durch Gleichheit der Gefühle innig verknüpft. Je mehr widerspruchsvolle und aufregende Gerüchte sich drängten, je weniger Sicheres Wochen lang über Quirogas und Riegos Lage verlautete, für desto hoffnungsreicher mußte der Versuch einer Nachahmung ihrer That gelten. Mit der Entfernung wuchs bei wachsender Unklarheit der wirklichen Vorgänge die Wagelust. So kam es am 21. Februar im entlegenen Coruña, wo Porlier fünf Jahre zuvor den Freiheitsruf hatte erschallen lassen, zur Einsetzung einer Junta unter dem Präsidium des aus der Haft erlösten früheren Regenten Agar und zur Verkündung der Verfassung von 1812. Die militärischen und bürgerlichen Behörden hatten so wenig Zutrauen zu ihren Untergebenen, daß dieser Sieg der Revolution ohne jedes Blutvergießen erfochten ward, Festung und Hafen ohne jede Widerrede von den neuen Machthabern übernommen werden konnten. Andere Orte Galiciens, wie Ferrol, Vigo, Pontevedra, Tuy folgten diesem Beispiel. Der Kommandant von Santiago, der berüchtigte Graf San Roman, entwich nach Orense, wo er jedoch mit schlecht bewaffneten und unzuverlässigen Milizen auch nicht sich zu behaupten wagte.

Ausbreitung der Revolution.

Galicien. Erhebung Coruñas 21. Febr. 1820.

Inzwischen hatten Sendlinge der Junta von Coruña die Flamme nach Asturien und Cantabrien getragen. Länger dauerte es, bis ihr Zuruf in der ruhmreichen aragonesischen Hauptstadt Zaragoza Widerhall fand. Erst am 5. März führte eine Volksbewegung, der sich die Garnison anschloß, zur Beschwörung der Verfassung von 1812. Aber die höchsten Beamten, selbst großenteils Männer von nichts weniger als radikalen Gesinnungen, wie der Generalkapitän Marquis de Lazan und angesehene Mitglieder des Stadtrates, stellten sich an die Spitze. Sie setzten eine vorläufige oberste Junta für Aragon, in der Garays, des früheren Ministers Name nicht fehlte, aus ihrer Mitte ein und wandten sich in einer loyalen Proklamation mit Schärfe gegen „die Wut der Demagogie.“

Erhebung Zaragozas, Barcelonas, Pamplonas, 5., 10., 11. März.

Sie mahnten, in Geduld abzuwarten, „was die Güte des Königs und die Rechtschaffenheit der künftigen Cortes als ihrem Glück und den königlichen Rechten am angemessensten bestimmen würden". Deutlicher ließ sich nicht sagen, daß die radikale Arbeit der Versammlung von Cadiz nicht für unantastbar gelten sollte. In Barcelona konnte General Castaños, der Sieger von Baylen, am 10. März die Verkündigung der Cortesverfassung nicht hindern, räumte aber danach seinen Posten. Indessen hatten zunächst auch hier Männer, denen jene Verfassung nur als augenblickliche Parole galt, noch die Oberhand. Ebenso hielt in Pamplona der Vicekönig Graf Ezpeleta die Zügel fest, der am 11. März auf Andringen der Soldaten sehr widerwillig die Beschwörung der Verfassung zugelassen hatte. Auch er hegte die Hoffnung, daß damit nicht das letzte Wort gesprochen sein möchte.

Ratlosigkeit der Regierung.

Währenddessen war aber in Madrid ein so vollständiger Umschlag erfolgt, daß nichts anderes übrig blieb, als sich aller Orten um die von Riego aufgepflanzte Fahne zu scharen. Beim ersten Eintreffen der bedrohlichen Nachrichten aus Coruña hatte der König militärische Gegenmaßregeln befohlen. Als sich aber die Unglücksbotschaften häuften, in den Straßen der Hauptstadt aufrührerische Lieder erklangen, vor den Fenstern der Minister Hochrufe auf die Verfassung ausgebracht und selbst in der Garde Anzeichen von Meuterei bemerkt wurden, erschienen nachgiebige Schritte unvermeidlich. San Fernando riet in einer eilig berufenen Junta hoher Persönlichkeiten zu konstitutionellen Gewährungen und schleuniger Berufung der Cortes. Don Carlos, seit 1814 der unbeugsamste Kämpe der reinen katholischen Monarchie, brachte den Beschluß zu Fall. An seinem Starrsinn scheiterte auch der Antrag, wenigstens die Inquisition aufzuheben. Die einzige That der Junta war die Auswirkung eines langatmigen königlichen Erlasses vom 3. März, der die schwersten Schäden des Staatswesens aufzählte und alle obersten Behörden, Korporationen, Universitäten, ja jeden einzelnen ermächtigte, „frei und behutsam" dem verstärkten Staatsrat Vorschläge zu ihrer Heilung einzureichen. Über dies verächtlich aufgenommene Blatt Papier schritten schon die Ereignisse des folgenden Tages hinweg.

Untreue Abisbals.

Seit dem Herbst 1819 war Abisbal in Madrid darauf erpicht, aufs neue zu einer hohen Stellung zu gelangen. Als er die von ihm verratene Sache wieder Luft gewinnen sah, spielte er mit ihren Freunden in der hauptstädtischen Garnison unter einer Decke, bot aber zugleich dem König seine Dienste an. Um den gefährlichen Ränkeschmied zu entfernen, beauftragte man ihn, Freire ein paar Regimenter aus der Mancha zuzuführen. Kaum aber war er nach einer Tagereise in dem Städtchen Ocaña angelangt, als er das dort liegende Bataillon eines Infanterieregimentes, an dessen Spitze sein Bruder stand, zur Anerkennung der Ver-

fassung von 1812 hinriß. Obwohl kein anderer benachbarter Truppenteil sich anschloß, geriet der Hof augenblicklich in die äußerste Bestürzung. Der König forderte von allen Räten Gutachten ein und ließ die gesamte Besatzung Tag und Nacht unter den Waffen verbleiben. Am Morgen des 7. März erschien ein Dekret, das die sofortige Berufung von Cortes verhieß und dem Rate von Castilien aufgab, die nötige Vorsorge zu treffen, um „die legitimen Vertreter der Völker“ zu versammeln. Das Dekret kam zu spät. In Revolutionen kann ein Aufschub von Tagen und Stunden unberechenbare Folgen nach sich ziehen. Was am 3. März vielleicht noch befriedigt hätte, wurde am siebenten mit Entrüstung verworfen. Man frug tief empört, welche Art von Cortes vom König gemeint sei. Hie und da wurde sein Dekret zerrissen. Von dem Platz der Puerta del Sol, dem gewohnten Stelldichein der aufgeregten Masse, brachen tobende Schwärme gegen das Schloß vor. In den Kasernen der Garden trieben Abgesandte der Geheimbünde ihr Wesen. Spät Abends meldete der als Retter entbotene General Ballesteros dem Hofe, daß auf die bewaffnete Macht nicht länger zu zählen sei. Wer noch zum Widerstand riet, fand kein Gehör mehr. Der erschreckte König unterzeichnete gegen Mitternacht ein neues Dekret, in dem er, „um Weitläufigkeiten zu vermeiden“ und „nach dem allgemeinen Willen des Volkes“, sich bereit erklärte, die Verfassung von 1812 zu beschwören.

Verspätete Zusage der Berufung von Cortes 6. März.

Annahme der Cortesverfassung 7. März.

Als Madrid am folgenden Morgen die große Neuigkeit erfuhr, war des Jubels der Volksmenge kein Ende. Aufrichtung der Verfassungstafel auf der Plaza mayor, Processionen, in deren Mitte die „heilige Urkunde“ wie eine Reliquie zur Anbetung umhergetragen wurde, rauschende Begrüßungen des „konstitutionellen Königs“ bei seiner Ausfahrt im Prado waren das Gegenbild der Scenen, welche dieselbe Stadt sechs Jahre zuvor beim Einzug des „heiligen Ferdinand“ gesehen hatte. Einzig Don Carlos wurde bei seinem Erscheinen mit Verwünschungen bedroht, und im Kaffee Lorencini, dem Sammelpunkt der Agitatoren, regte sich Mißtrauen in die Aufrichtigkeit des Königs. Es war nur zu begreiflich. Denn abgesehen von der Begnadigung aller aus politischen Gründen Verhafteten und Verbannten hatte er noch nicht das geringste Pfand einer Sinnesänderung gegeben. Dies führte den Tag darauf am 9. März zu seiner vollkommenen Demütigung. Schon Vormittags drangen Volkshaufen, mit Gardisten untermischt, von den Wachtposten nicht gehindert, unter den Rufen „Tod den Verrätern“ in den Schloßhof und in die Vorhalle des Palastes. Sechs Männer, die sich Bevollmächtigte des Volkes nannten, forderten und erlangten Einwilligung in die Herstellung des verfassungsmäßigen Stadtrates von 1814. Als die neue Behörde unter tumultuarischer Beteiligung der Menge sich gebildet hatte, drangen „die Bevollmächtigten“ darauf, daß dem König sofort ein vorläufiger Eid

Vorläufige Eidleistung des Königs 9. März.

auf die Verfassung abgenommen werde. Der Stadtrat stimmte zu. Die Masse wälzte sich zum Schloß zurück. Hier empfing der stolze Beherrscher des spanischen Reiches ohne jedes Gefolge die unbekannten Sechs und die neuen Gemeindebeamten in dem prunkvollen „Saale der Gesandten", wo er unverzüglich den geforderten Eid ablegte. Den gleichen Schwur sollte nach seinem Befehl das ganze Heer leisten. Nach dieser Wendung war auch der Inquisition das Urteil gesprochen. Noch ehe das Dekret ihrer Aufhebung bekannt wurde, befreite ein freudetrunkener Haufe ihre Opfer aus der Kerkernacht. Die verhaßtesten Diener der alten Regierung und Glieder der Kamarilla, wie Matafloriba, der Herzog von Alagon, Lakaien und Beichtväter mußten dem Sturme weichen. Den Triumph der Revolution an diesem 9. März vervollständigte die Einsetzung einer provisorischen Junta, an deren Beirat die Regierung bis zum Zusammentritt der Cortes gebunden sein sollte. Des Königs Oheim, der alte Kardinal von Bourbon, Mitglied der Regentschaft von 1814, war ihr Vorsitzender, General Ballesteros sein Stellvertreter. Nun erst überließ sich die Bevölkerung Madrids wieder sorgloser Feststimmung und feierte die errungenen Siege Tage und Nächte lang mit Glockengeläute, Tedeum, Umzügen, Illumination.

Rückwirkung auf das Land.

Die bedingungslose Unterwerfung des Königs entzog den Gemäßigten in den Provinzen gänzlich den Boden. In Zaragoza erhielten die Radikalen das Übergewicht über Lazan und Garay. In Pamplona wurde Ezpeleta von Mina, der aus Frankreich herbeigeeilt war, verdrängt. Nirgendwo durfte sich der Wunsch einer Änderung der Verfassung von 1812 noch hervorwagen. Überall stand sie, wie eine personificirte Heilige, im Mittelpunkte der farbenprächtigen Feierlichkeiten, die nach der Gefühlsweise dieses Volkes im ganzen Lande ein kirchliches Gepräge annahmen. Fremde Beobachter mußten es rühmen, daß trotz der jähen Auflösung der alten Behörden und trotz der langen Gewöhnung an Gewaltthaten die Umwälzung über Erwarten friedlich, ohne bemerkenswerte Ausbrüche der Rachsucht und ohne Eigentumsverletzungen vor sich ging. Zugleich aber konnten sie sich nicht verbergen, daß nur eine kleine Minderzahl Verständnis und Begeisterung für das Programm der Revolution in sich hege, Unzählige dagegen einzig aus angeborener Trägheit, in Hoffnung auf bessere Zeiten und kindlicher Schaulust sich vom Strome treiben ließen. Dem Ausgang der Bewegung war damit ein übles Horoskop gestellt. Denn der Umsturz eines verrotteten Staatswesens muß mißlingen, wenn das neu Gebotene für die Massen ein leeres Wort bleibt, und die lautesten Kundgebungen eines scheinbar allgemeinen Enthusiasmus können nur kurze Zeit den Mangel an nachhaltiger Kraft und Opferbereitschaft verdecken.

Gemetzel in Cadiz 11. März.

Ein erster Wermutstropfen fiel in den Becher überschäumender Freude beim Bekanntwerden einer Trauermär aus Cadiz. Ermutigt durch die

Nachricht der Erhebung Galiciens hatten die dortigen Freiheitsfreunde am 9. März Freire gezwungen, die Ausrufung der Verfassung zuzulassen. Das kleine Heer Quirogas wurde dadurch aus der bedrängtesten Lage gerettet. Am 11. März erschienen drei von ihm Abgeordnete, Galiano nebst den Obersten Arco-Agüero und Baños, in der geschmückten Stadt, mit Jubelrufen und Blumenspenden begrüßt, um der Verfassungsfeier auf dem Platze San Antonio beizuwohnen. Plötzlich feuerten die anrückenden Bataillone der sogenannten „Getreuen Ferdinands" und der Guiden, großenteils Überläufer aus Quirogas Truppe, wahrscheinlich vom General Campana verhetzt, auf die zusammengeballte Volksmenge. Sie richteten unter ihr ein Gemetzel an und wüteten noch Stunden lang mit Mord und Plünderung, gleich als sei Cadiz eine eroberte Stadt. Freire trug keine Mitschuld an den Greueln, aber da er die Abgeordneten Quirogas festnehmen ließ und in einem dem König erstatteten Berichte die Truppen belobte, lud er die Flüche von tausenden auf sich.

Ministerium Argüelles.

Der laute Ruf nach Rache fand sofort in den hauptstädtischen Klubs ein Echo. Die „patriotische Gesellschaft" des Kaffees Lorencini schleuderte den Vorwurf des Verrates gegen das Ministerium San Fernando und empfing am 19. März durch die Entlassung des Herzogs sowie des Kriegs- und Kolonialministers eine Abschlagszahlung. San Fernandos Nachfolger ward Perez de Castro, einer der Schöpfer der Verfassung von 1812, zur Zeit spanischer Geschäftsträger in Hamburg. Lange vor seiner Ankunft in Madrid, Ende März und Anfang April, wurden ihm von dem eingeschüchterten König Kollegen zur Seite gestellt, die sich in der liberalen Mehrheit der Cortes noch mehr hervorgethan hatten. Canga Argüelles, seit Garays Sturz wieder in Valencia internirt, erhielt die Finanzen. Agustin Argüelles, „der Göttliche" nach seiner Beredsamkeit benannt, und der in Cadiz einst gefeierte Garcia Herreros, beide in ferner Haft schmachtend, sollten das Innere und die Justiz übernehmen. Die Verfolgten und Geächteten wurden mit Ehren und Ämtern bedacht. Quintana ward ein Sitz in der Censurjunta zuteil, die gemäß der Verfassung über Wahrung der Preßfreiheit zu wachen hatte. Quiroga, Riego und drei ihrer Gefährten wurden zu Feldmarschällen ernannt. Galiano, ihr feurigster, schriftstellerischer Bundesgenosse, Herausgeber der „patriotischen Zeitung des nationalen Heeres", fand unter den Räten des auswärtigen Amtes eine Stelle. Daneben erschien die Abberufung Freires, die Wiedereinsetzung liberaler Präfekten (Gefes politicos), die Erneuerung der Provinz- und Ortsbehörden, die Reinigung des Gesandtschaftspersonales als selbstverständlich. Auch die Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, Beseitigung der Bannrechte, Einrichtung der Nationalmilizen konnte nicht ausbleiben. Besondere Rücksicht ward auf die Beschwerden der Soldaten genommen. O'Donoju hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Expeditions-

heer aufzulösen. Alle, deren Dienstzeit abgelaufen war, sollten entlassen, alle Invaliden für Jahre langes Darben entschädigt werden. Unter der Fülle sich drängender Dekrete kennzeichnete dasjenige vom 26. März, welches jeden Spanier bei Androhung des Verlustes von Ehren, Ämtern und Vaterland zum unbedingten Schwur auf die Verfassung verpflichtete, am schärfsten den beschleunigten Gang der Dinge.

Klubwesen.

Die treibende Kraft war jener Klub des Kaffees Lorencini. Er bemächtigte sich um so rascher der Zügel, je länger es dauerte, bis die Minister vollzählig waren. Aus seiner Mitte ergingen Befehle an die nachgiebige provisorische Junta. Vor ihm erschienen vornehme Bittsteller und Intriganten wie Pizarro und Abisbal. Durch ihre Sendlinge und durch ihre Presse übten die Klubisten eine unwiderstehliche Macht auf den Soldaten und Bürger in der Hauptstadt aus. Am 16. Mai erkühnten sie sich, in drohenden Worten die Entlassung des Kriegsministers Amarillas zu fordern, und, als seine Kollegen zu ihm standen, zwei Tage später das Volk zu den Waffen zu rufen. Amarillas galt ihnen als ein Halber. Daß er die Eigenmacht des alten Guerrillahäuptlings Empecinado und des zum Generalkapitän Altcastiliens ernannten Montijo in Valladolid nicht geduldet hatte, stempelte ihn in ihren Augen zu einem Feinde der Freiheit. Aber auch dem Aufruhr der Banden in Madrid setzte Amarillas einen energischen Widerstand entgegen, so daß die Klubisten sich diesmal geschlagen sahen.

Föderative und verfassungsfeindliche Regungen.

In den Provinzen war ihr Einfluß bisher nur wenig fühlbar. Hier drohte die Gefahr einer Obmacht des alten föderalistischen Geistes. Die Provinzialjunten sträubten sich gegen ihre Auflösung, hoben ungefragt drückende Monopole auf, verfügten willkürlich über die Steuern ihres Machtgebietes und reizten dadurch die Gemeinden zur Nachahmung bei Gelegenheit kostspieliger Feste und freigebiger Belohnung von Gutgesinnten. Die Folge war, daß die schon so dürftigen Quellen der Staatseinkünfte noch mehr versiegten. Als Canga Argüelles beim Antritt seines Amtes die Steuerschraube stärker anzuziehen wagte, erhob sich von allen Seiten ein Schrei des Unwillens. Auf ein Anlehen von 40 Millionen gingen trotz günstiger Bedingungen nicht mehr als fünf ein. Zu diesen Verlegenheiten gesellten sich die ersten Anzeichen verfassungsfeindlicher Umtriebe. Die Geistlichkeit nahm sich in vielen Orten ein Muster an den Bischöfen von Malaga und Zamora, deren Weigerung, die Verfassung ohne Vorbehalt zu beschwören, jenes Dekret vom 26. März hervorgerufen hatte. Eifernde Mönche forderten zur Vernichtung der „ketzerischen" Urkunde auf. Nicht nur gläubige Bauern und Handwerker, sondern auch mißvergnügte Beamte und Kriegsleute schenkten ihnen willig Gehör. In Zaragoza erregte der abgesetzte Generalkapitän Lazan am 11. Mai einen Aufstand gegen die neuen Behörden, der in einem blutigen Straßenkampf erstickt

werden mußte. In Madrid schmiedeten Männer, die Don Carlos nahe standen, schwerlich ohne sein Wissen, wie sein Kammerherr, der Graf Casillas, der ehemalige, blutbefleckte Polizeiminister Echavarri u. a. im Juni den Plan der Entführung des Königs und einer förmlichen Gegenrevolution.[1]) Erst die Verhaftung Echavarris und der übrigen Rädelsführer in der Hauptstadt und in Burgos durchschnitt die Fäden der Verschwörung. Vorgänge dieser Art waren Wasser auf die Mühle der leidenschaftlichen und argwöhnischen Fürsprecher eines unerbittlichen Radikalismus, der „Exaltados", wie sie im Gegensatz zu den bedächtigeren und versöhnlicheren „Moderados" genannt wurden. Das Hauptblatt der Exaltados, dessen Titel „El Conservador" ihre Grundsätze freilich nicht ahnen ließ, schärfte seinen Lesern ein, daß die Freiheit nur mit der Vernichtung ihrer Feinde gerettet werden könne.

Eröffnung der Cortes 9. Juli.

Unter diesen aufregenden Ereignissen rückte der Tag der Eröffnung der Cortes heran. Noch in der vorausgehenden Nacht kam es in einer Gardekaserne zu einer rasch unterdrückten Empörung, bei der vielleicht die Servilen ihre Rechnung zu finden gehofft hatten. Aber der Eindruck dieses dunklen Ereignisses wurde verwischt durch das glänzende Schauspiel der Auffahrt des Hofes zum geschmückten Sitzungssaale der Cortes und der feierlichen Eidleistung des Königs angesichts der überfüllten Tribünen. Feuriger ließ sich die Liebe zur Verfassung von 1812 nicht bekennen, als es in der Thronrede geschah, die der König mit dem Tone innerer Bewegung verlas. Auch drängten sich in den ersten Sitzungen Anträge von allen Seiten, die sich in Kundgebungen dankbarer Huldigung überboten. Wenn der eine die Erinnerung an die Eidleistung auf einem Gemälde verewigt zu sehen wünschte, schlug ein anderer die Errichtung von Erinnerungsdenkmalen vor. Ein dritter wollte Ferdinand auf allen Münzen mit dem Beinamen des Großen geschmückt wissen. Nur wenige blieben nüchtern in diesem allgemeinen Rausche, der erst zu verfliegen begann, als die harte werktägliche Arbeit den Blick auf die bisherige Regierung dieses Königs zurücklenkte.

Moderados.

Sobald die Schranken für das parlamentarische Turnier eröffnet waren, zeigte sich an Masse und Begabung ein großes Übergewicht der Moderados. Der Präsident, der Erzbischof von Sevilla, und der Vicepräsident Quiroga, dessen Wahl eine Ehrung der Revolution bedeutete, gehörten ihnen an. Zu ihren Führern zählten der mit dem Lorbeer des Dichters und Redners geschmückte Martinez de la Rosa, in den Cortes von 1814 einer der Ungestümsten, der eben erst aus seinem afrikanischen Exil heimgekehrt war, Graf Toreno, Porliers Schwager, der erprobte Patriot und Staatsmann, dem es vorbehalten blieb, die

[1]) Haeblers a. a. O. S. 89 gegen Baumgarten II. 338 ff. gerichtete Bemerkungen finden Unterstützung in Lavals Berichten 29. Juni, 3. Juli 1820. Arch. Paris.

Geschichte des spanischen Befreiungskampfes zu schreiben. Moscoso, Alcalde von Ferrol, die Advokaten Alvarez Guerra und Nicolas Garely. Diese Männer hatten ein offenes Auge für die Notwendigkeit, von überspannten Worten zu heilenden Thaten überzugehen und den Strom revolutionärer Erregung in das Bett ernster Arbeit zu leiten. Sie waren nicht von dem Wahne befangen, daß Spanien berufen oder befähigt sei, den Großmächten Europas mit einer Propaganda der Freiheit zu drohen, sondern sie wünschten nichts sehnlicher, als jeden Zusammenstoß mit ihnen zu vermeiden. Sie hatten durch die Erfahrung gelernt und setzten Ohrenzeugen, die sich ihrer Vergangenheit erinnerten, häufig durch die Mäßigung ihrer Worte in Erstaunen. Ebenso verändert erschienen ein Agustin Argüelles oder ein Herreros im Ministerium, das sichtlich in den Moderados seine Stütze suchte. Allein die besten Vorsätze dieser Partei wurden schon durch die vielgerühmte Verfassung durchkreuzt. Die den Cortes zugewiesene Übermacht mußte sie, zum Tummelplatz von Anträgen, Debatten und Beschlüssen werden lassen, die in alle Einzelheiten der Regierung eingriffen. Den Ministern, die ihnen nicht angehören durften, war eine Beteiligung an den Verhandlungen nur nach ergangener Einladung gestattet. Man geriet unwillkürlich in die Lage, vor der einst Mirabeau seine Landsleute gewarnt hatte, „daß Exekutive und Legislative sich als Feinde betrachteten“ und wurde dadurch bei jedem Schritt auf der Bahn reformirender Thätigkeit gehemmt. Von den Ministern hatte Perez de Castro wohl am deutlichsten die Unerläßlichkeit gewisser Änderungen der Verfassung erkannt.[1]) Aber er wäre, selbst wenn er einen solchen Plan in Madrid vorzulegen gewagt hätte, für einen Handlanger der Servilen ausgeschrieen worden. Daß diese der Beschwörung der Verfassung entgegenarbeiteten, machte sie in den Augen aller Liberalen erst recht unantastbar. Vollends als der Glaube an Gelüste fremder Einmischung Wurzel faßte, und als der böse Wille des Königs zu Tage trat, verbot es sich von selbst, an dem Bau zu rütteln, den man so oft als ein geheiligtes Werk der Weisheit hatte preisen hören.

Exaltados. Die Exaltados in der Versammlung konnten sich an Zahl und Talent mit den Moderados nicht messen. Aber sie suchten diese Mängel durch fieberhaften Eifer und rhetorische Kraftleistungen zu ersetzen. Mit ihnen kam die jüngere Generation zu Worte, der das ältere Geschlecht der Liberalen als hinter der Zeit zurückgeblieben galt. Ihre

[1]) Diese Thatsache ergiebt sich aus dem Bericht Marandets, der mit Perez de Castro vor dessen Abreise von Hamburg die Sache besprach, an Pasquier. Hamburg, 5. April 1820. Arch. Paris. Nach dem Berichte Lavals 8. Juni 1820. Arch. Paris hätten A. Argüelles und Herreros die Ansicht Castros geteilt und damals mit politischen Freunden die Möglichkeit erwogen, am Schlusse der Session die Versammlung in außerordentliche Cortes, zum Zweck der Beratung einer Verfassungsänderung, umzuwandeln.

Vorbilder waren die starren, gewaltthätigen Führer des Konventes. Ein Romero Alpuente, der tugendstolze Aragonese, ein Moreno Guerra, der leidenschaftliche Regidor von Cadiz, ehemals Sekretär Ballesteros', empfahlen als einzig brauchbare Heilmittel des verfaulten Staatswesens scharfe Ausnahmegesetze und erbarmungslose Verfolgung aller Verdächtigen. Daneben reizte sie der Gedanke, sich mit den Gleichgesinnten anderer Länder zu verbünden und fremden Despoten mit dem Schreckbild spanischer Freiheit zu drohen. Auch mit gelegentlicher Anrufung des fortdauernden Rechtes des Aufstandes und mit dem Streben, sich in den Klubisten eine Hilfstruppe heranzuziehen, ahmten sie bekannte französische Muster nach. Unter den Klubs war der des Kaffees Lorencini noch immer einer der wichtigsten. Bald aber trat er hinter einem anderen, dem der „Fontana de Oro" zurück, der nach anders gearteten Anfängen rasch ins Fahrwasser des Radikalismus einlenkte. Hier trafen sich Alcala Galiano, noch ganz erfüllt von dem jüngst vor und in Cadiz Erlebten, Beltran de Lis, vor Zeiten Mitglied der Kamarilla,[1]) ein Madrider Banquier, dessen Sohn eines der vielen Opfer Elios gewesen war, und die zungenfertigen Häupter der Partei in den Cortes, um sich gegenseitig für den Kampf zu stärken und den Feldzugsplan zu verabreden.

Erster Zusammenstoß der Parteien. Entlassung des Kriegsministers.

In der Versammlung selbst erlitten die Exaltados eine erste Niederlage, als ihre Anträge abgelehnt wurden, wegen der Umtriebe der Servilen alle die Artikel der Verfassung, die einer spanischen Habeas-Corpus-Akte gleichkamen, zeitweilig außer Kraft zu setzen. Aber sie erlebten ein paar Wochen später, am 8. August, den Triumph, daß ein Gardekapitän einer Verfassungsverletzung für schuldig erklärt ward, weil er einen Gardisten wegen einer Druckschrift, die Angriffe auf seine Vorgesetzten enthielt, zur Rechenschaft gezogen hatte. Die Führer der Moderados hüllten sich in Schweigen, als ein alter Guerrillero den Verteidigern der militärischen Disciplin zurief: „Diese tyrannische Disciplin, die den Völkern des Nordens entlehnt ist, ist des Adels des spanischen Charakters unwürdig." Eine der nächsten Folgen war zunehmende Lockerung des Zusammenhaltes im Heere. Sodann wurde die Stellung des Kriegsministers Amarillas, den die Radikalen seit lange aufs Korn genommen hatten, unhaltbar. Indessen wirkte auf seine schon mehrmals erbetene Entlassung noch eine andere Angelegenheit ein, die sich zum heftigsten Kampfe zwischen Moderados und Exaltados zuspitzte.

Beschluß der Auflösung des „nationalen Heeres".

Bei der Auflösung des Expeditionsheeres in Cadiz war jenes „nationale Heer", das den Anstoß zur Revolution gegeben hatte, bestehen geblieben. Es war sogar unter der Bezeichnung „Observationskorps von Andalusien" auf beinahe 10000 Mann angewachsen und bildete, seit Quiroga nach Madrid gereist war, unter Riegos Kommando die Haupt-

[1]) Bericht Brunettis 22. Jan. 1822. Arch. Wien.

stütze der Exaltados im Süden. Riego trat in den dortigen patriotischen Gesellschaften auf, redete durchgreifenden Maßregeln das Wort und vertrat die Ansicht, daß seine Heldenschar nicht eher auseinandergehen dürfe, als bis die Verfassung gegen alle Angriffe gefeit sei. Das Ministerium, das die Entlassung der selbstbewußten und kostspieligen Truppe beschlossen hatte, hoffte Riegos Widerstand durch Schmeicheleien zu brechen. Es lud ihn ein, nach Madrid zu kommen, da der König ihn kennen zu lernen wünsche, und teilte ihm seine Ernennung zum Generalkapitän von Galicien mit. Sofort erhob Riego mit seinen nächsten Freunden durch offene Schreiben vor dem König und den Cortes entschiedenen Einspruch gegen den verderblichen Plan, das heroische Heer, die Schutzwehr der Freiheit, in einer Zeit fortdauernder Gefahren beseitigen zu wollen. Die andalusische Provincialdeputation, Stadträte, wie die von Cadiz, Jerez, San Fernando, zahlreiche patriotische Gesellschaften stimmten in diesen Ton ein. Der unmittelbar hierauf erfolgende Sturz des Kriegsministers ermutigte die Exaltados zu weiterem Widerstand. Ihre Erregung empfing eben damals vom Auslande her einen neuen Anreiz. Man hatte bereits die Siege der Revolution in Neapel, wo gleichfalls die Cortesverfassung ausgerufen worden war, in Erfahrung gebracht. Nunmehr erhielt man durch die Zeitungen auch die erste Kunde von einer russischen gegen die Revolution gerichteten Herausforderung und säumte nicht, in den radikalen Blättern als Antwort einen Aufruf an alle Völker Europas zu richten, das glorreiche Beispiel Spaniens und Neapels nachzuahmen.

Riego in Madrid 30. August bis 6. Sept.

Nichts konnte der Partei erwünschter sein als die Ankunft ihres vergötterten Helden in der Hauptstadt. Er erschien am 30. August, aber keineswegs um sich dem Willen der Regierung zu beugen, sondern um dem König und den Ministern „bisher ungewohnte Wahrheiten zu sagen“. Bei rauschenden Banketten der Klubs und in den Spalten der radikalen Blätter wurde der Männerstolz des „Unsterblichen“ gepriesen. Sonntag den 3. September ward ihm zu Ehren nach feierlichem Umzug durch die Straßen ein Festmahl in der Fontana de Oro gegeben. Hier entflammte das Eintreffen der Freudenkunde vom Ausbruch der portugiesischen Revolution die Geister noch mehr. Erhitzt eilte man ins Theater, um ein an revolutionären Anspielungen reiches Schauspiel „Heinrich III. von Castilien“ zu bejubeln und Riego neue Huldigungen zu bereiten. Die Riegohymne, die sein Adjutant San Miguel gedichtet hatte, wurde mit Begeisterung gesungen. Das Parterre forderte außerdem ein auf die Feinde der Verfassung gemünztes Spottlied mit dem Refrain „Tragala perro“ („Friß sie du Hund“), das Riego selbst zuerst ein paar Abende vorher von seiner Loge aus angestimmt hatte. Darüber kam es zu einem Wortwechsel mit dem Präfekten, der das Absingen des Spottliedes verbot und, thätlich angegriffen, in dem Tumult die Flucht ergreifen mußte.

Niederlage der Exaltados.

Am folgenden Tag wandte sich das Blatt. Die Moderados verhalfen in den Cortes einem Beschluß zum Siege, wonach ein Gesetz über die politischen Klubs, die Miturheber der jüngsten Vorgänge, zur Verhinderung von Mißbräuchen der Freiheit, ausgearbeitet werden sollte. Die Minister rafften sich dazu auf, Riegos Ernennung zum Generalkapitän Galiciens zurückzunehmen und ihn nach der Garnison von Oviedo zu verweisen. Nebst anderen, die sich bloßgestellt hatten, sollte auch San Miguel Madrid verlassen. Galiano kam durch Einreichung seines Abschiedsgesuches seiner Versetzung zur Gesandtschaft in London zuvor. Die Minister wollten Beweisstücke in Händen haben, die sie berechtigt haben würden, Riego auf eine Festung zu schicken. Die Klubisten sollten mit ihm übereingekommen sein, dem König gewaltsam die Berufung eines Ministeriums von Exaltados abzupressen. Im Falle seiner Weigerung hätten sie Riego zum Diktator ausrufen und die Krone dem kleinen Sohn des beliebten Infanten Don Francisco zuwenden wollen.[1]) Indessen fühlte sich Riego so sicher, daß er es wagte, den Cortes am 5. September eine ruhmrednerische Rechtfertigung zuzustellen, die er ursprünglich an der Barre des Sitzungssaales hatte vortragen wollen. Noch einmal traten seine Gesinnungsgenossen für ihn in die Schranken. Sie forderten Achtung „des ersten spanischen Bürgers", Vorladung der Minister, die sich erkühnt hätten, ihn und seine Freunde zu verbannen und sein Heer aufzulösen. Aber Martinez de la Rosa hielt ihnen entgegen, daß die Regierung nur ihre verfassungsmäßigen Befugnisse ausgeübt habe und überzeugte die Mehrheit. Heftige Reden in den Klubs, Zusammenrottungen in der Nacht vom 6. auf den 7. September, Angriffe auf das Haus des energischen Generalkapitäns von Madrid konnten die Sache der Exaltados nicht bessern.

Abreise Riegos 6. Sept.

Das Volk, abgekühlt durch den täglichen Anblick würdeloser Eitelkeit, hatte Riego ziehen lassen, ohne für ihn die Waffen zu ergreifen. Die Besatzung und die Milizen hatten ihre Zuverlässigkeit bewiesen. In den Cortes wurde am 7. September dank Argüelles' festem Auftreten die Niederlage der Exaltados vervollständigt. Wenn noch etwas gefehlt hätte, sie dieselbe empfinden zu lassen, so waren es die Zustimmungsadressen, die von allen Seiten bei der Regierung einliefen. Auch that Riego selbst viel dazu, seine Sache in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Seine feurigsten Anbeter mußten es zu stark finden, wenn er in einem an den König gerichteten Briefe erklärte, der fünfte September stelle ihn „den größten Männern der Weltgeschichte" an die Seite.

Versöhnlichkeit der Moderados.

Nach ihrem Siege zeigten sich die Moderados versöhnlich. Sie bestätigten die großartigen Versprechungen, die Quiroga in den ersten kritischen Wochen des Aufstandes den Soldaten des „nationalen Heeres" ge-

---

[1]) Berichte Lavals 4. 6. 7. 11. Sept. 1820. Arch. Paris.

macht hatte. Sie sagten gleichen Gewinn an Grundbesitz und Geld sämtlichen Freiheitskämpfern nebst ihren Witwen, Söhnen und Müttern zu. Der edelmütige Wetteifer, traurige Thaten der letzten Jahre zu sühnen, rief den Beschluß hervor, Porliers und Lacys Namen im Sitzungssaale der Cortes anzubringen. Auch den Hinterbliebenen aller heimgegangenen politischen Märtyrer wurden namhafte Belohnungen in Aussicht gestellt. Die noch Lebenden sollten bei Ehren- und Ämterverleihungen von der Regierung berücksichtigt werden. Manchem Exaltado war damit noch nicht genug geschehen. Aber in diesem Lande, wo der Zudrang zur Krippe des Staates seit lange herkömmlich war, bewirkten schon jene Beschlüsse einen solchen Überfluß patriotischer Bittgesuche, daß den weitherzigen Gesetzgebern aus ihrem Werke keine ungetrübte Freude erwuchs. Auch das Klubgesetz, über das man sich erst am 21. Oktober einigte, entsprach nur teilweise den Erwartungen seiner Urheber. Das ängstliche Verbot der Verbindung einzelner politischer Vereine war unhaltbar. Ihre Unterordnung unter die, sogar zu ihrer Auflösung berechtigten, Ortsbehörden bot keine Gewähr gegen Ruhestörungen. Wirksamer im Sinne der Gemäßigten versprach ein Preßgesetz zu werden, obwohl die Einführung von Geschworenen in Preßprocessen hier, wo die Leidenschaften so rasch gewechselt hatten und die Volksbildung so weit zurückgeblieben war, manches Bedenken wecken mußte.

Klub- und Preßgesetz 21. 22. Okt.

Zustand der Finanzen. Canga Argüelles als Finanzminister.

So viele Unterbrechungen hatten die Cortes gehindert, alle Kraft auf das wichtigste Geschäft zu wenden, das ihnen oblag: den mühevollen Versuch, einen Anfang von Ordnung in das Finanzwesen zu bringen. Die Presse der Exaltados fand daher schon in den ersten Wochen der Session keine dankbarere Aufgabe, als über getäuschte Hoffnungen zu klagen und Canga Argüelles zur Zielscheibe ihrer stärksten Angriffe zu machen. Dieser kenntnisreiche Mann fühlte die ganze Schwere der auf ihm ruhenden Verantwortlichkeit. Er wußte, welche Folgereihe tief eingreifender Ursachen während langer Jahre kriegerischer Zerstörung und despotischer Mißwirtschaft in erschreckender Weise die Einkünfte des Staates vermindert, seine Schuldenlast gesteigert, seinen Kredit vernichtet hatte. Er durchschaute, daß mit der Revolution die Weigerung alter Abgaben von den Massen als erlaubt betrachtet, die Zunahme des Schmuggels befördert, die Ansprüche an die Staatskasse vervielfältigt wurden. Aber ein zweiter Necker, auch wie dieser geneigt zu selbstgefälliger Lehrhaftigkeit, wagte er es nicht, sofort das grelle Licht der Wahrheit auf das düstere Gemälde fallen zu lassen. Noch weniger traute er sich die Kraft zu, Schuldigen mit Strenge entgegenzutreten und Säumige zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. In der Vorlage des Budgets ging er über den dunkelsten Punkt, die Staatsschuld, mit Stillschweigen hinweg. Dazu gedrängt, diese Lücke auszufüllen, gestand er, daß die gesamte Staats-

schuld sich bereits zu Ende des Jahres 1818 auf mehr als 14 Milliarden Realen belaufen habe, und daß jährlich mindestens 235 Millionen für Verzinsung aufzubringen seien. Da nun ohnehin schon für das Jahresbudget ein Fehlbetrag von 200 Millionen von ihm in Aussicht gestellt war, so stand man vor einem Abgrund wie einst die französische Nationalversammlung. Canga Argüelles verzweifelte nicht daran, ihn auszufüllen. Aber er wollte der neuen Regierung doch den Ruhm der Milde wahren. Daher hatte er bei seiner Budgetvorlage die von Garay eingeführte Grundsteuer äußerst niedrig bemessen und für 1820 einen Erlaß von einem Drittel empfohlen, woferne die übrigen zwei Drittel bis zu bestimmter Frist eingezahlt würden. Als von fälligen 135 Millionen kaum 16 eingingen, hatte er nur klagende Worte. Als sich zeigte, daß selbst in Städten wie Cadiz, Valencia, Sevilla seit Jahren Rückstände schuldiger Abgaben von sieben bis elf Millionen aufgelaufen waren, rief er aus, lieber wolle er in den Kerker zurückkehren, als sie mit einer Härte eintreiben, die an die frühere Willkürherrschaft gemahnen könne. Die Cortes ließen es sich angelegen sein, an volkstümlicher Nachsicht mit dem Minister zu wetteifern. Die verkürzte Grundsteuer wurde von ihnen noch tiefer herabgesetzt. Die Säumigen wurden durch sie eher ermutigt als geschreckt. Mit Mühe konnten sich nach dem Falle anderer Monopole die auf Tabak und Salz noch behaupten, deren vorläufige Erhaltung als eine grausame Notwendigkeit anerkannt werden mußte. Wollte man aber im übrigen die Gegenwart nicht stärker belasten, so blieb zur Linderung der dringendsten Not des Augenblickes nichts übrig als ein Anlehen, das denn auch zu sehr harten Bedingungen mit dem Pariser Bankhause Laffitte abgeschlossen wurde.

Die Staatsschuld.

Ganz anderer Mittel bedurfte man, um mit der Staatsschuld ins reine zu kommen. Hier gab es keine Wahl als Zurückgreifen auf die Bestimmungen der Cortes von 1813 und auf die Pläne Garays. Wie in Frankreich zur Zeit der Revolution war der Kirche das Hauptopfer zuzumuten. Canga Argüelles schätzte die Reichtümer der todten Hand auf 18 Milliarden. Er gedachte nebst anderen der Nation zu überweisenden Grundstücken zwei Drittel des ungeheuren geistlichen Grundeigentums für Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld flüssig zu machen. Wer sich vor Augen hielt, wie es mit der Rechtmäßigkeit so mancher geistlichen Besitztücke stand [1]), und wie ungleich ihr Ertrag zwischen unthätigen Inhabern fetter Pfründen oder wohlgepflegten Ordensbrüdern und armen geplagten Pfarrern verteilt war, mußte schon um dessentwillen wünschen, daß ein tiefer Schnitt in das Bestehende gemacht werde. Zwar trat der hohe Klerus fast einstimmig den Ansprüchen des Staates entgegen, in die Eigentums-

[1]) S. z. B. Vives: Representacion contra el pretendido voto di Santiago 1771.

verhältnisse der Kirche einzugreifen. Auch bestritt er ihm jedes Recht zur Unterdrückung eines Ordens oder zur Beseitigung eines geistlichen Privilegs. Indessen hatten die Cortes schon durch Aufhebung des Jesuitenordens und Verbot der Pfründenhäufung gezeigt, welchen Weg zu gehen sie entschlossen seien. Alsbald wurden die Güter der Jesuiten, wie die der Inquisition, zum Kauf ausgeboten. Gleich zu Anfang war ferner die Frage der Abschaffung des Zehnten von den Exaltados angeregt worden. Am 26. September hob ein Dekret den besonderen Gerichtsstand im Falle schwerer Verbrechen für die gesamte Geistlichkeit auf. Am folgenden Tag entzog ihr ein anderer Beschluß die Möglichkeit weiterer Vermehrung ihrer Güter.

Gesetz gegen Majorate 27. Sept.

Dieser Beschluß vom 27. September bildete nur ein Teilstück des umfassenden Gesetzes, das durch Entfesselung von Grund und Boden dem darniederliegenden Ackerbau aufhelfen sollte. Während dreier Jahrhunderte hatten namentlich die Majoratsstiftungen und Fideikommisse in Spanien den verderblichsten Umfang angenommen. Zunächst waren die vornehmen Adelsfamilien wenn nicht immer kraft guten Rechtes, so doch mit bestem Erfolg bestrebt gewesen, große unveräußerliche Herrschaftsgüter zu bilden. Daher durfte der geistreiche Benediktiner Feyjoó schon zur Zeit Philipps V. den Ausspruch wagen, das Wort latifundia perdidere Italiam passe auf sein eigenes Vaterland. Sodann hatte der ungesunde Drang, adlig scheinen zu wollen, um sich mit dem Flitter eines höheren Ranges schmücken zu können, viele Eigentümer kleiner und kleinster Grundstücke zur Einrichtung von Majoraten und Fideikommissen verführt. Seit Campomanes und Jovellanos war die ungebührliche Einschränkung der freien Verfügung über Grund und Boden als eine Hauptursache des wirtschaftlichen Verfalles Spaniens erkannt worden. Auch ließ sich nicht leugnen, daß aus dieser Quelle unaufhörliche Rechtshändel entsprangen, bei denen sich gewinnsüchtiger Rabulistik ein lockendes Feld eröffnete. Aber alle Anstrengungen das Übel zu bessern waren bis dahin erfolglos gewesen. Selbst die Cortes von Cadiz waren nicht über Veranstaltung einer Untersuchung hinausgekommen. Indem ihre Nachfolger ihre Arbeit wieder aufnahmen, beschlossen sie, den Knoten zu durchhauen. Einige Führer der Moderados und der Justizminister warnten zwar vor einer radikalen Entscheidung, die den Adel zum Feinde der Verfassung machen und tief eingewurzelte Gewohnheiten schwer verletzen werde. Aber die große Mehrheit wollte es bei bloßer Absteckung von Grenzen gegen das Übermaß der schädlichen Einrichtungen nicht bewenden lassen. Sie erklärte u. a. alle Majorate und Fideikommisse für abgeschafft. Das einzige Zugeständnis, auf das sie sich einließ, um eine Überschwemmung des Marktes mit Gütern zu verhindern, war die Bestimmung, daß die augenblicklichen Eigentümer bei ihren Lebzeiten nur über die Hälfte der bisher gebundenen

Grundstücke frei verfügen dürften. Einige Artikel des Gesetzes waren ausschließlich gegen die Anhäufung geistlichen Gutes gerichtet. Sie verboten allen Anstalten der toten Hand, Kirchen, Klöstern, Ordensgemeinschaften, Hospizen, Brüderschaften u. s. w. den ferneren Erwerb von Grundbesitz und darauf lastender Auflagen, sei es durch Testament, Kauf, Tausch oder auf andere Weise.

Klostergesetz 1. Okt.

Sollte hierdurch der Zukunft vorgebaut werden, so traf die nächste ungleich schärfere Maßregel, das Klostergesetz vom 1. Oktober, den gegenwärtigen Bestand der geistlichen Macht mit einem furchtbaren Schlage. Wie tief das Klosterwesen mit dem spanischen Volksleben verwachsen war, darüber war kein Mitglied der Versammlung im Zweifel. Aber auch fromme Kleriker, die ihr angehörten, gaben obwohl schmerzerfüllt zu, das Heil des Landes stehe auf dem Spiel, wenn man an der Schwelle der Ordenshäuser Halt machen wolle. Die heftigsten Eingaben, unter denen die des Franciskanergenerals Cirilo hervorstach, machten sie nicht irre. Zwar sollten die Klöster der als Prediger und Beichtiger beliebten Bettelmönche, die ohnehin dem Staatsschatz nichts Erhebliches in Aussicht zu stellen schienen, geschont bleiben. Doch ward ihre Zahl beschränkt, ihre Unterordnung unter Generale verboten und der Austritt von Brüdern durch Versprechen einer staatlichen Jahresrente begünstigt. Dagegen wurden die Häuser aller übrigen Mönchsorden, desgleichen der geistlichen Ritterorden, für die es schon längst keine Ungläubigen mehr zu bekämpfen gab, aufgehoben und die Begründung neuer untersagt. Nur acht, die mit gewissen altberühmten Kultusstätten verknüpft waren, nahm man aus. Alle Güter der aufgehobenen oder künftig eingehenden Klöster und Kollegien sollten für die Deckung der Staatsschuld bestimmt sein, ihre Archive, Bücher, Kunstwerke für die Bibliotheken, Unterrichtsanstalten, Museen gesammelt werden. Den Mönchen wurde die Auszahlung von Ruhegehalten und möglichste Berücksichtigung bei der Vergabung von Pfründen zugesichert. An die Nonnenklöster wagte man nicht zu rühren. Indessen sollten auch sie, wie die Klöster der Bettelmönche, der ordentlichen Aufsicht der Bischöfe unterstellt werden.

Bedeutung dieser Gesetze.

Die Gesetze über Majorate und Klöster waren ein kühner Versuch, Einrichtungen zu beseitigen, die bis dahin an dem Zurückbleiben des spanischen Volkes einen Hauptanteil gehabt hatten. Denn von allem anderen zu schweigen, hatten sie bewirkt, daß Spanien hinsichtlich der Verteilung und Gestaltung des Grundeigentums in drückende Fesseln eingeschnürt war, die man jenseits der Pyrenäen an vielen Stellen abgestreift oder doch gelockert hatte. Diese Hemmung mußte sich beim gleichzeitigen Vorsprung anderer Völker Europas in Handel und Gewerbefleiß doppelt fühlbar machen. Der Adel mochte, obwohl sein Ansehen fast ausschließlich nur noch auf seinen zusammengeballten Reichtümern beruhte, die

neue Ordnung der Dinge eher verschmerzen als die Kirche, die sich einer gewaltigen Masse ihres Besitzes ohne weiteres beraubt sah. Sie mußte fürchten, daß damit im Laufe der Zeiten auch ihrer Herrschaft über die Geister Abbruch geschehe. Die Cortes aber konnten den Schritt, den sie gewagt hatten, nicht zurückthun, wenn sie nicht die geplante Finanzreform preisgeben wollten, ohne die ihre ganze Arbeit verloren war. Es war demnach eine Lebensfrage für sie und für das Ministerium, daß der König ohne Verzug seine Zustimmung erteilte.

Verzögerung der königlichen Sanktion des Klostergesetzes.

König Ferdinand hatte bisher vor der Welt den aufrichtigen Freund der Verfassung gespielt. Wer aber in seiner Seele lesen konnte, wußte, wie unerträglich ihm seine Lage war. Den Ministern begegnete er mit Kälte, hie und da mit kaum verhaltener Erbitterung. Auch sie mißtrauten ihm und fürchteten die Einflüsterungen unberufener Ratgeber. Wenn diese in Sachen des Beschlusses über die Majorate Nachgiebigkeit empfahlen, so drangen sie um so entschiedener auf Weigerung der Sanktion des Klostergesetzes. Nach der Verfassung war dafür eine Frist von dreißig Tagen gewährt. Der Nuntius, dessen Proteste eine leidenschaftliche Sprache führten, der Beichtvater, der mit den Strafen der Hölle drohte, Cirilo, Don Carlos, die Königin beschworen Ferdinand, zum Schutze der Kirche von seinem unzweifelhaften Rechte Gebrauch zu machen. Auf der anderen Seite verschanzten sich die Minister hinter den französischen Gesandten, um im Schlosse wissen zu lassen, der König sei verloren, wenn er sein aufschiebendes Veto einlege. Sie suchten ihm durch die Zusage der Erhaltung noch einiger Klöster außer den acht benannten die Nachgiebigkeit zu erleichtern. Sie forderten, daß er gemäß Artikel 236 der Verfassung vor einer Entscheidung den Staatsrat höre. Der König schien zu schwanken. Dann aber hüllte er sich wieder in Schweigen, fest entschlossen, seine Zustimmung zu weigern und sich nach dem Escorial zu entfernen, um an der dortigen Totenstätte der spanischen Könige Allerseelen zu feiern. In diesem Augenblick glaubten allem Anschein nach die Freunde der Minister unter den Moderados Mittel benutzen zu dürfen, die sie sonst verschmähten. Sie suchten am 23. Oktober den Klub der Fontana de Oro und durch ihn die Volksmassen aufzubieten, fanden jedoch bei den erbitterten und schadenfrohen Exaltados kein Gehör. Nichtsdestominder verbreitete sich Abends im Schloß das Gerücht einer höchst gefährlichen Bewegung. Ballesteros erklärte, auf die Truppen sei kein Verlaß. Nach ihm erschienen sämtliche Minister mit ihren Entlassungsgesuchen. Nach langer eindringlicher Rede Agustin Argüelles' nahm der König den Beschluß, sein Veto einzulegen, zurück. Toreno, durch ein paar Zeilen benachrichtigt, brachte die Freudenbotschaft bei den harrenden Cortes in Umlauf. Dann kamen die Minister selbst, mit brausendem Jubel begrüßt.[1])

Ihre Erzwingung 23. Okt.

[1]) Berichte Lavals 25., 28. Sept., 2., 5., 23., 26. Okt. 1820.

König Ferdinand war besiegt, aber er sann auf Rache. Er widersprach insgeheim der ihm angethanen Gewalt und bat den Nuntius, sein öffentliches Zurückweichen beim Pabste zu rechtfertigen. Er flehte durch einen vertrauten Boten Ludwig XVIII. nebst seinen Verbündeten um Rettung für sich und seine Familie an.[1]) Gleichzeitig ließ er durch Padre Cirilo mit Galiano zum Schein über die Bekämpfung des gemeinsamen Feindes, der Moderados, verhandeln.[2]) In Wahrheit sollten diese Verhandlungen den Feldzugsplan der Servilen, die sich zu offenem Kampfe rüsteten, verdecken. Sie rechneten auf den Schluß der Cortessitzung, der nach den beengenden Vorschriften der Verfassung spätestens am 9. November erfolgen mußte. Schon regte es sich an vielen Orten unter der von erbitterten Mönchen zum Schutz ihrer Klöster aufgerufenen Bevölkerung. Hie und da bildeten sich sogenannte Glaubensbanden. In Alava wurde eine Verschwörung der Verfassungsfeinde angesponnen. In Valencia erließ der Erzbischof einen flammenden Hirtenbrief, der das Vorgehen der Cortes verdammte. Der Hof war währenddessen nach dem Escorial übergesiedelt,, wo der König sich freier fühlte. Nach der Ansicht des französischen Gesandten hätte Ferdinand es wagen sollen, alles für einen entscheidenden Streich vorzubereiten. Er hätte die Cortes in Person schließen und ihnen im Namen des Vaterlandes die Umwandlung in außerordentliche Cortes zum Zweck der Revision der Verfassung anbefehlen müssen. Allein sei es, daß der König dem Erfolg nicht traute, sei es, daß er einem anderen Ziel zustrebte: er schützte seine Gesundheit vor, um der Hauptstadt fern bleiben zu können. Er weigerte Vorschlägen zur Ergänzung des Staatsrates seine Zustimmung. Er lähmte, so viel an ihm lag, die Regierungsmaschine.

Verfassungsfeindliche Pläne des Hofes und der Servilen.

Dies trieb die Moderados, die den König vergeblich durch kleine Zugeständnisse zu gewinnen gehofft hatten, ganz auf die Seite der Exaltados. Am 8. November wurde in erregter Sitzung der Cortes nach Einvernehmen beider Parteien beschlossen, kein Abgeordneter dürfe ohne Erlaubnis der zurückbleibenden „beständigen Deputation" Madrid verlassen. Den Tag darauf ward die Session mit Verlesung einer huldvollen königlichen Ansprache geendigt. Die Cortes hatten noch eine Reihe wichtiger Gesetze, wie über die Aufhebung der Binnenmauten und einen neuen Grenzzoll erledigen können. Sie hatten die Staatsschuld in ihrer Gesamtheit als Schuld der Nation anerkannt und den Staatsgläubigern Zinsenzahlung oder Befriedigung durch den Erlös aus

Aussöhnung der Parteien in den Cortes. Sessionsschluß 9. Nov.

[1]) Die Thatsache wird erwähnt in Pasquier: Mémoires IV. 510. Das Schreiben Ferdinands VII. an Ludwig XVIII. 25. Okt. 1820 (S. Anhang I) entnehme ich Arch. Paris.

[2]) Genaueres, als man bisher hierüber wußte, findet sich in Galiano: Memorias publicadas por su hijo, Madrid 1886. II. 140—146.

der Veräußerung von Nationalgütern zugesagt. Auch ward die Junta des öffentlichen Kredites in Stand gesetzt, den Verkauf der Nationalgüter zu betreiben, die für Tilgung und Verzinsung der Schuld bestimmt waren. Anderes, wie die Lösung der Zehntenfrage, die gleichmäßigere Versorgung der Pfarrer, die Ordnung der grundherrlichen Rechte wurde notgedrungen auf die nächste Session verschoben.

Unruhen in Madrid.

Kaum waren die Cortes auseinander gegangen, als man ein neues Anzeichen der bedrohlichen Pläne des Hofes erhielt. Am 16. November wurde Vigodet, der Generalkapitän Madrids und Neucastiliens, durch einen Befehl des Königs überrascht, seine Stelle an den General Carvajal, einen bekannten Gegner der Verfassung, abzutreten. Sobald das ruchbar ward, eilten zahlreiche Abgeordnete und aufgeregte Volkshaufen zum Sitzungssaale der beständigen Deputation. Hier wurde nach hitzigen Reden beschlossen, beim König auf seine Rückkehr, Entfernung seines Oberhofmeisters, des Grafen Miranda, und seines Beichtvaters Saez, sowie auf Berufung außerordentlicher Cortes zu dringen. Der Stadtrat von Madrid schloß sich diesen Forderungen an. Das Ministerium gab ihnen durch ein neues Entlassungsgesuch Nachdruck. Kuriere wurden zur Warnung der Behörden in die Provinzen entsandt. Truppen und Miliz traten unter die Waffen. Abends gab es stürmische Auftritte in und vor der Fontana de Oro. Am folgenden Tage wuchs der Tumult. Man konnte die stärksten Ausfälle gegen den König hören. Geschichtskundige sahen voraus, daß ein Zug nach dem Escorial bevorstehe, wie er einst Ludwig XVI. in Versailles überrascht hatte. Vielleicht beschlich eine solche Erinnerung auch Ferdinand VII. Er verlor den Mut, zog Carvajals Ernennung zurück, trennte sich von Miranda und Saez und versprach Wiedererscheinen in Madrid, sobald die Ruhe dort hergestellt sei. Auf die Berufung außerordentlicher Cortes wollte er sich nur einlassen, wenn ihm angegeben werde, welche der in der Verfassung bestimmten Gründe sie rechtfertige. Da er die Hauptsache bewilligt hatte, ließ man jene Forderung fallen.

Rückkehr des Hofes vom Escorial 21. Nov.

Am 21. November kehrte der Hof nach Madrid zurück, aber nicht wie im August bei der Heimkehr von den Bädern Sacedons mit herzlichen Zurufen, sondern mit kaltem Schweigen empfangen. Als der König mit seiner Familie vom Balkon des Schlosses den Vorbeimarsch der Truppen betrachtete, erklangen aus der Volksmenge die Rufe: „Verfassung oder Tod", „es lebe Riego". Auf starken Schultern wurden einzelne emporgehoben, die das Verfassungsbuch küßten und es dem König zeigten. Auch ein Kind, wie man hinaufschrie, der Sohn des hingerichteten Lacy, war darunter. Die Königin wankte schluchzend zurück. Der König folgte ihr zitternd vor Zorn. Seinen Beschwerden wurde vom Stadtrat geantwortet, die „Feinde der Ordnung" seien am Hofe zu suchen.

„Könige, die das Schaffot bestiegen," meinte der französische Gesandte, „sind nicht so tief gedemütigt worden." [1])

Aber auch dem Ministerium und seiner Partei wurde die Demütigung nicht erspart. Der mit den Exaltados geschlossene Bund verschaffte diesen die glänzendste Genugthuung. Riego erhielt die Stelle eines Generalkapitäns von Aragon. Seine nächsten Freunde wurden auf hohe Posten versetzt. Galiano wurde zum Intendanten von Cordoba, Beltran de Lis zum Intendanten von Valencia ernannt. Überall kam wieder Leben in die patriotischen Gesellschaften. In Valencia forderte man Bestrafung des Blutmenschen Elio, der seit dem Ausbruch der Revolution in der Citadelle gefangen saß, und erzwang die Abfahrt des beargwohnten Erzbischofs. An vielen Orten wurde Jagd gemacht auf alle, die serviler Gesinnung verdächtig waren. Es regnete Glückwunschadressen, die sich an die beständige Deputation der Cortes richteten. Durch die neu anschwellende Flut getragen, schritt diese zu einem Angriff auf die dem König noch gebliebenen Vertrauten fort, deren Umtriebe sie fürchtete. Er mußte in die Verbannung des Padre Cirilo, des Herzogs von Infantado und einiger anderer Getreuen geistlichen und weltlichen Standes aus seiner Nähe willigen.

Triumphe der Exaltados.

Nochmals wurde, wenn nicht alles trügt, vom Hof aus versucht, beim äußersten Flügel der Gegner Bundesgenossen zu gewinnen. Es handelte sich um eine Gruppe von Exaltados, die bei den letzten Belohnungen leer ausgegangen war, und um ihren Anhang glühender Bewunderer, die sich im „Malteserkreuz" versammelten. In diesem Klub traf sich nach der Schilderung eines Augenzeugen „das ganze Gesindel, das in Madrid unter Gottes freiem Himmel ein freies Leben führte", in der schmalen Papierrolle sein bischen Tabak schmauchend, hingerissen durch das auch dem ungebildeten Spanier so häufig angeborene Talent der Rede. Von hier wurde eine giftgetränkte Vorstellung an den König abgeschickt, die „im Namen der Nation" Entlassung der beiden Argüelles, Herreros' und Perez' de Castro forderte. Der Präfekt von Madrid ließ hierauf am 27. December den Klub schließen, weil er nicht die vom Gesetz vorgeschriebene Anzeige gemacht habe. Dadurch ward aber die Gärung nur gesteigert. Die Klubisten leisteten Widerstand, vom demagogischen Herzog del Parque und Mora, dem Herausgeber des „Constitucional", ermutigt. Erst ein starkes Aufgebot von Truppen und Moras Verhaftung stellten die Ruhe her. Indessen entlud sich der Groll der radikalen Feinde des Ministeriums in der Tagespresse. Die Freimaurerlogen, ehemals Sammelpunkte der Liberalen jeder Schattierung, schienen ihnen zu sehr nach der Seite der Moderados zu neigen. Sie gründeten daher die neue Gesellschaft der Comuneros, welche die Erinnerung an den großen Auf-

Intriguen des Hofes und des Klubs des „Malteserkreuzes".

Die Comuneros.

[1]) Berichte Lavals 8. Nov. bis 4. Dec. 1820. Arch. Paris.

stand des sechzehnten Jahrhunderts und seinen Führer Padilla weckte. Die „Söhne Padillas" hatten bei ihrer Aufnahme in den Bund zu schwören, die Menschheit an den Tyrannen rächen und jeden Verräter tödten zu wollen. Aus diesem Tone sprachen Zeitungen wie das „Eco de Padilla" oder der „Zurriago" (die Geißel). Ihre Ausbreitung in den Provinzen bedeutete nichts Gutes für die Partei der Minister. Wenn sie aber den Umtrieben einer apostolischen Junta in Galicien auf die Spur kamen, bei Aranjuez die königstreuen Bauern einem alten Guerrillaführer zulaufen sahen und die Fäden von Verschwörungen bis in den Palast verfolgen konnten, galt es ihnen nicht als ratsam, für immer mit den kampfbereiten Nachahmern der Jakobiner zu brechen.

Trübe Aussichten.

Das Land hatte den größten Schaden von den unaufhörlichen Schwankungen. Unter ihnen mußte die Ausführung der besten Vorsätze leiden. Der Bettel und die Überfälle der Räuberbanden nahmen nur wenig ab. Für Brücken- und Wegbau fehlten die nötigsten Mittel. Hie und da wurde den Schulkindern die Verfassung erläutert, aber hunderttausende fanden voraussichtlich noch lange Zeit keine Gelegenheit Lesen und Schreiben zu lernen. Der Verkauf der Nationalgüter stockte. Der Parteihader störte die zarten Keime gemeinnütziger Arbeit. Auch ein wohlmeinender Beurteiler der Revolution glaubte bei einem Ausblick in die Zukunft sagen zu müssen: „Leider treten vor das Morgenrot der Freiheit, die uns aufgehen sollte, immer trübere Wolken." [1]) So lockend war aber dies Aufleuchten des Freiheitsmorgens gewesen, daß Portugal nicht lange säumte, sich Spaniens Vorgang zum Muster zu nehmen.

[1]) Allgemeine Zeitung 1821, Nr. 17.

II.

Portugal. Revolution von 1820.

Die große Umwälzung, welche die spanische Nation erfuhr, lenkte ihre Gedanken von dem noch jüngst gesteckten Ziel einer Bekriegung des verhaßten Nachbarreiches vollkommen ab. Im Gegenteil durfte man erwarten, daß Portugal, statt durch Waffengewalt, durch die Gewalt des Beispiels der Revolution erobert werden würde. Dies aber ließ in weiterer Folge bedeutende Rückwirkungen auf das Verhältnis beider Länder voraussehen. In der That war die Gleichartigkeit ihrer Zustände zu augenscheinlich, als daß man durch die Bewährung des portugiesischen Sprichwortes „Wie das Scheit so seine Splitter" hätte überrascht sein können. Auch in Portugal hatte im achtzehnten Jahrhundert der Geist aufgeklärter Regierungsmacht mit durchgreifender Kühnheit freie Bahn für ein neues Leben der Arbeit und Bildung zu machen gesucht. Aber wie in Spanien dem Wirken der Campomanes, Aranda, Florida Blanca die rechte Ernte versagt blieb, so wurden die Schöpfungen des gewaltthätigeren Pombal nach der Thronbesteigung der Königin Maria großenteils wieder verschüttet. Als Prinz Johann für die geisteskranke Mutter die Regierung übernommen hatte, unterbrachen die kriegerischen Stürme des Zeitalters der Revolution und Napoleons den Gang friedlichen Gedeihens. Beim Beginne des neuen Abschnittes europäischer Geschichte bot Portugal wie Spanien ein Bild furchtbarer Verwüstung, durch welche die nationale Unabhängigkeit in heldenmütigem Ringen erkauft worden war.

Ähnlichkeit der Verhältnisse Portugals und Spaniens.

Die Bevölkerung, die Ende 1807 beinahe 3200000 Seelen umfaßt hatte, war Ende 1814 auf 2959000 gesunken. Die Zahl der bewohnten Häuser hatte in mehreren Provinzen um tausende abgenommen. Unter den Drangsalen der französischen Einfälle und des Befreiungskampfes hatte die Landwirtschaft die schwerste Einbuße erlitten. Der Viehstand war zerrüttet. Für den Anbau der zerstampften Äcker fehlte nicht selten die Aussaat. Ganze Olivengärten waren vernichtet und der Ertrag der Weinpflanzungen beträchtlich gemindert. Diese Schäden ließen sich um so schwerer heilen, je weniger Antriebe frischer Arbeitslust in dem gedrückten

Wirkungen der Kriegszeit.

Bauernstande zu finden waren. Schon längst siechte die zusammengeschmolzene Masse der Eigentümer kleiner Grundstücke dahin. Auf den ausgedehnten, geschlossenen und steuerfreien Grundherrschaften der Krone, des hohen Adels, der Ritterorden, der Klöster und geistlichen Stiftungen seufzte der Pächter unter der Last gehäufter Abgaben und Dienste. Die kurze Dauer seines Pachtvertrages lieferte ihn gewöhnlich ganz dem abwesenden Gutsherrn aus, dessen Einnehmer eine möglichst hohe Rente zu beschaffen hatte. Wo sich Gemeindegüter erhalten hatten, wirkten Trägheit, Streitsucht und Mangel an Wasserzufuhr in der Glut des Sommers häufig zusammen, um sie in ödes, mit Gestrüpp bedecktes Land zu verwandeln. Schlechte nur für Maultiere gangbare Straßen hinderten den nutzbaren Vertrieb der Bodenerzeugnisse. Auch die Flußläufe ließen sich, da man der Versandung nicht wehrte und Felsriegel nicht sprengte, nur selten dafür benutzen. Auf diese Weise wurden große Landstrecken zu Weideplätzen für Schafe und Ziegen. Nur in einigen jener paradiesischen Thäler zwischen Douro und Minho, in denen die köstlichsten Orangen und Citronen reifen, oder in der Nähe von Lissabon, Cintra und Coimbra konnte man eine rechte Vorstellung davon erhalten, was die fleißige Hand des Menschen diesem gesegneten Boden abzugewinnen vermochte.

Die Kolonie Brasilien und die englische Schutzherrschaft.

Die Schrecken des Krieges, Hungersnot und Verarmung, hatten auch die Blüte von Handel und Gewerbe geknickt. Bevormundung, Monopole, Druck der Abgaben hemmten nach Herstellung des Friedens ihre Triebkraft. In der Wurzel aber wurden sie beide getroffen durch die Umwandlung des portugiesischen Mutterlandes in eine Art von Kolonie seines Pflanzstaates Brasilien und durch die um so freiere Eigenmacht der englischen Schutzherrschaft. Beim ersten Anrücken der Franzosen im Jahre 1807 hatte sich der Prinzregent mit der ganzen königlichen Familie und starkem Gefolge nach Rio de Janeiro geflüchtet. Große Geldsummen waren bei dieser Übersiedelung mitgeführt worden, und unaufhörliche Opfer für Erhaltung des üppigen fernen Hofes, der gesteigerten fernen Kriegsmacht wurden dem erschöpften Heimatlande weiter zugemutet. Gleich nach der Landung des Regenten in Bahia hatte sodann eine Verfügung vom 28. Januar 1808 sämtliche Häfen Brasiliens allen Schiffen befreundeter und neutraler Mächte für Ein- und Ausfuhr geöffnet. Zwei Jahre darauf am 19. Februar 1810 war in Rio auf Grund der bestehenden Allianz zwischen Portugal und England ein Vertrag mit Großbritannien geschlossen worden, der den Engländern für ihren kriegerischen Beistand die bedeutendsten Vorteile sicherte. Er belegte u. a. englische Waren nur mit der Hälfte des Eingangszolles, der bei Einfuhr von Waren anderer Nationen zu zahlen war, und entzog die Engländer auf portugiesischem Reichsboden, ohne Gewährung des Rechtes der Gegenseitigkeit, dem ein-

heimischen Gerichtsstande. In Brasilien gelang es allmählich, den Druck der englischen Schutzmacht zu mildern. Der Regent fand den Mut, neuen Forderungen, die sie an ihn stellte, auszuweichen und ihrem Verlangen, den Sitz der Herrschaft nach Lissabon zurückzuverlegen, zu trotzen. Die Erhebung Rios zum Freihafen, die Gründung einer Bank, der Zuzug wohlhabender Familien aus der Heimat, die Begünstigung eingewanderter französischer Handwerker, die Stiftung einer landwirtschaftlichen Lehranstalt: das alles kam dem kaufmännischen Unternehmungsgeist und der Förderung von Gewerben und Ackerbau zu statten. Die Kolonie blühte auf und entfaltete trotz der Überhastung vieler Maßregeln und trotz der oberflächlichen Verdeckung alter Barbarei mit leichtem Bildungsfirnis einen schwellenden Reichtum frischer Kräfte. Ihre neue Stellung wurde auch äußerlich dadurch gekennzeichnet, daß ein Dekret vom 16. December 1815 Brasilien zum Königreich erhob. Fortan erschien es als gleichberechtigtes Glied des Reiches, dessen Krone Johann VI. nach dem Tode seiner Mutter (1816) trug.

Aufblühen Brasiliens.

Für Portugal schlugen alle diese Vorgänge zunächst zum Verderben aus. Es galt nicht mehr als verwöhnter Erstgeborener, sondern wurde das zurückgesetzte Stiefkind. Ein Teil seiner Einkünfte und seiner Wehrkraft ward für Brasiliens Interessen in Anspruch genommen. Der plötzliche Zusammenbruch der kommerciellen Alleinmacht, die bis dahin die Kolonie dem Mutterlande tributpflichtig gemacht hatte, verkürzte die Zolleinnahmen und traf den Kaufmannsstand Portugals sehr schwer. Dem Wettbewerb anderer Nationen, unter denen die englische einen so großen Vorsprung hatte, war man nicht gewachsen. Es ist berechnet worden, daß in den Jahren von 1796 bis 1806 der Gesamtbetrag der Ausfuhr aus Portugal in eigenen und Kolonial-Erzeugnissen einen Mehrbetrag von 28 Procent über die Einfuhr aus anderen Staaten abwarf, während 1819 dies Verhältnis sich ins Gegenteil verkehrt zeigte. Für diese Rechnung giebt die Thatsache den Ausschlag, daß 1819 die portugiesische Ausfuhr von brasilianischen Produkten, verglichen mit der von 1806, um mehr als zweidrittel des Betrags gesunken war.[1]) Die Einfuhr aus dem Mutterland in die Kolonie verminderte sich nach dem gleichen Zeitablauf um etwa die Hälfte, und statt der achthundert Schiffe unter portugiesischer Flagge, die ehemals während eines Jahres im Hafen von Rio geankert hatten, zählte man ihrer kaum noch zweihundert. Die schlaffe Industrie hatte bis dahin in dem bequemen Absatz nach Brasilien den besten Rückhalt gefunden. Vom Alleinbesitze dieses Marktes verdrängt und durch die Kriegsgreuel erschüttert, sank sie auf eine tiefe Stufe herab. Auch

Rückgang von Handel und Gewerbe in Portugal.

[1]) Ich wage nicht zu entscheiden, wie weit die von Balbi: Essai statistique sur le royaume de Portugal etc. 1822 gemachten Angaben, auf die man sich allgemein bezieht, zuverlässig sind, und bin daher sparsam mit der Anführung von Zahlen.

hier traten die besser gerüsteten und günstiger gestellten englischen Nebenbuhler in die Lücke. Sie waren schon seit dem berüchtigten Methuenvertrag gewohnt, für ihre Wollefabrikate unbedingt auf portugiesische Abnehmer zu rechnen. Neuerdings gelang es ihnen, sich u. a. der Lieferung eines großen Teiles auch der Baumwolle-, Leinen- und Metallwaren zu bemächtigen. Im Jahre 1819 entfiel die Hälfte der Einfuhr aus der Fremde auf England. So dürftig war der Betrieb von Handwerk und Fabriken Portugals, daß trotz eines Überflusses an Rohstoffen auch das einfachste Hausgerät und Kleidungsstück in der Regel vom Auslande bezogen wurde.

Sittliche und geistige Zustände.

Aus solchen Zuständen erwuchs eine Gewöhnung vieler Landeskinder an bettelhaftes Dasein, das durch die angeborene Genügsamkeit und die Sitte klösterlicher Spenden seit jeher gefördert worden war. Hierin, wie mit dem sprichwörtlichen Schmutz ihrer von herrenlosen Hunden bevölkerten Straßen, gab die Hauptstadt das schlechteste Beispiel. Die portugiesischen Granden prunkten wie die spanischen mit einem Schwarm betreßter Diener. An hohen Kirchenfesten wurde, wie im Nachbarlande, ein berückender Glanz entfaltet. Derweilen aber drängten sich auch hier vor den Thüren der Gotteshäuser und auf den öffentlichen Plätzen zwischen Blinden und Lahmen hunderte mit gesunden Sinnen und Gliedern ein, um die Hände zum Empfang milder Gaben auszustrecken. Sie ahmten im kleinen nur nach, was viele Beamte, ebenso wie in Spanien, im großen übten. Zumal in der Rechtspflege, mit ihrer Mischung von Polizei und Justiz in den unteren Instanzen und mit der Gerichtsbarkeit der großen Lehensträger auf ihren Herrschaften, hatten sich Bestechlichkeit und Unredlichkeit tief eingefressen. Für die Bildung des Volkes war nicht besser gesorgt als jenseits der Grenze. Zwar in der Universität Coimbra lebte noch etwas von dem neuen Geiste, mit dem sie Pombal erfüllt hatte. Wenn man aber hört, daß vor 1821 außer den wenigen hinwelkenden Schöpfungen des achtzehnten Jahrhunderts keine gelehrte oder litterarische Gesellschaft bestand, daß noch 1822 nur 16 teilweise unbedeutende Druckereien und nur 12 kümmerliche Buchläden im ganzen Lande zu finden waren, wird man sich über den niederen Stand der Kenntnisse der großen Menge nicht wundern. Auch für ihre Erweiterung war einst Pombals Anstoß entscheidend gewesen. Ihm dankte man u. a. die erste Gründung der Volksschulen, die bis 1820 auf 873 anwuchsen. Allein ihr Besuch, ursprünglich auf die männliche Jugend eingeschränkt, war so schwach, daß im Durchschnitt nicht zehn Kinder auf die Schule kamen.[1])

Die Regentschaft, die in Abwesenheit des Königs dem Namen nach

[1]) Wappäus: Handbuch der Geographie und Statistik. Siebente Auflage 1862, Bd. III S. 287 giebt für die Zeit von 1817 bis 1828 als Durchschnittszahl der Schüler 8000 an.

an der Spitze der Verwaltung stand, war durchaus unfähig, das Land aus seinem tiefen Fall empor zu heben. Von Rio aus wurden ihr die Hände gebunden. In Portugal selbst war sie in fortdauerndem Kriegszustande gegenüber dem Oberbefehlshaber der gesamten Militärmacht, Marschall Beresford. Dieser stolze und strenge Engländer, der sich das Verdienst zuschreiben durfte, mit einer Anzahl von Landsleuten zur Zeit des Befreiungskampfes das portugiesische Heerwesen ungemein gekräftigt zu haben, setzte allen Eifer daran, es auch nach Herstellung des Friedens auf einem großen Fuß zu erhalten. Die Spannung, die zwischen Spanien und Portugal obwaltete, diente seinen Plänen zur Rechtfertigung. Während die Kriegsmarine verfiel, sollte die stehende Landmacht, durch die geschulten Milizen ergänzt, auf die Höhe von 59000 Mann gebracht werden. In solchem Übermaß der bewaffneten Macht sah die Regentschaft, deren Seele der Generalsekretär Miguel Pereira Forjaz war, den vollkommenen Ruin der Finanzen. Ohnehin waren diese durch Minderung der Einkünfte, Mehrung der Schulden, Forderungen zu Gunsten Brasiliens, Untreue und Nachlässigkeit von Beamten schwer geschädigt. Die Regentschaft wagte es daher, Befehle, die ihr aus Rio zugingen, zu mißachten und Beresford heimlich entgegen zu arbeiten. Der Marschall hatte sich 1816 persönlich in Rio Unterstützung zu erwirken gesucht. Aber zurückgekehrt, fand er sich auf Schritt und Tritt gehemmt. In den Briefen, die er an den alten Waffengefährten Wellington richtete, schüttete er sein Herz aus. Er zürnte der Regentschaft wegen ihrer „Kleinlichkeit und Unzuverlässigkeit". Er nannte Forjaz einen „beschränkten Heuchler". Er klagte, daß es den Soldaten an Brod fehle und sah mit Sorgen einem Angriff der Spanier entgegen.[1] Wellington ermutigte ihn, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz auszuharren. Er gab ihm zu bedenken, daß ohne ihn Portugal verloren sei und deutete auf die gefährlichen Absichten einiger Mächte hin, Spanien für den Verlust seiner amerikanischen Besitzungen durch Überlassung Portugals zu entschädigen. Beresford blieb denn auch auf seinem Posten, aber er stand auf unterhöhltem Boden. Seine rauhen Formen, die zu verbergen er sich nicht bemühte, sein Verhältnis zur Frau des Generals Lemos, der man Einfluß auf die Erteilung von Graden und Stellen schuldgab, schufen ihm zahlreiche Feinde. Von ihm abwärts übertrug sich ein weitverbreiteter Widerwille auf die Söhne Albions überhaupt. Man empfand es bitter, von ketzerischen Fremdlingen abzuhängen, die zuerst als Befreier gefeiert worden waren, später nicht selten durch Verachtung der Landessitten ihren Quartiergebern und Gastfreunden die Galle erregten. Im Heere, wo Engländer manche der wichtigsten Officiersposten inne hatten und scharfe Mannszucht übten,

Schwierigkeiten der Regentschaft.

Gespanntes Verhältnis zum Marschall Beresford.

Erbitterung im Heere.

[1] Leider sind Beresfords lehrreiche Briefe in Wellington: Supplementary Despatches XI. XII. und Continuation I. lückenhaft.

verdichtete sich diese Abneigung zu dumpfem Groll. Schlechte Beköstigung und Soldrückstände, so eifrig Beresford gerade hierin Wandel zu schaffen suchte, erbitterten außerdem, wie gleichzeitig in Spanien, viele Angehörige der bewaffneten Macht. Auch hier wurde sie, welche die Stütze der Regierung sein sollte, der Hauptherd der Rebellion. Als im Frühling 1817 einige Regimenter zum Kampfe um die Banda (s. o. S. 17) nach Amerika verschifft werden sollten, weigerten sie offen den Gehorsam.

Entdeckung einer Verschwörung. Hinrichtung Freires u. a. 18. Okt. 1817.

Auf diese Stimmungen rechneten mehrere portugiesische Officiere in Verbindung mit ein paar Mißvergnügten bürgerlichen Standes, die wie die spanischen Verschwörer die Freimaurerei als Deckmantel benutzten. Sie faßten den Plan einer Befreiung des Landes von fremden Machthabern und willkürlicher Regierung. Der Name des angesehenen, von Beresford zurückgesetzten Generallieutenants Gomez Freire de Andrade diente ihnen als Schild und Lockmittel. Ohne sich, so viel man weiß, fest zu binden, ließ er sich doch mit ihnen ein. Indessen lieferte ihre unvorsichtige Prahlerei sie den Spähern des Marschalls aus. Er setzte die Regentschaft von der drohenden Gefahr in Kenntnis. Sofort wurde eine große Zahl von Verhaftungen vorgenommen und eine Untersuchung veranstaltet, gegen deren Gang sich die stärksten Vorwürfe erheben ließen. Obwohl Freire bis zuletzt leugnete, zum Sturze des Hauses Braganza haben mitwirken zu wollen, wurde er als Hochverräter zum Tode verurteilt. Elf Angeklagte teilten sein Los. Sie wurden auf öffentlichem Platze in Lissabon gehängt, hierauf die Leichname von Freire und sieben seiner Schicksalsgefährten verbrannt und die Asche ins Meer geworfen. Beresford hatte davor gewarnt, Freire zum Märtyrer zu machen[1]). Allein Haß und Abscheu des entsetzten Volkes lasteten noch schwerer auf ihm als auf der Regentschaft. Diese suchte 1818 durch ein drakonisches Strafedikt alle Geheimbünde auszurotten, aber auch die kräftigste Drohung konnte den Geist des Unmuts nicht ersticken.

Fortdauer geheimer Verbindungen.

Wie sehr er im Heere um sich griff, hatte sich noch vor jener Massenhinrichtung des 18. Oktober 1817 aufs neue offenbart. Als man nach dem Ausbruch eines republikanischen Aufstandes in Pernambuco von Rio aus portugiesische Hilfe forderte, rotteten sich räuberische Scharen fahnenflüchtiger Soldaten in den Bergen zusammen. Nur der Wachsamkeit Beresfords war es zu danken, daß in der nächsten Zeit keine weitere Meuterei vorkam. Unter der bürgerlichen Bevölkerung ließ man sich vom Eintritt in geheime Verbindungen nicht abschrecken und breitete sie auch unter dem Militär erfolgreich aus. Der zunehmende Verfall des Gemeinwesens erbitterte selbst geduldige Seelen. Das Vaterland der Almeida und Albuquerque war der Spott der Piraten geworden, die ihre

[1]) S. Wellington: Suppl. Despatches XII. 101. Berks', des östreichischen Generalkonsuls, rückblickender Bericht 30. Okt. 1820. Arch. Wien.

Raubzüge bis zur Mündung des Tejo auszudehnen wagten. Es gab nach der Meinung des östreichischen Gesandten kaum einen Kaufmann in Lissabon, der nicht Gläubiger der Regierung gewesen wäre[1]). Wenn die höheren Beamten großenteils ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen wußten, harrte von den niederen mancher Monate lang umsonst auf seinen Gehalt. So viel Zutrauen der Marquis de Borba, der das Finanzwesen leitete, sich zu erwerben wußte, war es auch ihm unmöglich für pünktliche Auszahlung des Soldes aufzukommen. Die Münze war fast ganz aus dem Verkehr geschwunden, und das umlaufende Papiergeld mit gefälschten Scheinen untermischt. Der öffentliche Kredit war so tief gesunken, daß ein geringes Anlehen auf keine Weise gedeckt werden konnte. Sachkundige Ausländer prophezeiten eine nahe Katastrophe. Auch Beresford sah schwarz und entschloß sich im Frühling 1820 zu einer nochmaligen Reise nach Rio, um dort den Zustand der Dinge zu schildern und Geldmittel flüssig zu machen. Sorgenvoll sah ihn Wellington in einem Augenblick sich zur Abfahrt rüsten, da das spanische Beispiel im Heere und Volke Portugals zu zünden drohte. Indessen seine Warnungen erreichten den Marschall nicht mehr auf seinem Posten.

Beresfords Abreise nach Rio 2. April 1820.

Seine Abwesenheit wurde von den rührigen Mitgliedern der Geheimbünde benutzt. Sie sollen ursprünglich eine allgemeine gleichzeitige Erhebung geplant haben. Allein, wie es scheint, trieb die Furcht vor Verrat ihres Anschlags am 24. August die Verschworenen in Porto zu vereinzeltem Losbruch. An diesem regsamen Handelsplatze waren Kaufleute, Officiere, Soldaten, Geistliche seit geraumer Zeit für einen Aufstand gewonnen worden. Bei Tagesanbruch stellten sich die Truppen vor dem Stadthaus auf. Im Einverständnis mit den Behörden, unter Freudenrufen von Volk und Soldaten wurden zwei Proklamationen verlesen, die das Heer aufforderten, das unglückliche Vaterland zu retten. Wahrung der Treue gegen den König, Einsetzung einer provisorischen obersten Regierungsjunta, Berufung der Cortes, Ausarbeitung einer Verfassung durch diese, unter Aufrechterhaltung der katholischen Religion und der Dynastie Braganza, waren die Sätze des revolutionären Programmes, die einem Schwure seiner Bekenner zu Grunde gelegt werden sollten. An der Spitze der Unterzeichner stand der beliebte Oberst Sepulveda, dessen greiser Vater einst die Bewohner der Provinz Traz os Montes als erster zum Kampf gegen die Franzosen aufgerufen hatte. Die rasch gebildete provisorische Junta erwählte den Grafen Antonio Silveira, nicht sowohl seiner Begabung als vielmehr seines großen Namens wegen, zum Vorsitzenden. Sie schilderte in einem glutvollen Aufruf dem Volke, „das einst Afrika in Schrecken versetzt, Indien erobert und das Staunen der Welt hervorgerufen“, seine grenzenlosen Leiden, rühmte das helden-

Sepulvedas Empörung in Porto 24. Aug. 1820.

Junta in Porto.

[1]) Bericht Bombelles' 19. Febr. 1819. Arch. Wien.

mütige Heer und verhieß die Sicherung einer glücklichen Zukunft durch die Weisheit und Mäßigung der Cortes. Sie brachte aus der Zollkasse und freiwilligen Beiträgen die nötigen Summen auf, um die Truppen durch Zahlung des rückständigen Soldes zu befriedigen. Sie gab den englischen Officieren ihre Entlassung, sorgte aber dafür, daß ihnen keine Ehrenkränkung zugefügt wurde.

Ausbreitung der Revolution.

So glücklich der Beginn des Unternehmens verlaufen war, so zweifelhaft schien doch sein Fortgang zu sein. Silveiras Bruder, Graf Amarante, über dessen wahre Gesinnung die Verschworenen sich gründlich getäuscht hatten, war mit Streitkräften aus Traz os Montes im Anzug. Der General Victoria drohte von Süden her die Bewegung zu hemmen. Ausbreitung fand sie zunächst nur in dem Gebiet zwischen Douro und Minho. Indessen wich die Regentschaft zu Lissabon, im Gefühl ihrer Schwäche, Schritt für Schritt zurück. Auf eine mißbilligende Kundgebung ließ sie am 1. September, unter Berufung auf außerordentliche Vollmachten, den Beschluß folgen, so schnell wie möglich die Cortes versammeln zu wollen. Da unter diesen Cortes die alten drei Stände gemeint waren, wie sie zuletzt 1697 und 1698 getagt hatten, machte diese Zusage so wenig Eindruck wie ein halbes Jahr vorher Ferdinands VII. entsprechender Erlaß in Madrid. Am 2. September verhieß die Regentschaft allen „Verführten" volle Amnestie und nahm auch „die tapferen Krieger", die zur Fahne ihres Königs zurückkehren würden, nicht davon aus. Allein schon lösten die gegen sie entsandten Regimenter sich auf, als sie hörten, Sepulveda, „der portugiesische Quiroga", sei in Coimbra angelangt. Amarante flüchtete über die Grenzen. Eine Garnison nach der anderen schloß sich der Umwälzung an, und die Regentschaft trug nicht wenig zur Lockerung der Disciplin bei, indem sie sich selbst zur Entfernung der englischen Officiere gedrängt sah. Am 15. September, dem Jahrestag des Abzugs der Franzosen, erhoben sich unter Führung des Grafen Resende alle Regimenter in der Hauptstadt. Die Volksmasse stimmte in ihren Ruf „es lebe der König, es lebe die Verfassung" ein. An die Stelle der wehrlosen Regentschaft trat eine auf stürmische Weise erwählte provisorische Junta mit dem allgemein verehrten Bischof Freire, einem Verwandten des unvergessenen Hingerichteten gleichen Namens, als Haupt. Abends spiegelte sich eine glänzende Illumination in den Wellen des Tejo, und im Theater San Carlos erklang die noch kürzlich verbotene Nationalhymne[1].

Erhebung und Junta in Lissabon 15. Sept.

Verschmelzung beider Junten in eine provisorische Regierung 1. Okt.

Es war zu fürchten, daß zwischen der neuen Junta in Lissabon und der früheren obersten Junta von Porto, die im Begriff war ihren Sitz nach der Hauptstadt zu verlegen, ein unheilbarer Zwist ausbrechen werde. Allein man verständigte sich dahin, beide zu einer in zwei

[1]) Berks' Berichte 30. Aug. 2. 6. 30. Sept. 1820 mit vielen Beilagen. Arch. Wien.

Sektionen geteilten Körperschaft zu vereinigen. Die eine dieser Sektionen sollte vorläufig die allgemeinen Geschäfte fortführen, die andere die Wahl der Cortes vorbereiten. Unter Kanonendonner und Volksjubel zogen hierauf die Machthaber von Porto am 1. Oktober in Lissabon ein. Bischof Freire erhielt nach der Verschmelzung beider Junten die erste, Silveira die zweite Stelle. Die thätigsten Leiter der neuen Regierung aber waren der Rechtsgelehrte Manoel Fernandes Thomaz, eines der eifrigsten Glieder der Geheimbünde, und der beredte Benediktinermönch Francisco San Luiz, ehemals Professor in Coimbra, dem man die Urheberschaft aller Proklamationen zuschrieb. Neben ihnen genossen aus der Reihe der Officiere Sepulveda und Cabreira, sowie General Teixeira das größte Ansehen. Die obersten Richter, der hohe Klerus und Adel verhielten sich aus Furcht vor Einbuße ihrer Macht und ihres Besitzes großenteils kühl. Auch viele Beamte, nach dem Ausdruck des östreichischen Generalkonsuls „Tyrannen, gewohnt, sich dem Meistbietenden zu verkaufen", warteten den Lauf der Dinge ab.[1] Um so mehr Eifer entwickelten Advokaten, Gelehrte und Journalisten mit Benutzung einer vormals nie gekannten Freiheit der Presse. Die große Masse folgte, wie in Spanien, dem gegebenen Anstoß, wiewohl die Junta nicht Zeit und Kraft fand, sie durch dringend begehrte innere Reformen zu befriedigen. Auch wagte sie nicht, an den für Eingang der englischen Waren bestehenden Vorschriften etwas zu ändern. Als aber Beresford am 10. Oktober, mit ausgedehnten Vollmachten versehen, in den Tejo einfuhr, mußte er vernehmen, daß für einen englischen Höchstkommandirenden kein Platz mehr frei sei. Vergeblich berief er sich auf die Befehle des Königs. Man erwiderte ihm, daß man dessen Würde achte, daß aber die portugiesische Nation ihre Rechte wieder erlangt habe. Man bat ihn, in der Hoffnung das gute Einvernehmen mit England dadurch nicht zu stören, das Land nicht zu betreten. Hierauf blieb ihm nichts übrig, als sich mit einer Anzahl entlassener Kameraden nach der Heimat einzuschiffen.

Ankunft Beresfords. Abreise nach England 10. Okt.

Es konnte ihn mit Schadenfreude erfüllen, daß die Führer der Revolution sehr bald untereinander in Streit gerieten. Wie sich annehmen läßt, gingen ihrem Beschluß, für die Corteswahlen die wesentlichen Bestimmungen der spanischen Verfassung sich anzueignen, sehr heftige Kämpfe voraus. Auch forderten mehrere sofortige Verkündigung und Beschwörung dieser Verfassung, während andere sich einem solchen Eingriff in das Amt der künftigen Cortes widersetzten. Endlich gab es eine Partei, die der nationalen Abneigung zum Trotz die Vereinigung des portugiesischen und spanischen Reiches unter dem Scepter ein und desselben konstitutionellen Königs erstrebte. Dieser Partei soll der gewandte Thomaz angehört haben. Man sagte ihm nach, daß er mit dem spanischen Geschäftsträger Pando,

Staatsstreichversuch Teixeiras und Cabreiras. Beschwörung der spanischen Verfassung 11. Nov.

[1] Berks' Bericht 7. Okt. 1820. Arch. Wien.

einem „Apostel des Liberalismus", der schon im Geheimnis der Verschwörung von Porto gewesen sei, an einem Strange ziehe.[1]) Mit solchen sachlichen Gegensätzen verschlangen sich die persönlichen Wünsche vordringlichen Ehrgeizes. Teixeira und Cabreira neideten Sepulveda sein Ansehen und blickten hochmütig auf bürgerliche Glieder der Junta herab. Vielleicht wurden sie auch nur durch Silveira vorgeschoben, der sich bei offenkundiger Geistesarmut doch nicht mit der zweiten Stelle abfinden lassen wollte. Genug: am 11. November umringten Teixeira und Cabreira, unter dem Schein einer Musterung, den Sitzungspalast der Junta auf dem Rocio-Platze mit Soldaten und Kanonen, indessen Sepulveda seine Getreuen auf dem Platze des Commercio sammelte. Im Gebäude der Junta, wohin sich die feindlichen Waffenbrüder begaben, stritt man in heftigem Wortwechsel. Schließlich kam man überein, auf der Stelle die spanische Verfassung zu beschwören, Teixeira den Oberbefehl des ganzen Heeres zu übertragen und vier seiner Anhänger in die Junta aufzunehmen.

Wiederaustritt der neuen Mitglieder aus der Junta 17. Nov.

Der Staatsstreich war nicht ganz gelungen, da seine Urheber noch die Ausstoßung einiger ihnen besonders verhaßten Männer gefordert hatten. Allein Sepulveda, der schon große Selbstüberwindung bewiesen hatte, erklärte, eher werde er sich aus dem Fenster stürzen, als seinen Truppen etwas so Schmachvolles zumuten. Die Sieger konnten ihres Triumphes nicht lange froh sein. Alle Klassen der Hauptstadt und ein großer Teil der Soldaten erklärten sich gegen sie. Die neuen Mitglieder der Junta hielten es am 17. November für geraten, wieder auszutreten. Teixeira verwahrte sich gegen den Vorwurf gewaltthätiger Absichten. Silveira nahm „aus Gesundheitsrücksichten" seine Entlassung. Die spanische Verfassung blieb zwar das Vorbild, aber sie sollte erst Kraft erlangen, wenn die Cortesversammlung sie mit den für Portugal passenden Änderungen angenommen habe.[2])

Zusammentritt der Cortes 26. Jan. 1821.

Nach solchen Zwischenfällen gingen unter manchen Zögerungen die Wahlen vor sich. Zu den Abweichungen vom spanischen Muster, die man für nützlich erachtet hatte, gehörte der Verzicht auf die physiokratische Forderung, daß der Abgeordnete ein gewisses Grundeigentum haben müsse. Als sich aber am 26. Januar 1821 etwa zwei Drittel der Cortes zur Eröffnung einstellten, zeigte es sich, wie unbegründet die Furcht ängstlicher Seelen vor einer Versammlung von Besitzlosen gewesen war. Sehr stark war der geistliche Stand vertreten. Ein Kirchenfürst, der Erzbischof von Bahia, nahm den Präsidentenstuhl ein. Die Regentschaft, die nach dem

[1]) Berks' Bericht 16. Okt. 1820. Marialva an Metternich, 17. Nov. 1820. Arch. Wien. — Über gleichzeitige Unionsgedanken der Liberalen in Madrid, Bericht Laval-Montmorencys 28. Nov. 1820. Arch. Paris.

[2]) Berks' Berichte 12. 17. Nov. 1820. Arch. Wien.

Rücktritt der Junta aus dem Kreise der schon bekannten Anhänger der neuen Ordnung gewählt wurde, verpflichtete sich in ihrem Eide zur Aufrechterhaltung der katholischen Religion. Damit verband sich, wie in dem ersten Manifest der Revolution, das Gelöbnis der Aufrechterhaltung des Thrones und des Herrscherhauses Braganza. Königstreue Gemüter mußten freilich verlangen, daß auch Johann VI. die Revolution und das Vorgehen der Cortes anerkenne. Bisher hatte man ihn nur in einem Schreiben vom 27. Oktober 1820, das noch an die frühere Regentschaft gerichtet war, sich äußern hören. Hier mißbilligte er zwar die ohne seinen Willen geschehene Berufung der alten Cortes, stellte aber eine Sanktion ihrer Vorschläge und Verzeihung für alle zum Gehorsam Zurückkehrenden in Aussicht. Auch erklärte er sich bereit, wenn jene Vorschläge seiner Würde entsprächen, wieder in eigener Person oder durch Entsendung eines seiner Söhne die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Cortesverhandlungen. Die Grundlagen der Verfassung.

Das Schreiben des Königs war von den Ereignissen längst überholt worden. Die Cortesversammlung ging aber über diesen Zwiespalt stillschweigend hinweg. Sie setzte die Sanktion als sicher voraus und bemächtigte sich aller Befugnisse einer Konstituante. In dieser angemaßten Stellung wurde sie ganz durch den Vorgang der spanischen Cortes von Cadiz bestimmt. Auch ihre Hauptredner, wie jener rechtskundige, scharfsinnige Fernandes Thomaz, der leidenschaftliche, phrasenreiche Advokat Borges Carneiro, der gemäßigtere ehemalige Dorfrichter Moura, beriefen sich abwechselnd auf den Begriff der Souveränität des Volkes und auf die ständischen Rechte des Mittelalters. Sie hatten die große Mehrheit der Liberalen hinter sich. Kräftige Deklamationen in den über Nacht aufgeschossenen Klubs feuerten sie zum Kampfe gegen die Corcundas (Bucklige) an, wie hier die Servilen spottweise genannt wurden. So kamen schon bis zum 9. März die Grundlagen der neuen Verfassung zustande, die der spanischen alle schärfsten Sätze über die Einschränkung der Königsmacht und die vorwiegende Gewalt einer ungeteilten Versammlung von Volksvertretern entlehnten. Am 29. März wurde sodann sämtlichen bürgerlichen, militärischen und kirchlichen Behörden der Eid auf diese Grundlagen abgenommen.

Widerstreben von Klerus und Adel.

Schon hierbei traten Anzeichen eines gefährlichen Widerstrebens zu Tage. Die Mehrheit der Cortes hatte gleich den Vätern der spanischen Verfassung der kirchlichen Macht noch vieles zugestanden. Dahin gehörte die Censur von Druckschriften über Religion und Moral trotz grundsätzlicher Verkündigung der Preßfreiheit. Aber Beschlüsse, die sich gegen die Aufnahme von Novizen in die Klöster, und gegen Erhaltung der geistlichen Privilegien richteten, Aufhebung der Inquisition und drohende Einziehung ihrer Güter erbitterten viele Glieder und Gönner der Hierarchie. Mit Entrüstung hatten sie hören müssen, daß ein Abgeordneter beantragte,

die vertriebenen Juden wieder zurückzurufen. Ihr Verlangen eines Ausschlusses jedes Bekenntnisses außer dem katholischen, das freilich als das „der portugiesischen Nation“ bezeichnet wurde, blieb unerfüllt. Der Patriarch von Lissabon weigerte sich daher, die Verfassungsgrundlagen zu beschwören. Er wurde zunächst in das Kloster Bussaco verbannt, bis ihn ein Cortesbeschluß zum Verlassen des Landes nötigte. Man mußte darauf gefaßt sein, durch Besteuerung von Pensionen und Komthureien, durch Verwendung überschüssiger Sinekuren und heimfallender Pfründen von Ritterorden für die Schuldentilgung, durch Aufhebung der Frondienste, Beseitigung von Jagd- und Bannrechten mit dem Klerus auch den Adel zu verletzen. Aber die Schilderung des traurigen Zustandes der breiten Volksschichten, die von den Berichterstattern entworfen wurde, zwang zur Erkenntnis, daß an keine Besserung zu denken sei, wenn nicht dem Feudalismus die Wurzeln abgegraben würden.

Zustand des Landes.

Es war die Frage, ob das Volk soviel Geduld und Einsicht haben werde, die Folgen dieser Wandlungen abzuwarten, wenn die Revolution ihm nicht sofort greifbare Vorteile vor Augen stelle. Hiermit sah es aber sehr mißlich aus. Die freiheitlichsten Reden und die bestgemeinten Anträge konnten das Elend des Bauern, die Notlage des Kaufmanns, die Sorgen des Staatsgläubigers nicht über Nacht hinwegräumen. Das Räuberwesen nahm einen solchen Aufschwung, daß Familien aus Porto, die gewohnt waren einen Teil des Jahres auf ihren Landsitzen zu verbringen, sich nicht getrauten, die Stadt zu verlassen. Der Handel stockte nach wie vor. Auch jetzt noch harrten zahlreiche niedere Beamte auf Auszahlung ihres seit Jahresfrist fälligen Gehaltes, während man auf die großen Herren, die erpreßte Strafgelder und Sporteln unter sich verteilten, mit dem Finger wies. Die Klagen über Verschleppung der Processe ließen nicht nach. Man machte Angeklagte namhaft, die seit sieben Jahren, ohne vor Gericht gestellt worden zu sein, in Haft säßen. Für die Regentschaft häuften sich die Verlegenheiten, da die hitzigsten Klubisten, Zeitungsschreiber und Cortesmitglieder, wie ihre spanischen Gesinnungsgenossen, gegen die Großmächte und gegen die Kurie eine beleidigende Sprache führten. Der Pöbel ließ es nicht bei Worten bewenden. Er warf dem Nuntius die Fenster ein und griff die Wohnung des öſtreichischen Geschäftsträgers an, um ihn nach dem Bekanntwerden der Unterwürfigkeit des Königs zur Teilnahme an der allgemeinen Illumination zu zwingen.[1])

Nachgiebigkeit des Königs Johann VI in Rio.

Indessen war es doch ein Großes, daß man der Zustimmung des Königs zum Verfassungswerk und selbst seiner baldigen Rückkehr nach Lissabon vollkommen sicher sein konnte. Das unerwartete Übergreifen der

[1]) Berks' Berichte 17. 28. Febr., 15. 31. März, 8. 9. 21. April, 4. 12. 21. 26. Mai 1821 mit zahlreichen Beilagen. Arch. Wien.

Revolution nach Brasilien und das Drängen des ehrgeizigen Kronprinzen Dom Pedro hatten dem schlaffen Monarchen jenen Entschluß abgenötigt. Auch der erfahrenste portugiesische Staatsmann, Graf Palmella, hatte ihn angeraten. Als Vertreter seines Vaterlandes auf dem Wiener Kongreß und als diplomatischer Unterhändler in London und Paris in viele Geheimnisse der europäischen Politik eingeweiht, war er erst kürzlich von seinem Londoner Gesandtschaftsposten nach Rio geeilt, wo ihm von Johann VI. das Auswärtige übertragen wurde. Von der Zurückverlegung der Regierung in den alten Weltteil mochte er vor allem eine glückliche Lösung der spanisch-portugiesischen Verwicklung erhoffen. Noch einmal schien sich dem König die Möglichkeit des Bleibens zu bieten, als die von ihm berufenen Wähler Rios sich seiner Abreise zu widersetzen suchten. Aber ihre Versammlung wurde auf Antrieb Dom Pedros zersprengt. Dieser Prinz blieb als Regent zurück. Der König segelte mit den übrigen Gliedern seiner Familie nach Lissabon. Als er daselbst anlangte und die Verfassungsgrundlagen beschwor, war dem Triumphzug der Revolution auf einem anderen südeuropäischen Schauplatze in Italien, bereits Einhalt geboten: ein Rückschlag, der sich bei der Verflechtung der großen Ereignisse im geschichtlichen Leben Europas alsbald auch auf der pyrenäischen Halbinsel fühlbar machte.

Seine Ankunft in Lissabon 3. Juli 1821.

III.

Italien.

Das neue Italien unter dem Einfluß der Revolution und Napoleons.

Für Italien hatte sich mit dem Zeitalter der französischen Revolution der Morgen der Auferstehung angekündigt. Beim Eindringen neuer kühner Ideen, beim Niederreißen ständischer Schranken, beim Wechsel der Grenzen, Gesetze und Einrichtungen wurde die dumpfe Luft, die das gedrückte und zersplitterte Volk großenteils atmete, zeitweise gereinigt. Unter der Wucht des gigantischen Schicksals brachen hohle Formen nichtiger Kunstübung und verderbter Geselligkeit häufig zusammen. Dem Manne der That und dem Manne des Gedankens schienen würdigere Ziele als die gewohnten zu winken. Hoffnungsvolle Blicke schweiften zu den prophetischen Gestalten eines Dante und Machiavelli zurück, und Ugo Foscolos Mahnung, an den Gräbern der großen Toten Mut und Kraft für die Wiedergeburt des Vaterlandes zu suchen, fand in gleichgestimmten Seelen begeisterten Widerhall.

Allerdings waren bittere Enttäuschungen und schmerzliche Prüfungen nicht ausgeblieben. Man hatte es erlebt, wie rasch sich die gallischen Brüder in neue Gebieter verwandelten, und in dem „Befreier Bonaparte“ lernte man bald genug den unersättlichen Despoten kennen. Sein Machtwort zerriß und schuf, wie in Deutschland, auf der apenninischen Halbinsel Staatsgebilde von heute auf morgen. Seine Herrscherzwecke heischten wie in den übrigen Vasallenreichen so auch hier die schwersten Opfer an Geld und Gut. Seinen Fahnen hatten, bis zu den Schneegefilden Rußlands, auch tausende von Söhnen Italiens zu folgen, um fern vom Vaterland ihr Blut für ihn zu verspritzen. Nach solchen Erfahrungen mußte man seinen Fall in der Masse des Volkes als eine Erlösung empfinden. Es rührte keine Hand zur Verteidigung der französischen Herrschaft. Für Eugen Beauharnais war alles mit dem Mailänder Aufruhr vom 20. April 1814 verloren. Für Murat schlug nach zwiefachem Verrat die Stunde des Untergangs am 2. Mai 1815 auf dem Schlachtfeld von Tolentino. Noch einmal hatte man aus seinem Munde den lockenden Aufruf zum Kampf für „Unabhängigkeit und Einheit, Regierung freier Wahl und

wahrhaft nationale Vertretung" vernommen. Danach blieben so hochtönende Worte verpönt, und ein Volk von mehr als siebzehn Millionen hatte geduldig zu tragen, was ohne sein Befragen von den Mächtigen Europas zu Wien über sein Geschick bestimmt wurde.

Die nationale Idee und ihre Hemmungen.

Indessen der Bruch mit der Vergangenheit während der letzten zwei Jahrzehnte war zu stark gewesen, als daß die äußerlich hergestellte Ordnung der Dinge auf die Dauer hätte bestehen können. Die Erinnerung an den bloßen Namen eines Königreiches Italien, das man gesehen hatte, ließ sich nicht auslöschen. Auch wurde das Gefühl nationaler Würde und Selbständigkeit durch die junge romantische Schule mächtig gestärkt. Wie in deutschen so verschwisterten sich auch in italienischen Herzen poetische Neigungen und vaterländische Wünsche. Doch fanden diese auf dem südlichen Boden in sehr viel kleinerem Kreise einen sehr viel schwächeren Ausdruck. Ihre Erfüllung mußte hier auch dem Leichtgläubigsten in eine noch weitere Ferne gerückt und mit noch dichterem Dunkel umgeben erscheinen. Zunächst war sie in keiner Weise als möglich zu denken ohne Abschüttelung der östreichischen Herrschaft, die sich soeben, schmeichlerischen Proklamationen ihrer Heerführer zum Trotz, im ganzen nordöstlichen Bezirk des Landes festgesetzt hatte und von da bis zu seinem südlichsten Ende ihren Einfluß ausdehnte. Ließ sich auch erwarten, daß Frankreich dem alten Nebenbuhler dies Feld auf die Dauer nicht allein überlassen werde, so war doch, nach der jüngsten Gestaltung der Karte Europas und nach dem herrschenden Zuge der Restaurationspolitik, in absehbarer Zeit auf thatkräftige französische Hilfe nicht zu rechnen. Noch weniger durfte ein baldiger heroischer Aufschwung des italienischen Volkes selbst erhofft werden. Es war, wie die Mehrzahl der Völker des Weltteils, nach so heftigen Erschütterungen müde und matt. Die Hungerjahre verschärften die Sorgen um die Beschaffung des täglichen Brotes. Rege Teilnahme an staatlichen Fragen fanden eingeweihte Beobachter und Spione nur in den bedeutenderen Städten namentlich unter ehemaligen Beamten, Militärpersonen, Schriftstellern und Adligen von der Gesinnung eines Porro und Confalonieri. Aus diesen Klassen rekrutirten sich vorzüglich die zahlreichen politischen Sekten. Auch in ihnen aber trat zu Tage, was ein Kenner wie Foscolo als Haupthindernis einer glücklicheren Zukunft seines Vaterlandes beklagte: die kleinliche Feindschaft von Faktionen, Geschlechtern, Familien, ein trauriges Erbteil der mittelalterlichen Fehdezeit. Damit verband sich, dem Streben der Patrioten nicht minder verderblich, ein altüberlieferter Municipalgeist, ein Stolz auf örtliche und landsmannschaftliche Gemeinschaft, der vielleicht noch tiefer eingewurzelt war als das Sondergefühl der Stämme in Deutschland. Wie dort wurden benachbarte Gebiete durch Zoll- und Censurmauern getrennt. Endlich schuf der Gegensatz der agrarischen Entwicklung, die im Norden das Kleinbauer- und Teilpächterwesen, im Süden den Großgrundbesitz begünstigt hatte, unleugbar eine breite Kluft.

Es zeugt für den Weitblick Niebuhrs, wenn er, durch alle diese Thatsachen unbeirrt, Ende 1814 von Italien auszusagen wagte: „Auf eine oder die andere Art wird doch dies Land im Laufe eines oder einiger Menschenalter zu einem Reiche verbunden." Freilich drückte er sich über das Wie dieser Einigung so unbestimmt wie möglich aus, entsprechend den unklaren Vorstellungen, welche die bunte Schar der italienischen Einheitsfreunde selbst damals hegte. Ein Teil verfocht die ältere Idee eines Bundes von Einzelstaaten, nach Art der Eidgenossenschaft oder der nordamerikanischen Union. Luigi Angeloni, einst Tribun der römischen Republik, wollte dem Pabste, nach Aufhören seiner weltlichen Herrschaft, in einem solchen Bunde den Vorsitz zugeteilt wissen. Benedetto Boselli aus Savona, Ende der neunziger Jahre Beamter in Genua, entwarf das Bild einer Tagsatzung von Abgeordneten, deren Leitung er gleichfalls dem heiligen Vater in die Hand gelegt dachte. Angeloni hatte seine Vorschläge vor Eröffnung des Wiener Kongresses dem König von Preußen zugesandt. Boselli überreichte die seinigen mehrere Monate später dem König von Sardinien. Ein dritter, der Pisaner Cervelli, brachte seine Ansichten über eine „italienische Konföderation" mit Gleichförmigkeit von Heerwesen, Verwaltung, Recht und Münze nur einem so beschränkten Leserkreise vor Augen, daß sie bis zur Entdeckung seiner Flugschrift durch einen späteren Historiker gänzlich verborgen blieben.[1]) Im Verborgenen suchte auch diese und jene Sekte, wie die der Guelfi und Federati, dem Phantasiegebilde eines Bundes unabhängiger italienischer Staaten Anhänger zu werben, während Foscolo mit anderen Zeitgenossen aus dem Schwanken zwischen föderalistischen und unitarischen Ideen niemals herauskam.

Anhänger des Gedankens eines Staatenbundes.

Anhänger des Gedankens eines republikanischen Einheitsstaates.

Für diese zweite Form künftiger Größe des zerrissenen und unselbständigen Vaterlandes hatte sich gleichfalls seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts manche Stimme in gebundener und ungebundener Rede vernehmen lassen. Als 1796 nach der Eroberung der Lombardei durch Napoleon von der höchsten Behörde in Mailand die Preisfrage gestellt ward, welche freie Regierung dem Glück Italiens am besten gemäß sei, erfolgte von vielen Seiten die gleichlautende Antwort: eine einzige, unteilbare Republik. Das Vorbild Frankreichs und der Zauber der Antike übten eine unwiderstehliche Gewalt in dieser Richtung aus. Auch wurde der republikanische Einheitsgedanke durch die Wandlungen der Folgezeit nicht zerstört. Jugendliche Gemüter schwärmten für dies Ziel, das wie kein anderes pathetischer Deklamation und utopischer Aus-

[1]) A. d'Ancona: Unità e Federazione (Varietà storiche e letterarie Serie II. Mailand 1885). Vgl. Tivaroni: Lo svoglimento del pensiero nazionale (L'Italia durante il dominio austriaco III. 351 ff.) Turin 1894 und O. Bulle: Die italienische Einheitsidee in ihrer litterarischen Entwicklung von Parini bis Manzoni. Berlin 1893. (Vgl. o. I. 22, 23, 245.)

malung unerschöpflichen Stoff bot. Geheimbünde, wie der Bund der Fratelli seguaci protettori republicani, stellten es ihren Mitgliedern vor Augen. Später drang die republikanische Idee auch in die Verbindung der Carbonari ein. Nach einer Schrift von 1821 wurde dem Bruder des obersten Grades dieser Sekte eine Satzung mitgeteilt, die von „der Republik Ausonia" redete. Sie sollte mit ihren einundzwanzig Provinzen, ihrer souveränen Abgeordnetenversammlung und ihren zwei erwählten höchsten Beamten, dem Herrscher zu Lande und zu Wasser, durch die Alpen und das Meer begrenzt sein.[1])

Keine Partei für Hegemonie Piemonts.

Gegenüber diesen republikanischen Hoffnungen trat die Idee eines künftigen monarchischen Einheitsstaates so gut wie ganz zurück. Zwar wußte de Maistre noch von Petersburg aus am 31. Juli 1814 den Ausspruch eines Landsmannes zu berichten: „Italien hat nur auf den König von Sardinien zu rechnen." Er selbst fügte die Mahnung hinzu: „Pflegt den italienischen Geist. Die Revolution hat ihn erzeugt, er wird bald eine große Tragödie aufführen. Unser zaghaftes System ist tödtlich. Möge der König sich zum Haupte der Italiener machen und selbst zu unserem Nachteil alle Stellen im Staate, im Heere und sogar am Hofe mit Revolutionären besetzen." Aber dies sollte nur heißen, daß Piemont die Aufgabe zufalle, Italien während der damals bevorstehenden Verhandlungen der Großmächte gegen „das Ungeheuer, den östreichischen Geist", zu schützen, wäre es auch um den Preis einer Allianz mit den Anhängern der gestürzten französischen Regierung. Unzweideutig empfahl der nicht genannte Verfasser einer Druckschrift im Jahre 1814 den König von Sardinien als König von Italien, „dessen wohlthätige Hand alle Italiener segnen würden." Von den Fürsten seines Piemont, „Fürsten aus italienischem Blut", erwartete der feurige Graf Santorre Santa Rosa, wie er 1815 einem Freunde schrieb, wenigstens „die Befreiung" des ganzen Vaterlandes.[2]) Vergeblich aber sucht man im damaligen Italien den Ansatz zu einer Partei, welche auch nur die Hegemonie Piemonts auf ihre Fahne geschrieben hätte. Nicht einmal jenem „Hoffmannschen Bunde", der für die Vorherrschaft Preußens in Deutschland arbeiten wollte, könnte hier eine ähnliche Erscheinung an die Seite gestellt werden.

Piemont. Viktor Emanuel I. Sein Aufenthalt in Sardinien.

Die Regierung Viktor Emanuels I war in der That nicht von der Art, im übrigen Italien moralische Eroberungen für Piemont zu machen. So jugendfrisch und gewandt sie nach außen gegen die Zumutungen und Lockungen Östreichs aufzutreten wußte (S. I. 276, 277), so altväterisch und beschränkt erschien sie auf den meisten Gebieten des inneren Staats-

[1]) S. Gualterio: Gli ultimi rivolgimenti Italiani 1852 I. 22 ff. Daß die Carbonari anfangs „die einzelnen Fürsten zu behalten wünschten" nimmt auch Ranke: Consalvi (Werke XV. 122) an.

[2]) Tivaroni a. a. O. III. 868, I. 81.

lebens. An dem gutmütigen und ehrenhaften, aber ungebildeten und schwachen König war die lange Prüfungszeit, während deren sein Reich nur aus der Insel Sardinien bestand und sein Hof von englischen und russischen Hilfsgeldern lebte, spurlos vorübergegangen. Auch dort in Cagliari, wo es den Majestäten an Tischen und Stühlen gefehlt, hatte die strengste Etikette über „großen und kleinen Entrées“ gewaltet. Die Nichtigkeiten des Ceremoniells oder einer Parade der paar hundert Soldaten hatten mehr Kraft und Zeit gekostet als die Sorge für das verkommene letzte Stück des Staates, dem die königliche Gegenwart vergönnt war. Die Insel blieb denn auch in einem unglaublich verwilderten Zustand: Ackerbau und Viehzucht auf der tiefsten Stufe, Verkehr und Gewerbebetrieb fast unbekannt, alle Lasten von weltlichen und geistlichen Bevorrechteten auf die schwächsten Schultern abgewälzt und die rachsüchtige Bevölkerung so sehr an gewaltthätige Selbsthilfe gewöhnt, daß ein Mord im Jahr auf dreitausend Einwohner nicht für ein erstaunliches Ergebnis der Kriminalstatistik gelten durfte. Von dieser halbbarbarischen Zufluchtsstätte kehrte der König zu seinen jubelnden Unterthanen nach Turin zurück in ähnlicher Stimmung wie der Kurfürst von Hessen nach Kassel. Er glaubte, wie er scherzhaft meinte, fünfzehn Jahre lang geschlafen zu haben.

Rückkehr nach Turin. Reaktion.

Auch Piemont sollte die ganze Zwischenzeit als einen Traum betrachten. Ein Federstrich löschte die Mehrzahl ihrer Gesetze und Einrichtungen aus. Von den Neuerungen der Verwaltung hatten beinahe nur die wichtigsten Steuern und die Gendarmen unter der Bezeichnung der königlichen Carabinieri auf Fortdauer zu rechnen. Gegen den Rat de Maistres wurden „die Revolutionäre“ aus den meisten Posten verdrängt und Männer von guter Gesinnung, deren Namen sich im Almanach von 1798 vorfanden, an ihre Stelle gesetzt. Die fähigsten Beamten und die angesehensten Richter mußten weichen. Zwölf der namhaftesten Professoren von Turin wurden als „Jakobiner“ nicht mehr auf ihren Lehrstühlen geduldet. Im Heere ließ sich dies schonungslose Verfahren nicht ebenso gründlich durchführen. Aber mancher wackere Officier ward um ein paar Grade zurückgeschoben, so daß ein napoleonischer Hauptmann vielleicht wieder als Korporal zu dienen hatte. Im großen wie im kleinen zeigte sich das Bestreben, die Erinnerung an den letzten Abschnitt der Geschichte zu vernichten. Wie niemand ein Gewerbe betreiben durfte, ohne wieder nach den Regeln der Zunft Meister geworden zu sein, so mußte sich auch die Straße Vittorio Alfieri in Turin eine Umtaufe gefallen lassen. Wie die nach französischem Recht volljährig Gewordenen wieder der väterlichen Gewalt unterworfen wurden, so hatte man sich auch im Theater an das Aufhören der in französischer Zeit eingeführten Beleuchtung zu

gewöhnen.[1]) Ein übereifriger Zolldirektor wollte sogar keine Waren auf der neuen napoleonischen Straße des Mont-Cenis passiren lassen, damit nicht auf diesem Wege revolutionäre Ideen aus Frankreich eingeschleppt würden.

Bevorzugung des Adels.

Auch hier fand der Adel seine Rechnung bei der Politik der Restauration und drängte dienstbeflissen die Regierung auf ihren Bahnen vorwärts. Am Hofe, wo er in seiner alten Tracht, mit der Grandezza und Sprechweise vergangener Zeiten auftrat, zehrte er von den zahlreichen Sinekuren. Im höheren Verwaltungsdienst und im Officierkorps hatte er einen weiten Vorsprung vor jedem Bürgerlichen. Komthureien, Bannrechte, Fideikommisse kehrten in seinen Besitz zurück. Manche seiner Wünsche sah er noch unerfüllt. Die Herstellung der Patrimonialgerichtsbarkeit ward ihm versagt. Unmutig trug er es, daß der erste Platz in der Dorfkirche bei bäuerlichen Festen dem Gemeindevorstand statt dem Gutsherrn eingeräumt blieb, und eine Verordnung, die den Adel persönlich militärpflichtig machte, erschien ihm kränkend für seine Ehre. Aber er konnte schon das bisher Erlangte als einen Triumph betrachten. Nicht minder gewinnreich war die große Umwandlung für den Klerus. Zwar leistete die Regierung den stärksten Forderungen der Kurie, wie der Darbringung eines Lehentributes und der Einziehung aller veräußerten Kirchengüter, siegreichen Widerstand. Aber sie gab der Kirche die noch nicht verkauften Güter zurück, eröffnete aufgehobene Klöster, entzog ausgetretenen Ordensgliedern ihre bürgerlichen Rechte, erklärte ihre Kinder für erbunfähige Bastarde. Geistliche Gerichtsbarkeit und Zehnten wurden wie vor Alters in Kraft gesetzt. Ein Vertrag von 1817 stellte die früher unterdrückten Bistümer wieder her, fügte ein neues in Cuneo hinzu und erhob das von Vercelli zum Sitze eines Erzbischofs. Die Censur und die Leitung des Unterrichtswesens lag fast ganz in der Hand der Bischöfe. Priester und Ordensbrüder spielten eine große Rolle von der kümmerlichen Volksschule aufwärts bis zur mangelhaft ausgestatteten Universität. Seitdem 1818 die Jesuiten sich in Novara festgesetzt hatten und von da auch in andere Städte vordrangen, wurden sie die beliebtesten Lehrmeister eines Teiles der heranwachsenden Jugend. In diesem Staate, dem die katholische Religion als die einzig wahre galt, hatten Bekenner einer anderen wieder nur auf Duldung in den engsten Grenzen zu rechnen. Die Waldenser dankten es der Fürsprache Englands, daß einige Verbesserungen ihres Rechtszustandes eintraten. Die Juden hatten es als ein Gnadengeschenk hinzunehmen, daß sie das Abzeichen eines gelben Bandes nicht länger zu tragen brauchten und sich bis neun Uhr Abends außerhalb des Ghettos blicken lassen durften. Aber die Häuser und Grundstücke, die sie in der

Gewinn des Klerus.

[1]) Berichte Starhembergs 2. Jan. 1816. Arch. Wien. — Gabriacs 9. Nov. 1816. Arch. Paris.

Franzosenzeit erworben hatten, durften sie, den alten Gesetzen zufolge, nicht behalten, und es war eine besondere Vergünstigung, wenn ihnen fünf Jahre Frist gewährt wurde sie zu veräußern.

Minister: Cerruti und Musso.

Die ersten Hauptwerkzeuge der Restauration waren als Minister des Inneren und des Krieges Graf Cerruti und Cavaliere Musso, Männer von engem Gesichtskreis, die ganz in der Vergangenheit wurzelten. Musso machte jedoch schon 1815 dem Marquis Philipp von St. Marsan Platz. Es war jener erfahrene Staatsmann, der einst mit Zustimmung seines alten Herrn in Napoleons Dienste getreten, in kritischen Jahren französischer Gesandter in Berlin und nach dem Sturze des Kaiserreichs Vertreter Viktor Emanuels auf dem Wiener Kongreß gewesen war. Ihm gelang es auf seinem neuen Posten, den er schon einmal 1798 eingenommen hatte, manche nützliche Maßregel durchzuführen. Um die bewaffnete Macht des Landes auf einer Achtung gebietenden Höhe zu halten, wußte er freilich nur auf das französische Muster der Konskription zurückzugreifen. Im Ministerium des Inneren schien mit dem Grafen Vidua ein besserer Geist einzuziehen, seit Cerruti Präsident des Senates, der höchsten Verwaltungsbehörde, geworden war. Aber Viduas Nachfolger, Graf Borgarelli, wandelte ganz in den Spuren Cerrutis, noch weniger mit den Anforderungen der Neuzeit vertraut als dieser. In den Tagen, da Hungersnot und Typhus unter der Bevölkerung wüteten, bestand seine Weisheit im Erlaß von Ausfuhrverboten, Taxvorschriften und Strafdrohungen. Als dies alles nicht verfing, und auch ein Zwangsanlehen von sechs Millionen hinter dem gehofften Erfolg zurückblieb, ließ er durch königliches Dekret Pachtverträge, die sich auf Reisfelder und Ackerland bezogen, abändern, in dem Wahne, durch Minderung der Pachtsumme den Preis der Bodenerzeugnisse herabdrücken zu können. Gleichzeitig hielt er überängstlich gemeinnützige Bestrebungen nieder. In Savoyen hatte sich ein Verein zur Linderung des Elends unter Leitung angesehener kirchlicher und politischer Persönlichkeiten gebildet. Borgarelli löste ihn auf, „da er an jakobinische Klubs erinnern könne".[1] Sein Kollege, der kundige Finanzminister Brignole, lebte zwar auf gespanntem Fuß mit ihm. Aber er konnte ihn nicht verdrängen. Auch seine eigene Geschäftsführung setzte sich manchem Tadel aus. Titel- und Ämterkauf war an der Tagesordnung. „Alle Welt weiß," berichtete der östreichische Gesandte, „wie viel man geben muß, um von einem höheren Beamten die Betreibung einer Sache zu erlangen." Während dessen nahm Graf Vallesa (S. I. 277) nach außen die Würde seines Staates wahr: wie die übrigen Minister ein entschiedener Verfechter der alten unumschränkten Königsgewalt, aber eben deshalb nicht gewillt, ihr gegen die östreichischen Zumutungen etwas zu vergeben. Übrigens war er zu auf-

St. Marsan. Borgarelli. Brignole. Vallesa.

[1]) Berichte Dalbergs 30. Aug. 1817, 23. 28. Feb. 1818. Arch. Paris. — Bericht Binders 17. Sept. 1817. Arch. Wien.

geklärt, um nicht davor warnen zu sollen, daß man alles, was während eines halben Menschenalters geschehen sei, einfach ausstreiche. So große Verdienste er sich aber erwarb: im September 1817 sah er sich doch zum Rücktritt gedrängt. Man hat der Königin Maria Theresia, die neben dem Beichtvater und dem Oberstallmeister starken Einfluß auf den König ausübte, den Sturz des Ministers schuldgeben wollen. In der That aber war ihm sein Amt aus mancherlei Ursachen, nicht zuletzt durch Streitigkeiten mit dem französischen Gesandten, verleidet. [1])

Beschwerden des Bürgerstandes.

Es war nicht zu verwundern, daß bei diesem Gange der Regierung mancher Keim der Unzufriedenheit auf fruchtbaren Boden fiel. Das ganze Bürgertum sah sich wieder in eine Lage zurückgeworfen, über die es sich dank der jüngsten gesellschaftlichen Umwandlung erhoben hatte. Die zahlreichen Opfer der Restauration, die aus ihren Ämtern ausgestoßen wurden, waren ihre geschworenen Feinde. Gewerbtreibenden und Kaufleuten wurde durch veraltete Zwangsmaßregeln und widersinnige Zollvorschriften das Leben sauer gemacht. Dazu hatte jedermann unter dauernder Rechtsunsicherheit zu leiden, da der König kraft patriarchalischer Gewalt durch seine Edikte und Patente Richtersprüche kassirte, ihre Ausführung hemmte, Verträge aufhob. Vor allem zeigte sich in Genua wenig Geneigtheit zur Aussöhnung mit der aufgezwungenen piemontesischen Herrschaft. Zwar ließ sie hier ausnahmsweise das französische Handelsgesetzbuch, einige Teile des Code civil und der Gerichtsverfassung in Kraft. Aber die Einberufung einer Generalversammlung von Abgeordneten aller Provinzialräte wurde umgangen. Die alten Adelsfamilien der Doria, Durazzo, Serra zogen sich grollend auf ihre Villen zurück. Die städtische Bevölkerung klagte über eine dreifache Zoll-Linie, das Sinken des überseeischen Handels, die Rauhheit schlecht bezahlter Beamten. Hier erlebte man es, daß zwei große industrielle Anstalten ihre Häuser räumen mußten, um wieder Ordensbrüdern und Nonnen Platz zu machen, und daß auch die fremden ansässigen Kaufleute zum Zwangsanlehen herangezogen wurden. Dal Pozzo, ein angesehener Jurist, der in französischer Zeit zu Genua Vorsitzender des Appellhofes gewesen, von der neuen Regierung aber seines Amtes beraubt worden war, unternahm es, ihre Willkürhandlungen und Mißgriffe öffentlich zu rügen. Seine Schriften erschienen ohne seinen Namen in Mailand. Sobald man entdeckte, daß er der Verfasser sei, rieten die Höflinge seine Verhaftung und Ausweisung an. Aber dem König widerstrebte

Unzufriedenheit in Genua.

Dal Pozzo.

[1]) Boselli (Miscellanea di Storia Italiana XXX, s. o. I. 277) hat gegen Solaro della Margherita, Poggi, Costa di Beauregard u. a. nachgewiesen, daß es sich bei Vallesas Entlassung nicht um Anfechtung oder Verteidigung des Nachfolgerechtes Karl Alberts handelte. Dagegen scheint mir Perrero ihm gegenüber im Rechte zu sein, wenn er der Annahme eines Konfliktes mit der Königin wegen des Leibgedinges widerspricht, vgl. Perrero: La regina Maria Teresia d'Austria e la dimissione del conte di Vallesa. Turin 1893.

diese Härte, und da dal Pozzo niemals die Ehrerbietung gegen ihn außer Acht ließ, blieben seine Mahnungen an höchster Stelle nicht ganz ohne Eindruck.[1])

Prospero Balbo, Minister des Inneren Sept. 1819.

Man wollte schon in der Entlassung des verhaßten Borgarelli gegen Ende des Jahres 1818 eine Wendung zum Besseren sehen. Nach vorübergehender Verwaltung durch Brignole fiel das Ministerium des Inneren dem Grafen Prospero Balbo zu, einem der einsichtigsten piemontesischen Adligen aus der Schule der Turgot und Malesherbes. Er hatte erst kürzlich sehr verständige Ratschläge für Anbahnung von Reformen auf der Insel Sardinien gegeben. Als Minister mußte er laviren, da die Umgebung des Königs ihm nachtrug, daß er einst aus der Hand des „Usurpators" das Amt eines Rektors der Universität Turin angenommen hatte. Aber es gelang ihm doch, sofort das unverantwortliche Dekret über die Abänderung der Pachtverträge wieder aufzuheben und die Unsitte königlicher Eingriffe in das Rechtsgebiet einzuschränken. Danach berief er eine Kommission für die Verbesserung von Civil- und Strafgesetzen, arbeitete an einer Neuordnung des Gerichtswesens und ließ sich die Erweiterung des Volksunterrichtes angelegen sein. Gleichzeitig mußte Brignole durch Sorge für Verzinsung und Tilgung der öffentlichen Schuld den Staatskredit zu heben. Im Heerwesen leistete der Nachfolger St. Marsans, als dieser an Vallesas Stelle das Auswärtige übernommen hatte, so viel, wie der Finanzzustand des Landes irgend erlaubte. Der König, dessen einzige Leidenschaft das Militär war, wünschte auf eine Kriegsstärke von 80000 Mann rechnen zu können, mußte sich aber zu einer Minderung der Friedensstärke verstehen, um die Last der Steuern nicht zu steigern. Noch immer waren diese sehr drückend. Aber nachdem die harten Jahre der Hungersnot und Epidemieen überwunden waren, ließ sich ein allmähliches Steigen des Wohlstandes nicht verkennen.[2])

Reformversuche.

Konstitutionelle Wünsche. Dalberg.

Doch war ein starker Rest von Mißvergnügen zurückgeblieben, der sich in gewissen Kreisen zu dem Wunsche nach Erteilung einer Verfassung verdichtete. Einer der Gesandten, der Vertreter Frankreichs, der rührige Herzog von Dalberg, durch seine schöne und geistvolle Frau, eine Brignole, in die vornehme Gesellschaft Genuas eingeführt, nahm diese konstitutionellen Bestrebungen unter seinen Schutz. Dies erregte nicht nur den Unwillen seines östreichischen Kollegen, sondern auch der sardinischen Regierung. Freilich hatte sie selbst durch Verletzung der Rechte französischer Unterthanen Dalberg mehr als einen Anlaß zu Beschwerden ge-

[1]) Berichte Starhembergs 27. April 1816, 14. Jan. 1817, Binders 21. März 1817. Arch. Wien. — Berichte Dalbergs 5. 31. März, 11. 19. April, 24. Mai 1817. Arch. Paris.

[2]) Berichte Binders 24. Mai 1817, 30. März, 29. August 1818, Starhembergs 9. Jan., 22. März, 27. Sept. 1819, 1. Jan. 1820. Arch. Wien. — Berichte Gabriacs 18. April 1818, Dalbergs 28. Sept. 1819. Arch. Paris.

boten. Schon Vallesa hatte über die vordringliche Neigung des Fremden, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen, Klage geführt. Auch St. Marsan wünschte von der Gegenwart des lästigen Mahners befreit zu sein. Doch blieb er bis zum August des Jahres 1820 auf seinem Posten und sammelte in seinem gastfreien Hause zu Turin oder bei längerem Aufenthalt in Genua die feurigsten Anhänger liberaler Ideen. Seine Depeschen entwickelten immer aufs neue, eine Verfassung werde das festeste Band der einzelnen Teile des sardinischen Königreiches bilden und ihm in den Augen des italienischen Volkes ein starkes Gewicht gegen Östreichs Obmacht verleihen. Auch liege dies ganz im Interesse Frankreichs, das mit seiner Charte wie dazu gemacht sei, zum „Mittelpunkt eines Bundes benachbarter konstitutioneller Staaten“ zu werden. Noch vor seinem Scheiden beschwor er Prospero Balbo, eine Verfassung einzuführen. „Ein Staatsmann erlangt nicht Ruhm, rief er ihm zu, durch seinen Widerstand, sondern dadurch, daß er Zugeständnisse macht, die das Volkswohl erfordert, und dem Unheil zuvorkommt. Diesen Ruhm muß man durch Thaten verdienen. Noch ein Augenblick, und es ist zu spät.“ [1])

Karl Albert Prinz von Carignan.

So lange der alternde Viktor Emanuel die Krone trug, durfte man auf die freiwillige Gewährung einer Verfassung nicht hoffen. Auch der nächstberechtigte Thronfolger, sein Bruder Karl Felix Herzog von Genevois, ließ die Bekenner des Liberalismus nichts weniger als Eingehen in ihre Ideen erwarten. Hingegen schlugen ihre Herzen höher, wenn sie des jugendlichen Karl Albert, des Prinzen von Carignan, gedachten. Da der Ehe des Königs kein Sohn entsprossen, und der Herzog von Genevois kinderlos war, so hatte der 1798 geborene Karl Albert, aus der savoyischen Nebenlinie, nach ihm das Reich zu erben. Es ist eine bloße, schlecht begründete Vermutung, daß auf östreichischer Seite in geheimem Einverständnis mit dem Erzherzog Franz, dem Beherrscher Modenas und Schwiegersohn Viktor Emanuels, zeitweise die Anfechtung des salischen Gesetzes in gewissen Teilen des norditalienischen Königreichs geplant worden sei. So viel steht fest: durch die Verträge von 1815 war die Nachfolge des Mannsstammes der Linie Savoyen-Carignan feierlich gesichert worden. Je weniger man daran dachte, diese Entscheidung umzustoßen, desto sorgfältiger beobachtete der Turiner Hof die Entwicklung und Haltung des künftigen Thronerben. [2])

[1]) Berichte Dalbergs 30. August 1817, 18. Febr., 8. März 1818, 20. Juni 1820. Dalberg an Balbo, Koncept s. d. (Ich habe dies merkwürdige Schreiben veröffentlicht in der Rivista storica del Risorgimento Italiano 1896 I. 638—642.) Note confidentielle du duc de Dalberg avril 1821. Arch. Paris. Vgl. Pasquier: Mémoires V. 116.

[2]) Durch D. Perrero: Gli ultimi reali di Savoia del ramo primogenito ed il principe Carlo Alberto di Carignano. Turin 1889, der sich gegen Costa di Beaure-

Karl Albert stammte von einem Elternpaare, dessen Gesinnungen die ältere Linie tief bekümmert hatten. Der Vater, den er mit zwei Jahren verlor, hatte sich nicht für zu vornehm gehalten, die Uniform eines Nationalgardisten anzulegen. Die Mutter aus sächsisch-kurländischem Herzogshause, verdiente sich bei Viktor Emanuel I. den Titel der „jakobinischen Prinzessin". Sie hatte den Sohn in Frankreich, dann in Genf unterrichten lassen. In dieser Schule lernte er das ancien régime nicht verehren. Die Ernennung zum Lieutenant, die der Halbwüchsige aus Napoleons Händen empfing, schien ihn noch enger an die neue Ordnung der Dinge knüpfen zu müssen. Nach der Restauration sah man ihn am Hofe von Turin hoch aufgeschossen, jugendfrisch, etwas keck und stutzerhaft. Der König konnte ihm nicht vergessen, daß er in Napoleons Diensten den Degen getragen hatte. Er hielt ihn, wenn auch nicht „gleichsam in der Kinderstube", wie der östreichische Gesandte meinte, so doch unter scharfer Aufsicht. Der Prinz suchte sich durch kleine Verstellungskünste zu rächen. Teilnahme an ernsten Dingen wußte man ihm, wenigstens im Kreise der Diplomaten, nicht nachzurühmen, aber seine Spottsucht und seine Liebeshändel gaben zu reden. Es schien damals mehr vom Don Juan als vom Hamlet in ihm zu stecken. Dalberg glaubte von ihm sagen zu dürfen: „Sein Herz ist verdorben, er verachtet die Menschen und beschäftigt sich mit nichts."

Seine Heirat.

Das Königspaar hielt es für geraten, den Neunzehnjährigen durch ein Eheband zu fesseln, und Karl Albert ließ sich, obwohl er andere Wünsche hatte, die Heirat mit einer toscanischen Prinzessin gefallen. Nach Vergrößerung seiner Apanage fühlte er sich doch freier. Er trug Grundsätze des Liberalismus zur Schau und stimmte in die herben Urteile über die Mißgriffe der patriarchalischen Regierung ein. Zugleich ließ er seine tiefe Abneigung gegen die östreichische Macht durchblicken. Der junge Gino Capponi, der dem fürstlichen Brautwerber in Florenz als Ehrenkavalier beigegeben war, hatte freudig bemerkt, wie neben leichtfertigen Aussprüchen, die ihn verletzten, doch auch Worte vaterländischen Schmerzes und Zornes sich Luft machten. Karl Albert sagte ihm, man müsse die „Tedeschi" aus Italien verjagen und schwang dabei seinen Degen. Der östreichische Gesandte in Turin, obwohl höflich von ihm be-

gard: Prologue d'un Règne. La jeunesse de Charles Albert. Paris 1889 wendet (vgl. Costa di Beauregard: Réponse 1889, Perrero: Replica 1890), werden viele Irrtümer italienischer Historiker, wie Bianchi, Poggi u. a., die sich auf diese Fragen und auf Karl Alberts Jugend beziehen, berichtigt. Dadurch ergeben sich auch mannichfache Verbesserungen deutscher Geschichtsschreiber, wie Gervinus, Reuchlin u. a. Einen guten Überblick aller einschlägigen Streitfragen bietet Masi: Il segreto del re Carlo Alberto. Bologna 1890. Auf ihn folgt mit der völligen Zerstörung der „Legende" der östreichischen Ränke Pietro Vayra: Carlo Alberto e le perfidie Austriache. Turin 1896.

handelt, täuschte sich nicht über seine feindliche Gesinnung.[1]) Auch die Verbindung der Schwester mit dem Erzherzog Rainer konnte sie nicht mildern. Der Wahlspruch, den der Prinz seinem Ahuherrn Amadeus VI. entlehnte, „Je atans mon astre“, deutete auf ehrgeizige Pläne. Die jungen Männer, die mit Vorliebe seine Gesellschaften besuchten, hofften durch ihn einstmals nicht nur mit einer Verfassung beglückt, sondern auch zum Kampf für Italiens Unabhängigkeit aufgerufen zu werden. Sie rechneten, nachdem er zum Generallieutenant ernannt worden war, auf seinen Einfluß im Heere. Sie lauschten mit Entzücken auf jedes von ihm hingeworfene bittere Wort, das dem Bestehenden galt. Es waren Staatsdiener und Officiere von vornehmer Herkunft unter ihnen: Graf Santorre di Santa Rosa, im Ministerium des Auswärtigen angestellt, Oberst St. Marsan, der Sohn des Ministers, der Kapitän Graf Mossa di Lisio, der Major Provana di Collegno. Der Ruhm des Prinzen von Carignan verbreitete sich unter ihren Freunden im Lande. Aber auch jenseits der piemontesischen Grenzen, wie in der Lombardei und in Toscana, erblickten die Patrioten in ihm das aufgehende Gestirn. Selbst aus der Ferne des Exils wiesen prophetische Stimmen auf ihn, als die Hoffnung Italiens, hin.

Auf ihn gesetzte Hoffnungen der Liberalen.

Nicht ohne ein Gefühl stillen Neides verfolgte der Herzog von Modena das Anwachsen dieser dem Prinzen von Carignan günstigen Stimmung. Franz IV., der Sohn des östreichischen Erzherzogs Ferdinand und der Beatrice von Este, strebte selbst nach Höherem, als ihm 1814 durch Besitzergreifung seines kleines Fürstentums zuteil geworden war. Er hatte noch vor Eröffnung des Wiener Kongresses ein namenloses Schriftchen drucken lassen, das ihn allein für würdig erklärte, die alten Gebiete des Hauses Este, die Legationen, Genua, das Herzogtum Mailand zu beherrschen „und Italien wieder zum verdienten Range des Glanzes, des Glückes und der Kraft zu erheben“. Während des Kongresses hatte er jene Ansprüche auf gewisse Stücke des künftigen Erbes seines Schwiegervaters, des Königs von Sardinien, erhoben, die durch Anerkennung der Rechte Carignans vereitelt wurden. Aber seine hochfliegenden Pläne schlummerten keinen Augenblick und machten gelegentlich selbst Metternich einige Sorge. (S. I 276.) Inzwischen richtete er sein Ländchen, dem beim Hinscheiden seiner Mutter Massa und Carrara zuwachsen sollten, ganz und gar nach seinem Geschmack ein. Ein Mann von ungewöhnlicher Willenskraft, stolz und berechnend, hartnäckig und skrupellos, suchte er sich freie Bahn zu machen, um in Erfüllung seines fürstlichen Berufes durch keine Schranke gehindert zu werden. Sein erstes war gewesen, die alten Gesetze wieder herzustellen,

Modena. Franz IV.

[1]) Berichte Binders 21. Juni 1818. Starhembergs 10. Sept. 1819. Arch. Wien. — Gabriacs 21. Aug. 1816. Dalbergs 29. Mai, 6. Okt. 1817, 2. Juni 1818. Arch. Paris.

wie sie vor der Revolution bestanden hatten. Aber die ehemalige Rechnungskammer blieb abgeschafft, da er die Aufsicht über die Verwaltung der Staatsgelder als eine persönliche Angelegenheit betrachtete. Er nahm außer reichlichen Domanialeinkünften keinen geringen Teil der öffentlichen Abgaben für sich vorweg, spendete dafür freilich auch Wohlthaten aus, als Hungersnot und Überschwemmungen des Po das Herzogtum heimsuchten. Die Kirche verpflichtete er sich zu Dank, indem er ihr den Jugendunterricht überließ und die Stiftung von Klöstern begünstigte. Aber er wehrte sich gegen die Rückgabe eingezogenen geistlichen Gutes. Den Adel suchte er durch mancherlei Gnadenbeweise, Entschädigung für Verluste und Gründung einer eigenen Erziehungsanstalt zu gewinnen. Aber die alten Fideikommisse und Feudallasten blieben aufgehoben. Die geworbene stehende Kriegsmacht wurde vom Herzog auf eine unverhältnismäßige Höhe gebracht. Seine willkürliche Art, die Vorsehung zu spielen, ward anfangs nicht ungern von den ländlichen Pächtern getragen, deren Not er sich annahm. Dagegen empfand das gebildete Bürgertum, das sich in Handel und Wandel, Verwaltung und Studien wieder unter strengste Vormundschaft gestellt sah, den Druck am schwersten und war daher für die unterirdische Betriebsamkeit geheimer Gesellschaften besonders empfänglich. —

Parma. Marie Luise.

Einen weniger günstigen Boden fanden diese im Herzogtum Parma. Marie Luise, die wieder den Titel einer östreichischen Erzherzogin angenommen hatte, wußte ihren Unterthanen den Übergang in die neuen Zustände sehr zu erleichtern. Die Gesetzbücher, die sie ausarbeiten ließ, schlossen sich in vielen der wichtigsten Punkte den modernen Rechtsideen an. Das Verhältnis des Staates zur Kirche blieb nach den Vorschriften des Konkordates von 1801 geordnet. Die Steuerlast war mäßig, die Censur nachsichtig, die Gemeindeverwaltung unter milder Aufsicht. Der Hauptstadt gereichten eine angesehene Universität, eine reiche Bücher- und Gemäldesammlung zum Schmuck. Beim Verzicht auf militärische Schaustellung verfügte man trotz glänzender Hofhaltung über bedeutende Mittel für Gründung von Schulen, Erhaltung von Wohlthätigkeitsanstalten, Förderung öffentlicher Arbeiten. Ihr bewundernswürdigstes Zeugnis bildete das große Bauwerk, durch welches die reißenden Fluten des Taro überbrückt wurden. Für die Erfüllung aller Regierungspflichten fand die Herrscherin die beste Stütze an dem als Ehrenkavalier ihr beigegebenen östreichischen Feldmarschall-Lieutenant Grafen Neipperg. Nach ruhmvollen kriegerischen und diplomatischen Leistungen füllte er mit ebensoviel Klugheit wie Uneigennützigkeit den Posten des ersten Ministers und Höchstkommandirenden in Parma aus. Der liebebedürftigen, für heroisches Ertragen nicht geschaffenen Fürstin ward er mehr. Sie vergaß in seinen Armen, daß berechnende Staatskunst sie einst mit dem Manne verbunden

Neipperg.

hatte, der auf St. Helenas Felsen angeschmiedet war, und daß dieselbe Gewalt ihr den Sohn vorenthielt, der in Wien, mit dem Titel eines Herzogs von Reichstadt bedacht, allen Versuchungen des Ehrgeizes entrückt bleiben sollte.[1]) Wenn irgend etwas dazu dienen konnte, die Bewohner dieses italienischen Landes mit der Anwesenheit östreichischer Truppen in der Festung Piacenza zu versöhnen, so war es die verständige Regierungsweise des östreichischen Kriegsmannes, der die ihm gewordene doppelte Macht nur zum Guten gebrauchte. —

Lucca. Marie Luise.

Bis zum Abschluß des Pariser Vertrages vom 10. Juni 1817 (s. I. 276) war auch das Miniaturherzogtum Lucca von östreichischer Hand verwaltet worden. Mit dem Einzug Marie Luisens, der ehemaligen Königin von Etrurien, erhielt das reizende Fleckchen Erde, das die aufgeklärte Schwester Napoleons, Elisa Bacciochi, als Fürstin gekannt hatte, die bigotte Schwester des spanischen Ferdinand zur Herrscherin.[2]) Zwar wagte sie nicht die französischen Gesetze, abgesehen von einigen ihrem Gewissen unerträglichen Bestimmungen, nach sardinischem und modenesischem Muster einfach aufzuheben. Auch die Erwerber geistlichen Gutes durften sich über die Gefahr einer Rückforderung beruhigen. Aber was von eingezogenem Kirchengut noch nicht verkauft war, gab die Regierung heraus. Sie förderte die Eröffnung von siebzehn Klöstern. Sie befreite die Grundstücke der toten Hand fast ganz von der Steuer. Ein geistliches Gericht, vor dem der Kirchenräuber als todeswürdig galt, ward wieder eingesetzt. An Festtagen durften die Läden in Lucca nicht geöffnet, die Straßen nicht befahren werden. Zur weiteren Hebung von Sitte und Volkswohl erbat sich die Landesmutter in bester Absicht von ihren Unterthanen vertrauliche schriftliche Mitteilungen. Sie ließ zu diesem Zweck einen Briefeinwurf an ihrem Palast anbringen, aber die Fülle einlaufender namenloser Denunciationen und unflätiger Sudeleien belehrte sie bald, daß sie nicht den rechten Weg eingeschlagen habe. Indessen widerstrebte es ihr so sehr jenen anderen zu betreten, der sich durch Besprechung öffentlicher Angelegenheiten in einer parlamentarischen Körperschaft dargeboten hätte, daß sie nicht einmal die harmlosen Anordnungen der Verfassung von 1805 wieder aufleben ließ. Hierin handelte sie gegen die Vorschrift der Wiener Kongreßakte. Ebenso willkürlich steigerte sie auf Kosten des Landes ihre persönlichen Einkünfte. Heuchlerischen Günstlingen sah sie durch die Finger, aber selbst den Polizeiminister ließ sie durch Späher überwachen[3]).

[1]) Schlitter: Der Herzog von Reichstadt (Mitteilungen des Instituts für östreichische Geschichtsforschung XV. 1894).

[2]) G. Sforza: La regina d'Etruria (Nuova Antologia CIIVII. 1894.)

[3]) Berichte Garzonis an Fossombroni z. B. 10. Febr., 28. April 1821. Arch. Florenz.

Immerhin war ihrer Regierung auch einiges Gute zu danken, wie die Erweiterung des Hafens von Viareggio, die Eindämmung der Gewässer des Serchio, die Gründung einer höheren Unterrichtsanstalt, die sich beinahe zum Rang einer Universität erhob. Da Lucca nach den Verträgen später Toscana einverleibt werden sollte, so hatte man in Florenz kein geringes Interesse an der Erhaltung des lucchesischen Staatsvermögens. Man erhob daher dort gegen die Rückgabe des noch unveräußerten Kirchengutes Widerspruch. Allein die Infantin-Herzogin wies jeden Versuch der Einmischung in ihr Verfahren entschieden ab. Sie bemerkte, daß sie sich auch nicht um die Verwaltung ihrer Namensschwester im Staate Parma kümmere, der vertragsmäßig nach dem Verluste Luccas an ihr Haus heimfallen sollte. Der Großherzog von Toscana konnte nichts ausrichten. Er mußte sich sogar dazu verstehen, vom 1. Januar 1818 an, die Zahlung einer Jahresrente von 500000 Francs an die vorläufige Regierung Luccas allein auf sich zu nehmen, obwohl nach der Wiener Kongreßakte der Kaiser von Östreich diese Last mitzutragen gehabt hätte.[1] —

Toscana. Ferdinand III.

Es war nicht das einzige Mal, daß der in den Palazzo Pitti zurückgekehrte Großherzog Ferdinand III. sich über die Härte seines kaiserlichen Bruders in Geldsachen beklagen mußte. Viel drückender wurde jedoch am Arno das politische Übergewicht der östreichischen Macht empfunden. Der Großherzog, der mit Einfachheit des Benehmens und Duldsamkeit gegen die Meinungen anderer ein tiefes Gefühl seiner eigenen Würde verband, widerstrebte nach Kräften den Zumutungen Metternichs und wurde (wie I. 275 erzählt) dabei von seinem Staatssekretär, dem

Fossombroni.

Grafen Vittorio Fossombroni, aufs beste unterstützt. In diesem hochgebildeten, witzigen, auf die Zeit und das Glück vertrauenden Mann, dessen oft bewunderte Ruhe mit einer starken Zuthat von Skepsis und Bequemlichkeit gemischt war, konnte man gewissermaßen die feinste Blüte des damaligen toscanischen Geistes erkennen. Es lag schon ein langes erfolgreiches Leben hinter ihm, in dem er seinem Heimatland als Ingenieur, Nationalökonom, Staatsmann vor und unter französischer Herrschaft die wertvollsten Dienste geleistet hatte. Sein Wahlspruch „die Welt geht von selbst" bekundete freilich die Abneigung gegen Beteiligung des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten, schloß aber auch jede

Corsini. Frullani.

Art von reaktionärem Eifer aus. Ähnlich gesinnt waren die ihm untergeordneten Minister des Inneren und der Finanzen, Fürst Neri Corsini, Toscanas geschmeidiger Vertreter auf dem Wiener Kongreß, und Leonardo Frullani, dessen ehrliche und geschickte Verwaltung in zehn Jahren einen Überschuß der Staatseinkünfte von mehr als 16 Millionen Lire zu Wege

[1]) Bianchi I. 318, Zobi: Memorie economico-politiche etc. Florenz 1860 I. 224.

brachte. Von dieser Regierung hatten „Jakobiner" und „Franzosenfreunde" keine hitzige Verfolgung zu fürchten.

Schattenseiten der Regierung.

Die französischen Gesetze, denen hier schon weise Reformen vorausgegangen waren, wurden allerdings größtenteils beseitigt. Zu den Ausnahmen gehörte die Hypothekenordnung und das Handelsgesetzbuch. Übrigens glaubte man den Anforderungen der Neuzeit genug zu thun, wenn man ihnen jene berühmten Einrichtungen der Regierung Leopolds I. anpaßte. Unleugbar kam dabei mancher nicht zu rechtfertigende Mißgriff vor. So bildete sich mit der Herstellung der ehemaligen Polizei aufs neue das Unwesen der verachteten Sbirren aus. Die unteren Justizbeamten vereinten wieder polizeiliche und richterliche Befugnisse. Im Strafprozeß wurden nur in dem einzigen Fall der Anklage wegen Raub die Bürgschaften des öffentlichen Verfahrens zugelassen. Von freier Selbstverwaltung der Gemeinde, deren Gonfaloniere der Landesherr auf drei Jahre ernannte, und deren Ratsversammlung äußerst eingeschränkte Befugnisse hatte, ließ sich nicht reden. Für die Belebung des nutzlosen Ritterordens von San Stefano ward ein bedeutender Aufwand gemacht. Aber das Volksschulwesen, zumal auf dem Lande, blieb sehr verkümmert und der gelehrte Unterricht der männlichen Jugend fast ganz den Padri Scolopi sowie den bischöflichen Seminarien überlassen.

Lichtseiten der Regierung.

Die guten Überlieferungen der leopoldinischen Zeit dauerten jedoch fort in der Freiheit von Handel und Gewerbe, was die Überwindung der Notjahre außerordentlich erleichterte. Auch mit dem Bau neuer Straßen, mit der glorreichen Durchführung der Entsumpfung des Chiana-Thales, mit der Sorge für Hospitäler und gemeinnützige Anstalten knüpfte man an jenes leuchtende Vorbild an. Der Bauer, in der Regel Erbpächter eines kleinen Grundstückes, war mit dem üblichen Genuß der Hälfte des Ertrags zufrieden, wenn ihm nicht die Umwandlung seines Gütchens in vollfreies Eigentum ermöglicht wurde. Seide-, Glas- und Ledermanufaktur behaupteten ihren Ruf. Dem Freihafen von Livorno widmete die Regierung alle Sorgfalt. Die Universitäten Pisa und Siena wurden wiederhergestellt. Die Akademie der Crusca konnte ihre Arbeiten fortsetzen. Das Theater, wo der junge Rossini eben damals Triumphe feierte, entzückte Einheimische und Fremde. Eine allerdings zu weit getriebene Vernachlässigung der bewaffneten Macht, die sich auf kaum 5000 schlecht ausgerüstete und ungeschulte Angeworbene belief, erlaubte freigebige Unterstützung des Strebens nach höherer geistiger Bildung. Auch fehlte es nicht an ergänzender Thätigkeit von Privaten. Ein rühriger Genueser Kaufmann von schweizer Herkunft, Giampietro Vieusseux, der sich in Florenz zur Ruhe gesetzt hatte, gründete dort 1820 ein Lesekabinet, in dem viele ausländische Zeitungen und Neuigkeiten des Büchermarktes zu finden waren. Im ganzen damaligen Italien kannte man nichts

Ähnliches. Daran reihte sich 1821 die Herausgabe der „Antologia", einer Zeitschrift nach dem Muster des Edinburgh-Review. Ein solches Unternehmen, gewissermaßen ein Ersatz des in Mailand eingegangenen Conciliatore, hatte schon der junge, durch Studien und Reisen gebildete Gino Capponi geplant. Sprößling eines altberühmten Hauses, dessen Name vom Hauch der Romantik umwittert war, aber mit offenem Blick für die treibenden Kräfte des modernen Lebens, opferbereit und freigesinnt, wurde er Vieusseux' treuester Bundesgenosse. Um ihn schloß sich ein Kreis gleichdenkender Freunde in der Nähe und Ferne, der sich noch erweiterte, als die Ereignisse der zwanziger Jahre so manchen Flüchtling auf den gastlichen Boden von Florenz führten. Die Abwehr klerikaler Bevormundung trug nicht wenig dazu bei, in Toscana die Restauration in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Hier war wenigstens der Vertrieb gedruckter Ware nicht an bischöfliche Erlaubnis gebunden. Wennschon ein Teil der geistlichen Genossenschaften wiederhergestellt wurde, so blieben doch etwa drei Fünftel des ehemaligen Kirchengutes Privateigentum. Die früheren Beschränkungen des Besitzes der toten Hand sowie die polizeilichen und gerichtlichen Ordnungen, durch die Leopold den Klerus eingeengt hatte, mußte die Kurie geduldig ertragen. Alles in allem genommen bot der Aufenthalt in dem emporblühenden Florenz dem italienischen Patrioten noch am meisten Befriedigung. Confalonieri, der Freund Capponis, keineswegs blind gegen die Fehler der großherzoglichen Regierung, meinte doch, daß sich in dem lieblichen Thale des Arno unter einer höflichen, sanften, wohlhäbigen Bevölkerung am besten leben lasse. —

Kirchenstaat. Pius VII.

Ganz anders lautete sein Urteil, als seine Reisen ihn nach Rom führten: „nach der Stadt der Ruinen in materieller und moralischer Hinsicht." Zwar wußte er Pius VII., wie jeder, der dem vielgeprüften Greise nahte, nur Rühmliches nachzusagen. In diesem milden und anspruchslosen Träger der Tiara schienen „die Tugenden der ursprünglichen Kirche wieder aufgelebt zu sein." Man mochte finden, daß ihm die zur Beherrschung eines Staates nötige Energie und Geschäftskenntnis fehle. Jedenfalls brachte er den besten Willen, Gutes zu stiften, und keine Spur von hierarchischem Dünkel mit.

Consalvi.

Sein Staatssekretär und erster Vertrauter, der geistvolle und weltgewandte Kardinal Consalvi, der seine diplomatische Kunst bei den politischen und kirchlichen Verhandlungen mit den fremden Mächten bewährte, hatte in der inneren Verwaltung seine Einsicht und Geschicklichkeit noch zu erweisen. Durch eine strenge Schule praktischer Erfahrungen hindurchgegangen, war er nicht abgeneigt, dem veränderten Zeitgeist Zugeständnisse zu machen, wie sie kaum von einem anderen Inhaber seines hohen Postens zu erwarten waren. Aber auch ihm ging die frische

Thatkraft ab, die dazu gehört hätte, sich über die tausendfältigen Hemmnisse eines aufgeklärten Reformeifers emporzuschwingen. Er fühlte sich zudem durch die lauernde Feindschaft der Fanatiker aus dem entgegengesetzten Lager gelähmt. Vor allem: er stieß sich an den starren Schranken der Natur des Kirchenstaates, der nicht zum modernen Staate werden konnte, wenn er nicht aufhörte Kirchenstaat zu sein. Denn persönliche Eingriffe vermögen niemals Nachhaltiges auszurichten, wo der Grundfehler unvertilgbar in der Sache gelegen ist.

Anfänge der Restauration.

Während wichtige diplomatische Geschäfte Consalvi fernhielten, waren im Patrimonium Petri nicht nur die verhaßte Konskription und drückende Steuern, sondern auch die wohlthätigsten Heilmittel alter Mißstände wieder beseitigt worden. Diesen Vernichtungskampf gegen die sündlichen französischen Neuerungen hatte noch vor der Ankunft des Pabstes sein Legat, der streitbare Monsignor Rivarola mit Aufhebung der napoleonischen Gesetzbücher eingeleitet. Der Prosekretär Kardinal Pacca, derselbe, dem ein Hauptanteil bei der Herstellung des Jesuitenordens beizumessen war, hatte danach den eingeschlagenen Weg unbeirrt verfolgt. Mit den Einrichtungen der „kirchenschänderischen" Herrschaft waren auch einzelne, die ihr gedient hatten, der Unsicherheit preisgegeben worden. Hier und da wurden die wilden Triebe des urteilslosen Pöbels von den Sendboten der hergestellten päbstlichen Regierung angefeuert. Mancher, der für sich und die Seinigen zu fürchten hatte, suchte sein Heil in der Auswanderung. Pius VII., dem es mit Vergeben und Vergessen voller Ernst war, stand rachsüchtigen Maßregeln, die sich mit seinem Namen deckten, ganz fern. Als er aber im April 1815 beim Herannahen Murats aus Rom entwich, hatten sich die Hoffnungen, die auf sein väterliches Herz gesetzt worden waren, schon sehr abgekühlt, und als er nach dem jähen Erbleichen von Murats Gestirn ein zweites Mal in die ewige Stadt einzog, war sein Empfang an überquellender Begeisterung dem vorjährigen in keiner Weise zu vergleichen.

Consalvis Rückkehr von Wien.

Inzwischen kehrte Consalvi vom Wiener Kongreß, wo die Herausgabe der Marken und Legationen an den Kirchenstaat erst endgiltig festgestellt worden war, nach Rom zurück. Der übernommenen Verpflichtungen eingedenk, verkündete er sofort, daß das politische Verhalten von Eingesessenen der wiedererworbenen Provinzen aus der Zeit der Abtrennung für Seine Heiligkeit nicht in Betracht kommen solle. Zugleich sicherte er den dortigen Erwerbern von Nationalgütern die Rechtsbeständigkeit ihres Eigentums zu und ließ durch eine provisorische Regierung nur geringfügige Änderungen der bestehenden Gesetze vornehmen. Um aber dem ganzen Staatswesen eine gleichförmigere Gestalt zu geben, betraute er eine Giunta, in der nicht nur die Anhänger des Alten zu Worte

Das Motu proprio vom 6. Juli 1816.

kamen, mit der Ausarbeitung einer Art von Grundgesetz. Es trat am 6. Juli 1816 in der gewohnten lateinischen Form eines päbstlichen Motu proprio in Kraft und bezeugte schon in seiner Einleitung das Streben, sich etwas von den Lehren der jüngsten Vergangenheit zunutze zu machen. Der Pabst rühmte die göttliche Vorsehung, die durch die Unterbrechung seiner Regierung seine schwere Aufgabe erleichtert habe, aus den verschiedenartigsten Bestandteilen ein einheitliches Staatsgebäude zu errichten. Er erkannte die Macht neuer Gewohnheiten und Einsichten rückhaltlos an. In der That hatte das Zeitalter der Revolution auch hier mit den Unterschieden der provincialen, municipalen, gutsherrlichen Gerechtsame gründlich aufgeräumt und das bunte Gemälde des Feudalstaates durch das eintönige, aber planmäßige Bild der Centralisation ersetzt. Diese zerstörende Wirkung der französischen Herrschaft hieß der päbstliche Erlaß fast durchaus gut.

Alle Provincial- und Municipalgesetze, Statuten, Verordnungen, soweit sie nicht Ackerbau, Weide, Wasserlauf betrafen, waren und blieben abgeschafft. Der ganze Kirchenstaat, mit Ausnahme der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung, wurde in siebzehn Delegationen eingeteilt, deren Vorsteher den französischen Präfekten glichen. Diejenigen von Bologna, Ferrara, Ravenna, Forli unterschieden sich nur dadurch von den übrigen, daß sie Kardinäle waren, daher ihre Amtsbereiche den Namen von Legationen trugen. Die Bezirke waren Governatori untergeordnet, die man als päbstliche Unterpräfekten bezeichnen konnte. Doch war nicht außer Acht zu lassen, daß ihnen, wie den Delegaten, neben dem verwaltenden auch noch ein gerichtlicher Geschäftskreis zugewiesen wurde. Eine den Delegaten zur Seite stehende Kongregation von vier Eingesessenen der Delegationen wurde in Rom ernannt und hatte nur beratende Stimme. Ebenso unselbständig waren, ganz nach französischem Muster, die Magistrate und Räte der Gemeinden. Alle Privilegien der Municipien kamen in Fortfall. Das stolze Bologna, dessen Senat noch bis 1796 von dem ehrwürdigen Palast am Riesenplatz aus bedeutende Macht über Gericht und Finanzen ausgeübt hatte, wurde damit abgefunden, daß die vier Glieder der erwähnten Kongregation der Mitte seiner Bürger entnommen werden sollten. Auch die feudalen Privilegien der Barone, Steuerbefreiungen, Bannrechte, Ansprüche auf Frondienste, Jagd- und Fischereigerechtigkeiten blieben vernichtet. Die Fortdauer der Patrimonialgerichtsbarkeit war nur da gestattet, wo sie 1814 wieder eingeführt worden war. Da aber den adligen Gerichtsherrn eine angemessene Geldleistung zur Pflicht gemacht und dauernde staatliche Überwachung angekündigt wurde, so zogen sie es meistens vor, auf ihre Justizhoheit zu verzichten. Im allgemeinen ward für die Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und Strafsachen ein gleichförmiger Gang mit dreifacher Instanz

vorgezeichnet. Eine neue Proceßordnung, ein neues Civil=, Straf= und Handelsgesetzbuch sollten mit möglichster Schnelligkeit ausgearbeitet werden. Ebenso wurde die baldige Herstellung eines Katasters verheißen, um eine gleiche Bemessung der Steuerlast durchzuführen. Inzwischen blieb ein großer Teil des französischen Abgabewesens wie auch das neue Hypothekensystem im ganzen Umfang bestehen. Es fehlte nicht am Versprechen einer Entschädigung aus ihrem Besitz verdrängter Käufer von Nationalgütern sowie einer Regelung und Tilgung der öffentlichen Staatsschuld. Endlich ward der baldige Erlaß von Gesetzen zur Anordnung des Jugendunterrichtes, zur Ermunterung des Gewerbefleißes, des Handels, des Ackerbaues in Aussicht gestellt.

Grundfehler der Priesterherrschaft.

Auf diese Weise schien sich Consalvi das Vermächtnis der Revolution in den wichtigsten Punkten anzueignen. Den Worten nach war die Entwicklung des Staatswesens im neuzeitlichen Sinne verbürgt. Indessen die eine Thatsache, daß alle Gewalt in den Händen der Geistlichkeit lag, schlug die besten Absichten mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit. Consalvi schwang sich nicht dazu auf, mit dem seit den Tagen Sixtus V. festgehaltenen Grundsatz zu brechen, daß die Regierung des Gemeinwesens dem Stande des Klerus gebühre. Er ließ die Exemplare einer Druckschrift des hochverdienten Monsignore Antonio Sala, der Übertragung der weltlichen Geschäfte auf Laien empfohlen hatte, einziehen und vernichten.[1]) Selbst aus der Prälatur hervorgegangen und nicht gewillt, sich auf ein weltliches Beamtentum zu stützen, gab er sogar dem Fremden im Priesterrock, wenn es sich um höhere Posten handelte, den Vorzug vor dem landesangehörigen Laien. Die Leiter der gesamten inneren Verwaltung, der Camerlengo wie die Mitglieder einer Anzahl oberster Kongregationen, mußten Kardinäle sein. Der Generalschatzmeister, dem Zoll= und Postwesen untergeordnet waren, der Uditore Santissimo, als höchster Justizbeamter, die Mitglieder der vornehmsten Tribunale, der Ruota Romana und der Segnatura, waren ausschließlich Prälaten. Der Prälatur blieb regelmäßig auch das Amt der Delegaten vorbehalten. Da diese in den Provinzen die Herren waren, durch den schwachen Zaum eines winzigen Beirates, dessen Zusammensetzung von ihren Vorschlägen abhing, nicht genügend gezügelt, so sahen sich die Laien oft genug auch auf den unteren Stufen der Verwaltung zurückgesetzt, wenn nicht ausgeschlossen. Nimmt man hinzu, daß für die gesamte Geistlichkeit und für eine Menge als geistlich betrachteter Gegenstände wieder ein privilegirter Gerichtsstand anerkannt war, so kann man sich ein Bild von dem theokratischen Gepräge machen, das dem römischen Gemeinwesen inmitten der anders gearteten Staatenwelt Europas auch nach Consalvis Anknüpfen an das Werk der Revolution noch aufgedrückt bleiben mußte.

[1]) Cugnoni: Il cardinale S. A. Sala (Nuova Antologia LIII. 1880).

Ehemals hatte diese theokratische Regierung immerhin über Männer von Bildung, angesehener Herkunft und unabhängiger Lebensstellung in nicht geringer Zahl verfügt. Aber das Zeitalter der Herrschaft französischer Ideen und französischer Gesetze hatte das Wesen der römischen Prälatur stark verändert. Für viele Familien, deren jüngere Söhne sonst ihr Glück im Dienste der Kurie gesucht hatten, war nach Aufhebung der Majorate der Reiz der geistlichen Laufbahn geschwunden. Andere hatten die Mittel eingebüßt, die ehemals ihren Angehörigen das Zuwarten auf den Erwerb einer hohen Würde im päpstlichen Staate ermöglichten. Auch die Mehrzahl der Kardinäle war nicht mehr reich genug, um sich aus begabten und ehrgeizigen jungen Leuten gleichsam einen Hofstaat zu schaffen, dessen Glieder allmählich in die Geschäfte eingeweiht werden konnten. Der preußische Gesandte, damals kein Geringerer als Niebuhr, ermaß die Bedeutung dieser Wandlung. „Statt einer glänzenden Aristokratie, urteilte er, die kein bedeutendes Talent ausschloß, aber im allgemeinen ein gewisses Vermögen und eine von ihr gebotene Erziehung erforderte, hat man eine Oligarchie besoldeter, in der Regel ungebildeter Proletarier, und das wird von Jahr zu Jahr schlimmer.“ [1]) Ein Schwarm hungriger Stellenjäger drängte sich in die Verwaltung ein und machte viele der schönsten Vorsätze Consalvis zuschanden. Die Bevölkerung konnte nur zu oft bemerken, daß die Soutane nicht den Zauber besitze, jeden ihrer Träger in einen ehrlichen oder kundigen Beamten zu verwandeln, und Consalvi selbst täuschte sich nicht darüber, daß das Priesterregiment noch mehr Unzufriedenheit erwecke als jedes andere. [2])

Sinken des Charakters der Prälatur.

Gegner Consalvis. „Zelanti.“

In seiner Nähe hatte er außerdem mit so vielen Gegnern zu kämpfen, daß ihm die Bürde seines Amtes oft kaum noch erträglich war. Von den alten Kardinälen waren viele zu tief vom Haß gegen moderne Einrichtungen durchdrungen, als daß sie nicht jeden Versuch sie einzubürgern für einen Abfall vom Heiligsten hätten halten sollen. Die Mattei, della Genga, Somaglia, Severoli erwarben den Namen der „Zelanti“, der Übereifrigen, der sie zu Gesinnungsgenossen der Ultras in anderen Ländern stempelte. Sie sträubten sich gegen die schärfere Aufsicht, die Consalvi durchzuführen gedachte. Es kam vor, daß er als „Diktator“, als „Tyrann“ in handschriftlich verbreiteten Pamphleten oder als Gönner der kirchenfeindlichen „liberalen Ideen“ in gedruckten Proceßakten an den Pranger gestellt wurde. Kardinäle von hohem Ansehen standen diesen Angriffen nicht fern. Die großen römischen Adelsfamilien, welche die Einbuße ihrer feudalen Privilegien nicht verschmerzen konnten, waren Consalvi in ihrer Masse auch nicht wohlgesinnt.

[1]) Bericht Niebuhrs 15. Jan. 1820. Arch. Berlin. Es scheint mir gewiß, daß Ranke für seine klassische Studie über Consalvi Niebuhrs Depeschen benutzt hat.

[2]) Consalvi an Metternich 10. Nov. 1818. Arch. Wien.

In den Provinzen machte man ihn an erster Stelle für die Härten der geistlichen Bureaukratie verantwortlich und sah in herrschsüchtigen Statthaltern nur die ungezügelten Diener seiner Regierung. Auf diese Weise angefeindet und verkannt, nicht dazu gemacht, das Übel an der Wurzel zu fassen, auf Ausweichen und Nachgeben angewiesen, vermochte Consalvi, der Sieger in so mancher auswärtigen Verhandlung der Kurie, die schweren Schäden ihrer inneren, landesherrlichen Macht nur notdürftig auszuflicken, ohne daß sie den Augen der Welt verborgen geblieben wären.

Mängel des Unterrichtswesens.

Im Unterrichtswesen klafften Lücken, die durch kirchliche Dressur nicht ausgefüllt werden konnten. Volksschulen mit geistlichen Leitern, aber ohne Besuchspflicht, Lyceen mit veralteter Lehrmethode und scholastischer Auswahl des Lehrstoffes, Universitäten mit bischöflich approbirten Handbüchern und zu frommer Zucht angehaltenen Studenten blieben weit hinter den Forderungen der Zeit zurück. Auch den Jesuiten, die 1818 erst das eine Kollegium in Ferrara besaßen, und sich nur allmählich ausbreiteten, war es nicht möglich zu leisten, was das neunzehnte Jahrhundert verlangte. Es widersprach seinem Geist, wenn die Kongregation des Index der verbotenen Bücher neben den längst vergessenen Memoiren Goranis die Werke Alfieris verpönte, und der gebildete Consalvi mußte es bitter empfinden, wenn sich Ausländer über die Lächerlichkeiten der römischen Censur lustig machten.

Mängel der Rechtszustände.

Die Rechtszustände waren ebenfalls mit unvertilgbaren Flecken behaftet, obwohl das Motu proprio von 1816 ihre Beseitigung hatte hoffen lassen. Von den neuen Gesetzbüchern wurde 1817 nur die Gerichtsordnung und 1821 das Handelsgesetzbuch mit Anlehnung an französische Muster vollendet. Aber die wichtigste Arbeit, die Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches geriet 1820 nach dem Tode des ausgezeichneten Juristen Bartolucci, den Consalvi mit dem Entwurf betraut hatte, ins Stocken. Bartolucci war als ehemaliger napoleonischer Beamter und Gegner des Priesterregimentes den Zelanti verhaßt gewesen. Sie weinten ihm und seinem Werk keine Thräne nach. Es blieb wesentlich bei der Herrschaft des gemeinen Rechtes in seiner Beschränkung durch das kanonische Recht und durch die unzähligen apostolischen Konstitutionen. Hierdurch wurde aber bei der Fülle von Widersprüchen, Dunkelheiten und Streitfragen ein solches Chaos geschaffen, daß die Regierung selbst über dieses Meer von Gelehrsamkeit klagte, in dessen trüben Fluten nur rabulistischen Advokaten und unehrlichen Richtern wohl war. Die mangelhafte Abgrenzung der Kompetenz verschiedener Tribunale, die unzulängliche Vorbildung vieler Richter und der bevorzugte Gerichtsstand für alles, was geistlich hieß, vergrößerten den Wirrwar ins Unabsehbare. Wie in der guten alten Zeit vor dem ersten Einbruch der Franzosen konnte die schlechteste Sache gewinnen, wenn sich mächtige Gönner ihrer annahmen, und die

beste verlieren, wenn ihr solche fehlten. Die Anrufung der päbstlichen Gnade, mit welcher der ärgste Mißbrauch getrieben wurde, führte zu unglaublicher Verschleppung der Rechtshändel. Niebuhr bekam Proceßakten zu Gesicht, aus denen hervorging, daß eine Partei acht gleichlautende Urteilssprüche für sich hatte und daß sie doch ihre Ausführung nicht durchsetzen konnte. [1])

Nicht besser sah es mit der Strafrechtspflege aus, wiewohl nach dem Gesetz von 1816 dem richterlichen Ermessen stärkere Schranken gezogen, auch die Tortur und die Strafe des Stranges für immer abgeschafft sein sollten. Die Delegaten, als Vorsitzer der Kriminalgerichte der Delegationen, hatten noch einen weiten Spielraum für verderbliche Willkür. Die zahlreichen Ausnahmetribunale, das der heiligen Inquisition an der Spitze, machten durch ihre Eingriffe einen geordneten Gang der Justiz unmöglich. Trotz der Häufung strenger Aufsichtsbehörden, in denen Priester und Polizei sich gegenseitig unterstützten, war die Masse der Verbrechen erschreckend. Zu Anfang des Jahres 1820 zählte man auf 220 Einwohner des Kirchenstaates einen Bestraften. Über 5000 waren zu Zwangsarbeit verurteilt. Dabei hatte man zu erwägen, wie viele durch ihren Stand oder ihre Verbindungen geschützt waren, wie mancher vom Arm der Gerechtigkeit nicht erreicht wurde. Das Räuberwesen, das nicht einmal die Franzosen hatten ausrotten können, nahm, wie gleichzeitig auf der pyrenäischen Halbinsel, einen neuen Aufschwung. Man hat bemerkt, daß die Neigung, auf Gebirgspfaden mit der Waffe umherzuschleichen und als Brigant sein Leben zu verdienen, dem Anwohner der mittelländischen Gestade seit Alters eingepflanzt gewesen sei. Soviel ist sicher, daß die Erscheinung des Guerrillero, des Klephten, des Beduinen im damaligen Italien ihr Gegenstück hatte. Wo auf kurzen Strecken mehrere Gebiete zu passiren waren, wie auf der Poststraße, die aus dem Modenesischen nach Pietra Santa führte, wurde kecken Räuberbanden selbst im Norden der Halbinsel das Handwerk erleichtert. Waren die Verfolger ihnen auf den Fersen, so retteten sie sich über die nächste Grenze [2]). Je weiter man nach Süden gelangte, desto empfindlicher bekam man die Plage zu spüren. Im Kirchenstaate gab es selbst nahe bei Rom Straßen, wie die von Albano nach Frascati, die am hellen Tage nur unter Begleitung einer Schutztruppe mit einiger Sicherheit betreten werden konnten. Besonders verrufen war die Gegend zwischen Velletri und Terracina. Das Bergdorf Sonnino unweit der pontinischen Sümpfe diente den wildesten Banditen als Hauptquartier. Haftbefehle und Aussetzung hoher Preise auf die Köpfe der Missethäter blieben fruchtlos. Zuletzt sah

Räuber.

[1]) Bericht Niebuhrs 28. Juli 1821. Arch. Berlin.

[2]) Fossombroni an Munarini 10. Sept. Munarini an Fossombroni, an den Herzog von Modena 14., 18. Sept. 1818. Arch. Modena.

sich die Regierung genötigt, einen förmlichen Vertrag mit den Räubern zu schließen. Sie sollten sich ein Jahr lang gefangen geben und nach Ablauf dieser Frist einen Ruhegehalt empfangen. Aber nur ein Teil der Bande, drei Wagen voll, Männer und Frauen, stellte sich in Rom. Es war einer dabei, der sich rühmte, sechzig Menschen getödtet zu haben. Mit den übrigen setzte sich ein Kampf, reich an den blutigsten Scenen, fort. Als Consalvi drohte, das Raubnest Sonnino dem Erdboden gleich zu machen, ließ sich der Pabst durch die Jammerrufe der Greise, Weiber und Kinder der Ortschaft erweichen. Schließlich wurde der harte Spruch doch vollstreckt, aber noch lange blieb Sonninos „Schädelgebirge" der Schrecken Einheimischer und Fremder.

Das Unwesen hätte sich schwerlich so hartnäckig behaupten können, wenn die kleine Truppe päbstlicher Carabinieri durch starke Streifkorps von Soldaten unterstützt worden wäre. Indessen mit der Aufhebung der Konskription war die bewaffnete Macht des Kirchenstaates wieder auf einen mitleidswürdigen Stand gesunken. Ein Versuch der Errichtung von Kommunalmilizen schlug fehl. Wie hätte sich auch das arme Landvolk die dafür nötigen Opfer auflegen sollen! Die Klasse der Erbpächter und kleinen Eigentümer, die sich und die Ihren bescheiden mit dem Ertrag ihres Ackers, Wein- und Ölberges nähren konnten, ward unter dem alten Fluche des Latifundienbetriebes immer mehr zerrieben. Auch die Aufhebung der geistlichen Güter, von deren Inhabern den Armen wenigstens reichliche Almosen zugekommen waren, hatte daran nichts geändert. Hier blieb die wirtschaftliche Unfreiheit des Eigentums nach Lösung der rechtlichen Gebundenheit bestehen[1]). Hier fand keine wohlthätige Zerschlagung des Grund und Bodens statt. Er fiel den kaufkräftigen Adligen und Kapitalisten zu, die ihre Besitzungen dadurch vergrößerten und deren Ausbeutung gewinnsüchtigen Geschäftsleuten für Zahlung einer Pachtsumme auf gewisse Zeit überließen. Diese zogen namentlich in der Campagna, wo die herbstlichen Regengüsse den üppigsten Graswuchs erzeugen, aus der mühelosen Viehtrift größeren Vorteil als aus der Pflege des verödeten Ackerbaus. Man berechnete, daß sie abwechselnd nur ein Zehntel der schönen, Fieber brütenden Wüste, aus der die Kuppel St. Peters aufsteigt, in Angriff nahmen, um wenigstens durch Bestellung des Bodens den Graswuchs zu verfeinern. Aber für diese Arbeit bedienten sie sich fast regelmäßig schlecht bezahlter, mitunter von ferne aus den Abruzzen hergewanderter Tagelöhner. Unvergleichlich bessere Zustände herrschten in den adriatischen Provinzen. Doch war auch hier der Landmann oft schon zufrieden, wenn ihm der Herr nur so viel vom Ertrag seiner Arbeit beließ, daß er sich ein paar Jahre lang tagtäglich

Landvolk und Landbau.

Die Campagna.

[1]) Sombart: Die römische Campagna. Leipzig, 1888.

ohne Sorgen an seiner Schüssel Polenta und seinem Becher Wein erquicken konnte.

Städtisches Gewerbe.

Das städtische Gewerbe hatte zwar beim Zusammenbruch der alten Regierung, besonders in der Romagna, einen kräftigen Ansporn erhalten. Allein mit der Rückkehr der Priesterherrschaft versank es wieder in die frühere Erschlaffung. Wenige Erzeugnisse des Gewerbefleißes, wie die Steingutwaren Faenzas und die römischen oder bolognesischen Schmucksachen, flossen nach ausländischen Märkten ab. Überspannte Zölle beförderten den Schmuggel, und unter den Hafenplätzen konnten die bedeutendsten, Ancona und Civitavecchia, selbst zusammengenommen, nicht entfernt mit Livorno wetteifern. In der ewigen Stadt breitete sich für das entzückte Auge des fremden Künstlers und des empfänglichen Reisenden über der Niedrigkeit und Armseligkeit des bürgerlichen Lebens freilich wie zur Zeit Gibbons und Goethes der Schleier geschichtlichen Zaubers und grandioser Schönheit aus. Eben damals genoß die glänzende Schar der jungen deutschen Maler, geführt von Cornelius und Overbeck, auf diesem günstigsten Boden die Lust gemeinsamen Schaffens. Ingres vermochte es kaum, sich von den Stätten loszureißen, auf denen er unter den Gestalten der Antike und Rafaels so lange geweilt hatte. Thorwaldsen kehrte aus der nordischen Heimat zu den geliebten sieben Hügeln zurück. Canova brachte die von Napoleon geraubten Meisterwerke wieder heim, aus denen Pius VII. den Grundstock der vatikanischen Gemäldegalerie bildete. Bald danach erweiterte der Pabst die Antikensammlung seines Palastes durch das Museo Chiaramonti und den Braccio nuovo. Wie er ließ sein erster Minister es sich angelegen sein, Rom zu schmücken. Er setzte die großartigen Ausgrabungen der Franzosen fort und vollendete die herrlichen Anlagen des Monte Pincio. Aber alle ästhetischen Reize von Kunst und Natur konnten tiefer blickende Beobachter nicht über das hinwegtäuschen, was Rom und Römern fehlte. Sie fanden, das ganze Leben des Römers sei „Vegetiren“. Sie sahen die Vornehmen „abgestorben in bloßer Unthätigkeit und Übersättigung der gemeinsten Lust“, die Masse versunken in „Faulheit“, hin und herschwankend zwischen „allgemeiner Schelmerei“ und „erbärmlichem Aberglauben“, umgeben von einer „unermeßlichen Polizei-Spionerie“, die ihr selbst die ausgelassene Lebensfreude während des Karnevals vergällte. Das zudringliche Bettlergesindel, die Liederlichkeit und Unredlichkeit von Handwerkern und Kaufleuten, der Widerwille der meisten Besitzenden gegen jede ernste Beschäftigung galten ihnen als beklagenswerte Folgen des wiederhergestellten „Pfaffenwesens“. Selbst einstige erbitterte Gegner Bonapartes gestanden, „daß die Zerstörung der bonapartischen Herrschaft das größte Unglück für Rom gewesen sei“. [1]

Römisches Leben.

[1] Niebuhr: Lebensnachrichten II. 281, 357 ff., 385 ergänzt durch seine Berichte. Arch. Berlin.

Auch in der Finanzverwaltung konnten sie nur die guten Absichten Consalvis erkennen, deren Erfolg sich in sehr engen Grenzen hielt. Anfangs hatte er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, um nur die dringenden laufenden Ausgaben zu decken. Man mußte bei dem großen Bankhause Torlonia Anlehen machen und noch 1819, als für würdigen Empfang des Kaisers von Östreich zu sorgen war, selbst bei Madame Lätitia und Pauline Borghese Geld aufnehmen. Allmählich verschwand das jährliche Deficit, und es ergab sich sogar ein kleiner Überschuß. Aber er war um einen hohen Preis erkauft. Von der napoleonischen Schuld war nur ein Viertel anerkannt worden. Von den Abgaben entfiel die größte Last auf die schwächsten Schultern. Das Lotto, mit kirchlichen Ceremonieen betrieben, ein Ersatz heidnischen Auguriums, bildete eine Haupteinnahmequelle dieses christlichen Priesterstaates. Dabei wurde er von den Steuerpächtern regelmäßig um große Summen betrogen, von Gaunern, deren Treiben man erst entdeckte, als sie die Unterschrift des Pabstes gefälscht hatten, zeitweise ausgeplündert. Ein Neffe des Kardinals Pacca, der Governatore von Rom, konnte die Frechheit so weit treiben, sich durch unechte Quittungen vom Pächter der Salz- und Tabaksteuer nach und nach 70000 Piaster zu verschaffen. Consalvi fühlte sich erleichtert, als es 1820 dem gefährlichen Schuft gelang, mit einem östreichischen Paß ins Ausland zu flüchten. Man begreift es, daß Niebuhr sein Urteil über den Gesamtzustand des priesterlichen Gemeinwesens in die Worte zusammenfaßte: „Kein Land Italiens, vielleicht Europas, ausgenommen die Türkei, ist regiert wie der Kirchenstaat“.[1]

Mängel der Finanzverwaltung.

In dieser Luft gediehen Geheimbünde und Verschwörungen. Freie Länder haben anerkannte Parteien, unfreie ersetzen sie durch geheime Verbindungen. Zur Zeit der Herrschaft Napoleons hatten sie den Haß gegen ihre Härte genährt. Nach dem Sturz des Kaisertums wandten sie sich mit um so größerem Eifer wider manche der zurückgekehrten legitimen Regierungen, je rascher voreilig gehegte Hoffnungen durch diese enttäuscht wurden. Auf dem Gebiet des Kirchenstaates fanden sie namentlich in den Marken und Legationen viel Anhang, sahen sich aber von geheimen Genossenschaften anderer Art, den Concistoriali und Sanfedisti, leidenschaftlich verfolgt. Deren Lebensaufgabe war unnachsichtliche Ausrottung der „infamen Liberalen“. Allem Anschein nach standen hohe Würdenträger der Kirche hinter den „Brüdern“, die ein furchtbarer Eid verpflichtete, „sich eher die rechte Hand und die Gurgel abschneiden zu lassen und Gott um Verdammung zu den ewigen Höllenstrafen zu bitten, als die heilige Sache zu verraten.“ Fortan wütete ein erbarmungsloser Krieg zwischen den Gliedern der verschiedenen Parteien, denen Politik oder Religion häufig als Deckmantel persönlicher Rachsucht diente. Der Räuber

Politische Geheimbünde.

[1] Bericht Niebuhrs 16. Juni 1821. Arch. Berlin.

reichte dem Sektirer die Hand, und der Dolch wurde durch das Krucifix am Rosenkranz, den dasselbe Gewand verbarg, gleichsam geweiht.

Verschwörung von Macerata 1817.

Im Frühling 1817, als eine schwere Erkrankung des Pabstes eine Unterbrechung der Regierung in nahe Aussicht zu stellen schien, glaubten die Carbonari eine Erhebung ins Werk setzen zu können. Ihr tollkühner Plan war, die Stadt Macerata einzunehmen, in Bologna eine provisorische Regierung unter einem Hauptverschworenen, dem Grafen Gallo, einzurichten und die gesamte Bevölkerung zur Gründung eines Freistaates aufzurufen. Obwohl der Pabst genas, ließ sich eine kleine verwegene Schar nicht zurückhalten, den geplanten Handstreich in Macerata zu wagen.[1]) Aber sie wurde sogleich von den Carabinieri zersprengt. Ein Gericht unter dem Vorsitz jenes damals noch mächtigen Schurken, des Governatore Monsignore Pacca in Rom, verurteilte ein dutzend der Ergriffenen zum Tode und eine weit größere Zahl zu lebenslänglicher oder vieljähriger Galeerenstrafe. Wenngleich päbstliche Gnade dies Urteil milderte, blieb das Los der meisten Gefangenen doch überaus hart. Derselbe Pacca, dessen Name für tausende ein Gegenstand der Verwünschung wurde, trug sich mit dem Plan, an einem bestimmten Tage in ganz Italien sämtliche liberale Sektenführer verhaften und summarisch aburteilen zu lassen, während allen ihren Anhängern, falls sie sich binnen eines Monats bei der Polizei stellen würden, Amnestie zugesichert sein sollte. Durch ihn wurde die östreichische Regierung über jede irgendwie politisch verdächtige Persönlichkeit beständig auf dem laufenden erhalten, und von östreichischer Seite that man das Mögliche, ihm kräftig in die Hände zu arbeiten.[2]) Indessen konnte die schärfste Wachsamkeit das Fortwuchern der gefürchteten Sekten nicht hemmen, da ihnen aus dem südlichen Nachbarreich Neapel immer wieder Samen zuflog. —

Königreich beider Sicilien. Die Carboneria.

Neapel war die Geburtsstätte des Geheimbundes der Carboneria gewesen, der sich unter wechselnden Namen und Zeichen ausbreitete. Dort war er, vermutlich nach französischem Vorbild, um das Jahr 1810 entstanden, mit der Freimaurerei verwandt, die in den romanischen Ländern überhaupt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die politische Agitation erlangte. Auf der pyrenäischen Halbinsel ließen es die Einverstandenen bis zur Revolution von 1820 bei den gewohnten maurerischen Formen bewenden. Im südlichen Italien hatten die „Köhler“ (carbonari) den Platz der „Maurer“ eingenommen. Statt der Bauhütten oder „Logen“ hatte man Kohlenmärkte oder „Venten“. Wie dort das ganze Ritual

[1]) Spadoni: La cospirazione di Macerata nel 1817. Macerata 1895.

[2]) Berichte Apponyis 18. März, Gennottes 24. März, 27. April, Kaunitz' 18. 16. Juli, 9. August, 16. Sept. 31. Okt. 1817 mit zahlreichen Beilagen. Arch. Wien.

und die gesamte Anordnung der Gesellschaft der Steinmetzenzunft entlehnt war, so hier den rußigen Kohlenbrennern des Waldes. Der Druck der Regierung zur Zeit Murats, des fremden Königs von Napoleons Gnaden, rief in der Carboneria zuerst ein bewußtes politisches Streben wach. Daher hatte es die Königin Karoline für gut befunden, von Palermo aus durch Sendboten mit ihr anzuknüpfen. Je mehr sich aber die Ideen von Freiheit und Verfassung unter den Carbonari entwickelten, desto gefährlicher mußte Anhängern unumschränkter Herrschermacht, auch wenn sie es mit den vertriebenen Bourbonen hielten, das Wirken der Sekte erscheinen. Bald war eine andere, die der „Keßler" (calderari), gegen sie aufgetreten. Ihr Name deutete an, daß sie, wie der Kessel den Kohlen, den verhaßten Feinden widerstehen würden. In ihrer grausamen Verfolgungswut trieben sie es wie die späteren römischen Sanfedisten. Inzwischen brachte der letzte Verzweiflungskampf Murats im Frühling 1815 eine Änderung in den Gefühlen der Carboneria hervor. Da Murat die Parole „Einheit und Unabhängigkeit Italiens" ausgab, machten sie seine Sache zur ihrigen. Auch nach seiner Niederlage und nach seinem tragischen Ende blieb ihnen sein Name teuer, und neben dem Gedanken der Freiheit erfüllte die Sehnsucht nach einem geeinigten Vaterland die Herzen vieler Bundesbrüder. Die Sekte hätte sich jedoch, nach dem Scheitern ihrer Hoffnungen, schwerlich in kurzer Frist wieder sammeln können, wären die Fehlgriffe der zurückgekehrten bourbonischen Dynastie ihr nicht zu Hilfe gekommen.

Ferdinand IV. (I.)

König Ferdinand, so lange Jahre hindurch auf die Herrschaft der Insel Sicilien beschränkt, hatte daselbst wie gewohnt seinen trägen Willen der leidenschaftlichen Energie seiner Gemahlin Karoline untergeordnet. Durch ihren Tod war er 1814 einer lästigen Fessel ledig geworden. Die Maitresse, die der abgelebte Dreiundsechzigjährige zwei Monate später zur Königin erhob, legte ihm keine neue an. Sich selbst überlassen, phlegmatisch und feige, aber trotz bodenloser Unwissenheit und kindischem Ergötzen an den Possen des Hofnarren nicht weniger ränkevoll wie sein spanischer Neffe und Namensvetter, hütete er sich, bei seiner Ankunft in Neapel Blitze der Rache zu schleudern und die blutigen Erinnerungen von 1799 wachzurufen. Eine Proklamation war ihm vorausgegangen, in der er volles Vergessen des Geschehenen zusicherte. Dies schien auch die Richtschnur seiner vornehmsten Ratgeber zu sein, der Minister Medici und Tommasi. Sie waren Männer von Erfahrung und Umsicht, deren Vergangenheit dafür sprach, daß sie sich nicht zu Werkzeugen rachsüchtiger Reaktion hergeben würden. Ihr anfängliches Thun und Lassen stempelte sie in den Augen legitimistischer Fanatiker zu „Jakobinern"[1]. Der Ver-

Die Minister Medici und Tommasi.

[1] Helfert: Memorie segrete über den Hof von Neapel 1796—1816 (Sitzungsberichte der K. Akademie d. W. Wien 1892. CXXVII. 228).

kauf der Nationalgüter wurde geachtet. Den Eigentümern zurückgeforderter Emigrantengüter ward eine Entschädigung zugesprochen. Die französische Gesetzgebung blieb, bis auf die Bestimmungen über Civilehe und Scheidung, vorläufig unangetastet. Kleine Änderungen des neuen Finanzsystemes, wie die Aufhebung der Patentsteuer, wurden als Erleichterung empfunden. In militärischen Kommissionen saßen ehemalige Officiere Murats zusammen mit solchen, die den Bourbonen über das Meer gefolgt waren. Leichtgläubige mochten sogar eine Zeit lang die Gewährung einer Verfassuug für möglich halten.[1])

Sicilien.

Indessen mußten sie, auch ohne den geheimen Vertrag mit Östreich zu kennen (s. I. 275) aus dem Schicksal der Verfassung Siciliens sehr bald die bitterste Lehre ziehen. Die schöne Insel, auf der seit den Tagen der Phönicier und Griechen so viele Völker ihre Spuren hinterlassen hatten, war bei der Übersiedelung des vertriebenen bourbonischen Hofes nicht minder verwahrlost wie Sardinien, als es dem geflüchteten Herrscherhause Piemonts ein Asyl bot. Und wie dort wäre auch hier, trotz der Verpflanzung der Regierung, kein Anstoß zur Besserung erfolgt, hätte sich mit der Vaterlandsliebe einer Anzahl opferwilliger Adliger nicht die Thatkraft des hochgesinnten Oberfeldherrn der englischen Hilfstruppen, William Bentinck, verbunden. Dank ihrem Zusammenwirken waren 1812 die Grundzüge einer der englischen nachgebildeten Verfassung festgestellt worden. Der König war nicht in der Lage gewesen, ihnen seine Genehmigung zu versagen. Er stimmte selbst einem Artikel zu, nach welchem für den Fall einer Wiedererwerbung Neapels die Trennung beider Reiche stattfinden sollte. Es blieb ihm freigestellt, auf welches von beiden er alsdann zu Gunsten seines Erstgeborenen verzichten wollte, woferne nur die volle Unabhängigkeit Siciliens gewahrt würde. Man frug nicht, ob ein solcher Verzicht ehrlich gemeint sein konnte und erklärte den Thron sogar für erledigt, wenn der König sich ohne Zustimmung des Parlamentes von der Insel entferne. Übrigens waren die Schöpfer dieses oft gescholtenen Verfassungswerkes nicht so thöricht gewesen zu wähnen, die Umwandlung des verrotteten Parlamentes des Mittelalters in eine machtvolle Versammlung von Pairs und Gemeinen sei das Allheilmittel krankhafter Zustände. Sie erkannten sehr wohl, daß der Bruch mit dem Feudalismus jedem socialen und politischen Fortschritt vorausgehen müsse.

Sicilische Verfassung von 1812.

Es erinnerte an die Nacht des 4. August von 1789, wie sie ohne langes Besinnen mit Fideikommissen und Substitutionen einen Wust von Privilegien, Baronialgerichte, Fronen, Bannrechte und so viele sonstige ver-

[1]) Die Echtheit des Verfassungsversprechens in einem vom 1. Mai 1815 datirten Aufruf ist jedoch nie bewiesen worden, s. d. Litteratur darüber bei Tivaroni III. 3. vgl. P. C. Ulloa Duca di Lauria: Intorno alla storia del reame di Napoli di P. Colletta. Neapel 1877 S. 399.

witterte Erbstücke des Feudalismus über Bord warfen. Andere Beschlüsse sollten die Freiheit der politischen Presse, den regelmäßigen Gang der Justiz, die Teilnahme des Bürgers an der Gemeindeverwaltung, den Wegfall aller inneren Zölle und Accisen, eine gründliche Reform des Unterrichtswesens verbürgen. Aber die Unvernunft von Radikalen und Absolutisten, die Zwistigkeiten der hervorragendsten konstitutionellen Führer, das unablässige Ränkespiel des Hofes machten ein ruhiges Beharren auf dem eingeschlagenen Weg unmöglich. Bentinck selbst fing an zu bezweifeln, ob diesem so lange in Unmündigkeit erhaltenen Volk geholfen werden könne. „Es schreit," klagte er, „nach allen Vorteilen der Freiheit. Aber niemand will zahlen oder etwas leisten." [1]) Mit der Abberufung Bentincks, der seinen torystischen Vollmachtgebern viel zu weit gegangen war, verloren die Patrioten Siciliens 1814 ihren stärksten Rückhalt. Sein Ersatzmann, A'Court, der englische Gesandte am Hofe Ferdinands, war nicht dazu gemacht, die Untergrabung einer Verfassung zu hindern, die nur ein fremdes Gewächs auf diesem Boden war, und Castlereagh begünstigte insgeheim die Herstellung der unumschränkten Regierung.

Ihre Beseitigung durch Vereinigung Siciliens und Neapels 8. 11. Dec. 1816.

Für kurze Zeit ward noch die Täuschung aufrecht erhalten, als solle das Statut von 1812 der Charte Ludwigs XVIII. angenähert werden. Aber auch damit war es dem König nicht Ernst. Bei seinem Abgang nach Neapel ernannte er zwar eine Giunta von Sicilianern, der jene Arbeit obliegen sollte. Allein dies diente nur zur Maskirung seiner wahren Absichten. Kaum hatte er in Neapel festen Fuß gefaßt, als er alle Hebel ansetzen ließ, um die Sicilianer zum freiwilligen Verzicht auf die zugestandenen Rechte zu bewegen. Als dies mißlang, bot ihm der vom Wiener Kongreß anerkannte Titel „König beider Sicilien", eine Handhabe, sein insulares und sein festländisches Reich durch ein und dasselbe Band unumschränkter Regierung zu verknüpfen. Von östreichischer Seite wurde er aufs kräftigste dazu ermutigt. Sicilien war das neapolitanische Ungarn. Metternich begrüßte die geplante Verschmelzung frohlockend als sicherstes Mittel, um zu verhindern, daß nicht ein konstitutionelles Sicilien „in der Folgezeit dem Königreich Neapel zum Beispiel diene". Er wußte auch die letzten Bedenken Castlereaghs zu zerstreuen, dem es nur darauf ankam, den Schein des beruhigten Unbeteiligten zu retten. [2]) Seiner Sache vollkommen sicher erhob daher Ferdinand am 8. December 1816 seine Lande diesseits und jenseits der Meerenge von Messina zu einem Gesamtreich und nannte sich fortan „Ferdinand I., König des Reiches beider Sicilien". Am 11. December erklärte er, die alten Privilegien Siciliens mit der Einheit der Reichs-

[1]) Browning; Queen Caroline of Naples (English Hist. Review 1887. II. 518.)

[2]) Ich beziehe mich außer auf Bekanntes auf die I. 178 dieses Werkes angeführten Berichte Esterhazys. Arch. Wien.

einrichtungen verbinden zu wollen. In Wahrheit hieß dies nichts anderes, als beide Teile der Monarchie der gleichen Herrscherwillkür unterwerfen. Der Platz, den das Parlament der Feudalzeit innegehabt hatte, wurde nicht ausgefüllt durch ein Haus der Pairs und Gemeinen. Der Anteil Siciliens an den dauernden Staatsausgaben sollte jedes Jahr vom König bestimmt werden. Nur wenn er den 1813 festgesetzten Betrag der Abgaben überstiege, sollte die Bewilligung des Parlamentes eingeholt werden müssen. Dies war das einzige Mal, daß der König des aufgelösten Parlamentes gedachte. Er baute den Machthabern Englands, unter deren Schutz einst die Verfassung von 1812 zustande gekommen war, auf diese Weise eine goldene Brücke. Man hatte aber 1813 die Steuerlast nach den Anforderungen der Kriegszeit sowie der Hofhaltung in Palermo bemessen. Der Wert des Geldes hatte ferner seit jener außerordentlichen Epoche eine bedeutende Steigerung erfahren. So mochte der König darauf rechnen, niemals genötigt zu sein, sein Wort einzulösen. Als es später dennoch dazu hätte kommen müssen, machte sich die Regierung in Neapel keinen Skrupel daraus, es zu brechen. Eben so wenig durften die Sicilianer hoffen, daß die königliche Zusage der Besetzung aller Beamtenstellen auf der Insel durch Eingeborene erfüllt werden würde. Es wurde ihnen außerdem die Anwesenheit eines königlichen Prinzen oder eines anderen vornehmen Mannes, als Statthalter, verheißen. Auch sollte die Verleihung der hohen Staatsämter des Gesamtreiches zu einem Viertel an Persönlichkeiten von sicilianischer Herkunft stattfinden. Alles dies war jedoch wie ein Linsengericht für das verlorene Recht.

Abhängigkeit Siciliens.

In der That erschien die Insel Sicilien von nun an auf die Stufe einer eroberten Provinz herabgedrückt. Es war symbolisch, daß ihr Wappen und ihre Farben denen Neapels weichen mußten. Ihre Arsenale und Zeughäuser wurden geplündert, um die des Festlandes zu füllen. Was dem Kriegshafen von Neapel zugute kam, hatten Palermo und Messina einzubüßen. Das jenseits der Meerenge geltende französische Verwaltungssystem wurde ohne weiteres auf die Insel übertragen. Es bot allerdings unleugbare Vorzüge. Auch die neue Einteilung der Insel in sieben Provinzen erwies sich als nützlich. Aber häufig handelte es sich bei den modernen Einrichtungen um den bloßen Schein. Provinzial- und Bezirksräte, wenn sie überhaupt zusammentraten, mußten es hinnehmen, daß ihre Vorschläge für nichts geachtet wurden. Die vom König ernannten neuen Aufsichtsbehörden leisteten nicht mehr als die alten verrosteten Gemeinderäte. Die kleinste Angelegenheit erheischte einen Aufwand von Schreiberei, der den widerwilligen Gemeinden und Bezirken sehr theuer zu stehen kam. Dazu drückte die Last der von der Regierung eingeforderten Abgaben mit jedem Jahre, in dem die Entwertung der Boden-

erzeugnisse zunahm, immer schwerer. Während der Absperrung in der Kriegszeit hatte man wie in England eine außerordentliche Steigerung der landwirtschaftlichen Erträgnisse erlebt. Jetzt wurden Weinberge ausgerodet und Äcker in Weide verwandelt, um sie der Auflage der Grundsteuer zu entziehen. Für die wichtigsten Erfordernisse der öffentlichen Wohlfahrt fanden sich in der Regel keine Mittel. Es mangelte an Brunnen und Wasserleitungen, wo man sich nicht der vorsorglichen Arbeit der Araber zu erfreuen hatte. Regelmäßige Postverbindung durch Vermittlung reitender Boten gab es allein längs der Küsten. Selbst aus den größeren Städten gingen fahrbare Straßen gewöhnlich nur wenige Stunden landeinwärts. Auch auf diesen aber fehlte der Schutz gegen Überfälle von Räubern, die ihre Beute im Hinterhalt der Felsklüfte oder im Versteck der Schwefelgruben zu bergen wußten.

Notstand der Insel.

Ohne Wald, Wasser und Wege war das Innere der Insel weithin zur Öde geworden. Wo zwischen ganzer und halber Wildnis der Boden bebaut wurde, war es verhängnisvoll, daß nichts geschah, die Änderung der Eigentumsverhältnisse, die der Bruch mit dem Feudalismus rechtlich zu ermöglichen schien, thatsächlich aus allen Kräften zu fördern.[1]) Die lange Herrschaft der Baronie hatte den mittelalterlichen Charakter der sicilianischen Gesellschaft bis ins neunzehnte Jahrhundert erhalten. Der bürgerliche Mittelstand war, abgesehen von den paar Handelsstädten, weder durch Arbeit noch durch Bildung zu einer Achtung gebietenden Stellung gelangt. Auf der Masse der landbauenden Bevölkerung aber lastete noch die tiefste Nacht. Sie wich auch nicht, nachdem das Lehenswesen gesetzlich beseitigt war. Wenn je die Zerstückelung eines adligen Herrschaftsgebietes eintrat, kam sie der Bildung eines Bauernstandes mit leidlich menschenwürdiger Lebenshaltung und einigermaßen nutzbringendem Kleinbetrieb sehr wenig zustatten. Dem setzten sich Armut, Unwissenheit, Stumpfsinn und die Härte der Besteuerung fast immer entgegen. Gewöhnlich aber unterblieb die Teilung der alten Feudalherrschaften im Erbgang, da sich die übrigen Berechtigten von dem Erstgeborenen abfinden ließen. So geschah es, daß im Westen der Insel, wo zwischen den edelgeformten Kalkgebirgen die Fülle des Weizens gedieh, das Latifundium fast ausschließlich herrschend blieb. Seine verderblichsten wirtschaftlichen und socialen Wirkungen machten sich hier nach wie vor fühlbar. Der adlige Eigentümer, der das Leben in einer der großen Städte vorzog, verzehrte die Rente seines Gutes, ohne sich weiter darum zu kümmern. Der Spekulant, an den er es verpachtet hatte, erpreßte möglichst viel von Afterpächtern und Händlern, und diese hielten sich an den ihnen preisgegebenen Feldarbeitern schadlos. Die Scholle Erde, die sie im Schweiße ihres Angesichtes zu bestellen hatten, war ihnen

Fortdauer des mittelalterlichen Charakters der Gesellschaftszustände.

Das Latifundium.

[1]) Baer: Il latifondio in Sicilia (Nuova Antologia LXVIII. 1883).

nur für ein paar Jahre zugeteilt. Nach deren Ablauf blieb das Feld als Weide liegen. Mitunter hatten sie Stunden weit durch die Sonnenglut zu wandern, bis sie aus den rauchgeschwärzten Höhlen der Landstädte zu ihrem Äckerchen gelangten. Hie und da legten die Steuereinnehmer auf ihre einzige Habe, Pflug und Sichel, Beschlag. Ihr Leben war eine unzerreißbare Kette von Qualen.

Der Fondo.

Im Osten gehörte das Latifundienwesen allerdings auch nicht zu den Seltenheiten. Die weite Ebene von Catania war sogar seiner Erhaltung besonders günstig. Aber in den engen Thälern des Urgebirges, um den schneebedeckten Riesenkegel des Aetna, am schmalen Saum der Meeresküste, wo zwischen Limonen- und Orangen-Gärten, Reben und Johannisbrotbäumen auch Gemüse aller Art gezogen ward, bot sich für die Großfelderwirtschaft häufig kein Raum. Umfangreiche Grundstücke wurden allmählich in einzelne Fondi zerlegt und diese von ansässigen Bauern bearbeitet, die sich ihren äußerst mäßigen Lebensunterhalt an Ort und Stelle verdienen konnten. Mancher trat, wie so viele Bauern Toscanas, in ein festes Halbpachtverhältnis zum Herrn. Freilich fand sich auch in dieser Klasse der ländlichen Bevölkerung kein gleichmäßiger Zustand erträglichen Daseins. Oft genug war es nur ein trübes Gemisch von Schmutz und Mühsal. Der deutsche Dichter Gaudy erklärte ein paar Jahrzehnte später bei der Schilderung des Dorfes Granmichele, „eines der verhältnismäßig bestgebauten", daß er „tieferes Elend niemals in Polen" gefunden habe. Was noch Sonnino berichtet, daß Vater, Mutter, Bruder, Schwester in einem Raume schlafen, und fast immer in Gesellschaft des Schweines, der Ziege, des Maultieres, war in jenen Tagen gewiß nichts Ungewöhnliches. Es bezeugt den unzerstörbaren Sinn dieser Nation für Formschönheit und natürliche Anmut, daß sich in solcher Verkommenheit ein unvergleichlicher Schatz der reizendsten Volkslieder, die auch in nordischer Nachbildung noch entzücken, hat erhalten und mehren können. —

Neapel.

Während in Sicilien die Hoffnungen aller ihrer Zeit vorauseilenden Geister zerrannen, folgte auch in Neapel auf die freudig begrüßten Anfänge der Restauration eine lange Reihe von Enttäuschungen. Bei der Besetzung von Ämtern erhielten die „Getreuen", die mit dem König ausgewandert waren, sehr bald den Vorzug. Die Konskription, deren Aufhebung zugesagt war, blieb unter anderem Namen bestehen. Kriegstribunale, die das Raubwesen vertilgen sollten, machten häufig keinen Unterschied zwischen überführten Verbrechern und politisch Anrüchigen. Mörder, die der bourbonischen Sache gedient hatten, wurden dann und wann durch die Gnade des Königs gegen die Vollziehung des Richterspruches geschützt. Ein Mann von schlechtestem Ruf, der Fürst von Canosa, der vor Jahren im Solde des geflüchteten Königspaares blut-

Canosa Polizeiminister.

befleckte Galeerensträflinge gegen Murats Reich losgelassen hatte, wurde an die Spitze des Polizeiministeriums gestellt. Als solcher belebte er die Sekte der Calderari und führte ihnen durch Mordgesellen von 1799 neue Hilfstruppen zu. Ein ruchloser Wüstling und Trunkenbold wußte er seine Schandthaten mit dem Schleier heuchlerischer Frömmigkeit zu verhüllen. Er umgab sich mit einem Gefolge von Kuttenträgern und frönte vor den Heiligenbildern seinen Lüsten. Wochen lang verübten seine Sendlinge, unter dem Schein der Jagd auf Carbonari, die ärgsten Schandthaten. Das Gerücht vergrößerte seine Pläne ins Ungeheure. Vertreter der fremden Mächte besorgten einen gewaltsamen Ausbruch des allgemeinen Unwillens.[1]) Endlich offenbarte Medici in Gegenwart des Königs die entdeckten Umtriebe des unwürdigen Wächters der öffentlichen Sicherheit. Canosa wurde im Juni 1816 entlassen, aber nicht ohne durch ein hohes Ruhegehalt für sein Wirken belohnt zu werden. Sein Ersatzmann schwankte zwischen Schwäche und Ungestüm. Bald danach wurde das gesamte Polizeiwesen mit dem Justizministerium verbunden: eine Verknüpfung, die diesem nur Schaden zufügte, ohne jenem zur Besserung zu gereichen.

Seine Entlassung Juni 1816.

Das Wüten Canosas hatte die Glut der Sekten wieder angefacht. Neben den ausdrücklich verbotenen Carbonari tauchten andere, wie die der „europäischen Patrioten“ und der „Entschlossenen“, auf. Sie alle entlehnten den Gegnern die furchtbarsten Waffen. Sie füllten ihre Reihen mit Gesindel, vergaßen jeden politischen Zweck über persönlicher Leidenschaft und setzten durch ihre femgerichtlichen Sprüche und durch ihre umherziehenden bewaffneten „Schwadronen“ mitunter ganze Provinzen in Schrecken. Männer wurden erdolcht und Frauen geschändet, Grundeigentümer gebrandschatzt und Kaufleute geplündert. Ungezählte ließen sich durch Aussicht auf Beute oder durch gräßliche Drohungen zum Beitritt zwingen. Tausenden gebot der Führer der „Entschlossenen“ in der Provinz Otranto, ein blutdürstiger Priester, Ciro Annichiarico, den das staunende Volk wie einen Zauberer fürchtete. Ihm wurde das Handwerk erst gelegt, als General Church, ein fahrender englischer Kriegsmann, damals in neapolitanischen Diensten, mit Truppenmacht anrückte. Er stürmte am 27. Februar 1818 Annichiaricos Lager und ließ ihn mit einer Anzahl seiner Spießgesellen vor den Augen einer großen Zuschauermasse erschießen. Hierauf wurden die Köpfe einiger sechzig der Bundesbrüder in ihren Heimatsorten öffentlich ausgestellt. Church berichtete triumphirend, daß im Laufe von vier Monaten nur noch ein einziger Mord in dem verrufenen Bezirk vorgekommen sei.

Sekten- und Räuberwesen.

Nicht selten schlossen Banditen, die vor dem Aufkommen der Sekten ihr sauberes Gewerbe ehrlich ohne politische Maske betrieben hatten, mit diesen ein förmliches Bündnis. Die Abruzzen waren seit unvordenk-

Schwäche der Regierung.

[1]) Ich benutze außer Bekanntem Pannats Bericht 4. Dec. 1817. Arch. Paris.

lichen Zeiten ihre klassische Stätte. Noch häufiger als im Kirchenstaate flüchtete im Neapolitanischen der vom Gesetz Geächtete ins rauhe Gebirge. Im Kriegszustand mit der Gesellschaft erweckte er mitunter beim gemeinen Mann mehr Bewunderung als Abscheu. Es kam vor, daß junge Mädchen darauf erpicht waren, namhafte Räuber zu heiraten, daß Verwandte und Freunde ihnen Speise und Trank zutrugen oder sie vor den Häschern verbargen. Die bourbonische Regierung war wie die päbstliche gegenüber diesem Treiben in der Regel ohnmächtig. Sie hatte es selbst ermutigt durch den Pardon, der vom König bei seiner Rückkehr allen auf drei Jahre Verurteilten gewährt worden war. Auch sie verlegte sich wohl auf gütliches Verhandeln und Bündnisschließen. So ward im Juli 1817 Gaetano Vardarelli gewonnen, ein Deserteur des Heeres Murats und Ferdinands, als Bandit in Sicilien und in Neapel berühmt wie ein zweiter Fra Diavolo, die Geißel der Reichen und der Freund der Armen, mit seiner berittenen Bande so rasch verschwunden wie gekommen. Er trat mit den Seinen gegen Vorausbezahlung reichen Soldes in den Dienst des Königs, bekämpfte die Banditen der Capitanata, war aber auf der Hut gegen einen Hinterhalt der Regierung. Dennoch fiel er mit mehreren seiner Leute der List von Verrätern zum Opfer. Unter ihnen war einer seiner Todfeinde, der darauf gebrannt hatte, die Ehre einer Schwester zu rächen. In Vardarellis Blut wusch der Unmensch sich das Gesicht. Die geretteten Glieder der Bande sollten sich in Foggia ein neues Haupt wählen. Aber dort wurden sie plötzlich von Soldaten überfallen. Wer von ihnen nicht umkam, ward zum Richtplatz geführt oder zu Tode gehetzt. Es ist streitig, ob Vardarelli oder die Regierung zuerst den eingegangenen Vertrag gebrochen habe.[1] Daß sie sich aber überhaupt zu diesem verstehen konnte, kennzeichnet ihre grenzenlose Schwäche. Auch weiß man, daß ihr kein Mittel zu schlecht war, um sich zu helfen. So fand Pepe im Archiv des Kommandanten der dritten Militärdivision ein Aktenstück, aus dem erhellte, daß 2000 Dukaten zum Zweck der Vergiftung von Banditen verausgabt waren. Wie er behauptet, kam dadurch freilich nicht ein einziger zuschaden, während völlig Unschuldige den Anschlägen der bezahlten Giftmischer erlagen.

Mängel der Rechtspflege.

Solche Auswüchse halber und ganzer Barbarei wurden vor der Welt durch die gerühmte Beibehaltung des Kernes der aufgeklärten französischen Gesetzbücher verdeckt. Was die Kodifikation von 1819 an ihnen änderte, bedeutete nicht immer eine Verbesserung. Im Strafproceß, der von der Mitwirkung Geschworener absah, wurde die Stellung des Angeklagten erschwert und die Möglichkeit der Kassation beschränkt. Daß

[1]) Die Erzählung in Pepe: Mémoires hat kaum selbständigen Wert, da ihr offenbar Colletta zu Grunde liegt. Ulloa erhält eine gewisse Bestätigung durch Pannats Bericht 26. Nov. 1817. Arch. Paris.

der Staatsanwalt in zahlreichen Fällen von Delikten nur auf die Klage des Verletzten zur Einleitung einer Untersuchung befugt sein sollte, leistete der landesüblichen Einschüchterung und dem Loskauf Vermögender den stärksten Vorschub. Andrerseits trug die Regierung gelegentlich kein Bedenken, durch Maßregeln polizeilicher Willkür die Schranken des Gesetzes zu durchbrechen. Selbst die dem Namen nach abgeschaffte Tortur kam in verschiedener Form bei Untersuchungen nicht selten zur Anwendung.

Mängel im Finanzwesen.

Auch im Finanzwesen fehlte es bei scheinbar gesetzlicher Ordnung thatsächlich nicht an grober Mißachtung des Rechtes. Im ganzen und großen ließ man hier gleichfalls die vorgefundenen französischen Einrichtungen bestehen. Indem man sie ausbaute, hoffte man, den inzwischen eingegangenen Verpflichtungen und den gesteigerten Anforderungen der Zeit genügen zu können. Unter diesen kam allein die Erhaltung der östreichischen Truppen, die seit Murats Vertreibung bis zum August 1817 im Königreich verblieben, mit beinahe fünf Millionen Dukaten in Betracht. An eine Erleichterung der Grundsteuer oder an eine Minderung der drückenden indirekten Abgaben war daher nicht zu denken. Das verderbliche Lotto, das 1820 über eine Million reiner Einnahme abwarf, galt auch in diesem Staate als eine unentbehrliche Hilfsquelle. Um sich Luft zu machen schritt der Finanzminister Medici unter anderem zum Verkauf der liegenden Gründe von Hospitälern, Akademieen, Erziehungsanstalten. Er versprach einen Ersatz durch Einschreibung einer Rente ins Schuldbuch des Staates. Hierbei erlebte man, daß Tommasi, Medicis Kollege, durch Ausschluß des Wettbewerbes von Käufern, sich für billiges Geld eine reiche Beute sicherte. Ein solches Beispiel wirkte selbstverständlich nach unten. Der wackere Pestalozzianer Hofmann, dessen blühende Erziehungsanstalt Murats Fall nicht lange überlebte, berichtet schaudernd nach eigener Erfahrung von der „niedrigsten und schmutzigsten Geldgier in gefürsteten und bürgerlichen Staatsbeamten“.[1] Mancher Steuereinnehmer machte sich kein Gewissen daraus, den Staat um ein Erkleckliches zu betrügen, und der Schmuggler teilte oft genug den Gewinn mit dem Zollaufseher.

Wirtschaftliche Mißstände.

Bei dem Bemühen die Staatseinnahmen zu vermehren, wurde auch das aussichtsvolle Unternehmen gestört, dem öden Weideland des sogenannten Tavoliere di Puglia allmählich Raum für den Ackerbau abzugewinnen. Es war doch vor und während der französischen Herrschaft ein Anfang gemacht worden, Verwüstungen der wandernden Herden, die denen der spanischen Mesta (s. o. S. 14) nichts nachgaben, einzudämmen und auf den gesicherten Grundstücken Erbpächter anzusiedeln. Aber 1817 wurde unter dem Vorwand, daß die Schafzucht einer Förderung bedürfe, der Anbau beschränkt und der Pachtschilling erhöht. Die Folge war Zurück-

[1] G. F. Hofmann: Beiträge zur Kulturgeschichte Neapels. Aarau 1823

gehen der Bewirtschaftung und Zunahme der Verwilderung. Auch in anderen Gebieten überwog der Hirte mit den rauhen Gewohnheiten des Nomaden, die eine natürliche Vorschule für das Leben des vogelfreien Räubers bildeten. Er zog sein ungebundenes Dasein dem des geplagten Bauern vor, dem die Lösung der Fesseln des Feudalismus in der Regel nicht viel mehr genützt hatte als dem sicilianischen.

Schäden, die sich in Jahrhunderten eingefressen haben, lassen sich nicht in Jahren heilen. Insofern verdient auch die Regierung Ferdinands I. einige Nachsicht. Sie hätte die unheilvollen Eigenheiten des Latifundienbetriebes ebensowenig mit ein paar Dekreten vernichten können, wie kurzer Hand Malaria in gesunde Luft verwandeln oder kahle Berggipfel mit frischem Walde bedecken. Aber sie fehlte darin, daß sie sich um die wichtigsten Gegenstände des Volkswohls überhaupt kaum kümmerte und sogar unerläßliche Arbeiten, die von Josef Bonaparte und Murat begonnen worden waren, unterbrach. Dahin gehörte die Besserung der Landstraßen, ohne die eine Belebung des inneren Verkehrs schlechterdings nicht zu erreichen war. Da gleichzeitig der ausländische Handel durch Zölle gehemmt wurde, und die Industrie fast durchaus weit hinter der fremden zurückstand, so mangelte es trotz der erlebten Umwälzung zunächst an den triebkräftigsten Wurzeln eines regsamen Bürgertums. Der Staat bevormundete es durch die centralisirte Verwaltung und überlastete die Gemeinden. Die erstaunliche Bedürfnislosigkeit des Volkes und die verschwenderische Freigebigkeit der Natur an diesen sonnigen Gestaden wirkten mehr als Hemmschuh denn als Ansporn energischer bürgerlicher Arbeit und des Selbstgefühls, das sie zu erzeugen pflegt. Auch in dem brausenden Gewühl der Hauptstadt war für den Mittelstand die Verlockung nicht gering, in trägem Genuß und eitler Prunksucht das Beispiel vieler Vornehmen nachzuahmen. In der Tiefe aber, bei der zerlumpten, wohlfeil zu erkaufenden Masse der Lazzaroni trat dem Betrachter nur zu oft das Bild „einer wahren Herde von Sklaven" entgegen. Auch gab es schwerlich eine andere große Stadt Europas, die so gräßliche Höhlen des Elends in sich barg wie das äußerlich von Lebenslust überquellende Neapel.

Zurückbleiben des Bürgertums.

Niederer Stand des Unterrichtswesens.

Kein Volksteil Italiens bewahrte in seinem Denken und Fühlen so viele Reste übertünchten Heidentums wie dieser, dem die beständige Furcht vor vulkanischen Kräften den Glauben an bösen Zauber gleichsam aufzwingt. Die Quellen des Irrwahns nach und nach zu verstopfen wäre selbst bei der höchsten, durch Generationen fortgesetzten Fürsorge für Unterricht und Bildung überaus schwierig gewesen. Hier aber lag das Schulwesen noch so sehr im argen, daß in manchen Provinzen, nach freilich ungewisser Schätzung, von 1500 Kindern kaum eines am Unterricht teilnahm. Der Schreiber von Liebes- und Geschäfts-

briefen, der Vorleser von Romanzen und Räubergeschichten, Lottobüchern und Heiligenmärchen blieb eine unentbehrliche Person. Die Masse der höheren Schulen wird man sich nach Art jenes Kollegiums von Maddaloni zu denken haben, wie es Settembrini in seinen Lebenserinnerungen beschreibt: „Es galt für eine der besten Schulen des Königreichs, war aber wie die anderen ein Gefängnis für ungefähr hundert Kinder, die den größten Teil des Tages auf den Knieen liegen oder still sitzen und im Katechismus und der lateinischen Sprache unterwiesen werden." An den Universitäten gab es zwar viele altberühmte Anstalten, manche Ergänzung derselben durch Neuschöpfungen und einige Männer von hervorragender Bedeutung. So erfreute sich der Astronom Piazzi, ehemals in Palermo damals in Neapel, eines europäischen Rufes. Aber ein dem östreichischen ähnliches System drängte wahres Verdienst häufig zurück und fesselte die Freiheit der Lehre und des Lernens.

Macht der Kirche. Das Konkordat vom 16. Febr. 1818.

Sie wurde noch mehr gefährdet durch das 1818 abgeschlossene Konkordat. Erbitterte Streitigkeiten waren vorausgegangen, ehe Consalvi und Medici sich einigten. Der König hatte die geforderte Anerkennung der alten Lehensabhängigkeit Neapels von der Kurie geweigert. Allein die Furcht vor dem drohenden Jenseits und der Wunsch, sich den Beistand der geistlichen Gewalt gegen das Gift der Jakobiner zu sichern, entrissen ihm anderweitige außerordentliche Zugeständnisse. Nach dem Konkordat war die römisch-katholische Kirche die einzig vom Staate anerkannte. Die Zahl der Bistümer wurde erhöht, und für ihre reiche Dotirung mit steuerfreien liegenden Gründen gesorgt. Die Kirche empfing zurück, was von ihren Gütern noch nicht verkauft war und erhielt das Recht, neue als unantastbares Eigentum zu erwerben. Von den Klöstern sollte eine möglichst große Zahl wiederhergestellt werden. Über sogenannte geistliche, insonderheit auch alle Ehesachen, hatte künftig wieder das geistliche Gericht zu urteilen. Ausgenommen waren nur die den Klerus betreffenden Civilprocesse. Die Bischöfe hatten die Befugnis, auf Unterdrückung von Büchern zu dringen, die ihrem Urteil nach der katholischen Lehre und den guten Sitten widersprachen. Der öffentliche und private Unterricht hatte sich nach den Vorschriften der allein seligmachenden Kirche zu richten. Die Folgen dieser Zugeständnisse für die geistige Kultur blieben nicht aus. Wer sich durch den Glanz des „bourbonischen Museums" und die Namen einiger neuen Akademieen nicht blenden ließ, mußte, wie nachmals der pathetische Colletta, beklagen, „daß ein einziger Tag den Fortschritt eines Jahrhunderts vernichtet habe".

Zerrüttung des Heeres.

Während die Regierung Ferdinands I. sich durch geistliche Schutzwehren zu sichern suchte, erwuchsen ihr unvermutete Gefahren aus der bewaffneten Macht des eigenen Landes. Es war das bedenklichste Kennzeichen ihrer schwankenden Grundlage, daß, wie in Spanien und Por-

tugal, das Heer eine Brutstätte des Mißvergnügens werden konnte. Freilich hätte es der größten Geschicklichkeit bedurft, um die beiden feindlichen Bestandteile dieses Heeres, Muratisten und aus Sicilien Heimgekehrte, zu verschmelzen. Aber nachdem der erste Rausch der Versöhnlichkeit verflogen war, trieb man sie immer weiter auseinander. Tapfere Krieger, die unter spanischer Sonne und auf russischen Schneefeldern gekämpft hatten, sahen sich an Sold, Pensionen und Auszeichnungen verkürzt. Gefolgsleute der Bourbonen von oft sehr zweifelhafter Vergangenheit wurden zum Dank für ihre Treue mit einem neuen Ehrenzeichen geschmückt und zu hohen Posten befördert. Man konnte jedoch so wenig wie in Frankreich an eine vollkommene „Reinigung" der Armee denken. Wie dort napoleonische Marschälle, so sah man hier namhafte muratistische Officiere, die ihren Frieden mit der legitimen Regierung gemacht hatten, in ihren Diensten. Allein die Colletta, Carrascosa, Filangieri, Pepe fühlten ihren eigenen Wert zu sehr, als daß sie der Zustand des Militärwesens nicht hätte empören sollen. Sie trugen es grollend, daß ein Fremder, der Ire Nugent, der sich in östreichischem Dienst einen großen Namen gemacht hatte, als Generalkapitän die organisatorischen Arbeiten des bisherigen obersten Kriegsrates übernahm. Nugent, noch jüngst der Bekämpfer der Muratisten auf dem Schlachtfelde, suchte sie durch Entgegenkommen zu gewinnen. Aber auch ihm waren die Hände gebunden. Vor allem hatte er mit Medici zu rechnen, der auf Beschränkung der Ausgaben drang. Nicht wenige Officiere wurden auf Halbsold gesetzt, was die Schar der Unzufriedenen mehrte. Soldaten darbten, während hohe Beamte die so ersparten Gelder in ihre Tasche steckten. Selbst die Herabsetzung des von Östreich ausbedungenen Bundeskontingentes (s. I. 275) kam, wie glaubhaft berichtet wird, solchen Betrügereien zustatten. Nicht genug damit: der gemeine Mann hatte sich auch aufs neue die Prügelstrafe gefallen zu lassen.

Die Milizen und die Carboneria.

Als Ersatz der lückenhaften stehenden Kriegsmacht und zugleich als Kampfmittel gegen die Räuber sollten die ehemaligen Bürgermilizen dienen, die 1817 wieder ins Leben gerufen wurden. Man rechnete auf 40000 Mann, verpflichtet sich selbst auszurüsten, geführt von Vorgesetzten, die aus der Klasse der vermöglichen Grundbesitzer auszuwählen dem König oblag. Was einer freien Regierung Kraft verleiht, mag einer despotischen zum Verderben ausschlagen. In diesem Gemeinwesen, wo die Parteigegensätze sich nur durch das Ventil der Geheimbünde Luft machen konnten, drangen sie auch in die Bürgermilizen ein und entfremdeten sie ihrem ursprünglichen Zweck. Zumal die Carboneria fand Eingang, seitdem sie Verbrechergesindel abschüttelte, das sich zur Zeit Canosas an sie gehängt hatte, und mit wachsender Kühnheit ihr politisches Programm ausbreitete. Hierbei kam ihr die Nach-

sicht der Behörden zu statten. Entweder waren diese selbst schon gewonnen oder sie fürchteten mehr von den Calderari, die seit Canosas Sturz den Ministern den Krieg erklärt hatten. Die Carboneria erschien als das kleinere Übel. Sie spottete aller Verbote. Sie warf das vielversprechende Losungswort „Verfassung" unter das Volk, worunter sich jeder denken mochte, was er wollte. Dies Wort hatte auch für viele muratistische Officiere einen guten Klang. Je deutlicher sie die unberechenbare Macht der Carboneria erkannten, desto wichtiger mußte es ihnen sein, sie in ihre Hand zu bekommen.

Wilhelm Pepe.

Einer dieser Männer war der General Wilhelm Pepe. Er stammte aus Squillace in Calabrien, hatte mit seinem älteren Bruder Florestan schon als halbwüchsiger Jüngling 1799 für die Republik, danach in der italienischen Legion gefochten und war in Abenteuern und Verschwörungen, die ihm ein paar Jahre der Freiheit kosteten, groß geworden. Später hatte er Josef Bonaparte gedient, in Korfu und Spanien unter französischer Fahne gekämpft und, heimgekehrt, in Murats Heer sich ausgezeichnet. Aus dem Republikaner war ein Verfechter der konstitutionellen Monarchie geworden. Nach Napoleons Sturz hoffte er, den Östreichern zum Trotz, sie durch Murat in Neapel eingeführt zu sehen. Von allen höheren Officieren hatte ihn keiner so hitzig zur Erteilung einer freien Verfassung gedrängt wie Pepe. Zweimal hatte er sich sogar wieder in dem alten Spiel der Verschwörungen versucht, aber Murat schonte den „feurigen Tribunen", und Ferdinand schloß ihn in seine Amnestie ein. Gegen Ende des Jahres 1818 ward er sogar als Kommandant der dritten Militärdivision in die Provinzen von Foggia und Avellino entsandt, um dort das Brigantentum auszurotten und die Bürgermilizen einzurichten. Ein genauer Kenner von Land und Leuten, ehrgeizig und thatendurstig, durch lebhafte Einbildungskraft getragen, brachte er in kurzer Frist mehr zu Wege, als seine Auftraggeber hatten ahnen können. Er gewann das Vertrauen der wohlhabenden Eingesessenen. Er ließ ihre Teilnahme an der Carboneria nicht nur ungestraft, sondern begünstigte sogar die Aufnahme aller Milizofficiere in die Sekte und wurde selbst ihr „General und geheimer Führer". Auf diese Macht gestützt trieb er die Räuber zu Paaren. Sein Bruder, der kühler denkende Florestan, hielt sein Vorgehen für gewagt und prophezeite ihm, „man werde ihn als einen Narren abrufen." Er aber fuhr fort, den Geist seiner Milizen zu heben und kündigte ihnen an, das Reich werde ihnen in kurzem glückliche Zeiten danken.

Verfassungspläne.

Eben damals waren die Verfassungsfreunde nach der Genesung des Königs von schwerer Erkrankung in Spannung erhalten worden. Sie hatten gefürchtet, der Herzog von Calabrien, zur Zeit Statthalter in Sicilien, werde es nach Erlangung der Krone mit den Calderari halten

und Canosa zurückrufen. Daher gab es aufrichtige Freudenbezeugungen, als man von der Herstellung des Königs hörte. Die Minister, die sich gleichfalls vom Thronfolger Übles versahen, sollten ausgesprengt haben, der König werde die treuen Gesinnungen seines Volkes belohnen. Aber das einzige, was geschah, war, daß König Ferdinand seinen Zopf abschneiden ließ: eine Operation, die 1799 manchen mit dem Fluche des Jakobinismus belastet hatte. Es klingt unglaublich, daß, wie Pepe versichert, die „liberale Partei“ aus jenem harmlosen Vorgang die größten Hoffnungen schöpfte. Er selbst trug anderes im Sinn. Wenn seinem romanhaften Bericht zu trauen ist, hatte er im Frühling 1819 die Absicht, einen Hauptschlag auszuführen. Kaiser Franz und Metternich, die damals den König Ferdinand besuchten, wurden mit diesem und großem Gefolge zur Besichtigung der Milizen von Avellino erwartet. Dort gedachte Pepe sie von seinen getreuen Carbonari gefangen nehmen zu lassen, als Pfand zu behalten, „und das übrige dem Glück anheimzustellen.“ Allein der fürstliche Besuch unterblieb, und der phantastische Plan löste sich in Rauch auf. Inzwischen wuchs die Ungeduld in weiteren Kreisen. Der Carboneria gelangen auch unter dem Officierkorps und den Soldaten neue Eroberungen. Kaufleute, Gewerbtreibende, Advokaten, alle, die bei der Fortdauer der unumschränkten Regierung etwas zu verlieren hatten, sahen ihr Heil in dem rot-schwarz-blauen Erkennungsbande der Sekte und das Glück des Landes in einer Verfassung. Es brauchte nur eines Anstoßes zur Schilderhebung. Er bot sich mit dem Triumph der spanischen Revolution. Mehr als einer der Carbonari in Uniform fühlte sich zum neapolitanischen Quiroga oder Riego geschaffen. So wurden auch hier die Dämme ruhigen Abwartens eingerissen. Die Revolution brach aus und errang über Nacht den Sieg.

IV.

Die Revolution Neapels 1820.

Es war der Cortesverfassung von 1812 eigen, zur Zeit getäuschter Hoffnungen und in Ländern politischer Unmündigkeit einen sozusagen suggestiven Zauber auszuüben. Man wird es Pepe aufs Wort glauben dürfen, daß nur wenige seiner Landsleute etwas von ihr wußten. Dennoch wurde sie nach ihrem Triumph in ihrer Heimat zum Feldgeschrei auch für die Masse der Liberalen Neapels. Ihre Herzen hielten den kindlichen Glauben an die Wunderkraft einer fremden, ja kaum mehr als dem Namen nach bekannten konstitutionellen Heilslehre fest. Dazu kam, daß das Königreich beider Sicilien eine Sekundogenitur Spaniens geblieben war. Was sich in den Frühlingsmonaten von 1820 jenseits der Pyrenäen abspielte, weckte bei den Freiheitsfreunden des südlichen Reiches das Gefühl brüderlicher Freude. Niemals zuvor hatte die Carboneria einen solchen Aufschwung genommen. Es liegt im Dunkel, ob die Minister dem Versuch geneigt waren, ihr durch Zugeständnisse irgend welcher Art das Feld streitig zu machen. Sie sollen geplant haben, den bestehenden Kanzleirat, die oberste beratende Centralbehörde des Staates, durch Zuziehung aus der Mitte des Volkes erwählter und berufener Männer zu erweitern.[1]) Aber solche Vorsätze, wenn sie jemals bestanden haben, trugen eben so wenig Früchte wie die freimütigen Mahnungen, die Pepe wenig später an Medici gerichtet haben will. Währenddes drängten die hitzigsten Carbonari der Stadt Salerno, die als Mittelpunkt des Geheimbundes gelten konnte, zum Losbruch. Ihre Geduld wurde jedoch auf harte Proben gestellt. Eine Truppenschau im Lager von Sessa, wo der König sich den Muratisten berechnend huldvoll erzeigte, ging im Mai ohne Zwischenfall vorüber. Hierauf sandten die Salernitaner Ende des Monats einen ihrer Führer in Pepes Hauptquartier nach Avellino, um ihm die

Eindruck der spanischen Revolution.

Die Carbonari von Salerno und Pepe.

---

[1]) Was Colletta IV. 100 (und nach ihm Pepe II. 310) sonst über diesen Plan berichtet, verträgt sich schlechterdings nicht mit dem Geheimartikel des östreichisch-neapolitanischen Vertrages von 1815 (s. o. I. 275). Auch enthalten die östreichischen Gesandtschaftsberichte nichts darüber.

Urkunde seiner Ernennung zum „Generalkapitän" des Reiches nebst einem Paket gedruckter Proklamationen zu überliefern und ihn zum Aufpflanzen der Freiheitsfahne fortzureißen. Aber der Bote fand Pepe nicht anwesend. Sein vorsichtiger Stabschef de Concili schaffte die verdächtigen Aktenstücke bei Seite. Pepe selbst schwankte zwischen dem Wunsch der Erhebung und der Furcht vor einer Verzettelung der Kräfte. Sein bedächtiger Bruder Florestan suchte ihm alle „Donquijoterieen" auszureden. Sein alter Waffengefährte Carrascosa, dem er die Leitung anbot, wich unschlüssig zurück. Die Minister beabsichtigten, Pepe das Kommando in Calabrien zu übergeben. Sie wünschten ihn von der Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit, dem Zufluchtsort aus Salerno aufgescheuchter Sektirer, zu entfernen. Dies rüttelte ihn zu dem Entschlusse des Kampfes auf. Aber die Anstalten, die für den 24. Juni getroffen wurden, versagten. Pepe hielt nochmals inne. Er begab sich sogar, um jedes Mißtrauen zu entwaffnen, nach Neapel. Wenige Tage später entzündete sich das Feuer, zu dem er mit so manchem anderen seit Monaten Brennstoff aufgeschichtet hatte.

Abzug Morellis und Silvatis von Nola 2. Juli 1820.

In dem Städtchen Nola, zwischen Neapel und Avellino, lag das Kavallerieregiment Bourbon. Unter einem Obersten aus der Schar der sicilianischen „Getreuen", der das lustige Leben in der Hauptstadt vorzog, hatte sich die Disciplin der Truppe bedenklich gelockert. Als endlich ein neuer Kommandant in der Garnison anlangte und mit Strenge durchgriff, vereinten sich zwei kecke Unterlieutenants, Morelli und Silvati, auf die schon Pepe sein Auge geworfen hatte, beraten von dem Priester Menichini, einem der rührigsten Carbonari des Ortes, zum Abfall und zur Entfaltung der dreifarbigen Bundesfahne. Etwa 140 Soldaten folgten ihnen in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli. Menichini mit einem dutzend seiner bürgerlichen Genossen schloß sich an. Sie schlugen den Weg nach Avellino ein, stimmten bei ihrem Zug durch Flecken und Dörfer Hochrufe auf „Gott, den König, die Verfassung" an und verstärkten sich durch den Zustrom Neugieriger und Unternehmungslustiger. Unweit Avellino in Mercogliano machten sie Halt. Von hier aus beschwor Morelli den Stellvertreter Pepes, de Concili, sich mit ihnen zu vereinen. De Concili wollte auch jetzt erst sicher gehen, so sehr ihm „die Gerechtigkeit der Sache" Morellis und der Seinigen einleuchtete.[1]) In einer geheimen Zusammenkunft widerriet er Morelli den sofortigen Vormarsch, bot aber schleunigst so viele Milizen wie nur möglich auf und ließ alle strategisch wichtigen Punkte besetzen. Am 3. Juli, als die gesamte Carboneria der Nachbarschaft unter Waffen stand, ohne daß ein

Ausrufung der spanischen Verfassung in Avellino 3. Juli.

[1]) S. den Abdruck seines Pepe abgestatteten, mit Vorsicht zu benutzenden Berichtes bei Bertolini: Memorie storico-critiche del risorgimento Italiano. Mailand 1889. S. 20 ff.

Angriff erfolgt wäre, hielt er den Augenblick für gekommen, „die Maske abzuwerfen“. Er forderte nunmehr Morelli auf, in Avellino einzurücken. Hier wurde unter Mitwirkung von „sechs Vertretern des Volkes“ angesichts der geistlichen und weltlichen Behörden in der Kirche die spanische Verfassung ausgerufen und de Concili zum Befehlshaber aller Streitkräfte erkoren. Dieser säumte nicht, seine Stellungen zu verstärken. Er wagte sogar einen Vorstoß gegen den von Süden anmarschirenden General Campana und entsandte den streitbaren Canonicus Menichini, um die Trikolore jenseits der Höhe Monteforte in der Richtung Neapels von Ort zu Ort zu tragen.

Einhaltung Pepes in Neapel.

Als die erste Kunde der Vorfälle von Nola die Hauptstadt erreichte, war der König im Begriff, seinem Sohn, dem Herzog von Calabrien, der jüngst aus Palermo abberufen worden war, entgegen zu fahren. Noch ehe er, von dem Ereignis benachrichtigt, wieder ans Land stieg, trat unter Nugents Vorsitz ein Kriegsrat zusammen. Man hielt dafür, Wilhelm Pepe sei der rechte Mann, die Ordnung herzustellen. Nugent traute ihm noch jetzt allem Anschein nach revolutionäre Verwegenheit nicht zu. Auch schien ein unter seinen Augen aufgesetztes Schreiben an de Concili diesen guten Glauben zu rechtfertigen. Pepe kündigte seinem Stabschef darin seine baldige Ankunft in Mitten der Milizen an und rühmte diese, „die bewaffneten Besitzenden“, als „sicherste Stütze des Thrones“. Allein der König und die Minister weigerten der Wahl des Kriegsrates ihre Bestätigung. Sie gaben dem General Carrascosa, obwohl auch er ein Muratist war, den Vorzug. Dies trieb Pepe zu endgiltiger Entscheidung. Es lockte ihn, an die Spitze der revolutionären Bewegung zu treten, die sich unaufhaltsam ausbreitete. Ein gemeinsamer Angriff auf die feste Stellung der Empörer in Monteforte unterblieb. Carrascosa, auf ungenügende Streitkräfte angewiesen, verlor in Nola seine Zeit mit Unterhandlungen. General Campana wurde nach Salerno zurückgeworfen, wohin die Aufständischen scharenweise nachdrängten. General Nunziante, der von Nocera aus gegen Avellino vorzurücken versucht hatte, meldete dem König: „Es gilt nicht, ein paar planlos Zusammengelaufene zu bekämpfen. Das ganze Volk verlangt nach einer Verfassung.“ In der That waren in wenig Tagen nicht nur die der Hauptstadt nächstgelegenen Provinzen mit fortgerissen. Bis nach Foggia in der Capitanata war der Ruf „Verfassung“ erklungen, der dem einen Minderung der Steuern, dem anderen Aufhören willkürlicher Verhaftungen bedeuten mochte. Dabei war es im Festjubel nirgendwo zu Ausschreitungen gekommen. Der Anblick der Milizen hielt das Gesindel in Schranken. Die desertirenden Soldaten leisteten den führenden Carbonari willigen Gehorsam.

Ausbreitung der Bewegung.

Abzug Pepes ins Lager von Monteforte 5. Juli.

Inzwischen wartete man im Lager von Monteforte noch immer auf Pepe. Endlich gelang es ihm am Abend des 5. Juli, im Einver-

ständnis mit dem General Napoletano, zwei Reiterregimenter aus der Hauptstadt hinwegzuführen. Eine Infanteriekompagnie schlug sich zu ihnen. Mit dieser Streitmacht bahnte sich Pepe einen Weg zu seinen Milizen. Diese Wendung der Dinge führte in Neapel die Entscheidung herbei. Die Liberalen gerieten in Bewegung. Noch in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli erschienen, ganz nach spanischem Muster, einige aus ihrer Mitte, als Abgeordnete des Volkes, von den Garden eingelassen, im Schloß. Sie erklärten Ferdinands altem Günstling, dem Herzog von Ascoli, der sie empfing, ohne Verfassung sei nicht für Ruhe zu bürgen. Der Herzog begab sich zum König und brachte die Botschaft zurück, soeben werde über die Verfassung beraten. Einer der liberalen Dränger, des Herzogs Schwiegersohn, soll ihm darauf die Uhr aus der Tasche gezogen und ihm zugerufen haben: „Es ist jetzt eine Stunde nach Mitternacht, um drei wird die Verfassung verkündigt sein.“ Ganz so eilig hatte man es nicht im Rate des Königs. Aber zum Widerstande fehlten hier durchaus Mut und Kraft. In der Morgenfrühe kündigten Maueranschläge an, der König werde nach dem allgemeinen Wunsche der Nation aus freiem Willen im Laufe von acht Tagen die Grundlagen einer Verfassung mitteilen lassen. An demselben Tage erfolgte die Ersetzung der Minister durch Männer, die der Mehrzahl nach als Muratisten bekannt waren. Zugleich legte der König „aus Gesundheitsrücksichten“ die Regierungsgewalt vorläufig in die Hände seines Sohnes, des Herzogs von Calabrien, als Generalstatthalters seines Reiches beider Sicilien, nieder.

Ministerwechsel. Ernennung des Herzogs von Calabrien zum Generalstatthalter 6. Juli.

Mit dem Verfassungsversprechen des Königs fiel der letzte Gedanke eines Angriffs auf Pepes Lager hinweg. Es war seit seiner Ankunft von Stunde zu Stunde gewachsen. Eine Proklamation, die er am 6. Juli „als Oberbefehlshaber des konstitutionellen Heeres“ an die Völker des Königreiches erlassen hatte, atmete schon volles Bewußtsein des Sieges. Nugent, der während der entscheidenden Stunden im Hauptquartier zu Nola geweilt hatte, suchte daher sein Heil in schleuniger Flucht. Soldaten, Milizen und Landvolk mischten sich in fröhlichen Reihen. Die liberalen Leiter aber waren durch das Erreichte durchaus nicht befriedigt. Das Zurücktreten des Königs hinter seinem Sohne, ganz abgesehen von dessen wenig versprechender Persönlichkeit, erweckte Mißtrauen. Was der eine heute zusagte, mochte der andere morgen für unverbindlich erklären. Die Frist von acht Tagen bis zur Bekanntmachung der Grundzüge einer Verfassung erschien Leuten, deren politisches Dogma die Cortesverfassung war, genau um acht Tage zu lang. Nur die sofortige Verkündigung dieser Verfassung für das Gesamtreich konnte sie beruhigen. Der Generalstatthalter befolgte den Rat seiner Umgebung: ohne Zaudern zu gewähren, was stürmisch gefordert ward. Er ließ am 7. Juli ver-

Annahme der spanischen Verfassung durch den Generalstatthalter. Zustimmung des Königs 7. Juli.

künden, die Verfassung des Reiches beider Sicilien solle die spanische sein, mit Vorbehalt der Modifikationen, welche die Nationalrepräsentation ihm vorzuschlagen für gut finden werde. Der zitternde Monarch gab seine Bestätigung und gelobte, zuerst vor einer provisorischen Giunta, später vor dem Parlament die Verfassung zu beschwören.

Verhandlung des Generalstatthalters mit Pepe.

So war denn das Königtum ohne die mindeste Gegenwehr auch hier Schritt für Schritt zurückgewichen. Nicht geringer als in Neapel war der Jubel im Lager Pepes. Er selbst hätte zwar, wenn man ihm Glauben schenken darf, „um die Mächte Europas nicht so sehr zu reizen", der französischen Charte den Vorzug gegeben. Aber es blieb ihm gar keine Wahl. Da er nach dem plötzlichen Wandel der Dinge den einzigen Halt bieten zu können schien, setzte sich der Generalstatthalter durch Vertrauensmänner mit ihm in Verbindung. Man wurde ohne weiteres über das Programm der nächsten Zeit einig. Wie sich denken läßt, kam Pepes Ehrgeiz dabei auf seine Kosten. Das oberste Kommando aller Streitkräfte des Staates und eine starke Mitwirkung bei der Zusammensetzung der provisorischen Giunta wurden ihm zugesichert. Auch sollte es gemäß seinen Vorschlägen nicht an Belohnungen der Bürger und Soldaten fehlen, die sich bei der Herstellung der neuen Ordnung ausgezeichnet hätten. Eine Morgengabe anderer Art, die nach diesem Vertrag der Revolution zu danken war, bestand in der Freilassung aller wegen politischer Meinungen Verhafteter. Am 9. Juli hielt Pepe sodann zwischen de Concili und Napoletano mit etwa 20000 Soldaten, Milizen und zusammengelaufenen Carbonari triumphirend seinen Einzug in die Hauptstadt. Hinter der „heiligen Schar", wie die Abtrünnigen des Regimentes Bourbon genannt wurden, marschirten die Milizen von Avellino. Vor der Vendita der Carbonari von Nola ritt Menichini, dem sein Ruhm stark zu Kopf gestiegen war, mit Säbel und Gewehr über dem Priesterrock. Betäubende Freudenrufe der wogenden Volksmasse füllten die Lüfte. Sie umbrausten den Balkon des Schlosses, auf dem man den Herzog von Calabrien, seine Familie und die Höflinge sich eilig mit dem dreifarbigen Bande schmücken sah. Nach dem Ende des Vorbeimarsches wurde Pepe sehr gnädig vom Herzog empfangen und zum König geführt, der in tausend Ängsten zu Bette lag. Im Kriegsministerium versprachen ihm der neue Minister Carrascosa und die dort versammelten Generäle, daß er auf sie zählen dürfe. Auf der Straße herrschte während der nächtlichen Illumination ein noch bunteres Leben als sonst. Aber Fremde bemerkten mit Staunen, daß man von keiner Gewaltthat hörte.

Sein Einzug in Neapel 9. Juli.

Die neue Regierung. Die Minister Campochiaro, Zurlo, Ricciardi.

Diese Stimmung äußerlicher Einmütigkeit und Befriedigung hielt noch eine Weile vor. Metternich graute es vor dem Schauspiel, welches „das halbbarbarische Volk, heißblütig, wie die Afrikaner, dessen letztes

Wort der Dolch ist", unfehlbar aufführen werde. Aber seine düstere Prophezeiung: „Blut wird in Strömen fließen", ging, so wie er sie gemeint hatte, wenigstens auf dem Festland nicht in Erfüllung. Die wilden Triebe, die zu anderen Zeiten losgebrochen waren, wurden hier fast überall im Zaume gehalten. Als wütende Pöbelhaufen den Tod der gestürzten Minister Tommasi und Medici forderten, genügte eine ernste Ansprache Pepes, sie zu zerstreuen. Blieb für die Masse auch Verfassung ein bloßes Wort, so waren ihr doch Herabsetzung des Salzpreises um die Hälfte, Aufhebung militärischer Ausnahmegerichte und ein Straferlaß, der noch weit über Pepes Forderung hinausging, sehr verständlich. In den über Nacht entstandenen Zeitungen, denen eine ungewohnte Freiheit gewährt wurde, drang allmählich ein leidlich anständiger Ton durch. Die regelmäßige Führung der Regierungsgeschäfte wurde dadurch erleichtert, daß sie großenteils in die Hände der Muratisten gerieten, denen es nicht an Erfahrung fehlte. Der neue Minister des Äußeren, der Herzog von Campochiaro, war auf dem Wiener Kongreß für Murat erschienen. Zurlo und Ricciardi, die Minister des Inneren und der Justiz, hatten unter diesem in den gleichen Stellungen die fruchtbarste Thätigkeit entwickelt.

Verfassungseid des Königs 13. Juli.

Auch in der provisorischen Giunta war die Partei, die ihre politische Schule in französischer Zeit durchgemacht hatte, stark vertreten. Vor dieser Giunta legte der König am 13. Juli in der Schloßkapelle den Eid auf die zugesagte Verfassung ab. Pepe sah ihn Thränen vergießen, hörte seine Beteuerung, diesmal habe er aus der Tiefe des Herzens geschworen, und auch dem sentimentalen Revolutionshelden wurden die Augen feucht. Gleicher Weise schworen Soldaten und Milizen, von Rührung und Begeisterung trunken, dem Vaterlande und jener Verfassung, von der man eben erst in aller Eile eine Übersetzung aus dem spanischen Urtext anfertigte, die Treue bewahren zu wollen.

Bedenkliche Erscheinungen.

Es gab nur wenige, wie Pepes Bruder Florestan, die sich von dem allgemeinen Taumel nicht fortreißen ließen. Er trat aus der Giunta aus, weil er an eine Befestigung der Verfassung nicht glaubte. Mancherlei bedrohliche Anzeichen schienen seine trüben Ahnungen zu rechtfertigen. Noch am gleichen Tag, an dem die Eidesleistung des Königs stattgefunden, hatte ein Regiment, das nach Gaëta verlegt werden sollte, den Gehorsam verweigert. Zwischen den desertirenden Meuterern und anderen Truppen war es zu einem erbitterten Kampf gekommen. Die Lockerung der Disciplin des Heeres, an sich nur zu begreiflich nach den letzten Vorgängen, wurde durch die massenhafte Ausbreitung von Klubs der Carboneria noch mehr begünstigt. Mancher Unwürdige benutzte die Teilnahme an dem zu Ehren gekommenen Bund als Deckmantel seiner Ränke, und unter einzelnen Venten blieben bittere Zwistigkeiten nicht aus. Aber auch zwischen den Häuptern der Carbonari und den Muratisten

an der Spitze der Regierung herrschte nichts weniger als Einigkeit. Diese hatten in früheren Zeiten die Sekte heftig verfolgt. Ihre politischen Ansichten waren weit gemäßigter. Sie sahen sich bei der Führung der Geschäfte durch die Vordringlichkeit mißtrauischer Venten gehindert.

Gegensatz von Muratisten und Carbonari.

Pepe, dem es schmeichelte, bis zur Eröffnung des Parlamentes eine Art von Diktatur zu behaupten, suchte sich zwischen beiden Parteien zu halten, wurde aber immer mehr auf die Seite der Carbonari gedrängt. Es war ganz in deren Sinn, daß er den militärischen Urhebern der Revolution eine Fülle von Ehrenzeichen und Beförderungen zuwenden wollte. Gleichzeitig drang er in einer von ihm geleiteten Kommission auf Entfernung untauglicher Officiere aus dem Heere. Beides brachte eine stürmische Erregung hervor, die sich erst legte, als die Mannschaften des ehemaligen Lagers von Monteforte auf die ihnen zugedachten Ehren verzichteten. Allein mit dem Kriegsminister Carrascosa hatte der Höchstkommandirende Pepe fortdauernde Reibungen. Mit Mühe gelang es ihm, die Einberufung aller Entlassenen zu erwirken: eine Maßregel, die nach Carrascosas Ansicht ohne großen Nutzen zu bringen, viel böses Blut machen mußte. Bei der Bildung der Milizen, die nach dem einmal aufgestellten Muster in allen Provinzen vor sich gehen sollte, vermißte Pepe kräftige Unterstützung von oben. Er setzte auf diese Truppe, die er sich von vermöglichen Carbonari befehligt dachte, und auf die „Legionen", in welche er die Nichtbesitzenden einzureihen wünschte, ein hohes Vertrauen. Carrascosa, der alte muratistische Liniensoldat, mahnte ihn dagegen, seine „Chimären bei Seite zu lassen." In der Stadt Neapel war auf Pepes Antrieb eine Sicherheitsgarde, als Miliz unter anderem Namen, eingerichtet worden. Sie war aus den Carbonari der verschiedenen Quartiere zusammengesetzt und erfüllte ihren nächsten Zweck besser, als erwartet werden konnte. Aber auch bei diesem Anlaß erschien der General als Schützer der Sekte, von der sich die Regierenden nichts Gutes versahen. Er mußte die stärksten Vorwürfe hören, als einige Angehörige der Sicherheitsgarde, denen es an Flinten fehlte, mit Dolchen, wie man sie in den Venten zu sehen gewohnt war, aufmarschirten.

Stellung und Thätigkeit Pepes.

Zu alledem kam das Vorgefühl unabwendbarer äußerer Gefahren. Die von Pepe betriebenen Rüstungen galten in erster Linie der Abwehr einer zu befürchtenden Einwirkung Östreichs. Von den Gesandten in Neapel stand nur der spanische mit den neuen Machthabern auf gutem Fuß. Die übrigen beklagten sich zum Teil wiederholt über vorgekommene Beleidigungen. In der That waren Leute, die zu ihrem Dienstpersonal gehörten, schon insultirt worden, weil sie sich ohne die dreifarbige Kokarde gezeigt hatten. Indessen that Campochiaro das Seinige, um ihnen Genugthuung zu verschaffen. Dem Hofe war niemand zu nahe getreten. Aber

Besorgnis wegen Östreichs.



Hinterlistigkeit des Königs und des Kronprinzen.

das vorherrschende Gefühl des Königs blieb die Furcht. Er wagte sich nicht ins Freie und sah überall verkappte Mörder, „die das Haus Bourbon ausrotten wollten“. Dabei traute er dem eigenen Sohne, dem Generalstatthalter, nicht über den Weg. Es schien ihm kein Zufall zu sein, daß der Herzog von Calabrien gerade am Tage des Ausbruchs der Revolution in Neapel angekommen war. Ehrlich meinte es weder der eine noch der andere. Der Kronprinz hütete freilich seine Zunge. Er spielte mit Virtuosität den überzeugten Liberalen, teilte „den Stützen des konstitutionellen Thrones“ Fahnen aus, deren Schleifen seine „gleichgesinnte, geliebte Gattin eigenhändig zu sticken sich nicht nehmen lassen wollte“ und täuschte nach Pepes Versicherung, mit Ausnahme weniger Scharfblickender, alle Welt. Der König vertraute dem Vertreter Frankreichs unter vier Augen an, „seine ganze Politik bestehe darin, sich krank zu stellen und die Wiederergreifung der Zügel bis zum Einschreiten der Großmächte zu verzögern.“ Er wandte sich hinterrücks um Hilfe nach Wien und Petersburg und legte im tiefsten Geheimnis einen Protest gegen Eide, die er „das Messer an der Kehle“ geleistet habe, in Metternichs Hände nieder.[1])

Die Revolution in Sicilien.

Inzwischen hatte sich das schwerste Unwetter, das alle Hoffnungen auf eine gute Ernte der revolutionären Aussaat zu vernichten drohte, mit furchtbarer Gewalt schon in Sicilien entladen. Das bourbonische Regiment hatte es nicht verstanden, die Bevölkerung der Insel mit der erzwungenen Union auszusöhnen. Die schwersten socialen Übelstände blieben unberührt, und selbst die Übertragung aufgeklärter Gesetze weckte widerwillige Gefühle. Denn so tief auch die Kluft war, die den Adel von der Masse trennte, so mißgünstig Städte wie Messina und Catania auf die alte Hauptstadt Palermo hinblickten: in dem heißen Verlangen der früheren Unabhängigkeit waren alle Sicilianer, die politisch denken konnten, durchaus einig. Vielen und namentlich einem Teile des Adels, galt die Verfassung von 1812 als einzig gegebene und angemessene Formel für Befriedigung dieses Verlangens. So waren auch die sicilianischen Fürsten Villafranca und Cassaro gesinnt, die den Kronprinzen bei seiner Heimkehr nach Neapel begleitet hatten. Als die Verkündung der spanischen Verfassung für den Gesamtstaat beschlossen war, erhoben sie mit anderen in Neapel anwesenden namhaften Landsleuten Einspruch und forderten Berufung des sicilianischen Parlamentes. Den Ministern schleuderte der erbitterte Cassaro das Wort zu: „Lieber wollen wir Tunis unterworfen sein als euch.“ Aber die neuen Inhaber der Gewalt nahmen diesen Widerstand nicht ernst. Auch der Kronprinz-Generalstatthalter tadelte, seiner Rolle getreu, die beiden sicilianischen Fürsten

[1]) Berichte Narbonnes 9. 22. 31. August. Fontenays 30. Sept. 1820. Arch. Paris. — König Ferdinand an Kaiser Franz 15. August. Metternich an Zichy 7. Okt. 1820. Arch. Wien.

laut, weil sie so närrisch seien, ihre Verfassung der freieren spanischen vorzuziehen. Vertraulich soll er ihnen seine tiefe Abneigung gegen das Machwerk der Cortes kundgegeben haben. Vom König soll sogar Villafranca mündlich beauftragt worden sein, dem General Naselli, der erst seit kurzem die Statthalterwürde in Sicilien bekleidete, die Proklamirung der Verfassung von 1812 zu befehlen. Wie immer es sich damit verhalten mag: für den Gang der Ereignisse blieb es gleichgiltig. Denn ehe noch Villafranca in Sicilien anlangte, war der Sturm dort zum Ausbruch gekommen.

Verkündigung der spanischen Verfassung in Messina.

Die erste Nachricht der neapolitanischen Vorgänge erhielt man durch den optischen Telegraphen in Messina. Der Kommandant zögerte mit der Proklamirung der spanischen Verfassung. Aber die Garnison, in der die Carboneria viel Anhang hatte, riß die Bevölkerung mit. Seines Lebens nicht mehr sicher, gab der Kommandant hierauf nach. Die Cortesverfassung ward ausgerufen, den Staatsgefangenen der Kerker geöffnet, weitere Ruhestörung durch die bewaffnete Macht verhindert. Anders in Palermo, wohin erst am 14. Juli die Kunde des großen Umschwunges gelangte. An diesem Tage landete ein von Neapel kommendes Schiff, dessen Passagiere und Matrosen alle mit der dreifarbigen Kokarde der Carboneria geschmückt waren. Es war der Vorabend des Festes der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin der Stadt, zu dem, wie alljährlich viel Volk herbeigeströmt war. Sofort bemächtigte sich der Masse ein Freudenrausch. Sie schmückte sich mit den drei Farben, denen erst später als unterscheidendes sicilianisches Kennzeichen, ein gelbes Band zugefügt wurde. Inmitten des Taumels trat eine Anzahl von Adligen und Bürgern zusammen, um zu beraten, wie man die Verfassung von 1812 zurückgewinnen könne. Aber die neapolitanische Besatzungstruppe, von demselben Geist beseelt wie die Messinas, schüchterte sie mit der Androhung von Waffengewalt ein.

Freudenrausch in Palermo 14. Juli.

Aufruhr in dieser Stadt 15. 16. Juli.

Am folgenden Tag erfuhr man aus einer Proklamation des Statthalters die Verfassungszusage des Königs. Allein, sei es aus Versehen oder vorsätzlich: es blieb verschwiegen, daß die spanische Verfassung gemeint sei. Dadurch wurde widersprechenden Gerüchten freier Spielraum gewährt. Als sich der Statthalter zur üblichen feierlichen Messe begab, rief das Volk ihm zu „es lebe die Unabhängigkeit", das Militär „es lebe die Verfassung". Er antwortete mit einem „Hoch der König". „Unabhängigkeit" und „Cortesverfassung", denn nur diese war von den Soldaten gemeint, schlossen sich freilich aus. Indessen so wenig wußten die aufgeregten, verhetzten Volkshaufen, um was es sich handelte, daß sie abends mit den Soldaten fraternisirten, die lärmend die festlich geschmückte Hauptstraße, den Cassaro, durchzogen. General Church, erst [illegible] sich vom Festland angelangt und wegen seiner Strenge verhaßt,

befahl den Soldaten, in ihre Kasernen zurückzukehren. Dies gab das Signal zum Aufruhr. Kaum vermochten die Adjutanten des Generals ihn aus dem Getümmel zu retten. Während er flüchtete, stürmte der Pöbel seine Wohnung und steckte das Mobiliar in Brand. Am nächsten Morgen fanden mit Erlaubnis des Statthalters Naselli drohende Volkshaufen im Fort Castellamare Einlaß, wo ihnen ein Vorrat von 14000 Flinten in die Hand fiel. Danach wurden die Bureaux der Stempel- und Registersteuerbehörden verwüstet, die Häuser von Mißliebigen geplündert, einer Bildsäule des Königs der Kopf abgeschlagen.

Mißgriffe des Statthalters Naselli.

Der Statthalter hatte bis dahin eine so unglaubliche Nachsicht gezeigt, daß er dem Verdachte nicht entgangen ist, er habe falsches Spiel spielen wollen. Sein Plan soll gewesen sein, um den neuen Machthabern Neapels Verlegenheiten zu bereiten, unter dem Scheine der Begünstigung sicilianischer Unabhängigkeit, eine Gegenrevolution auf der Insel hervorzurufen. Auch ließ er sich am Abend des 16. Juli von einer rasch gebildeten Giunta patriotischer Männer zu dem Versprechen drängen, in Neapel die Einsetzung einer selbständigen sicilianischen Regierung erbitten zu wollen. Eine Proklamation sollte den Palermitanern diese frohe Botschaft verkünden, eine Bürgergarde für die Herstellung von Ordnung und Sicherheit sorgen. Allein sei es, daß Naselli fürchtete, der Bewegung nicht mehr Herr werden zu können, sei es, daß er planlos Unklugheit auf Unklugheit häufte: die erwartete Proklamation blieb aus. Statt dessen vernahm man, daß in der Nacht die bürgerliche Besatzung wieder aus dem Fort Castellamare und anderen ihr eingeräumten Plätzen vertrieben worden sei. Mehr als das: am Morgen des 17. Juli sah man eine starke Truppenmasse vom königlichen Schloß aus zum Gefecht vordringen. Ein scheinbarer Gegenbefehl, den mehrere angesehene Männer vom Statthalter erwirkten, wurde mit Schüssen beantwortet. Auch Frauen und Kinder an den Fenstern und auf den Balkonen wurden von den Kugeln getroffen. Hierauf begann unter dem Geläute der Sturmglocken ein wütender Kampf, von dem sich die erschreckten höheren Stände fast ganz fernhielten. Die erbitterte Masse, verstärkt durch befreite Gefangene, kannte kein Erbarmen. Es fehlte ihr nach der leichtfertigen Überlassung der 14000 Flinten nicht an Waffen. Ein herkulischer Franciskaner namens Vaglica, der die Kutte abwarf und sich als Oberst an die Spitze der Handwerker stellte, brachte sogar eine Kanone herbei. Mehrere Stunden währte das Gemetzel, bis die entmutigten, auf den Schloßplatz zusammengedrängten Soldaten nach allen Richtungen flüchteten. Auch die Besatzung des Forts Castellamare suchte das Weite. Drei Generäle wurden, gebunden und mißhandelt, in den Kerker geworfen. Der Statthalter hatte sich auf ein Schiff retten können. Als der Kampf vorüber war, drang ein verheerender Schwarm, von losgeketteten Galeerensklaven ge-

Straßenkampf 17. Juli.

Flucht des Statthalters.

führt, in den königlichen Palast und in die Häuser von Beamten ein, um sie vollständig auszurauben. Das Gesindel fühlte sich auch noch am 17. Juli als Herrn der Stadt. Verbrecher aller Art traten mit der wegen ihrer Unbotmäßigkeit berüchtigten Zunft der Gerber zu einer Schreckensgarde zusammen. Die Fürsten Cattolica und Aci, beide des Verrates bezichtigt, der zweite außerdem angeschuldigt, als Praetor (Bürgermeister) Palermos seine Amtsgewalt gröblich mißbraucht zu haben, wurden aus ihren Verstecken aufgescheucht und in barbarischer Weise getödtet. Von der Villa des Fürsten Aci blieb kein Stein auf dem anderen stehen. Der greise Kommandant der Invaliden wurde niedergeschossen, da er seinen Degen nicht abgeben wollte. Der Direktor der Sternwarte, der die berühmte Anstalt vor der Verwüstung zu retten suchte, entging kaum dem gleichen Schicksal.

Schreckensherrschaft.

Erst am 18. Juli, als eine gewisse Ermüdung der Mörder und Räuber eintrat, beriefen der Praetor und die Zunftkonsuln Persönlichkeiten von bekanntem Namen zu einer Giunta, die sich mit der provisorischen Regierung belasten sollte. Sie konnte aber nur unter der Aufsicht des bewaffneten Volkes tagen und war ganz auf die Beihilfe der Zunftmeister und des robusten Vaglica angewiesen. Während ihrer ersten Sitzung im erzbischöflichen Palast erschienen schreiende Scharen von Sträflingen mit der ungestümen Forderung vollständiger Amnestie. Der Erzbischof-Kardinal Gravina mußte sich wohl oder übel dazu verstehen, zum Beweise der Absolution vom Balkon herab das Zeichen des Kreuzes über sie zu machen. Indessen, noch jüngst in Madrid eine Stütze der Kamarilla (s. o. S. 9) und ein Freund des ermordeten Aci, blieb er der Masse verdächtig. Er gab den Vorsitz der Giunta mit Freuden an den endlich anlangenden Fürsten von Villafranca ab. Auch Villafranca, so viel Vertrauen er damals genoß, konnte das Mitregieren der Zunftmeister und ihres Anhanges nicht hindern. Von der Verfassung des Jahres 1812 wollten diese Volksmänner nichts wissen. Aber mit dem Verlangen einer unabhängigen Regierung unter einem königlichen Prinzen waren sie ganz einverstanden. Dies Verlangen sollte durch eine nach Neapel entsandte Deputation dort angebracht werden. Zugleich wurden alle übrigen Städte der Insel aufgefordert, sich nach dem Vorgang der Giunta zu richten. Im Hintergrund stand die Absicht, ein Sonderparlament in Palermo zu versammeln.

Provisorische Regierung 18. Juli.

Mit Entlassung der Konskribirten, Öffnung der Gefängnisse, Zerstörung der Amtsgebäude, auch mit Rauben und Brennen ward allerdings das Beispiel Palermos hier und dort befolgt. Aber die Schreiben der Giunta wurden an vielen Stellen zurückgewiesen und ihre Boten festgehalten, wenn die umherstreifenden Banditen sie überhaupt an ihre Bestimmungsorte gelangen ließen. Wo neapolitanische Garnisonen lagen, drängten

Wilde Zustände in anderen Teilen der Insel.

sie auf festen Anschluß an die heimatliche Regierung. Messina wollte sich Befehlen, die aus Palermo kamen, nicht beugen. Caltasinetta, nach der neuen Verwaltungsordnung zum Hauptort einer Provinz erhoben, fürchtete durch Nachgiebigkeit gegen die palermitanische Giunta diesen Vorzug wieder zu verlieren. Aus solchen Zwistigkeiten entsprangen blutige Fehden, welche die ganze Wildheit des geknechteten und verwahrlosten Volkes offenbarten. Nicht genug an der Feindschaft von Sicilianern und Neapolitanern: die Insulaner zerfleischten sich selbst in brudermörderischen Kämpfen, bei denen häufig die abgefeimtesten Bösewichte ihre Rechnung fanden.

Erbitterung in Neapel.

Die Machthaber in Neapel wurden durch diese Vorgänge in der Hoffnung bestärkt, ohne etwas Bedeutendes von der Reichseinheit opfern zu müssen, das abgefallene Palermo zum Gehorsam zurückführen zu können. Beim ersten Eintreffen der Schreckensnachrichten aus dieser Stadt hatte die Erbitterung gegen sie in Neapel keine Grenzen gekannt. Der Generalstatthalter hatte sie mit schweren Strafen bedroht und sich geweigert, die Abgesandten der Giunta zu empfangen. Allmählich lenkte man ein. Die Minister stellten, ohne genauere Festsetzungen, eine gesonderte Verwaltung für Sicilien in Aussicht, wenn sie von der Mehrheit der Bevölkerung nach ihren Gemeinden gewünscht werde und den monarchischen Zusammenhang beider Länder nicht zerreiße. Zugleich aber entsandten sie Florestan Pepe mit 9000 Mann, um der Anarchie zu steuern und den Widerstand Palermos zu brechen. Seine Instruktionen ermächtigten ihn, den Sicilianern eine gesonderte Repräsentation zuzugestehen, vorausgesetzt, daß die Einheit von Heer, Marine, diplomatischer Vertretung gewahrt, sowie der Betrag der Abgaben und der Civilliste vorher festgestellt werde. Florestan Pepe übernahm die ihm zugedachte Aufgabe schweren Herzens. Nachdem er sich aber dazu verstanden hatte, suchte er seine militärischen Pflichten mit den politischen Absichten seiner Vollmachtgeber, so viel wie möglich, in Einklang zu bringen. Er rückte, von einem Geschwader begleitet, der Küste entlang unaufhaltsam nach Westen vor. In Cefalu übergab ihm eine Abordnung der Palermitaner die gewünschte Adresse zu gunsten der Unabhängigkeit, hinter der nach einer beigefügten Liste über eine Million Sicilianer stehen sollte.[1] Er fand die Vorschläge des Ausgleiches ziemlich übereinstimmend mit seinen Instruktionen, setzte aber seinen Marsch nach Termini fort. Hier vereinbarte er mit dem Vorsitzenden der Giunta, dem Fürsten Villafranca,

Entsendung eines Heeres unter Florestan Pepe.

[1] Man wird es F. Pepe nicht verübeln dürfen, daß er dieser Angabe nicht ohne weiteres Vertrauen schenkte. Die Vorwürfe, die Amari in seinen Anmerkungen zu Palmieri: Saggio storico, 1847, ihm macht, erscheinen nicht gerechtfertigt, die a. a. O. S. 384 behauptete Existenz doppelter Instruktionen ist nicht bewiesen. Vgl. Luigi Palma: Il tentativo costituzionale del 1820 a Napoli (Nuova Antologia LVI. 1895).

Gewährung allgemeiner Amnestie, vorläufige Regierung der Insel durch die Giunta, Entscheidung der Unabhängigkeitsfrage durch ein zu diesem Zweck zu berufendes Parlament. Aber Pepes Weigerung, vor dem Einzug in das rebellische Palermo diese Zugeständnisse in die Form eines schriftlichen Vertrages zu kleiden, und seine Drohungen gegen alle, die den Vormarsch der Truppen hindern würden, riefen dort einen neuen Sturm hervor.

Seine Angriffe auf Palermo 26. Sept.

Die argwöhnische Masse empörte sich gegen die Giunta, zersprengte die Bürgergarde, verwüstete den Palast Villafrancas. Sie riß die Zügel an sich und machte sich zur Abwehr bereit. Der Glaube, verraten zu sein, entflammte sie zur wildesten Kampfbegier, als Florestan Pepe am 26. September den Angriff eröffnete. Auch seine Truppen verübten Thaten grauenvoller Wildheit, die er nicht hindern konnte. Aber schwach an Zahl, umschwärmt von bewaffneten Banden, ohne genügende Lebensmittel und Munition, gerieten sie in eine bedrängte Lage. Durch ein Bombardement der Stadt sich zu helfen, widerstrebte ihm. In ihren Mauern that sich währenddessen Verbrechergesindel, unter dem Vorwand, Waffen zu suchen und die Feinde des Volkes zu strafen, mit Stehlen und Morden gütlich. Inmitten dieser erschreckenden Zustände wußte der greise Fürst von Paterno, seit langer Zeit ein Liebling der kleinen Leute, durch schlaue Mischung von Schmeichelkünsten, Prahlerei und Possenhaftigkeit sich ein gebietendes Ansehen zu verschaffen. Zuerst predigte er mit meisterhafter Verstellung den Kampf bis aufs Messer. Alsdann spiegelte er der vertrauenden Masse vor, er werde dem neapolitanischen General einen ihn demütigenden Frieden abzwingen. Hierauf schloß er am 5. Oktober an Bord eines englischen Kutters mit Florestan Pepe einen Vertrag, der den Truppen allerdings nur die Forts und Batterieen einräumte, sie aber dadurch zu Herren der Stadt machte. Die in Termini gegebene Zusage der Amnestie blieb bestehen. Den Vorsitz einer provisorischen Regierungsgiunta sollte Paterno erhalten. Über das künftige Verhältnis Siciliens zu Neapel ward bestimmt, die spanische Verfassung solle auch für Sicilien gelten, mit Vorbehalt der Änderungen, die ein Gesamtparlament oder ein Sonderparlament beschließen werde. Um sich über die Frage auszusprechen, ob man jenes anerkennen oder dieses fordern wolle, sollte eine Versammlung sicilianischer Abgeordneten, zu der jede Gemeinde nur einen zu wählen hätte, vom Generalstatthalter berufen werden. Nach Wilhelm Pepes Ansicht war dieser Artikel ein Meisterstück seines Bruders. Denn da hiernach das volkreiche Palermo auch nur durch einen einzigen Abgeordneten vertreten sein sollte, ließ sich für die Beratung der wichtigsten staatsrechtlichen Entscheidung die wirksamste Eindämmung des Einflusses dieser Stadt erhoffen. Anders aber lautete das Urteil des Parlamentes in Neapel, das am 1. Ok-

Sein Vertrag mit Paterno 5. Okt.

tober mit großem Pomp in der Kirche zum Heiligen Geist eröffnet worden war.

Zusammentritt des Parlamentes in Neapel. 1. Okt.

Bei den Wahlen hatte man, mit Abkürzung der vorgeschriebenen Fristen, die Bestimmungen der Cortesverfassung zugrunde gelegt. Dies ergab für die festländische Bevölkerung, die vorläufig allein vertreten war, ein Parlament von 72 Mitgliedern: unter ihnen zahlreiche Advokaten, Ärzte, Geistliche, Beamte, aber nur zwei Adlige. Die Carboneria besaß selbstverständlich nicht wenige Anhänger in der Versammlung. Zu ihnen gehörten waghalsige Schwärmer, denen die Cortesverfassung noch nicht radikal genug war. Gemäßigte, wie der sehr verdiente, erst 1818 aus der Verbannung heimgekehrte Jurist Giuseppe Poerio, oder Pasquale Borelli, der gewandte Polizeidirektor, konnten gegen sie nicht aufkommen. Übrigens war von einer scharfen Parteischeidung so wenig die Rede, daß man nach der Versicherung des französischen Gesandten verabredet hatte, „damit es keine Rechte und Linke gäbe“, jeden Tag die Plätze zu wechseln.[1]) Im ganzen herrschte in der Versammlung die Neigung der Schönrednerei. Nüchternes Erfassen der Wirklichkeit war den begeisterten Volksvertretern in der Regel unmöglich. Dem König kam es sehr hart an, seinen abgelegenen Zufluchtsort Capodimonte zu verlassen, um das Parlament persönlich zu eröffnen. Aber er spielte seine Rolle meisterhaft, als er nochmals mit erhobener Stimme den Eid auf die Verfassung ablegte. Hierauf verlas der Präsident Matteo Galdi eine schwülstige Ansprache, in der „die wiederauferstandenen Zaleukos, Archytas, Archimedes“ sich prachtvoll ausnahmen. Der Generalstatthalter folgte mit dem Vortrag einer wohlgesetzten Eröffnungsrede, nach deren Schluß er seinen Vater umarmte und küßte. Als sich die Wogen der Begeisterung gelegt hatten, trat Wilhelm Pepe vor, um wie ein zweiter Washington, sich des Oberbefehles zu entäußern. Der König dankte ihm für die bisher geleisteten Dienste und fuhr unter einem Regen von Blumen in seinen Palast zurück. Von da rettete er sich baldmöglichst wieder aufs Land, während das Parlament seine Arbeit begann.

Aufhebung des von F. Pepe geschlossenen Vertrages 15. Okt.

In den ersten Sitzungen hörte man die Berichterstattung der einzelnen Minister. Danach beschäftigte man sich mit der Neubildung des Staatsrates. Bald lenkten die Angelegenheiten Siciliens die ungeteilte Aufmerksamkeit auf sich. Der Vertrag, den Florestan Pepe mit Paterno abgeschlossen hatte, wurde bekannt, zugleich aber auch ein Protest der Bürger Messinas, der Nebenbuhlerin Palermos. Es hatte dessen nicht bedurft, um einem leidenschaftlichen Ankläger „der Horde von Mördern und Rebellen“ den Mund zu öffnen. Das Parlament forderte Abberufung Florestan Pepes, der seine Instruktionen überschritten habe, Vernichtung des Vertrages, der die Ehre der Nation wie des Heeres

[1]) Bericht Fontenays 28. Sept. 1820. Arch. Paris.

beschimpfe und das Reich in zwei Teile zu zerreißen drohe. Die Minister gaben Florestan Pepe preis. Er bezeigte seine Entrüstung durch Ablehnung eines ihm verliehenen hohen Ordens und räumte seinen Platz dem General Colletta. Dieser konnte durch Auflegung von Kontributionen und polizeiliche Gewaltmaßregeln nur einen äußerlichen Gehorsam erzwingen. Ebensowenig gelang es dem fanatischen Menichini, der als Reiseprediger der Carboneria von Neapel entsandt war, die Widerstrebenden zur Abordnung von Vertretern zum dortigen Parlament zu bewegen. Die Kluft zwischen den beiden Reichsteilen erweiterte sich von Tag zu Tag. Auf Schmähschriften von der einen Seite folgten giftige Antworten von der anderen. Im Parlament war die Meinung laut geworden, bei dem Aufruhr Palermos sei das Volk nur Werkzeug, der Adel aber Urheber gewesen. Um ihn zu strafen wurde daher beschlossen, alle Grundstücke der sicilianischen Barone, auf denen die Gemeinden Weide- und Holzungsrecht ausübten, seien ihnen ohne Entschädigung der bisherigen Inhaber, zum Eigentum zu überweisen. Ein anderes Dekret hob den obersten Gerichtshof in Palermo auf. Mit Vorliebe wurde die Meerenge von Messina als „Faro-Strom" bezeichnet. Auf alle Weise ließ man die Sicilianer fühlen, daß sie jeden Anspruch auf Selbständigkeit verwirkt hätten. Diese Art von Politik nötigte zur Erhaltung einer starken Heeresmacht in Palermo und entzog Neapel die Hilfsmittel der Insel. Und doch wäre es von der größten Wichtigkeit gewesen, alle Kräfte zu sammeln. Denn schon stand der gefährlichste Feind auf dem Sprunge, das Werk der Revolution mit Waffengewalt zu vernichten.

Sein Rücktritt. Entsendung Collettas nach Sicilien.

V.

Der Kongreß von Troppau.

Die spanische Revolution und die Großmächte.

So lange die Revolution sich auf die pyrenäische Halbinsel beschränkte, schien sie vor einem Eingreifen der Großmächte gesichert bleiben zu sollen. Allerdings waren ernste Versuche gemacht worden, es herbeizuführen. Noch sah Wellington in den Anfängen der spanischen Umwälzung einen bloßen „Soldatenaufstand", als der Zar schon vorschlug (3. März 1820), durch die Pariser Konferenz, die sich mit den spanisch-portugiesischen Streithändeln befaßte, gemeinsame Gegenmaßregeln zu vereinbaren. Wenige Tage später erfolgte jene bedingungslose Unterwerfung Ferdinands VII., die keine der fremden Regierungen für möglich gehalten hatte. Sie machte überall den tiefsten Eindruck. Nirgendwo war die Bestürzung so groß wie in Paris, wo die Ermordung des Herzogs von Berry und Decazes' Sturz erst eben die Geister fieberhaft erregt hatten. Richelieu fürchtete die ansteckende Gewalt des Beispieles ehrgeiziger Heerführer, denen im Nachbarreich so Großes gelungen war. Die zweideutige Haltung Stuarts, des englischen Gesandten, verstärkte das Gewicht seiner Sorgen. Stuart, den es reizte, Richelieu zu schrecken, erweckte den Glauben, als habe seine Regierung bei den spanischen Wirren die Hand im Spiel. Er sprach von der Möglichkeit, daß die spanische Krone dem Erzherzog Karl angeboten werde, und sagte scherzend zu Talleyrand: „Sie werden Ihre alten Gäste bald wieder in Valençay aufnehmen." [1]) Zwar wurde er von Castlereagh zurechtgewiesen, aber dieser Minister ließ keinen Zweifel daran aufkommen, daß England jeder Art von Einmischung in die spanischen Angelegenheiten widerstrebe. Ebenso riet Wellington von jedem Versuch einer Nachahmung des unheilvollen Vorgehens Napoleons entschieden ab.

Verzicht auf die Sendung Latours in Paris. Frühling 1820.

In der That hatte sich die Regierung Ludwigs XVIII. ein so kühnes Ziel nicht gesteckt. Wohl aber versprachen sich Richelieu und Pasquier nicht wenig von dem Rat einer Änderung der Verfassung, den Ludwig XVIII., als Haupt des bourbonischen Hauses, vertraulich an

[1]) Berichte Vincents 17. 19. 23. März, 27. April 1820. Arch. Wien.

Ferdinand VII. gelangen lassen sollte. Sie empfahlen, „um Spanien zu retten“, eine Annäherung der Cortesverfassung an die Charte, und ersahen Ende März Latour-du-Pin, den damaligen französischen Gesandten im Haag, dem der Boden Madrids nicht fremd war, zum Überbringer dieser Ratschläge. Auch hier wieder kreuzte Stuart, mißtrauisch gegen die Absichten Frankreichs, ihren Weg. Er hatte von dem Plane der Sendung Latours Wind bekommen, bekämpfte ihn aus allen Kräften und setzte seinen Kollegen in Madrid eilig davon in Kenntnis. Dort kam die Sache auch in den Klubs zur Sprache. Man ereiferte sich gegen die Anmaßung einer fremden Macht, die ohnehin übel angeschrieben war. Ein Volksauflauf bedrohte das französische Gesandtschaftshotel und, um die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben, ward in Paris beschlossen, von Latours Mission Abstand zu nehmen.[1])

Russisches Rundschreiben 2. Mai 1820.

In Petersburg dagegen hatte der Verlauf der spanischen Ereignisse die Gelüste der Einmischung bedeutend gesteigert. Alexander, der noch vor kurzem gehofft hatte, die spanische Monarchie eng an sich zu ketten, war über den glänzenden Sieg der Revolution tief empört. Als Zea Bermudez, der Vertreter Spaniens an seinem Hof, die Annahme der Cortesverfassung anzeigte und darauf verwies, daß Rußland 1812 in einem Freundschafts- und Allianzvertrag ihre Gesetzmäßigkeit anerkannt habe, ließ ihm der Zar am 2. Mai durch Nesselrode eine sehr ungnädige Antwort erteilen. Er erklärte, daß er immer gewünscht habe, die Macht des Königs auf beiden Erdhälften durch Einrichtungen edlen und reinen Ursprungs gestärkt zu sehen. Aber er belehrte ihn: „Wenn solche Einrichtungen vom Thron ausgehen, sind sie konservativ; wenn sie aus revolutionären Erschütterungen entspringen, erzeugen sie immer beklagenswerte Wirren.“ Noch schärfer lautete das Urteil des Zaren über das Geschehene in einem Rundschreiben vom gleichen Tage, das den Vertretern Rußlands zur Mitteilung an die auswärtigen Kabinette zuging. Er setzte voraus, daß seine erhabenen Verbündeten mit ihm der Ansicht seien, „das Verbrechen könne nur faule Früchte tragen“. Er hielt dafür, daß sie sich in Aachen durch Aufnahme Frankreichs hätten verpflichten wollen, Europa vor einem Wiederausbruch „des revolutionären Gewitters“ zu schützen. Er schlug ihnen vor, durch die Gesandten der fünf Großmächte dem Vertreter Spaniens in Paris den Text lesen zu lassen. Nur falls die Cortes die Auflehnung verdammen und ein „verständig konstitutionelles Regiment“ begründen würden, sollten die verbündeten Mächte sich bereit erklären, freundschaftliche Beziehungen zu Spanien auf-

[1]) Die Angaben Baumgartens II. 292 Anm. werden vollständig klargestellt durch ein Projet d'instruction pour M. le marquis de Latour-du-Pin s. d., Projet de lettre de Louis XVIII. au Roi Ferdinand s. d. und die Korrespondenz Pasquiers mit Laval Arch. Paris. vergl. Pasquier: Mémoires IV. 492—494.

recht zu erhalten. Es war eine deutliche Drohung, die den spanischen Stolz empfindlich verletzen mußte. Die Befürwortung eines verständig konstitutionellen Regimentes, die an die liberalen Redewendungen des Petersburger Kabinets aus dem Jahre 1819 gemahnte, konnte ihr nichts an Schärfe nehmen.

Allseitige Zurückweisung der russischen Vorschläge.

Indessen zeigte sich sehr bald, daß der Alarmruf des Zaren nirgends ein Echo weckte. Die englische Regierung, seit so langer Zeit die Nebenbuhlerin der russischen in Madrid, wich keinen Schritt von der Ansicht zurück, daß die Allianz der Großmächte nie „als eine Verbindung zur Regierung der Welt oder zur Oberaufsicht über die inneren Angelegenheiten anderer Staaten gedacht worden sei". Die französische, gewitzigt durch den jüngsten Mißerfolg, erklärte eine gemeinsame Intervention nur im Fall der Verletzung von Grundsätzen des Völkerrechtes oder im Fall unverzeihlicher Beschimpfung des Königs für zulässig.[1]) Die östreichische, die wie gewöhnlich die preußische ins Schlepptau nahm, machte in ihrer Antwort nicht einmal solche Möglichkeiten ausdrücklich geltend.

Mißtrauen Metternichs.

Metternich hatte zwar sogleich zugegeben, daß mit den spanischen Ereignissen „eine neue Aera" beginne. Aber er wollte so wenig wie Castlereagh von der Anrufung der Allianz der fünf Großmächte etwas wissen. Genug, wenn das Feuer nicht nach Frankreich übergriff, und der in Aachen insgeheim erneute Vierbund keine Arbeit bekam. Da sich nun Englands Haltung alsbald erkennen ließ, riet er dringend davon ab, „den guten Ruf" des Vierbundes durch Uneinigkeit zu schädigen. „Man muß ihn schonen," schrieb er Zichy, „wie den Ruhm einzelner Persönlichkeiten, der ihre Energie überlebt, wenn man auf jenen Bund auch als Stütze nicht mehr rechnen darf." Indessen blieb ihm der russische Thatendrang so verdächtig, daß er, wie zwei Jahre zuvor (s. I. 326), Preußen für ein geheimes Sonderbündnis zu gewinnen suchte. Als nun gar der geharnischte Aufruf des Zaren vom 2. Mai erging, und der Plan eines neuen Fürsten- und Ministerkongresses sich daran schloß, glaubte er wieder die Spuren der Betriebsamkeit des verhaßten Kapodistrias zu entdecken. Er entwickelte die Lehre, fremde Einmischung habe immer nur in kleinen Gebieten Revolutionen von lokaler Bedeutung aufzuhalten oder zu regeln vermocht. Er widersetzte sich selbst jeder an den König oder an die Cortes zu richtenden Erklärung. Er gab zu erwägen, daß ein Fürstenkongreß, der sich über sein Ziel nicht klar sei, von dem die Westmächte sich vielleicht ausschlössen, die Aufwiegler nur ermutigen würde. Kapodistrias klagte: „Man versteht uns nie . . . jeder glaubt, die Dinge in Spanien gehen lassen zu müssen." Der Zar äußerte unmutig im Gespräch mit dem preußischen Gesandten: „Ihr meint alle, Rußland habe

[1]) Pasquier: Mémoires IV. 509. Pasquiers Weisung an Laval 19. Juli 1820. Arch. Paris.

Hintergedanken" [1]). Aber die Thatsache ließ sich nicht aus der Welt schaffen, daß die Revolution in Spanien vorläufig ungerochen blieb.

Noch weniger hatte sie, obwohl Marialva, Johanns VI. Vertreter in Paris, die Großmächte um Hilfe anrief, [2]) in Portugal etwas von fremder Einmischung zu fürchten. Hingegen wurde sie in Neapel sofort aufs stärkste bedroht. Diesmal war es Metternich, der mit Verleugnung seiner eben erst verkündeten Lehre allen anderen voranging. Schwer getroffen durch den Verlust einer zweiten Tochter, „stürzte er sich", um seine Worte zu gebrauchen, „in seine Aufgabe wie der Verzweifelte auf feindliche Batterieen". Das Nächste war, auf eine Verstärkung der östreichischen Militärmacht im lombardisch=venetianischen Königreich bedacht zu sein. Es sollten noch 50000 Mann über die Alpen geworfen werden: eine Operation, die freilich geraume Zeit kosten mußte. Inzwischen wurde den Höfen von Turin, Modena, Lucca, Florenz, Rom durch ein östreichisches Rundschreiben vom 23. Juli erklärt, Östreich sei nach den Verträgen von 1815 zum Wächter der Ruhe Italiens bestimmt und werde, um sie zu erhalten, im Notfall auch zur Anwendung von Gewaltmitteln schreiten. Ein anderes Rundschreiben (25. Juli) setzte die Regierungen der deutschen Mittel= und Kleinstaaten vom gleichen Entschluß in Kenntnis, versicherte aber, daß Östreich auf thätigen Beistand der deutschen Bundesgenossen keinen Anspruch mache. Von den Großmächten, denen Östreichs Standpunkt vor Augen geführt wurde, erschien nur die russische besonderer Beachtung würdig. Selbst damals war der Argwohn gegen geheime Umtriebe russischer Agenten in Italien nicht ganz aus Metternichs Seele gewichen. Er beklagte sich über lose Reden russischer Reisender und wollte wissen, daß die Carbonari aussprengten, sie hätten russische Hilfe zu erwarten. Sein Popanz blieb Kapodistrias. Aber er rechnete auf die Abwendung des Zaren von früheren „Irrtümern".

Veränderte Haltung Metternichs nach dem Ausbruch der Revolution in Neapel.

Östreichisches Rundschreiben an die italienischen Regierungen 23. Juli 1820.

Ein schmeichelhafter Brief, den er ihm durch seinen Kaiser schreiben ließ, drückte die Hoffnung auf eine unmittelbare persönliche Verständigung beider Monarchen aus. Mit einem Seitenblick auf die Fesseln „des konstitutionellen Regimentes" in England und auf die „vielfachen Verlegenheiten" des Königs von Preußen äußerte Kaiser Franz: „Eure Majestät und ich: wir sind heute die einzigen Souveräne, die Freiheit des Handelns besitzen" [3]). Gleichzeitig that man in Wien alles, um die Feindseligkeit

Schreiben des Kaisers Franz an den Zaren 25. Juli 1820.

[1]) Weisungen Metternichs an Zichy 12. April, an Lebzeltern 24. Mai, 5. Juni 1820. Berichte Zichys 25. April, 24. Juni, Lebzelterns 29. Juli 1820. Arch. Wien.

[2]) Marialva an die Bevollmächtigten der Großmächte 7. Sept. 1820 (Beilage zum Bericht Vincents 11. Sept. 1820). Weitere Hilfsgesuche und Klagen in Marialvas Korrespondenz mit Metternich z. B. Briefe vom 6. Okt.. 10. 24. Nov. 1820. Arch. Wien.

[3]) Weisung an Lebzeltern 28. Juli 1820. Kaiser Franz an Kaiser Alexander 25. Juli 1820. Arch. Wien.

Feindseligkeit gegen Neapel.

gegen die neuen Machthaber Neapels so stark wie nur möglich zu betonen. Im „östreichischen Beobachter" war die Gewährung der Cortesverfassung sofort mit dem Kraftwort begrüßt worden, daß sich „der Geist des Verderbens" zum Herrn Neapels gemacht habe. Dasselbe bekam Fürst Cariati bei einer Sendung nach Wien zu hören. Dem Herzog von Serra-Capriola, der Handschreiben König Ferdinands und seines Sohnes mit der Anzeige des vollzogenen Umschwunges überbringen sollte, wurde der Zutritt in die Hofburg geweigert. Dem Fürsten Cimitile, der das Dasein der neuen Regierung Neapels vor Metternich rechtfertigte, wurde von ihm ins Gesicht gesagt, es gebe keine andere Sühne des Geschehenen als Rückgabe der Macht an den König und kriegsgerichtliches Verfahren gegen Pepe, wobei man auf die östreichischen Bayonette zählen könne.

Befürchtung der Ausbreitung des konstitutionellen und nationalen Gedankens.

Die Gründe dieses schroffen Auftretens waren klar. Nach Metternichs Erwägung stand mehr auf dem Spiel als der Bruch jenes Geheimvertrages von 1815, der den König beider Sicilien binden sollte, in seinem Reiche die unumschränkte Regierung zu erhalten (s. I. 275). Es galt, zu verhindern, daß der Vorgang Neapels andere Staaten nach sich reiße, und daß mit dem Gedanken verfassungsmäßiger Freiheit auch der Gedanke nationaler Einheit Eroberungen mache. Dies erschien auch anderen geradezu als ein Verbrechen. Cavour und Bismarck standen noch im Knabenalter, als von Berlin aus den Carbonari der Vorwurf zugeschleudert wurde: „Sie erstreben nichts Geringeres als vollkommene Einheit und Unabhängigkeit Italiens." [1]) Zwar hatte sich die Revolution von jedem Versuch einer Propaganda ferngehalten. Als im Juli die päbstlichen Enklaven Benevent und Pontecorvo, von der Bewegung ergriffen, Rom den Gehorsam kündigten, verbot die Regierung Neapels allen Unterthanen aufs strengste, sie zu unterstützen. Sie wies das Begehren der Aufnahme jener Gebiete entschieden zurück. Keine Abrede war zwischen den Carbonari Neapels und den Gliedern der Geheimbünde in Piemont oder im lombardisch-venetianischen Königreich getroffen. Kein Plan lag vor, der eine allgemeine Erhebung zum Ziele gehabt hätte. Erst im Spätsommer wurden auf Pepes Andringen drei verkappte Boten ins mittlere und nördliche Italien entsandt, um zu erkunden, ob man im Kriegsfall auf Hilfe von Gesinnungsgenossen rechnen dürfe. Ihre Berichte klangen keineswegs ermutigend, so viele feurige Bewunderer der Revolution sie auch angetroffen hatten.

Lage des Kirchenstaates.

Immerhin war Metternichs Furcht vor ihrer Ausbreitung nicht unbegründet. Vor allem erschien der Kirchenstaat gefährdet. Die Abneigung ganzer Provinzen gegen die Priesterherrschaft war eben so offenkundig

[1]) Weisung an Krusemarck 8. Okt. 1820 (Beilage zum 2. Journal der Troppauer Konferenzen). Arch. Wien.

wie die Schwäche des päbstlichen Militärs. Aufrührerische Anschläge bezeugten das Fortbestehen der Geheimbünde. Eine Petition, die nach Neapel abging, forderte schleunige Überschreitung der Grenzen. „Die Regierung, urteilte Niebuhr, hat gar keine Mittel des Widerstandes.“ Das Bedenklichste war seiner Meinung nach die Allianz gewisser „Priester“ und „Jakobiner“, die der Haß, mit dem sie Consalvi verfolgten, einte. Es gab, wie er behauptete, „ehrgeizige Kardinäle, welche die Erhebung ihres Kollegiums zu einem Senat erträumten und die sich schmeichelten, ein Unterhaus im Zaume halten zu können“. Er glaubte an die Ausbreitung der „Konspiration“ und zitterte vor der Wiederholung von Scenen, wie man sie in Palermo erlebt hatte. Man mochte der schwarzsichtigen Phantasie Niebuhrs manches zu gute halten, und Metternich war der letzte, der ihm unbedingtes Vertrauen geschenkt hätte. Aber auch ihm war zu Ohren gekommen, daß man für die Legationen fürchte, und daß mehrere Kardinäle geäußert hätten, wenn nur die katholische Religion die herrschende in Italien bleibe, sei die Regierungsform gleichgiltig.[1]) Demnächst erhielt er Kunde von der wachsenden Aufregung in der Lombardei. „Alles, schrieb Strassoldo aus Mailand, blickt nach Piemont.“ Aber auch dort schien der Boden zu schwanken. Eine gedruckte Ansprache „der Italiener an das piemontesische Heer“ lief um, in der es hieß: „Soldaten, wir empfehlen das Vaterland eurem Mut. Die östreichischen Scharen wollen, daß sich jeder Italiener vor dem deutschen Stock beuge.“ Man entdeckte „Klubs der Unabhängigkeit“ in Turin, Alessandria, Coni und war wegen konstitutioneller Begehren nicht unbesorgt.[2])

Rücksicht auf Lombardei und Piemont.

Kam es nun darauf an, das Feuer möglichst rasch zu löschen, so wäre Metternich nichts erwünschter gewesen, als wenn Östreich freie Hand gehabt hätte, nach Belieben allein zu verfahren. „Hätten wir, sagte er später dem Herzog von Modena, nur sofort 20000 Mann marschbereit am Po gehabt, wir hätten die Revolte in Neapel ohne Zweifel erstickt, und die Welt hätte uns zu unserem Erfolg beglückwünscht.“ Indessen er mußte sich gedulden und auch andere mitreden lassen. Zunächst bezeigten mehrere der italienischen Höfe wenig Lust, Östreich das Recht zuzuerkennen, als bestallter Wächter der Ruhe Italiens aufzutreten. Fossombroni erklärte eine Besetzung Toscanas für ganz unnötig, und der Großherzog verwies dem Grafen Ficquelmont jede Verdächtigung der Treue seiner Unterthanen. In Rom hielt die Furcht vor dem Er-

Unmöglichkeit selbständigen Vorgehens Östreichs.

[1]) Lebensnachrichten und Berichte Niebuhrs 12. Juli (S. Anhang II vgl. Ranke: Consalvi S. 132) 5. 26. Juli 2. 9. 30. August 1820. Bericht Krusemarcks 12. Aug. 1820. Arch. Berlin. — Weisung an Zichy 17., Bericht Werners 26. August 1820. Arch. Wien.

[2]) Gli Italiani all' Esercito Piemontese. (Beilage zum Bericht Latour-du-Pins, Turin 2. Sept. 1820.) Arch. Paris. — Berichte Strassoldos 2. August, Starhembergs 11. 23. Sept. 1820. Arch. Wien.

scheinen der Neapolitaner der Furcht vor dem Einrücken der Östreicher beinahe die Wage. Nicht als ob Consalvi vor Vergrößerungsplänen Östreichs besorgt gewesen wäre. Aber die Möglichkeit der unbestimmten Dauer einer fremden Okkupation hatte etwas Beängstigendes.

Geneigtheit Preußens und Englands.

Sodann waren nicht alle Großmächte gesonnen, sich mit einer bloßen stillschweigenden Billigung eines östreichischen Kreuzzuges gegen die revolutionären Ketzer zu begnügen. Von ihrer Verdammung schloß sich allerdings keine aus. Aufs stärkste äußerte Friedrich Wilhelm III. seinen Abscheu vor dieser „Handvoll von Verschwörern". „Ich bin geneigt zu glauben, sagte er nach Wittgensteins Bericht, daß auch bei uns einige Leute die Rolle Pepes spielen möchten, aber ich würde meine Ehre und meine Rechte mit dem Degen in der Hand verteidigen, statt mir von meinen Soldaten und Unterthanen Vorschriften machen zu lassen." Metternich suchte ihn auf „der richtigen Linie" festzuhalten. Er führte ihm zu Gemüt, das neue Beispiel eines Militäraufstandes sei „besonders furchtbar für Preußen". Er mahnte ihn, während Östreich seine Blicke nach Italien wende, „die Ruhe des deutschen Bundes zu überwachen" und hatte die Genugthuung, der vollsten Übereinstimmung des Berliner Kabinets versichert zu werden. Auch in London war man an der leitenden Stelle sehr zufrieden damit, wenn Östreich auf eigene Faust in Neapel einschritt. Castlereagh gab sein Wort, selbst die Sicilianer hätten nichts von der Anrufung englischen Schutzes zu hoffen, und Wellington wünschte, daß 80000 östreichischer Weißröcke je eher je lieber „ein Exempel statuiren" möchten. Die englische Regierung, die sich vor dem Parlament zu verantworten gehabt hätte, sollte ganz aus dem Spiel bleiben.[1])

Widerstreben Frankreichs und Rußlands.

Anders aber dachte man in Paris und Petersburg. Hier wie dort wollte man Östreich einen Zügel anlegen. Es wäre, wie Pasquier in einer Denkschrift ausführte, verlockend für Frankreich, Östreich zuvorzukommen, sich in Italien an die Spitze der konstitutionellen Bewegung zu stellen und zu diesem Zweck ein Heer dorthin zu senden. Aber dadurch würde man vielleicht den Revolutionären beider Länder nur in die Hände arbeiten. Folglich war ein anderer Weg zu betreten. Ludwig XVIII. nahm es auf sich, „als Haupt der bourbonischen Familie, als erster Fürst, der seinem Volk Einrichtungen gegeben hat, die alle anderen zu wünschen scheinen", die Aufmerksamkeit seiner Verbündeten auf die bedenkliche Lage Italiens zu richten. Er hielt in Neapel, wo es nicht, wie in Spanien, schon früher eine Verfassung gegeben, und wo die Regierung sich keiner Härte schuldig gemacht habe, eine Intervention für berechtigt. Er billigte auch Östreichs Rüstungen. Er forderte aber, daß die Ver-

[1]) Berichte Zichys 20. Juli, Esterhazys 30. Juli, 29. August, Weisungen an Zichy 15. 28. Juli, 17. August 1820. Arch. Wien. — Bernstorff an Metternich 8. August 1820. Arch. Berlin.

wendung dieser Streitkräfte durch eine gemeinsame Erklärung der fünf Mächte gleichsam „legitimirt" werde. In diesem Sinn wandte sich Richelieu (10. August) an die großen Höfe. „Man muß," fügte er in einem Schreiben an Kapodistrias hinzu, „den Völkern klar machen, daß es sich nicht um einen Krieg gegen sie oder gegen Grundsätze handelt, sondern um Unterdrückung einer Militärrevolte, deren ungeheure Tyrannei Europa in die Barbarei zurückwerfen würde."

Russischer Vorschlag eines Kongresses.

Mit Freuden ging der Zar auf Frankreichs Vorschlag ein. Er erweiterte ihn zu seinem Lieblingsplan der Berufung eines neuen Fürsten- und Ministerkongresses, der im Namen Europas sprechen sollte. Metternich war diese Wendung unerwünscht, da er sich die Hände nicht binden lassen wollte. Auch fürchtete er aus guten Gründen, daß die englische Regierung ihre Teilnahme weigern würde. Daher widerriet er in einer Denkschrift vom 28. August, durch die er Frankreichs Vorschlag beantwortete, „eine förmliche Vereinigung". Statt ihrer empfahl er einen „Centralpunkt" in Wien zu schaffen, der sich aus bloßen Gesandtenkonferenzen ergeben hätte. Indessen der Zar, den Kapodistrias zur Eröffnung des polnischen Reichstags nach Warschau begleitete, kam dort zum festen Entschluß, die Einladungen zu einer Zusammenkunft an die vier Großmächte ergehen zu lassen.[1])

Aufnahme des Vorschlags durch die Mächte.

War sie nun unabwendbar, so hätte Metternich sie am liebsten in der Hauptstadt seines Kaisers gesehen. Auf Wunsch des Zaren wählte man jedoch das kleine Troppau im östreichischen Schlesien zum Stelldichein, das von Warschau wie von Berlin aus leichter zu erreichen war. Friedrich Wilhelm III. ließ sich zur Zusage seines Erscheinens bestimmen, wennschon ihn zunächst der Kronprinz vertreten sollte. In London aber, wo den Ministern ohnehin eben damals der Proceß der Königin die größten Schwierigkeiten bereitete, erklärte man sich im voraus durch nichts gebunden, was in Troppau beschlossen werden möchte. „Wir haben," sagte Castlereagh dem östreichischen Gesandten, „volles Vertrauen zu euch. Aber wir können nicht zugeben, daß man wähne, ihr handeltet im Namen der anderen Großmächte." Er widersprach der kühnen russischen Theorie, derzufolge England durch den Vertrag vom 20. November 1815 und durch das Aachener Protokoll vom 15. November 1818 verpflichtet sein sollte, die Bekämpfung der Revolution schlechthin, also auch in Neapel, zu billigen. Würde Lord Stewart, Castlereaghs Bruder, der englische Gesandte in Wien, nach Troppau abgeordnet werden, so sollte er die Protokolle entweder nur zur Kenntnis nehmen oder mit Vorbehalt unterzeichnen.

[1]) Dictée de M. Pasquier (vgl. Pasquier: Mémoires IV. 519). Mémoire confidentiel lu et approuvé du Roi le 9. aôut. Richelieu an Metternich 10. August, an Kapodistrias 10. 19. 29. August. Berichte Caramans 21. August, 11. 20. 26. 30. Sept. Weisung an Caraman 26. Sept. 1820. Arch. Paris.

Unleugbar fühlte sich die französische Regierung zur Annäherung an den Standpunkt Englands gezwungen. „Unsere konstitutionellen Skrupel," äußerte Pasquier, „gehen zwar nicht soweit, aber wir können nur dahin wirken, daß in Troppau der Geist der Unordnung in Europa bekämpft werde." Da sowohl er wie Richelieu wegen der bevorstehenden Eröffnung der Kammern Paris nicht verlassen wollten, wurden Laferronays und Caraman, die Gesandten in Petersburg und Wien, als Vertreter Frankreichs bei der Troppauer Zusammenkunft ausersehen. Sie hatten den Auftrag, ihr Verhalten nach dem der Bevollmächtigten Englands zu richten. „Sobald diese Macht, um ihr Schweigen zu erklären, die Formen ihrer Regierung anführt, genügt dies, um Frankreich, das denselben Formen unterworfen ist, zu nötigen, dieselben Folgerungen zu ziehen." Auch ein französisches Geschwader, das im Oktober neben englischen Kriegsschiffen auf der Reede von Neapel Anker warf, war an die gleichen Befehle wie dieses gebunden. Es hatte nur, falls der König und seine Familie thätlich bedroht würden, die Linie strengster Neutralität zu verlassen.[1])

Metternichs Rechnung auf den Zaren.

Die Westmächte zogen sich in eine mehr oder weniger abwartende Stellung zurück. Preußen blieb aller Voraussicht nach der getreue Schildknappe Östreichs. Demnach konnte Metternich ziemlich sicher sein, in Troppau nur mit dem Zaren zu schaffen zu haben. Er war der „vortrefflichen moralischen Stimmung" Alexanders gewiß. Er setzte voraus, daß sein Widerwille gegen die „faulen Früchte einer Revolution" seine schwankenden liberalen Anwandlungen zurückdrängen würde. „Dieser Fürst, schrieb er dem etwas besorgten Zichy, braucht nur in der Geschichte seines Reiches zu blättern, um viele Seiten von gewaltsamen Umwälzungen angefüllt zu finden, die von der bewaffneten Macht ausgegangen sind."[2]) Mochte er auch „unabsehbare Debatten", als Folge der „bedauernswerten Gedankenverwirrung" des „Narren" Kapodistrias, befürchten: daß er und somit Östreich aus dem Turnier als Sieger hervorgehen würde, bezweifelte er nicht.

Aufregung in Neapel.

Mit wachsender Sorge hatte die Regierung Neapels währenddes die Feindseligkeiten und Rüstungen Östreichs verfolgt. Am 1. Oktober forderte der Minister Campochiaro in einer energischen Note Aufklärungen von Metternich. Der König und die Nation, beteuerte er ihm, würden sich eher unter den Trümmern des Vaterlandes begraben als sich einem fremden Joch beugen. Unmöglich könne der Geheimartikel des Vertrages

---

[1]) Weisung an Lebzeltern 29. Sept. Berichte Esterhazys 16. 26. Sept., 15. Okt., Vincents 11. Sept., 1. 6. Okt., Zichys 16. Okt. 1820. Arch. Wien. — Pasquiers Weisungen an Caraman 26. Sept., 6. 15. Okt., an Fontenay 11. 13. Okt. Instruktion für Caraman und Laferronays 5. Okt. 1820. Arch. Paris.

[2]) Weisung an Zichy 7. Okt. 1820. Arch. Wien.

vom 12. Juni 1815 eine für ewige Zeiten bindende Kraft beanspruchen. Er teilte die Note dem Parlamente mit und gab hier der Hoffnung Ausdruck, daß auf dem bevorstehenden Kongreß die Wahrheit triumphiren und das Recht Neapels geachtet werden würde. Solche Worte konnten freilich die Erregung der Gemüter nicht besänftigen. Die Wut über Östreichs Vorgehen äußerte sich tausendfältig. Eine Adresse der in Neapel gebildeten Obervendita der Carbonari verlangte Rüstung der Sträflinge nach dem Muster Spartas, das in gefahrvollen Zeiten die Heloten bewaffnet habe. Wilhelm Pepe, der Unentbehrliche, der am 13. Oktober zum Generalinspektor aller Milizen, Legionen und der hauptstädtischen Sicherheitsgarde ernannt ward, entwickelte eine rastlose Thätigkeit. Den Söhnen der „Marser, Samniter und Hirpiner", wie die Insassen einzelner Provinzen wieder bezeichnet werden sollten, wurde ihre Unbesieglichkeit in bombastischen Reden eingeprägt. Die Begeisterung für den Schutz der jungen Freiheit durchdrang nach der Schilderung des gelehrten Pouqueville, der damals in Neapel verweilte, sämtliche Klassen der Gesellschaft. Dies alles trieb Campochiaro vorwärts, Consalvi anzukündigen, beim Durchmarsch der Östreicher durch den Kirchenstaat würden sich auch die Neapolitaner zum Einrücken genötigt sehen.

Pläne einer Verfassungsänderung.

Ihm wie seinen Kollegen war es indessen bei dem von außen drohenden Kriegsunwetter und der von innen drängenden Leidenschaft der Carbonari keineswegs wohl. Sie wünschten sehnlich, durch Änderung der Verfassung beide Klippen zu vermeiden. Hierin begegneten sie sich ganz mit den Plänen der leitenden Staatsmänner Frankreichs. Was bisher in Spanien nicht gelungen war, die Cortesverfassung nach Maßgabe der Charte umzubilden, das hofften sie in Neapel durchgeführt zu sehen. „Es handelt sich nicht nur darum, schrieb Richelieu an Laferronnays, die Macht der Carboneria zu zerstören, man muß auch Einrichtungen feststellen, die Dauer verbürgen." Dadurch, meinte er, werde auch im übrigen Italien den Unruhestiftern, die Östreich bekämpfen wolle, das Handwerk gelegt werden. Er durfte erwarten, daß die Regierung des Zaren diese Ansicht teile. In Neapel wären einige Parlamentsmitglieder wohl bereit gewesen, eine Änderung der Verfassung im Sinne der Charte anzubahnen. Aber die große Mehrheit, erhitzt durch die Drohungen Östreichs und beherrscht durch die allmächtige Verbindung der Carbonari, wollte, wie die spanischen Brüder, die „heilige Urkunde" nicht antasten lassen.[1] Indem man sie den Verhältnissen Neapels anpaßte, ließ man ihren radikalen Grundcharakter ungeschwächt fortbestehen.

[1] Pouqueville an Pasquier 20. Okt. 1820. Berichte Fontenays 18. 23. 31. Okt., 5. Nov. Berichte Blacas', Rom 4. 17. Nov. 1820. Richelieu an Laferronnays 5. 6. 15. Okt. Campochiaro an Consalvi 3. Nov. Consalvi an Campochiaro 7. Nov. 1820. Arch. Paris.

Eröffnung des Kongresses zu Troppau Ende Okt. 1820. Stimmung des Zaren.

Diese Hartnäckigkeit erleichterte Metternich sein Spiel in Troppau. Am 19. Oktober, einen Tag nach Kaiser Franz, langte er, von Gentz begleitet, dort an. Der Zar erschien mit Kapodistrias am zwanzigsten und begrüßte Metternich „wie einen alten Waffenkameraden". In einer mehrstündigen Unterredung fand Metternich ihn „viel vernünftiger geworden". Was er aber nicht erwartet hatte, war, daß auch Kapodistrias, als er ihn sondirte, ganz „auf fester Basis" zu stehen schien und „seine Vergangenheit verdammte". In Wahrheit hatte der russische Minister während seines Aufenthaltes in Warschau einem diplomatischen Sendboten der französischen Regierung Gedanken anvertraut, die zu dem scheinbaren Bekenntnis der Reue wenig paßten. Er hatte ausgeführt, Ludwig XVIII. könne als konstitutioneller Fürst die schönste Rolle spielen, wenn er nach Übereinkunft mit den Führern des gemäßigten Liberalismus in Neapel wie in Spanien seine Vermittlung anbiete. Selbst im Falle des Mißlingens würden die verbündeten Mächte bei einer Intervention dann doch auf die ehrlichen Männer hier wie dort zählen dürfen. Der Zar aber hatte den Vorschlag seines Ministers mißbilligt. Er fand die inneren Zustände Frankreichs noch zu schwankend, als daß man es für jetzt hätte wagen sollen, „dies Reich in besondere Beziehungen zu den revolutionären Staaten zu setzen.„ [1])

Blick auf Frankreich. Geburt des Herzogs von Bordeaux 29. Sept. 1820.

Allerdings schien die Sache der Legitimität durch den ersehnten Prinzen, den die verwitwete Herzogin von Berry am 29. September zur Welt brachte, eine unschätzbare Sicherheit zu gewinnen. Der Jubel der Royalisten war grenzenlos. Man nannte den kleinen Heinrich, der in der Wiege den Titel eines Herzogs von Bordeaux empfing, „das Kind des Wunders" und verglich seine Mutter mit der Jungfrau Maria.

Die Verschwörung vom August 1820.

Allein zur selben Zeit hatte die Polizei alle Hände voll zu thun, um den Fäden einer im August entdeckten Verschwörung auf die Spur zu kommen, deren Teilnehmer, hauptsächlich Officiere von bonapartistischer und Bürger von republikanischer Gesinnung, durch die Triumphe der Revolution in Spanien und Neapel ermutigt worden waren. Ihr gemeinsames Ziel war der Sturz der Bourbonen durch Aufstände an verschiedenen Punkten und eine Erhebung in Paris. Ihr gemeinsames Abzeichen bildete die Trikolore. Schon hatte der Pairshof, zur Aburteilung der Verschwörer berufen, die Einleitung des Processes an die Hand genommen. Die Zahl der Verhafteten schwoll beträchtlich an. Der Bekannteste unter ihnen war Oberst Fabvier, jener ehemalige Adjutant Marmonts. Andere unzweifelhaft Schuldbeladene, wie ein Kapitän Nantil und der Advokat Rey, waren geflüchtet. Vieles blieb und bleibt bis zum heutigen Tag dunkel, so namentlich, wie weit sich Lafayette

[1]) Pasquier: Mémoires IV. 537. Bericht Laferronnays' 15. Okt. Pasquier an Laferronnays 15. Okt. Richelieu an Kapodistrias 15. Okt. 1820. Arch. Paris.

und die übrigen Glieder eines demokratischen „Comité directeur" mit den Verschworenen eingelassen hatten. Aber die Entdeckungen, die man gemacht hatte, erweckten in der Brust des Zaren starke Besorgnisse.

Der Zar und die Polen.

Er war zudem sehr verstimmt wegen des Widerstandes, den mehrere Gesetzentwürfe beim Reichstag in Warschau gefunden hatten. Die Rede, mit der er ihn am 13. Oktober geschlossen, war einer Strafpredigt nicht unähnlich gewesen. Klagend hatte er dem französischen Gesandten sein Herz ausgeschüttet: „Gewährt man den Völkern im voraus einen Teil der Freiheit, die sie mit Gewalt an sich zu reißen suchen, so liegt die Gefahr hart neben dem Heilmittel. In diesem polnischen Volke, das kaum die Unabhängigkeit zurückerhalten hat, finden sich Leute, die Zwietracht säen wollen. Setzte man ihnen nicht unerschütterliche Festigkeit entgegen, so sähe man hier bald Menschen auf der Tribüne, die mit eurem Manuel wetteifern würden."

Kapodistrias und Metternich.

Mit solchen Stimmungen seines Herrn hatte Kapodistrias zu rechnen. Metternich bemerkte, daß er sich „nach dem Winde drehte", wenn auch sehr „wider Willen". Die Folge war ein ermüdendes „Schaukelspiel". Daher hatte Gentz guten Grund, dem vertrauten Pilat zu schreiben: „Kapodistrias ist der eigentliche Knoten. Mit diesem Menschen vorwärts zu kommen, ist mehr als herkulische Arbeit." „Der ganze große Kampf wurde, wie er urteilte, ausschließend zwischen Metternich und Kapodistrias und zwei oder drei Sekundanten geführt". Je zäher der russische Minister sich zur Wehre setzte, desto länger war die hohe Gesellschaft genötigt, in der kleinen langweiligen Provinzstadt zu bleiben, wo es keine Zerstreuungen gab, keine gesellschaftlichen Reize, kaum einen Salon, der den Namen verdiente, und wo jedermann nur den Geschäften lebte. Auch diese wurden auf andere Weise als in Aachen verhandelt. Das Wichtigste ging hinter den Kulissen vor sich. Mit den Gesamtsitzungen war man sparsam. Um den englischen und französischen Vertretern keinen Anstoß zu geben, verzichtete man auf Führung und gemeinsame Unterzeichnung eines förmlichen Protokolles, an dessen Stelle ein von Gentz verfaßtes und unterschriebenes „Journal" treten sollte.[1]) Gleich in den ersten beiden Gesamtsitzungen vom 23. und 29. Oktober entwickelte Metternich das östreichische Programm. Es enthielt, von allen Zuthaten abgelöst, die einfache Forderung, den Einmarsch östreichischer Truppen in Neapel zu billigen. Zu ihrer Begründung diente nicht nur der Hinweis auf die Gefahr einer Aus-

Das östreichische Programm 23. 29. Okt. 1820.

[1]) Ich benutze das im Wiener Archiv aufbewahrte „Journal des Conférences de Troppau" von der Hand Gentz' nebst den Beilagen, Aktenstücke, die Gervinus und H. von Treitschke großenteils der im Berliner Archiv vorhandenen Kopie entnehmen konnten. Die wichtigste Ergänzung boten mir die Akten der Archives des Affaires Etrangères in Paris, bisher namentlich von Duvergier de Hauranne benutzt. Vgl. Pasquier: Mémoires V. 1895, Polovcev: Le duc de Richelieu 1886 und die neuen Mitteilungen aus russischen Quellen bei Martens: Recueil IV. 1879.

breitung des revolutionären Brandes, sondern auch die Vorlage Hilfe erflehender Briefe König Ferdinands IV. und jenes Artikels des östreichisch-neapolitanischen Vertrages von 1815, den Campochiaro bereits Uneingeweihten enthüllt hatte. Von Seite Preußens wurde das östreichische Programm rückhaltlos gebilligt. Da Bernstorff durch die Gicht ans Bett gefesselt war, so hatte Hardenberg für Preußen das Wort zu nehmen. Er erschien Gentz wie „ein Schatten". Übrigens mußte ihm, dessen Verfassungspläne noch immer von Metternich beargwohnt wurden, alles daran liegen, seine Gunst nicht zu verscherzen.

Einspruch Laferronnays'.

Indessen machte der liberal gesinnte Laferronnays lebhafte Einwürfe gegen den östreichischen Antrag geltend. Er bestritt die Zulässigkeit seiner Begründung und die daraus gezogene Folgerung. „In Metternichs Augen, schrieb er nach Paris, bin ich gewiß jetzt auch ein Carbonaro." Die tieferen Absichten seiner Regierung, die auch sein Genosse Caraman nicht kannte, mußte er verschweigen. Richelieu und Pasquier hofften noch immer, daß eine Verfassungsänderung in Neapel „gewissermaßen die reaktionäre Erbsünde abwaschen würde". Wäre das nicht durch französische Vermittlung zu erreichen, so vielleicht durch russische oder durch beide in Gemeinschaft. „Warum, ließ Pasquier in einer vertraulichen Weisung einfließen, sollte der Zar nicht Kapodistrias mit einer solchen Mission betrauen?" [1]) Metternich nahm den Einspruch Laferronnays' nicht leicht. Aber er konnte sich zunächst damit trösten, daß der ihm ergebene Caraman ganz anders redete. „Es giebt, durfte er sagen, zwei Frankreich in Troppau."

Russisches Programm 2. Nov.

Indessen nicht von Frankreich, sondern von Rußland hing die Entscheidung ab. Anfangs schien Kapodistrias noch ein Übergewicht zu behaupten. Man vernahm seine Stimme aus einer russischen Denkschrift vom 2. November. Hier wurde das Recht der Einmischung in Neapel aufs neue aus einer allgemeinen Verpflichtung zum Widerstande gegen die Revolution abgeleitet, die 1815 und 1818 durch die großen Schutzmächte der Ruhe Europas übernommen sein sollte. Schon diese Theorie war Metternich, wie vordem Castlereagh, wegen ihrer Dehnbarkeit anstößig. Viel größeres Ärgernis aber mußte er an den nachfolgenden Sätzen nehmen, welche die konstitutionellen Liebhabereien des russischen Staatsmannes deutlich durchschimmern ließen. Kapodistrias zählte zu den Maßregeln, auf deren Durchführung in Neapel die Großmächte zu dringen hätten: „Herstellung eines Zustandes der Dinge, der die Verwirklichung eines unleugbaren nationalen Wunsches verbürge." Er forderte, wenn es zum Einmarsch der Östreicher, als „eines europäischen Heeres", kommen sollte, bestimmte Versicherung in Form einer Prokla-

[1]) Weisungen Pasquiers an Laferronnays (confid.) 22. 28. Okt. Berichte Laferronnays' 26. 27. 29. 31. Okt. (mit Randnoten Richelieus) 1820. Arch. Paris.

nation, daß man „im Einverständnis mit dem König" eine Regierungsform begründen wolle, die den Neapolitanern den friedlichen Genuß „doppelter Freiheit", nationaler und politischer, ermögliche.

Metternichs Gegenbemerkungen 5. Nov.

In „Bemerkungen zur Auslegung der Verträge" ging Metternich dem Feind am 5. November zu Leibe. „Verbündete können und müssen Ratschläge geben, aber sie dürfen nicht in die Rechte der legitimen Gewalt eingreifen." Er kannte keine nationalen Wünsche, sondern nur „Wünsche der Carbonari und Muratisten". Die Mächte sollten sich nicht „zum Werkzeug der einen oder anderen Partei machen." Ihre Aufgabe bestehe einzig darin, zu sagen: „der vorhandene Zustand muß aufhören, um durch das ersetzt zu werden, was der freie Wille des Königs und seine Weisheit alsdann für nützlich erachten wird". Dies kräftige Auftreten erreichte seinen Zweck. Kapodistrias wich in einer Erwiderung am 6. November schon sichtlich zurück. Er gab zu, daß nicht der Buchstabe, sondern nur der Geist der früheren Verträge den Mächten die Pflicht der Einmischung auflege. Er stimmte damit überein, daß sie „nach der Befreiung" König Ferdinands kein Recht hätten, ihm „eine Gesetzgebung vorzuschreiben". Genug, wenn sich die Verbündeten nur über eine Gesamtmeinung verständigen könnten, die sie ihm aussprechen würden, sobald er ihre Ratschläge für „die Wiederherstellung seiner Regierung" erbitte. Die Staatsmänner Preußens hatten das ihrige gethan, den diplomatischen Kampf zu schlichten. An des kranken Bernstorffs Bett war zwischen Metternich und Kapodistrias verhandelt worden. Den Ausschlag aber gab die wachsende Abneigung des Zaren gegen die Pläne seines alten Vertrauten. Sie war ohne Zweifel seit der Ankunft Nesselrodes verstärkt worden, so vorsichtig dieser sich auch im Hintergrunde halten mochte. Als man am 7. November endlich wieder zu einer allgemeinen Beratung zusammentrat, konnte Metternich verkünden, Rußland, Östreich und Preußen seien nach vertraulichem Gedankenaustausch „nicht nur über die allgemeinen Grundsätze, sondern auch über ihre weiteren Beschlüsse einig". Er konnte sich nachträglich dazu verstehen „den ausgezeichneten Geist" der russischen Denkschrift vom 2. November und die Berufung auf frühere Abreden zu billigen. Auch erschien es ihm nunmehr unverfänglich, in einer förmlichen Akte den Gesichtspunkt festzustellen, „unter dem jede Regierung zu betrachten sei, die einem Aufstand unterliege oder einem solchen nur ihren Namen leihe." Mit einem Wort: hatte er keine praktischen Verfassungsexperimente zu fürchten, so ließ er sich die Theorie einer allgemeinen Verpflichtung zur Einmischung gefallen.

Kapodistrias' Zurückweichen 6. Nov.

Östreichisch-Russische Verständigung 7. Nov.

Absonderung Englands

Allerdings war es klar, daß dadurch der vielgerühmte, alte Vierbund völlig durchlöchert wurde. Denn für eine englische Regierung, mochte sie auch in den Händen der überzeugtesten Tories liegen, blieb es

immer unmöglich, dem Verein der Großmächte eine europäische Polizeigewalt zuzuerkennen. Stewart, schon bisher ein bloßer Figurant, sah sich mit Notwendigkeit ganz zur Seite gedrängt. Es gab keine Lücke, wenn der gespreizte Lord dann und wann vom Schauplatz verschwand, um nach Gentz' spöttischer Bemerkung seiner Frau, einem „verrückten Weibe", in Wien „ein paar gute Tage zu bereiten". Mit seinem ihm beigeordneten Sekretär Robert Gordon hatte er nur die undankbare Aufgabe, gegen Beschlüsse zu protestiren, die ein neues europäisches Staatsrecht einzuleiten bestimmt schienen. Ob Frankreich den Mut finden würde, ebenso entschieden aufzutreten, war zweifelhaft. Keinesfalls aber durften Laferronnays und Caraman sich an dem Machwerk der Ostmächte beteiligen. Es stand fest, daß diese den Handel zunächst unter sich abzuschließen hatten. Laferronnays war tiefbetrübt über den Verlauf der Dinge. Aus dem Munde des Zaren hörte er: „Vergessen Sie nicht, daß ich trotz meiner besonderen Neigungen nichts wollen kann, was nicht mit meinen Verbündeten vereinbart ist", und Kapodistrias gestand ihm einige Tage später: „Der Wille des Kaisers ist stärker als der meinige." [1])

Zweifelhafte Stellung Frankreichs.

Metternichs Vorschlag der Einladung des Königs von Neapel.

Indem nun die Staatsmänner der Ostmächte daran gingen, auf der am 7. November gewonnenen Grundlage weiter zu bauen, warf Metternich einen Gedanken hin, der in seinen Augen eine Reihe von Vorteilen vereinte. Er schlug vor, den König von Neapel einzuladen, beim Kongreß zu erscheinen, um ihn jedem Zwange zu entziehen und als Vermittler zwischen seinem irregeleiteten Volk und den in ihrer Ruhe bedrohten Staaten handeln zu lassen. Gelang es dem König loszukommen, so war sein eigener sehnlicher Wunsch erfüllt. Ward er an der Abreise gehindert, so hatte die Welt den klarsten Beweis seiner Unfreiheit. Setzte man sich darüber hinweg, daß König Ferdinand nicht mehr unumschränkter Fürst war, so genügte die Einladung auch in gewissem Sinn jenem Artikel des Aachener Protokolles, der den kleineren Staaten Europas Zulassung zu Kongressen der Großmächte versprach, falls es sich um ihre besonderen Angelegenheiten handle (s. I. 466). Endlich durfte man hoffen, wenn nicht beide Westmächte, so doch das bourbonische Frankreich an diesem Schritt teilnehmen zu sehen.

Billigung durch den Zaren.

Der Vorschlag Metternichs fand den lebhaftesten Anklang beim Zaren. Dem alten König, der zitternd nach einem sicheren Port ausschaute, persönlich als Retter die Hand zu bieten, entsprach ganz dem Drange seines Herzens. Überhaupt bemerkte Metternich immer deutlicher, wie gelehrig der Zar sich seinen Anschauungen näherte. Alexander erhielt in diesen Tagen die Nachricht der Auflehnung des altberühmten Garderegimentes Semenovski gegen einen überstrengen Obersten. Diese

[1]) Berichte Laferronnays' 8. 13. 20. Nov. 1820. Arch. Paris.

Militärrevolte hatte zwar keine Spur eines politischen Beigeschmackes.[1]) Aber der Zar äußerte im Gespräch mit Metternich doch den Argwohn, die Radikalen hätten ihm den Streich gespielt, um ihn einzuschüchtern.

Stimmung Friedrich Wilhelms III.

Erfüllt von schweren Sorgen wegen der revolutionären Zeitläufte trat dem östreichischen Mentor auch wieder der preußische König entgegen. Nach den Ereignissen Spaniens, Neapels, Portugals hatte das Wort „Verfassung" für sein Ohr einen noch übleren Klang als vorher. Es fehlte nicht an gewinnsüchtigen Lügnern, die das Märchen ersannen, auch in Preußen solle dem König durch einen Aufstand die Verfassung abgezwungen werden, und die ihren Denunciationen sogar die Namen Beymes und Boyens beimischten. Die Aussichten für die Verwirklichung der reichsständischen Pläne Hardenbergs wurden immer trüber. Einer seiner Bewunderer, der Nationalökonom und Naturforscher Benzenberg, war so unvorsichtig, in einer anonymen Lobschrift zu rühmen, daß „das Repräsentativsystem in Deutschland" dem Staatskanzler am meisten verdanke, und daß dies System für Preußen durch das Edikt vom 22. Mai 1815 gegeben sei. Hardenberg leugnete zwar sofort jede Beziehung zu der Lobschrift und ihrem Urheber öffentlich ab.[2]) Beim König aber, der Benzenbergs Arbeit mit tadelnden Randnoten versehen hatte, blieb ein Stachel zurück. Er forderte vor Hardenbergs Abreise ein neues Gutachten über die Verfassungsfrage, in der Absicht, nichts zu entscheiden, ohne der Zustimmung der beiden Kaiser und vor allem der Meinung Metternichs in Troppau vergewissert zu werden. Mißmutig traf er erst am 7. November hier ein, um nicht länger als zwei Wochen zu verweilen. Die kurze Frist wurde aber von Metternich trefflich benutzt. Er hatte schon an dem schwärmerisch sich hingebenden preußischen Kronprinzen vor der Ankunft des Vaters eine neue Eroberung gemacht. Der Rat kundiger Berliner Freunde, bei freundschaftlicher Belehrung „über das Kapitel der Verfassungen" den jungen Prinzen recht ernstlich „in den guten Grundsätzen zu bestärken", war gewiß nicht in den Wind geschlagen worden. Bald zeigte sich, daß auch beim König Metternichs Orakelsprüche über diesen Gegenstand ihr Ansehen behaupteten. Vollends in den allgemeinen politischen Angelegenheiten überließ der preußische Herrscher sich durchaus seiner Führung.

„Vorläufiges Protokoll" der drei Ostmächte 19. Nov.

Am 19. November war alles soweit geebnet, daß die Minister der drei Ostmächte hinter dem Rücken der Vertreter Englands und Frankreichs ein „vorläufiges Protokoll" unterzeichnen konnten. Es enthielt „Grundsätze", die den russischen Ursprung verrieten, und Abreden über

[1]) Bericht Bombelles' Petersburg 2. Nov. 1820. Arch. Wien. Romanhafte Ausschmückungen des Ereignisses lasse ich außer Acht.

[2]) Berichte Zichys 17. Sept. (mit Abschriften anonymer Denunciationen als Beilagen) 16. Okt. 1820. Arch. Wien.

ihre Anwendung auf den vorliegenden Fall, welche die östreichischen Wünsche kundgaben. Der oberste „Grundsatz“ sprach ohne jede Scheu aus: „Wenn in Staaten, die der europäischen Allianz angehören, durch einen Aufruhr Regierungsänderungen bewirkt werden, und ihre Folgen andere Staaten bedrohen, so sind sie aus der Allianz ausgeschlossen, bis ihre Lage Bürgschaften legitimer Ordnung und Beständigkeit bietet.“ Im Fall unmittelbarer Gefahr blieb es den Verbündeten vorbehalten, die abtrünnigen Glieder zuerst „durch freundschaftliche Schritte“, nötigenfalls „durch Zwangsmittel in den Schoß der Allianz zurückzuführen“. In Anwendung dieser Theorie auf den neuen Zustand des Königreiches beider Sicilien kam man zu dem Schluß, daß seine zeitweilige Besetzung durch ein östreichisches Heer zweckmäßig sei. Selbst wenn eine freundschaftliche Verständigung erreicht würde, hätte es auf Wunsch des Königs als Bürge seiner Sicherheit zu dienen. Daran reihte sich die Genehmigung gleichartiger Weisungen an die Gesandten in Neapel und des Einladungsschreibens, das König Ferdinand zum Stelldichein in dem südlicher gelegenen Laibach aufforderte. So hatten sich denn die drei Ostmächte zu dem Grundsatz bekannt, der schon vor Jahren von Ancillon aufgestellt worden war (s. I. 467). Die „legitime Souveränität“ im Umkreis der europäischen Staatenwelt sollte sich der Hoffnung auf Schutz und Beistand „gegen gewaltsame Veränderungen von unten nach oben“ getrösten.

Wiederaufnahme des Gedankens einer „Garantieakte“.

Ancillon hatte den Gedanken in die Form einer Garantieakte gekleidet, durch die sich die Großmächte „zur Erhaltung der socialen Ordnung“ verpflichten sollten. Diesen Vorschlag griff Metternich in Troppau auf, indem er ihn auf alle Regierungen ausdehnte. Er ließ durch Gentz eine lange Denkschrift abfassen, die den Vorteil einer solchen „Garantieakte“ darlegen sollte. Vielleicht hoffte er, dadurch nicht nur gegen die revolutionäre, sondern auch gegen die konstitutionelle Bewegung eine Waffe zu gewinnen. Hatte er ja im Hinblick auf Deutschland erst kürzlich Berstett geraten, wenn „die eigenen Mittel“ zur Änderung der Verfassung seines Landes nicht ausreichen sollten, „die Hilfe der Gesamtheit“ anzurufen. Erklärte doch auch Gentz: „Staaten, die durch mehr oder weniger freien Entschluß der Herrscher geschriebene Verfassungen erhalten haben, sind nicht mehr vor dem Sturme geschützt, als die, deren alte Einrichtungen unberührt fortbestehen.“ Indessen eben dieser versteckte Angriff auf das gesamte Verfassungswesen mochte Kapodistrias stutzig machen. Noch war auch Alexander den Idealen nicht ganz untreu geworden, mit deren Glanz dieser Günstling seine Augen so oft geblendet hatte. So viel Bestechendes für den Stifter der heiligen Allianz der Vorschlag einer „Garantieakte“ auch haben mußte: das russische Kabinet hielt doch dafür, er sei durch die „Grundsätze“ des Protokolles vom

19. November schon erledigt, und ein förmlicher Garantievertrag werde schwerlich die Zustimmung aller Mächte finden.[1])

Unannehmbarkeit des Protokolles vom 19. Nov. für Frankreich.

Dieser Einwurf war um so berechtigter, je klarer das Verhalten Frankreichs und Englands gegenüber den letzten Beschlüssen der Ostmächte in die Erscheinung trat. Sie waren so gnädig gewesen, sie den Gesandten der beiden Bundesgenossen „zur Benachrichtigung ihrer Höfe“ mitzuteilen. Ein stolzes Rundschreiben vom 8. December, durch das sie ihre Geschäftsträger bei den deutschen und nordischen Regierungen mit dem Ergebnis ihrer Verhandlungen bekannt machten, sprach sogar die sichere Erwartung der Zustimmung Frankreichs und Englands aus. In Paris war man gern bereit, die an König Ferdinand ergangene Einladung gutzuheißen. Ludwig XVIII. unterließ es nicht, ihm durch ein dringendes Schreiben zuzureden, ihr Folge zu leisten. Allein das Protokoll vom 19. November war für Frankreich unannehmbar. Es kam Richelieu allerdings hart an, sich in Widerspruch mit seinem alten Gönner, dem Zaren, zu versetzen, aber er hatte Kapodistrias schon darauf vorbereitet, daß er keine Verpflichtung übernehmen könne, die er nicht imstande sei, vor den Kammern zu vertreten. Noch entschiedener war Pasquier in der Verwerfung „des neuen öffentlichen Rechtes“, dem zufolge die drei Ostmächte „jedes Land in Bann thun würden, in welchem nach ihrer Ansicht eine innere Veränderung auf ungesetzliche Weise vor sich ginge“. Was für Neapel gelten sollte, konnte auch auf Spanien gemünzt werden. Frankreich selbst hatte „das Joch der Gewalt getragen, aber nie das Recht derselben anerkannt“. Diese Betrachtungen wurden Caraman und Laferronnays nur zu vertraulicher Kenntnis mitgeteilt. Zur Abgabe in den Konferenzen, falls mündliche Bemerkungen nicht genügten, empfingen sie eine viel milder gefaßte Note. Hier aber spielte der ganz von Metternich umstrickte Caraman seiner Regierung einen schlimmen Streich. Er hatte sich erst kürzlich eine Blöße gegeben, indem er vor der Einigung der drei Ostmächte, ermutigt durch Metternich, die Vermittlung seines Königs in Vorschlag brachte. Durch das Protokoll vom 19. November war dieser Vorschlag überholt, und in der nächsten Gesamtsitzung am 7. December ließ Metternich seinen leichtgläubigen Bewunderer im Stich. Unbelehrt durch diese Erfahrung, lieferte Caraman dem östreichischen Minister Pasquiers scharfe, vertrauliche Kritik der Beschlüsse des neuen Dreibundes aus. Bald befand sie sich auch in den Händen der russischen Staatsmänner. War der Zar schon durch das Ansinnen einseitiger fran-

Mißgriffe Caramans.

[1]) Mémoire du cabinet d'Autriche sur quelques mesures générales à adopter pour arrêter le progrès des révolutions. 29. Nov. 1820 (nach der Datirung im Arch. Berlin). Dem Exemplar Arch. Paris hat Pasquier die Worte zugefügt: „Si l'Autriche veut mettre l'Europe et l'Allemagne spécialement en feu, elle n'a qu'à faire imprimer ce mémoire.“ Gentz' Autorschaft ergiebt sich aus Laferronnays' Bericht 24. Dec. 1820. Arch. Paris.

zösischer Vermittlung gereizt, so fühlte er sich nun durch einen französischen Angriff auf ihm theure Grundsätze tief verletzt. Auch dem von Paris berufenen Pozzo konnte die Verstimmung seines Herrn gegenüber Frankreich nicht entgehen. Alexander ließ verlauten, wenn die französische Regierung sich weigere, ihr Teil an der Verantwortlichkeit für den Krieg zu tragen, werde er im Notfall 200000 Russen nach Italien senden.[1])

Protest Englands 16. Dec.

In London fand man an den „Grundsätzen" des Protokolls vom 19. November noch weniger Gefallen als in Paris. Eine Regierungsgewalt, deren Ursprünge auf die „glorreiche Revolution" von 1688 zurückgingen, durfte sich niemals zu der verfänglichen Lehre der Ostmächte bekennen. Castlereagh wünschte zwar seinen östreichischen Freunden nach wie vor alles Gute für die rasche Besiegung der Machthaber Neapels. Aber das Troppauer „Gesetzbuch internationaler Polizei" ließ er nicht gelten. Durch seine Bestätigung, meinte er, „würde sein König der Abdankung entgegengehen". Er sagte dem östreichischen Gesandten geradezu: „Alle Parteien dieses Landes sind darüber einig, daß man die Schrecken von Bürgerkrieg und Anarchie einer Rettung durch Fremde vorziehen würde."[2]) Eine in der Gesamtkonferenz überreichte englische Note verteidigte unter Würdigung der Lage Östreichs, noch auf schonende Weise, die Politik der Nichteinmischung Großbritanniens. Schärfer lautete ein Protest vom 16. December gegen die Vermessenheit, das Recht der Intervention zu einem Rechte geschriebener Verträge machen zu wollen. Aber diese Vorstellungen blieben geheim. Sie wurden, wie die zahme französische Beantwortung des Protokolles vom 19. November, von den neuen Gesetzgebern Europas einfach zu den Akten genommen. Auch brauchte es ihnen wenig Sorge zu machen, daß König Wilhelm von Würtemberg dem englischen Gesandten in Stuttgart bald darauf ironisch versichern ließ: „Die Befreier Europas konnten nicht beabsichtigen, den Völkern dieses Weltteils, die sie vom Joch befreit, ein anderes ebenso erniedrigendes Joch aufzulegen."

Kapodistrias' Vorschlag päbstlicher Vermittlung.

Inzwischen hatte Kapodistrias noch einen letzten Versuch gemacht, den triumphirenden Gang der Staatskunst Metternichs zu kreuzen. Eine russische Denkschrift führte aus, wenn König Ferdinand der Einladung nach Laibach folge, bleibe nur zu wünschen, daß die Reorganisation seines Reiches zur Herstellung „einer edlen und wohlthätigen Versöhnung" mit festen Bürgschaften umgeben werde. Wenn er aber ausbleibe, müsse man womöglich „Europa das traurige Schauspiel ersparen, einem Volke

[1]) Die Korrespondenz Richelieus, Kapodistrias', Pasquiers, Laferronnays', Caramans und Pasquiers. Observations sur le protocole préliminaire du 19. novembre. Arch. Paris. — Berichte Vincents 10. 18. 27. Nov., 5. 15. 22. Dec. 1820. Kongreßprotokolle mit Beilagen. Arch. Wien. Dazu Viel-Castel, Duvergier de Hauranne, Polovcev: Richelieu und vor allem Pasquier: Mémoires V.

[2]) Bericht Esterhazys 10. Dec. 1820. Arch. Wien.

mit Gewalt sein Heil vorgeschrieben zu sehen". Man dürfe auch nicht vergessen, daß dies Volk seinen König im Angesicht Gottes und der Menschen einen Eid auf die Verfassung habe ablegen hören. Man müsse bedenken, daß es für diese Verfassung, die es nach seinem Beispiel beschworen, zu den Waffen greife. Als Ausweg biete sich: die Vermittlung des Pabstes zu erbitten. Wenn der heilige Vater kraft seines Ansehens „dem König und der Nation die Art der gegenseitigen Verpflichtung erläutere, die aus den Tagen der Empörung und Verirrung stamme", werde der gläubige Teil der Bevölkerung den König vielleicht freigeben, und die drohende Gefahr eines Meineides vermieden werden.

Einladung an den König von Neapel.

Metternich belächelte im stillen die Skrupel des Gegners, der seine durchsichtigen Pläne höchst salbungsvoll hinter der Berufung auf „die Grundsätze der Moral, Gerechtigkeit und Tugend" zu bergen wußte, „deren Herrschaft man in der europäischen Familie herstellen wolle". Da er aber der Nutzlosigkeit des vorgeschlagenen Schrittes ziemlich sicher war, nahm er keinen Anstand ihn zu billigen. Immerhin sprach sich in den Briefen der beiden Kaiser, die am 12. December nach Rom gesandt wurden, der Unterschied der russischen und östreichischen Auffassung unverkennbar aus. Der Zar schrieb Pius VII. die Aufgabe der Versöhnung zu. Kaiser Franz erwartete von ihm lediglich Unterstützung durch geistliche Mittel bei der Züchtigung der Revolution.[1]) Friedrich Wilhelm III., der Troppau schon verlassen hatte, nahm an dieser Ansprache seiner Bundesgenossen nicht teil. Aber die preußischen Staatsmänner hielten sie, wie Metternich, für einen harmlosen Versuch. Und schon war in Neapel eine Entscheidung gefallen, die diesem Versuch den Boden entzog.

Verwerfung des Vorschlags einer Verfassungsänderung in Neapel.

Noch ehe die Einladung der drei Monarchen in die Hände König Ferdinands gelangt war, hatten seine Minister sich ernstlich bemüht, dem Parlament eine Umbildung der Verfassung abzuzwingen. Der Fürst Cariati, der als nicht anerkannter Gesandter Neapels in Paris verweilte und dort mit den Führern der französischen Liberalen in Verbindung stand, hatte sie auf deren Rat dazu gedrängt. Es schien die letzte Möglichkeit zu sein, die sich noch bot, um Östreichs Angriff abzuwenden. Campochiaro teilte dem Parlament jene Ratschläge in einer geheimen Sitzung mit. Zugleich schlug er vor, die Vermittlung Frankreichs anzurufen und setzte den französischen Gesandten von allem in Kenntnis. Dieser war nicht imstande, irgend welche Zusage zu machen. Da aber der König wie der Generalstatthalter mit Übereifer auf Campochiaros Pläne eingingen, forderte er das Parlament in aller Form

[1]) Journal der 6. Konferenz 11. Dec. 1820 mit Beilagen u. a. Opinion du cabinet de Russie sur les moyens de conciliation etc. 6. Dec. 1820 mit folgenden Randnoten Metternichs: „Unterschied zwischen Lösung eines Eides oder Beweis, daß der Eid an sich selbst null und nichtig, weil er auf einer sündhaften Basis steht" .. „Gezwungener Eid gilt übrigens nicht." Arch. Wien.

auf, zu ihrer Ausführung die Hand zu bieten. Allein die Antwort der Versammlung war eine hochtrabende Adresse, in der sie unter Berufung auf ihre Vollmachten die Zumutung „über die Cortesverfassung mit sich handeln zu lassen", mit Entrüstung von sich wiesen.[1])

Verhandlung zwischen König, Generalstatthalter und Ministern 6. 7. Dec.

Schon hatten diese Vorgänge die Gemüter erhitzt, als am Abend des 6. Dezember die Gesandten der drei Ostmächte dem König die Einladung zur Zusammenkunft in Laibach überreichten. Es war ihm bereits seit ein paar Tagen bekannt, daß sie ihm zukommen werde, und er hatte die Gesandten Englands und Frankreichs, A'Court und Fontenay, als Ratgeber zu sich entboten. Er wußte, daß nach der Verfassung die Einwilligung des Parlamentes zu seiner Abreise unumgänglich war, zitterte aber bei dem Gedanken an die Möglichkeit ihrer Weigerung. „Alles ist verloren, rief er sehr unköniglich A'Court und Fontenay zu, sie werden mich nicht reisen lassen, sie haben in ihren geheimen Klubs geschworen, mich zu ermorden." Auf den Rat A'Courts ließ er seinen Sohn, den Generalstatthalter, rufen, mit dem er schon eine heftige Auseinandersetzung über das, was zu thun sei, gehabt hatte. „Ich bin ein Ehrenmann, sagte der in seiner Rolle bleibende Prinz, und spreche zu Ehrenmännern. Eher würde ich sterben, denn meine Pflichten als unterwürfiger Sohn und treuer Unterthan verletzen. Täuschen wir uns nicht. Wir werden die Zustimmung des Parlamentes zur Reise des Königs nie erhalten, wenn er die Nation nicht über die Zukunft beruhigt." Er erklärte, zu diesem Zweck müsse volle Amnestie gelobt, und der feste Wille kundgethan werden, in Laibach an gewissen Grundlagen einer freien Verfassung, wie Steuerbewilligungs- und Gesetzgebungsrecht der Nationalrepräsentation, Ministerverantwortlichkeit, Preßfreiheit, nicht rütteln zu lassen. Der erschreckte König ging auf beides ein und unterbrach die Beratschlagung für ein paar Stunden, bis sich sein Sohn mit den Ministern über die an das Parlament zu richtende Botschaft verständigt hätte. Hierauf wurde ihr Wortlaut in Gegenwart der fremden Diplomaten festgestellt, die bei jedem Artikel an die augenblickliche „Notwendigkeit" als „einzigen Grund" erinnerten. Am folgenden Morgen ward auf Andringen Zurlos und Carrascosas noch der Grundsatz, daß bei Zusammensetzung der Staatskörper keine Rücksicht auf Geburtsvorrechte genommen werden solle, der vereinbarten Liste unangreifbarer Verfassungsartikel einverleibt. Ein Rundschreiben Zurlos teilte den Intendanten der Provinzen die bevorstehende Abreise des Königs mit, und Campochiaro, umgeben von den übrigen Ministern, überbrachte dem Parlament die königliche Botschaft. Man beschloß, sie einer Kommission zur Prüfung zu überweisen und trennte sich mit dem Ruf: „Es lebe die spanische Verfassung."

[1]) Berichte Fontenays 26. 30. Nov. 3. Dec. 1820. Arch. Paris.

Der Rest des Tages und die Nacht vergingen unter stürmischen Anzeichen. Die Klubs der Carbonari, durch Zuzug vom Lande verstärkt, schäumten vor Entrüstung. Ein paar Officieren, welche die Garde gegen sie aufzuwiegeln gedacht hatten, entfiel der Mut. In der Sitzung des Parlamentes am 8. December wagte es niemand, sich dem brausenden Sturm entgegenzuwerfen. Den Ministern, welche die letzte Botschaft eingebracht und den Beschlüssen des Parlamentes vorgegriffen hatten, ward mit Anklage gedroht. Dem König wurde erwidert, seine Reise könne nur gestattet werden, wenn sie zur Aufrechterhaltung der gemeinsam beschworenen Cortesverfassung dienen solle. Man konnte die Selbsttäuschung nicht weiter treiben, als dadurch, daß man „das Herz des Sohnes Karls III." für „einen Tempel der Treue" ausgab und sogar den Vorschlag eines Geleites von vier Abgeordneten, den die Botschaft enthalten hatte, vertrauensvoll abwies. Der zitternde König war der Adresse des Parlamentes schon durch die Versicherung entgegengekommen, er habe eine Änderung der Verfassung ohne Zustimmung der Nation niemals für statthaft gehalten. Kaum hatte ihm die Versammlung für diesen Edelmut gedankt, als er am 10. December durch eine dritte Botschaft unzweideutig beteuerte, seine Reise nach Laibach habe nur den Zweck, den gemeinsam beschworenen Grundvertrag aufrecht zu erhalten, und dringend eine baldige Entscheidung forderte.

Parlamentsverhandlung.

Am gleichen Tage machte das angegriffene Ministerium neuen Männern Platz, an deren Spitze als Minister des Auswärtigen, wie einst unter Josef Bonaparte und Murat, der Herzog von Gallo stand. Am 12. December erfolgte eine schwülstige Erwiderung des Parlamentes auf die väterlichen Worte des Königs, die Ermächtigung zu seiner Reise, die Ernennung seines Sohnes zum Regenten während seiner Abwesenheit. Die feierliche Versicherung, seinem Gelöbnis nie untreu werden zu wollen, angesichts des diplomatischen Korps und einer Abordnung des Parlamentes vom König wiederholt, ein gefühlvolles Schreiben des gleichen Inhalts an seinen Sohn, den Regenten, gerichtet, schlossen dies Vorspiel zu der Tragikomödie würdig ab, die demnächst in Laibach aufgeführt werden sollte. Der gekrönte Meister der Verstellung erschien mit Frau und Gefolge an Bord eines englischen Kriegsschiffes, dessen Kommandant 1815 einen gebrochenen Herrscher anderen Schlages, Napoleon am Ende der hundert Tage, bei sich aufgenommen hatte. Einem neapolitanischen Fahrzeug hätte König Ferdinand sich niemals anvertraut, und ein englisches zog er einem französischen vor, weil er damit im Sinne Östreichs zu handeln glaubte. Als er kein Land mehr unter den Füßen hatte, rief er aus: „Ich bin wie im Paradiese." Ein Zusammenstoß mit einem anderen Schiff nötigte noch zu kurzem Verweilen an der Küste vor Bajä und

Sturz des Ministeriums 10. Dec. Ermächtigung zur Reise des Königs. Regentschaft 11. Dec.

Abreise des Königs 13. Dec.

hinderte den angstvollen Greis, sogleich die Maske zu lüften.[1] Erst auf offenem Meere fühlte er sich frei. In Livorno gelandet besuchte er eine Wallfahrtskirche, um Gott für seine Rettung zu danken. Fontenay berichtete wiederholt von Neapel nach Paris, nie habe der König in Gefahr geschwebt, und warf seiner höfiischen Umgebung vor, stark übertrieben zu haben. Aber Ferdinand schrieb an Ludwig XVIII., nur aus Angst vor den Dolchen von Meuchelmördern habe er versprochen, das zu verteidigen, was ihm in der Seele zuwider sei. Er war ganz bereit, nach dem Rate des von Metternich abgesandten Lebzeltern, sofort alle seine Gelübde öffentlich zu widerrufen. Mit Mühe hielt ihn Blacas, ein alter Vertrauter, damals in Rom, früher in Neapel beglaubigt, den die französische Regierung ihm gleichsam als Aufseher beigab, von dem schmählichen Schritt zurück.[2]

Auflösung des Kongresses.

In Troppau hatte man um so sehnsüchtiger auf Antwort gewartet, je unbehaglicher sich bei Schnee und Frost für die vornehme Gesellschaft der Aufenthalt in dem reizlosen Städtchen gestaltete. Endlich überbrachte Weihnachten der Kurier gewisse Kunde, daß König Ferdinand sich in Laibach einfinden werde. Nach einer letzten Gesamtsitzung der Staatsmänner löste der Kongreß sich auf. Die beiden Kaiser verweilten noch ein paar Tage in Wien, um alsdann den Weg nach Süden einzuschlagen. Der König von Preußen war schon so gut wie entschlossen, ihnen nicht zu folgen.

Metternichs Einwirkung auf den Zaren.

Bei einem Rückblick auf das in Troppau Erreichte durfte Metternich sich als den ersten Gewinner betrachten. Waren auch nicht alle seine Wünsche erfüllt, so konnte er sich doch „85 Procent des Sieges" zuschreiben. Kapodistrias mit seiner Schwärmerei für verfassungsmäßige Bürgschaften hatte den kürzeren gezogen. Der Zar war unmerklich immer mehr dem Einfluß seines griechischen Günstlings entfremdet worden. Was unter vier Augen in vertraulichen Abendgesprächen bei einer Tasse Thee begonnen war, fand eine schriftliche Ergänzung in einer Art von politischem Glaubensbekenntnis, das Alexander selbst sich von Metternich erbeten hatte. Hier ließ er es sich denn nicht entgehen, die drohenden Gefahren der Gesellschaft auszumalen, die ihm hauptsächlich in den „anspruchsvollen" Mittelklassen ihren Sitz zu haben schienen. Zu den „Systematikern", die diese Gefahren verkannten, „weil sie in einer eingebildeten Welt leben", rechnete er offenbar Kapodistrias. Es war ein Pfeil, den er gegen ihn abschoß, wenn er dem Kaiser die Lehre ein-

[1]) Indessen sind dem Colletta von Gervinus IV. 174 u. a. nacherzählte Einzelheiten durch Ulloa (s. o. S. 90) ins Reich der Fabel verwiesen.

[2]) Als wichtige Ergänzungen italienischer und nichtitalienischer Darstellungen dienen mir Fontenays Berichte 6. bis 16. Dec. 1820. Dazu die Korrespondenz Richelieus und Pasquiers mit Blacas Dec. 1820 und Schreiben Ferdinands IV. an Ludwig XVIII. 21. Dec. 1820. Arch. Paris (S. Anhang III). vgl. Pasquier: Mémoires V. 58.

schärfte: „In den reinen Monarchieen heißt das Feldgeschrei der Faktionen Nationalvertretung, in den Staaten, die seit kurzem der Repräsentativregierung unterworfen sind, „Ausbildung der Verfassungen und der Grundgesetze". Seiner Weisheit letzter Schluß war: enge Verbindung der Monarchen, Unterdrückung der Preßfreiheit, „dieser Geißel der Gesellschaft, die der Welt bis zur zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts unbekannt war," Erhaltung des Bestehenden, wodurch die Entwickelung des Guten nicht ausgeschlossen sein sollte.

Lockerung des russisch-französischen Einvernehmens.

Metternich durfte hoffen, durch diese Sätze Eindruck auf den lernbegierigen Zaren zu machen. Ein weiterer Vorteil erwuchs ihm aus der Lockerung des Verhältnisses von Rußland und Frankreich. Sie war in den letzten Verhandlungen offenbar geworden und bot eine gewisse Entschädigung für den unvermeidlichen Einspruch Englands gegen die Troppauer Beschlüsse. In Paris blieb man nicht im Zweifel darüber, wie unzufrieden der Zar mit Frankreichs Haltung sei. „Jede Regierung, ließ er sich gegen Laferronnays aus, ist schuldig oder blind, wenn sie nicht dazu mitwirkt, die gottlosen Sekten zu vertilgen, die alle Throne umstürzen und die gesellschaftliche Ordnung aufheben wollen." „Wollen Sie, sagte Pozzo zu Caraman, daß wir Östreich den Krieg erklären, um das Vergnügen zu haben, Neapel eine Verfassung zu geben?"[1])

Eintracht der Ostmächte.

Die volle Übereinstimmung der Ostmächte war auch bei einigen anderen Anlässen ganz im Sinne Metternichs zu Tage getreten. Als der König der Niederlande im Herbste sich hatte beikommen lassen, die Anzeige der Regierungsänderung Neapels mit teilnehmendem Dank zu beantworten, erhielt er von Seiten Rußlands und Östreichs einen Verweis. Als das Oppositionsblatt in Weimar die drei Troppauer Verbündeten mit dem Titel eines Comité directeur belegte, forderten und erlangten sie von Karl August Unterdrückung der Zeitung.[2]) Mißlicher sah es mit der Behandlung der „großen Weltkrankheiten", wie Gentz die ihm und seinem Meister widerwärtigen Zeitströmungen nannte, im südlichen Deutschland aus.

Die hessen-darmstädtische Verfassung 17. Dec. 1820.

Gerade in den Tagen, da die Troppauer Versammlung sich auflöste, wurde der letzte süddeutsche Staat, der noch die Form der unbeschränkten Monarchie bewahrt hatte, das Großherzogtum Hessen, mit einer Repräsentativverfassung begabt. Heftige Kämpfe, in denen auch Hans von Gagern wieder seinen Mann stand, waren diesem Ergebnis vorausgegangen. Ein Edikt vom 18. März 1820, durch das der Großherzog seine Zusage einer neuen landständischen Verfassung zu erfüllen

[1]) Berichte Caramans und Laferronnays' 4. 14. Januar 1821. Arch. Paris.

[2]) Weisung an Lebzeltern 29. Sept. 1820. Kapodistrias an Phull in Brüssel (Beilage zum Bericht Lebzelterns 7. Okt. 1820). Metternich an Leg. Rat Wolff in München 24. Nov. 1820. Arch. Wien.

gedacht hatte, war der harrenden Bevölkerung als ein täuschendes Blendwerk erschienen. Von den Abgeordneten der zweiten Kammer weigerte daher die Mehrzahl den Eid, und von den Standesherren, die der ersten angehören sollten, kam nur einer. Indessen verwandelten die Nachgiebigkeit des Großherzogs und die Gewandtheit seines Hauptberaters, des als ausgezeichneter Jurist längst berühmten Ministers Grolmann, die gärende Unzufriedenheit in dankbare Freude. Nachdem die Eröffnung des Landtags möglich geworden war, willigte die Regierung in die wichtigsten konstitutionellen Forderungen ein. Mehr als das: sie drängte den Landtag, seine Wünsche einer Änderung des März-Ediktes zu äußern, um daraufhin eine neue Verfassungsurkunde zu vereinbaren. Die Gesandten der deutschen Großmächte waren entrüstet über eine Erniedrigung, für die sich nicht einmal, wie in Würtemberg, ein Grund aus altem Vertragsrecht ergab. Auch die Söhne des Großherzogs grollten den „Jakobinern“ und Jakobinerfreunden, vor allen Prinz Emil, der unter Napoleons Augen das Kriegshandwerk gelernt, während des Aachener Kongresses aber mit den Häuptern der Legitimität enge Freundschaft geschlossen hatte. Um den Zorn der fremden und einheimischen Ultras zu besänftigen, wurde die Verfassungsurkunde am 17. Dezember 1820 dem Wortlaut nach aus freiem Willen des Fürsten verliehen. In Wahrheit aber beruhte sie auf einer Vereinbarung, die manches dem badischen, anderes dem würtembergischen Vorbild entlehnt hatte. Das Gefühl der Zufriedenheit mit dem Erreichten vertiefte sich während der ersten Landtage, die u. a. die Aufhebung oder Ablösung noch bestehender bäuerlicher Lasten, Besserung der Gemeindeverwaltung, Ordnung des Finanzwesens anbahnten. „Die Sünde der verächtlichen Regierung“, als welche Metternichs erstem litterarischen Schildknappen die Verfassung Hessen-Darmstadts galt, blieb ungesühnt und schlug den Unterthanen des greisen Ludwig I. zu sichtlichem Segen aus.

Baden. Friedliche Entwicklung.

Auch in Baden trug, trotz der Nachwirkung der ersten Stürme, das konstitutionelle Leben des Staates bessere Früchte, als sich hatte erwarten lassen. Die Regierung zog bald nach dem Zusammentritt der Kammern im Sommer 1820 mildere Saiten auf. Sie nahm die Urlaubsweigerung, durch die sie Beamte ihren Rechten und Pflichten als Abgeordnete hatte entziehen wollen, zurück. Der Heidelberger Buchhändler Winter, der auf Ansuchen der Mainzer Kommission willkürlich in Haft genommen war, erhielt nach gerichtlicher Entscheidung seine Freiheit. Das Censuredikt, das noch über die Karlsbader Beschlüsse hinausgegangen war, sollte in etwas gemildert werden. Die Kammern hielten es ihrerseits für geraten, sich zu mäßigen. Als sie schlossen, hatte man sich über eine Anzahl von Gesetzen geeinigt, die u. a. der Landbevölkerung die Wohlthat einer Ablösung grundherrlicher Gülten und Zinsen

schaften. Auch über die streitigen Finanzfragen hatte man sich vorläufig durch Feststellung einer Bauschsumme verglichen. Man trennte sich mit dem Bewußtsein, nicht umsonst die Kräfte im Kampf erprobt zu haben. Die Regierung suchte sich bald danach durch Aufnahme Liebensteins ins Ministerium des Inneren zu stärken. Man durfte an die Thätigkeit, die er im Verein mit Männern wie Nebenius, Winter, Böckh entwickelte, hochfliegende Hoffnungen anknüpfen.

Würtemberg. Ausschluß Lists aus der zweiten Kammer. 21. Febr. 1821.

In Würtemberg dagegen folgte auf die Tage politischer Aufregung eine Zeit thatloser Erschlaffung. Dies war zum Teil dem Trotz der Standesherren zuzuschreiben, die sich gegen dringende Reformen, wie den Vollzug gänzlicher Beseitigung grundherrlicher Lasten, hartnäckig sträubten und durch ihr Fernbleiben der ersten Kammer häufig die Beschlußfähigkeit raubten. Einen anderen Teil der Schuld trug die Fügsamkeit der zweiten Kammer, in der an Gehorsam gewöhnte Beamte den Ton angaben. Sie willigte in den vorläufigen Ausschluß eines ihrer Mitglieder, des feurigen Friedrich List. Eine lithographirte Bittschrift, in der er namens seiner Wähler die Schäden der heimischen Bureaukratie geißelte, war von der Polizei mit Beschlag belegt worden. Er selbst wurde in eine strafrechtliche Untersuchung verflochten, und hierauf gründete sich die Forderung, ihm das Abgeordnetenmandat zu entziehen. Nach qualvollen fünfviertel Jahren zu zehnmonatlicher Festungshaft verurteilt, flüchtete List ins Ausland, konnte jedoch nirgendwo Wurzel fassen. Endlich kehrte er 1824, Begnadigung erhoffend, zurück, ward aber ein halbes Jahr lang auf dem Hohenasperg gefangen gehalten und erst nach Verzicht auf sein Bürgerrecht und nach dem Versprechen, auswandern zu wollen, in Freiheit gesetzt. Für ihn bedeutete diese Lebenswendung ein Glück. Denn sie führte ihn nach dem aufstrebenden Nordamerika, wo sich sein Blick für Durchdringung großer wirtschaftlicher Gegenstände schärfte. Dem Verfassungsleben Würtembergs war aber durch seine Ausstoßung eine schwere Wunde geschlagen. Nach einer solchen Demütigung fehlte gegenüber der Regierung nachhaltige Kraft im Fordern und Versagen. Die Bevölkerung nahm an dem matten Schauspiel im Ständesaale wenig Anteil und ließ sich aus Dank für die Ordnung und Sparsamkeit des Staatshaushalts manche Härte des „Herrenstandes“ gefallen, in dem sich der Dünkel des Beamtentums verkörperte.

Das Manuskript aus Süddeutschland.

König Wilhelm mochte sich rühmen, die Befürchtungen der deutschen Großmächte glänzend widerlegt zu haben. Aber er vergaß ihnen nicht, daß sie ihn während der Wiener Konferenzen zum Rückzug gezwungen hatten, und blieb der geschworene Gegner ihrer Vorherrschaft im Bunde. Dies hatte bald nach Eröffnung des Troppauer Kongresses das Erscheinen eines Aufsehen erregenden Büchleins veranlaßt, das den Titel führte: „Manuskript aus Süd-Deutschland. Herausgegeben von

George Erichson." Es war eine Warnung vor der „Diktatur Östreichs und Preußens in Frankfurt", zu deren Abwehr „nach Ausscheidung des fremden Eigentums" die Herstellung „des reinen Deutschland" notwendig sei. Im Norden sollte es sich erst künftig in „zwei Massen" gliedern, mit Umfassung „aller Staaten zwischen Elbe und Rhein, die nicht der europäischen Macht Preußen gehören". Im Süden aber „zwischen Inn und Rhein", wo nicht „die europäische Macht Östreichs" gebot, fand „das Auge des denkenden Patrioten" schon bei den „zwei großen Völkerstämmen Baiern und Allemannen den Kern der alten ursprünglichen, naturgemäßen Einteilung". Es sah „die Selbständigkeit des Vaterlandes" gerettet durch die beiden Königreiche, „die sich mit dem Geiste des Jahrhunderts aufrichtig versöhnt haben", und erkannte in den „volkstümlichen Institutionen" der Repräsentativverfassung das Element, das dem Rheinbund gefehlt habe, um ihn „populär" zu machen. Überhaupt aber hatte der Süddeutsche, im Lichte dieser vergleichenden Schilderung, nach Charakter und Denkungsart vor dem Norddeutschen so viel voraus, daß ein Zusammenwerfen beider Teile „in ein großes Ganze" zur Zeit ebensowenig Dauer versprach wie „die Vereinigung Englands und Schottlands unter Eduard I."

König Wilhelm und Lindner.

Das Loblied, welches hier dem „dritten Deutschland" gesungen wurde, war so undeutsch, daß selbst in Stuttgart mancher zuerst auf einen alten Gefolgsmann Montgelas' als den Verfasser des „Manuskriptes" riet. Danach erkannte man die Feder des aus Weimar entwichenen Lindner (s. I. 454), der in der schwäbischen Hauptstadt ein Unterkommen gefunden hatte.[1] Indessen spürte Gentz alsbald „den direkten Einfluß des Königs von Würtemberg" aus. In der That gestand König Wilhelm dem Minister Wintzingerode, als dieser ernstlich gegen Lindner einschreiten wollte, er selbst habe „das Gerippe", Lindner nur „die Füllung" des „Manuskriptes" geliefert. Wintzingerode war von dieser Entdeckung wenig erbaut, gewann es aber über sich, seinen König zu decken. Das Mißtrauen der Eingeweihten wurde dadurch nicht entwaffnet. In München dankte man für die Rolle, die Baiern in dem „reinen Deutschland" spielen sollte. Der Marschall Wrede fand zwar, daß Deutschland „durch Formirung größerer Massen gewinnen könne", fügte aber hinzu: „Wir wollen uns nicht mit der Idee, in der Reihe der Großmächte zu stehen, schmeicheln." Rechberg ließ eine Zurückweisung der Brandschrift in die Allgemeine Zeitung einrücken und lehnte Anmutungen eines engeren Vereines der süddeutschen Staaten rundweg ab. Max Josef sagte zum östreichischen Geschäftsträger: „Meine Wege sind nicht die des Königs von Würtemberg." Er spielte auf das Gerücht einer Zusammenkunft der süddeutschen Fürsten an mit den spöttischen Worten:

[1]) Vgl. über Lindner noch Fehres Arbeit in der Baltischen Monatsschrift XLII. 189.

„Wir würden d:n Troppauer Kongreß auf eine schöne Art parodirt haben.“ [1]) Im Gebiete der deutschen Großmächte wurde das würtembergische Manifest verpönt, und Gentz hoffte, die ganze Sache werde dazu führen, „dem Zeitungs- und Bücher-Unfug in Deutschland“ demnächst einen beträchtlichen Schlag zu versetzen.

Die preußische Verfassungsfrage.

Wichtiger als alle diese süddeutschen Angelegenheiten war ihm und seinem Meister die wachsende Gewißheit, daß das Versprechen einer Verfassung für den Gesamtstaat Preußen, wäre sie auch in den bescheidensten Formen gedacht, unerfüllt bleiben werde. [2]) Als Hardenberg vor der Reise nach Troppau auf Befehl des Königs am 10. Oktober nochmals eine Denkschrift über die Verfassung einreichte, hatte er mit Genugthuung auf die Vollendung von Kommunal- und Kreisordnung hingewiesen, die den Unterbau von Provinzial- und Reichsständen bilden sollten.

Die Kommunal- und Kreisordnung.

In der That war eine Kommission sachkundiger Männer unter dem Vorsitz Frieses, des damaligen Präsidenten der preußischen Bank, im August mit der verwickelten Arbeit fertig geworden. Sie atmete ganz den Geist dieses freisinnigen Beamten, der schon 1810 und 1811 seine Kraft an jenen Aufgaben versucht hatte. Zwei Grundgedanken durchzogen die Entwürfe: Streben nach Herstellung möglichster Einheit im Bereiche der ganzen Monarchie und nach Schwächung des im Osten auf dem Lande noch übermächtigen Feudalismus. Auf diese Weise sollte bisher Versäumtes teilweise nachgeholt werden (s. I. 392—395).

Am wenigsten Schwierigkeiten machte die Städteordnung, die man nach angesammelten Erfahrungen zu verbessern suchte, ohne ihren wesentlichen Inhalt, der auf die Selbstverwaltung abzielte, anzutasten. Tiefere Gegensätze offenbarte die Verhandlung über die Landgemeindeordnung. Vincke, vielleicht das am gründlichsten historisch denkende Kommissionsmitglied, erklärte es zur Zeit für unthunlich, sie für den Westen und den Osten des Staates gleichmäßig zu gestalten. Er wurde jedoch überstimmt. Man nahm nur hie und da auf Wahrung provinzieller Eigentümlichkeiten Bedacht. In den rein slavischen Gebieten, wo der Bauer

[1]) Therese Huber an Paul Usteri, Stuttgart 17. Okt. 6. 18. Dec. 1820. Usterisches Familienarchiv Zürich. — Berichte Wolffs, München 1. 8. Nov. 6. Dec. 1820, 30. März, 19. April 1821. Arch. Wien. Vgl. über die durch das „Manuskript“ hervorgerufene Litteratur: Fehre: Leben und Schriften Lindners (Baltische Monatsschrift 1895 XLII. 671—677.

[2]) S. über das Folgende meine auf Wiener Archivalien beruhende Arbeit: Hardenbergs Denkschrift über die preußische Verfassung vom 10. Oktober 1820 und Metternichs Troppauer Memoire (Forschungen zur deutschen Geschichte XXVI. 321—332. 1886) vgl. I. 569 dieses Werkes. Da ich im Wiener Archiv neben Briefen Metternichs, Wittgensteins, A. Müllers u. s. w. auch die von H. von Treitschke III. 117 vermißte Denkschrift Hardenbergs vorfand, ließ sich die a. a. O. gegebene Analyse derselben berichtigen.

noch nicht „mündig" war, sollte die Regierung sogar bis auf weiteres zur Suspension einzelner Teile der Landgemeindeordnung befugt sein. Da aber jedermann die Unmöglichkeit erkannte, den östlichen Zwergdörfern die Erfüllung größerer kommunaler Aufgaben zuzumuten, wurde die Samtgemeinde, der u. a. Schul- und Armenwesen, Hospitäler und Wegebau unterstellt sein sollten, als Aushilfe vorgeschlagen. Ihre Bildung durch Vereinigung einzelner Ortschaften war ausschließlich Sache der Regierung. Übrigens war der Samtgemeinde eine nicht minder freigebig bemessene Autonomie zugesichert wie der ländlichen Einzelgemeinde, die in der Regel auch am Rhein wieder an Stelle der Bürgermeisterei zu treten hatte. Dem Gutsherrn verblieb in den Dörfern, wo er noch dingliche oder öffentliche Rechte ausübte, nur ein sehr beschränkter Einfluß. Hingegen war es Friese und seinen Genossen zur Pflicht gemacht worden, an der bestehenden Patrimonialgerichtsbarkeit und Polizeigewalt für den Bezirk des Ritterguts in den östlichen Provinzen nicht zu rütteln. Schweren Herzens getröstete sich die Kommission der Hoffnung, der Gutsherr werde mit der Zeit als eine Last betrachten, was er für jetzt nicht aufgeben wolle. Bis dahin aber dachte sie den Gutsbezirk, selbst für die Bildung der Samtgemeinden, völlig unberücksichtigt zu lassen. Dies hieß freilich die Stärke geschichtlicher wie wirtschaftlicher Mächte verkennen und auf wichtige Kräfte für die Leistung kommunaler Aufgaben verzichten. Bei der Entwerfung der Kreisordnung hatte die Kommission freiere Hand gehabt, sich gegen die bisher Privilegirten zu wenden. Sie entzog dem Landrat den Vorsitz im Kreistag und machte seine Ernennung lediglich vom Willen der Regierung abhängig. Sie hielt den Kreistag von aller Mitwirkung bei der Verwaltung fern und gewährte den Rittergutsbesitzern, von denen jeder auf dem Kreistage eine Stimme geführt hatte, nur das Recht, ein Drittel der Kreisdeputirten zu wählen. Für den Landadel bedeutete dies eine schwere Einbuße, für die Gesamtbevölkerung aber zugleich Bedrohung mit einer dem französischen Muster nachgebildeten Bureaukratie.

So heftig auch über einzelne Punkte im Schoße der Kommission gestritten war, erschien ihre Arbeit doch wie ein Werk aus einem Guß.[1]) Hardenberg hatte ihr in seiner Denkschrift vom 10. Oktober volles Lob gespendet und seine Vorschläge über die Bildung von „Provinzial- und Reichsständen" an sie angeknüpft. Hinsichtlich der letzten war hier eine Trennung städtischer und ländlicher Abgeordneten angenommen, die sich mit den Gliedern der „ersten Bank" im Falle des Bedürfnisses unter einem vom König ernannten Präsidenten „zu einem Plenum" vereinen sollten. Jedenfalls umfaßte aber „der allgemeine Landtag", wie

[1]) So das wohlbegründete Urteil von Keil: Die Landgemeinde in den östlichen Provinzen Preußens, 1890, S. 119 im Gegensatz zu H. von Treitschke III. 431.

in Hardenbergs „Ideen zu einer landständischen Verfassung" vom 11. August 1819 (s. I. 601), nur „eine kleine Anzahl" von Deputirten der Provinzialstände. Anderes, was in jenen „Ideen" noch im Dunkel gelassen war, erhielt hier eine bestimmte Fassung. Der Zeitpunkt für Berufung eines „allgemeinen Landtags" war einzig von der Wahl des Königs abhängig. Die Minister, wenn auch Klage gegen sie „vor dem Thron" gestattet war, waren nur ihm verantwortlich. Die Öffentlichkeit bei den Sitzungen war ausgeschlossen. Von der Frage, was bei Verwerfung eines Gesetzes geschehen solle, von Grundrechten, die in die Verfassungsurkunde aufzunehmen seien, war keine Rede mehr. Hardenberg war wieder einen großen Schritt zurückgewichen. Er ließ sogar durchblicken, daß er unter Umständen noch weiter mit sich handeln lassen werde. Bei Übersendung seiner Denkschrift schrieb er dem König: „Es sind nur Grundzüge, die eine Prüfung einsichtsvoller Männer nicht ausschließen." Allein seine diplomatische Kunst blieb hinter der Metternichs zurück.

Nachdem dieser schon beim preußischen Kronprinzen vorgearbeitet hatte, machte er sich, seiner Teplitzer Triumphe eingedenk, an den König. Mit gewohnter Vorsicht bediente er sich des gleichgesinnten Fürsten Wittgenstein, der auch in Troppau unzertrennlich von Friedrich Wilhelm III. war, als Mittelsmannes. Aus Wittgensteins Händen empfing der König ein ehrerbietiges Schreiben Metternichs, voller Warnungen vor den „Theorieen, welche mit gleichem Maße alles Bestehende verwerfen und alles Neue begünstigen," mit Einschluß seiner Aachener Denkschrift über die preußische Verfassungsfrage. Metternich bat den König, ihm „den für einen Fremden gewagten Schritt" zu verzeihen. „Allein, fügte er hinzu, ein Fremder bin ich nicht. Ich bin es weder in meiner Eigenschaft als Minister des Kaisers, noch in jener eines Mannes mit lebendigen und treuen Gefühlen. Ew. Majestät wissen, welchen Wert Östreich nicht allein auf die Erhaltung, sondern auch auf die Kraft des preußischen Staates legt."

Der König verzieh nicht nur „dem Fremden", sondern ließ sich durch ihn leiten. Als er von Troppau abreiste, vertröstete er Hardenberg auf die Zukunft. Erst in Berlin wollte er mit ihm über die Verfassungsfrage reden. Metternich aber erteilte er den Auftrag, ihm seine Ratschläge näher zu entwickeln. Der östreichische Minister kam diesem Wunsche nach, indem er noch in Troppau durch Gentz eine Denkschrift ausarbeiten ließ, die er am 21. December 1820 mit einem vertraulichen Briefe Wittgenstein übersandte. „Das Aachener Memoire" hatte ihm, wie er diesem schrieb, „zum Leitstern gedient." Hinterher gewährte er auch Hardenberg in den Aufsatz Einsicht und ließ ihn glauben, er werde nur mit seiner Genehmigung in die Hände des Königs gelangen. Hardenberg erklärte sich „mit den Grundlagen einverstanden". Und in der That schien zwischen den Vorschlägen seiner Denkschrift vom 10. Oktober

und denen des Gentz-Metternich'schen Memoires kein wesentlicher Gegensatz vorhanden zu sein. Auch hier war neben Provinzialständen eine kleine beratschlagende Körperschaft ihrer „Deputirten" unter dem stolzen Namen „Central-Repräsentation", welcher dem nicht minder stolzen der „Reichsstände" entsprach, wenigstens als möglich gedacht. Wollte Hardenberg sie nur zusammentreten lassen, „so oft es dem König nützlich schiene," so ergänzte das Troppauer Memoire dies durch ein noch unbestimmteres: „Erfordert [sie] das allgemeine Interesse des Staates und der Landesverwaltung." Aufs schärfste war hier hervorgehoben: „Diesen Deputirten liegt ob, in allen zu ihrer Kognition gelangenden Fragen das Beste der Provinz, von welcher sie gewählt worden, wahrzunehmen; sie sind daher nicht Volks-Repräsentanten, sondern Vertreter der Rechte und Bedürfnisse eines bestimmten Bestandteiles des Gesamtstaates." Hardenberg hatte dies unterlassen, aber er stieß sich nicht daran, sondern hielt sich nur an das Übereinstimmende.

Was wollte jedoch diese Übereinstimmung bedeuten, solange sie nur auf dem Papier stand? Für Metternich war und blieb das unverrückbare Ziel, daß in Preußen lediglich Provinzialstände ins Leben träten. Freilich, wenn Hardenberg die Verfassungsangelegenheit in der Hand behielt, war die Zukunft noch nicht völlig gewiß. Ein Mann, der in seiner Denkschrift vom 10. Oktober den Satz ausgesprochen hatte: „Man muß den Völkern die Konstitutionen bewilligen, die sie verlangen", erschien noch immer gefährlich. Metternich gab daher durch den Fürsten Wittgenstein dem König einen Wink, wie man Hardenberg bei Behandlung der Verfassungsfrage auf gute Art bei Seite schieben könne. Man mochte ihn „die Grundsätze aussprechen" lassen, „die fernere Arbeit" sollte eine Kommission von „aufgeklärten, treuen und dem echt monarchischen Princip ergebenen Männern" besorgen. Waren dies, wie Metternich annahm, dieselben Männer, vor deren Augen der Unterbau des Verfassungswerkes, die Entwürfe zur Kommunal- und Kreisordnung, keine Gnade finden konnten, so war das Spiel gewonnen. Er wußte, wie heftig die Vorschläge der Kommission von dem übergangenen Minister Schuckmann, von dem tief verletzten Junkertum, von der für Haller begeisterten Umgebung des Kronprinzen als durch und durch „demagogisch" bekämpft wurden. Wer jene Vorschläge verwarf, würde ohne Zweifel auch einen wie immer beschränkten Ausschuß aller Provinzialstände, das Schattenbild von „Reichsständen", und die Sicherung ihres Daseins durch eine Verfassungsurkunde als revolutionär verwerfen.

Friedrich Wilhelm hatte schon am 19. Dezember hinter Hardenbergs Rücken eine neue Kommission zur Prüfung der Entwürfe von Kommunal- und Kreisordnung berufen. Den Vorsitz führte der Kronprinz, die Mitglieder waren Wittgenstein, Ancillon, Schuckmann, der

Oberpräsident von Bülow, der Kabinetsrat Albrecht. An die Stelle von Männern, denen der Ausbau früherer Reformen am Herzen lag, traten andere, die altständischem Wesen und unumschränkter Regierung zugethan waren. Metternich durfte hoffen, durch ihre Hände Hardenbergs Gesamtplan zerrissen zu sehen. Es war zu erwarten, daß sie für die Provinzen Preußens Landstände empfehlen würden, aber nimmermehr einen Ausschuß derselben als Landtag für die Monarchie oder eine Verfassungsurkunde. Diese Sorge, die den Leiter der östreichischen Politik so lange bedrückt hatte, entschwand, als er zu neuen Siegen nach Laibach eilte.

VI.

Der Kongreß von Laibach.

Östreichische Intervention in Neapel. Die Revolution in Piemont und ihre Niederlage.

Die Teilnehmer des Kongresses.

In der ersten Hälfte des Januar 1821 vereinte sich der Kongreß zu Laibach, wo man schon südliche Luft atmete. Die Versammlung war zahlreicher als in Troppau. Der König von Neapel ließ nur so lange auf sich warten, bis er unterwegs sein lange entbehrtes Jagdvergnügen genossen hatte. Der Herzog von Gallo, der neue konstitutionelle Minister des Auswärtigen, der nach Anweisung des Parlamentes und mit Genehmigung des Regenten den Monarchen begleiten sollte, mußte in Görz zurückbleiben. Statt seiner fand Fürst Ruffo-Scilla, als Bevollmächtigter des Königs, Zutritt: ein geschworener Gegner der Verfassung, ehemals Gesandter in Wien, stumpf und unfähig, wie er war, ein williges Werkzeug in Metternichs Händen. Von Paris hatte dieser noch Vincent herbeschieden. Sodann waren auf Wunsch des Zaren alle italienischen Regierungen geladen worden. Außer Lucca, das sich mit Rücksicht auf Spanien fernhielt, und Parma, dessen Herrscherin sich völlig Östreichs Führung hingab, folgten sie der Einladung mit Dank. Man ließ ihre Abgesandten jedoch erst zu, als die Hauptsache entschieden war. Den Vertretern Frankreichs war endlich noch Blacas mit leitender Stimme beigeordnet worden, um zu hindern, daß der König von Neapel durch Bruch seiner feierlichen Gelöbnisse „die Monarchie erniedrige“. Wie sehr dies zu fürchten sein werde, hatte Blacas schon beim ersten Begegnis mit Ferdinand erfahren. In Laibach that der König sich gar keinen Zwang mehr an. Er erging sich in Verwünschungen alles dessen, was er beschworen hatte, und dankte den beiden Kaisern inbrünstig für die Errettung aus der Hand von Meuchelmördern.

Verständigung der Ostmächte mit Ruffo 13. Jan. 1821.

Es war eine offenbare Spiegelfechterei, von einem Mann dieser Denkungsart zu rühmen, daß er stolz auf den Titel eines „Versöhners“ sei, den seine hohen Verbündeten, „getreu den Grundsätzen der Gerechtig-

keit, Weisheit und Mäßigung", ihm zuerkennen wollten. So lautete verabredeter Maßen die Sprache Ruffos am 13. Januar vor der Konferenz. Nicht minder salbungsvoll erwiderte ihm Metternich im Namen der übrigen, die Souveräne würden sich glücklich schätzen, „Seiner Majestät einen Anspruch mehr auf die Liebe und Verehrung seiner Völker zu verschaffen". Aber in Troppau habe man beschlossen, „keine Umwälzung anzuerkennen, die durch das Verbrechen hervorgerufen worden sei und die von einem Augenblick zum anderen die Ruhe der Welt stören könne". Dies war das Stichwort für Ruffo, um zu erklären: angesichts der Unmöglichkeit, mit den hohen Verbündeten über unwiderruflich Beschlossenes zu verhandeln und in der Hoffnung, seinem Lande die Schrecken des Krieges zu ersparen, wolle der König den neuen Regierungszustand seines Reiches preisgeben. Der Entwurf eines Briefes ward vorgelegt, in welchem er, „ruhig vor Gott und seinem Gewissen" seinem Sohne den Willen der Mächte mitteilte. Diesen für die Öffentlichkeit bestimmten Brief sollte ein zweiter, vertraulicher ergänzen, der das Erscheinen eines fremden Besatzungsheeres, als Mittel „der Garantie", ankündigte. Endlich wurden Instruktionen an die Gesandtschaften Östreichs, Rußlands, Preußens in Neapel erbeten und aufgesetzt, um den Eindruck der „väterlichen Stimme" des Königs zu verstärken.

Führende Rolle Metternichs.

Trotz sorgfältiger Vorbereitung war das Stück bis zu diesem Punkte nicht ohne Stockungen abgespielt worden. Die Protokolle, auf Metternichs Andringen in derselben formlosen Weise wie in Troppau geführt und von Gentz' gewandter Feder mit üblicher Glätte abgefaßt, ließen davon allerdings nichts merken.[1] Aber sein Tagebuch und sein Briefwechsel mit Pilat wissen von „stürmischen Konferenzen", „peinlichen Diskussionen" und dem „Wirrwarr" sich widersprechender Ansichten zu berichten, aus dem er als Schriftführer mit Mühe einen Ausweg gefunden habe. Schwerlich war Kapodistrias an dem Wirrwarr ganz unschuldig. Er mußte mit sehr gemischten Gefühlen auf den Verlauf der Beratungen blicken. Nach Metternichs Ausdruck wand er sich „wie ein Teufel im Weihwasser". Aber der Zar wurde, wie in Troppau, an den gewohnten Theeabenden im Banne Metternichs festgehalten. So völlig ging er in dessen Gedanken ein, daß er gegen Laferronnays verlauten ließ, es sei gar nichts so Ungeheures, wenn König Ferdinand sein Wort breche. „Vom ersten Augenblick an hat er uns erklärt, daß er sich als Gefangenen betrachte, daß er, das Messer an der Kehle, unterzeichne." Er fügte hinzu, im Notfall würden russische und — was

[1]) Für die Geschichte des Kongresses von Laibach benutze ich dieselben archivalischen Quellen wie für die des Kongresses von Troppau (s. o. 129), außerdem noch die Korrespondenz Corsinis, die auch Bianchi, Poggi u. a. verwertet haben. Arch. Florenz.

zu behaupten er in keiner Weise berechtigt war — preußische Truppen den östreichischen nachrücken. „Glauben Sie," sagte er ein anderes Mal, „der einzige Zweck der Vereinigung der ersten Mächte Europas sei nur die Züchtigung einiger Carbonari? . . Neapel, fortgerissen durch Spanien, soll diesem als Beispiel dienen . . Haben wir in Neapel eine gerechte Ordnung hergestellt, so kommt vielleicht der Augenblick für Frankreich, in Spanien die Rolle zu spielen, die Östreich heute gegenüber Neapel auf sich nimmt." [1])

Haltung der Vertreter Frankreichs.

Derartige Äußerungen legten den Vertretern Frankreichs die äußerste Vorsicht nahe. Sie waren auch ursprünglich angewiesen worden, sich nur an Maßregeln zu beteiligen, die auf Versöhnung abzielten, und keinesfalls eine militärische Besetzung Neapels gutzuheißen. Als aber die Einladung an die italienischen Regierungen erging, fürchteten Richelieu und Pasquier, diese in Östreichs Arme zu treiben, wenn Frankreich in seiner Zurückhaltung beharre. Blacas und seine Gefährten wurden demnach bevollmächtigt, den Beschlüssen der Ostmächte zuzustimmen, vorausgesetzt, daß alle Mittel der Versöhnung erschöpft wären, und alle italienischen Regierungen einwilligten. Noch waren diese beiden Bedingungen unerfüllt. Allein man wußte schon, daß die eingeschüchterten italienischen Staatsmänner keinen Widerstand leisten würden. Die Franzosen begnügten sich daher, um einzelne Redewendungen zu feilschen, damit der Wortbruch des Königs Ferdinand nicht allzu schmählich erscheine, die Sprache der Gesandten in Neapel nicht allzu barsch klinge. Aber sie wollten keine Trennung Frankreichs von den Ostmächten offenbar werden lassen. Sie gaben den gefaßten Beschlüssen ihre Zustimmung, die sie durch eine Verbalnote zu erläutern suchten, und versahen den französischen Geschäftsträger in Neapel mit einer Instruktion, die sich nur im Tone von den Drohbriefen Östreichs, Rußlands und Preußens unterschied.

Drängen der Ultras.

Richelieu wurde wohl oder übel in dieses Fahrwasser mitgerissen. Er hatte zudem beständig auf die Ultras im eigenen Lande Rücksicht zu nehmen, die je eher je lieber die unumschränkte Gewalt in Neapel hergestellt zu sehen wünschten. Diese Partei hatte bei den Wahlen im November 1820 einen großen Sieg erfochten. Nach Eröffnung der Kammern waren am 21. December neben Lainé zwei ihrer gemäßigten Führer, Villèle und Corbière, als Minister ohne Portefeuille in die Regierung eingetreten. Außerdem war Corbière an die Spitze des Unterrichtsrates gestellt, und Chateaubriands Ehrgeiz durch den Berliner Gesandtschaftsposten abgefunden worden. Aber die Heißsporne der Partei waren durch alles dies nicht befriedigt. Für die innere Politik schwebte ihnen die Zeit der Herrschaft der unfindbaren Kammer als Ideal vor Augen.

[1]) Berichte Laferronnays' 14. 27. Jan. 1821. Arch. Paris.

Nach außen forderten sie Bekämpfung der Revolution auf der apenninischen und pyrenäischen Halbinsel. Während die Wortführer der Linken in Schrift und Rede die Politik der Einmischung verdammten, fühlten sich die Herzen der feurigsten Ultras zu den Ostmächten hingezogen, nach deren Troppauer Programm bewaffnete Intervention nicht nur als ein gutes Recht, sondern als eine heilige Pflicht gelten sollte.

Absonderung der Vertreter Englands.

Den englischen Vertretern in Laibach war es unmöglich, dem französischen Beispiel zu folgen. Sie erklärten sich nicht für befugt, dem Beschlossenen zuzustimmen und verhielten sich von da an schweigend. Zwar konnte es Castlereagh an Verachtung der revolutionären Schöpfungen mit jedem französischen Ultra aufnehmen. Aber die Überlieferungen der englischen Politik verboten ihm, den geheimen Einspruch zu widerrufen, den er gegen jenes Troppauer Programm erhoben hatte. Am 19. Januar 1821 wiederholte er ihn in abgeschwächter Form durch ein an die britischen Gesandtschaften gerichtetes Rundschreiben und suchte sich mit der Veröffentlichung desselben gegen die Opposition des Parlamentes den Rücken zu decken. Diese ließ sich freilich, wie bald zu Tage trat, nicht entwaffnen. Sie hing sich an das Lob der reinen Absichten der Ostmächte und an den Tadel des Ursprungs der neapolitanischen Umwälzung, von denen Castlereaghs matter Protest begleitet war. Höhnisch frug Lord Holland, was das für eine freundschaftliche Unparteilichkeit sei, die den Großen zur Mißhandlung des Kleinen ermutige. Drohend wies Mackintosh auf „das Triumvirat der Gewalt", das sich eines Tages einfallen lassen könne, Kosaken und Kroaten im Hyde-Park ein Lager zu bereiten. Die Fürsten und Staatsmänner der Ostmächte, die schon die Veröffentlichung von Castlereaghs Rundschreiben peinlich berührt hatte, waren über diese Ausdehnung englischer Redefreiheit äußerst empört. Aber sie wußten, daß die Minister an der Themse ihrem Vorgehen im Herzen den besten Erfolg wünschten.

Willfährigkeit der Regierungen Toscanas, Sardiniens, Modenas.

Über alles Verhoffen willig erzeigten sich fast sämmtliche Abgesandten der italienischen Regierungen. Ihr Mißtrauen gegen Östreich wurde durch die Furcht vor einer Ausbreitung der neapolitanischen Bewegung sichtlich gedämpft. Der Toscaner Corsini ließ es sein erstes sein, Metternich die aufgefangenen Statuten der Adelfi zu überliefern, „die durch Einführung einer Verfassung die Nation der Demokratie zutreiben wollten." Seine Hauptsorge war, die toscanische Landbevölkerung vor östreichischer Einquartierung zu bewahren. „Wenn man, sagte er, den Krieg für monarchische Grundsätze führt, darf man eine dem Fürsten so anhängliche Klasse nicht verletzen." Im übrigen hatte er gegen schleuniges und ungehindertes Vordringen der Östreicher nach Süden nichts einzuwenden. Die Piemontesen, der Minister St. Marsan und Graf d'Agliè, versicherten im Namen ihres Königs, daß diesem nichts

erwünschter sein könne, als vor der östreichischen Kriegsmacht die Gefahren verschwinden zu sehen, die das verderbliche Beispiel Neapels nach sich ziehen könne. Noch kräftiger drückte sich der modenesische Minister Molza aus. Als sein Herzog selbst in Laibach erschien, konnte man aus dessen Munde den Vorschlag hören, alle Sektirer zwangsweise nach Amerika zu verschiffen. Am 26. Januar zu den Konferenzen zugelassen, stimmten die Vertreter Toscanas, Sardiniens, Modenas den bisherigen Protokollen freudig zu. Gentz war besonders entzückt von der „Intelligenz und Energie" St. Marsans. Dagegen bedachte er den römischen Abgesandten, den Kardinal Spina, mit dem Zeugnis, er habe gesprochen „wie eine Nachtmütze". In der That war die Regierung Pius VII. die einzige, die von der Haltung der übrigen abwich. Consalvi, vor allem bestrebt, der päbstlichen Politik volle Unabhängigkeit zu wahren, hatte Spina eingeschärft, sich jedes Urteils über die Beschlüsse der Mächte zu enthalten. Spina erklärte demnach, der heilige Vater, als Statthalter eines Gottes des Friedens, wünsche von Herzen die Begründung der Ordnung im Königreich beider Sicilien und werde sich gerne um Herstellung vollkommener Eintracht zwischen diesem Reich und dem übrigen Europa bemühen. Aber er war nicht zu überreden, sich an der Ächtung der neuen Regierung Neapels zu beteiligen oder irgend welche kriegerische Maßregel mit einem Worte zu billigen. Es sei zu hoffen, schrieb Corsini an Fossombroni, daß das Publikum nichts von den Protokollen des Kongresses erfahre, damit die Trennung Roms von den übrigen nicht bekannt werde. Man mußte sich begnügen, in einem bedeutungslosen Eintrag der Hoffnung auf Unterstützung des Pabstes Ausdruck zu geben.[1])

Vorbehalt der Regierung des Kirchenstaates.

Zulassung und Absendung Gallos 30. Jan. 1821.

Der Augenblick war nunmehr gekommen, den Herzog von Gallo aus Görz herbeizurufen. Hatte man ihn als Bevollmächtigten Ferdinands nicht gelten lassen, so mochte man sich seiner doch vielleicht als Briefträgers bedienen. Auch sollte er in Neapel gleichsam bezeugen können, daß der König ganz im Einverständnis mit den Mächten an seinen Sohn geschrieben habe. Zu diesem Zweck ward „die Komödie" mit Gallo eingeleitet. Am Abend des 30. Januar ließ man ihn vor, während Ruffo im Nebenzimmer steckte und durch ein in die Thüre gebohrtes Loch die Scene beobachtete. Man hatte sich auf eine Protestation des konstitutionellen Ministers Neapels gefaßt gemacht. Aber er benahm sich zum Staunen der ganzen Versammlung über alle Begriffe würdelos. Mit freundlichem Kopfnicken hörte er der strengen Ansprache Metternichs und der Verlesung aller für Neapel bestimmten Aktenstücke zu, in denen von der „abscheulichen Regierung", dem „Werk des Wahnsinns und

[1]) Journaux des Conférences de Laybach 8. 9. mit Beilagen. Arch. Wien. — Berichte Corsinis 17. 21. 25. 26. 30. Jan. Corsini an Metternich 17. 19. Jan. Fossombroni an Corsini 26. 31. Jan. 1821. Arch. Florenz.

des Verbrechens“ die Rede war. Hierauf dankte er für die ihm gewordenen Eröffnungen und erklärte sich bereit, nicht nur den Brief des Königs zu überbringen, sondern auch in Neapel nach Kräften in seinem und seiner Verbündeten Sinn zu wirken. Nach Aufhebung der Sitzung verweilte er noch mit heiterer Miene in Metternichs Salon und sagte jedem, der es hören wollte, man werde leichte Arbeit in Neapel haben. Am folgenden Tage entließ ihn König Ferdinand mit der Weisung, daß er Metternichs Worte vollauf bestätige.

Abmarsch der östreichischen Truppen.

Sofort wurden 60000 Mann östreichischer Truppen unter Führung des erprobten Generals Frimont in Marsch gesetzt, um den Po zu überschreiten. Sein erster Tagesbefehl besagte: „Jeder getreue und gutgesinnte Einwohner des Königreichs Neapel wird unser Freund sein. ... Nur die Feinde der Ruhe ihrer Mitbürger, nur die Aufrührer gegen die Gesinnungen ihres Königs können sich uns widersetzen.“ Am 2. Februar wurde dem Kongreß ein Aktenstück vorgelegt, das die Verhältnisse der Okkupation regeln sollte. Die Besetzung Neapels war auf höchstens drei Jahre bemessen. Im Falle der Unterwerfung wurde auf Entschädigung verzichtet, andernfalls ein Anlehen in Aussicht genommen, für das die Verbündeten, wenn es nötig würde, Bürgschaft zu leisten hätten. Soweit wollten sich freilich die Preußen nicht binden. Von den Franzosen ward es gar nicht erwartet. Sie erklärten außerdem, daß Frankreich sich nie am Kriege gegen Neapel beteiligen könne. Der Zar aber hatte seine herzliche Zustimmung zu Metternichs Vorschlägen gegeben, und die Bevollmächtigten Toscanas, Sardiniens, Modenas sprachen ihren Dank für den Edelmut Östreichs aus.[1]) Dann gab es noch lange Verhandlungen über eine „Deklaration“, die zum Abdruck in der Wiener Hofzeitung bestimmt war. Gentz war nicht wenig stolz auf dieses Werk seiner Feder. Er weidete sich an der Demütigung Kapodistrias', der es geschehen lassen mußte, „daß Östreich mit solcher Selbständigkeit, mit solcher Kühnheit zuerst und allein zu Europa sprach.“

Entwurf von „Grundlagen eines Fundamentalgesetzes für das Königreich beider Sicilien“.

Noch eines blieb zu thun, wenn Metternichs Programm erfüllt werden sollte: für die künftige Gestaltung der neapolitanischen Regierung Grundlinien zu ziehen, an die der König sich zu halten hätte. Man wollte dadurch, wie die Deklaration sich ausdrückte, „allen benachbarten Staaten eine hinreichende Bürgschaft ihrer Sicherheit und Ruhe gewähren“. Zugleich galt es, jeden Ratschlag abzuschneiden, in dem eine noch so verdünnte Dosis des konstitutionellen Giftes enthalten wäre. Auch dieser Punkt wurde nach den Wünschen Östreichs entschieden. Gentz sah das Ergebnis voraus, als er an Pilat schrieb: „Die wichtige Frage von der Rekonstruktion des Königreichs Neapel ist ganz in unseren

[1]) Journaux 11. Beilage 1: Point de vue sur l'armée d'occupation 29. Jan. 1821. Arch. Wien.

Händen; kein russischer Einfluß kein französischer Wankelmut kann sie uns mehr entwinden". Die Furcht der toscanischen und piemontesischen Staatsmänner, im Süden der Halbinsel Einrichtungen dauern zu sehen, „die mit dem Princip der unbeschränkten Monarchie nicht verträglich wären", kam Metternichs Plänen sehr zu statten. Zumal Corsini bemühte sich, eine dem Zweck entsprechende Arbeit aufzusetzen, die der Figurant Ruffo im Namen seines Königs dem Kongreß vorlegen sollte. Gleichzeitig machte sich auch Metternich mit Hilfe von Gentz in gleicher Absicht ans Werk. Aus diesen Ansätzen erwuchsen „Grundlagen eines Fundamentalgesetzes für das Königreich beider Sicilien". Der Entwurf wurde zunächst den Russen und Preußen vertraulich mitgeteilt. Er verhieß Trennung der Verwaltung des Festlandes und der Insel, aber einen gemeinsamen Staatsrat, eine Consulta in Neapel, eine andere in Palermo, vom König ausgewählt, mit dem bloßen Rechte der Begutachtung von Gesetzen, Verwaltungs- und Finanzmaßregeln; außerdem ernannte Provinzialräte, sehr brauchbar, die direkten Steuern zu verteilen, und künftigen Erlaß eines Gesetzes über eine beschränkte Selbstverwaltung der Gemeinden.

Seine Annahme 20. bis 22. Febr. 1821.

Diese mageren Zugeständnisse waren dem König Ferdinand nur mit Mühe abgerungen worden. Auch danach behielt er sich im stillen vor, zu bestimmen, wann ihr Wortlaut in Thaten umgesetzt werden sollte. Kapodistrias dagegen versuchte noch einmal, in den Bestimmungen über Zusammensetzung und Befugnis der zwiefachen Consulta wenigstens einen Rest repräsentativer Formen zu retten. Aber Metternich erwiderte ihm: Östreich werde dies niemals dulden und selbst mit Waffengewalt dagegen auftreten. Er erlangte, daß Alexander allem Widerspruch ein Ende machte. „Der Stärkere riß," seinen Worten nach, „den Schwächeren mit sich." Triumphirend schrieb Gentz über Kapodistrias nach Wien: „Der Einfluß dieses unheilbaren Menschen ist bestimmt im Sinken, und er wird täglich unfähiger, uns wesentlich Schaden zu thun." Am 20. Februar trug der gelehrige Ruffo in einer Gesamtkonferenz vor, was ihm von Metternich soufflirt worden war. In der folgenden Sitzung äußerten die Bevollmächtigten Sardiniens und Toscanas ihre vollkommene Befriedigung. Der Modenese Molza wünschte, das neapolitanische Grundgesetz möge nichts enthalten, was nach einem „Vergleich mit der revolutionären Faktion" aussehe. Der Kardinal Spina war zur Abgabe eines Urteils nicht angewiesen, glaubte aber doch, „die väterlichen Gefühle" des Königs beloben zu dürfen. Am 22. Februar kam die Farce zu Ende. Metternich erklärte, sein Kaiser sei hocherfreut, daß König Ferdinand selbst in diesen Tagen der Krise an die Reorganisation seines Reiches gedacht habe. Da die italienischen Regierungen, als die zunächst Beteiligten, keine Einwendungen gegen seine Beschlüsse erhöben, bleibe nur ihre Ausführung zu wünschen. Wie vorher abgemacht, wurde

das Erzeugnis „der Weisheit des Königs" von preußischer und russischer Seite gebilligt. Der Vertreter Englands nahm es, seiner Haltung getreu, nur zur Kenntnis. Laferronnays überraschte Metternich mit der Frage, ob dem König von Neapel nach der Rückkehr in sein Reich keine Änderung der mitgeteilten Grundzüge erlaubt sei, und Blacas fügte im Privatgespräch hinzu, wenn der König die Charte annehme, werde Frankreich ihn unterstützen. Aber auch dieser Sturm wurde von Metternich abgeschlagen. Er erklärte Ruffos Vorlage für bindend, und da die Franzosen beim Zaren taube Ohren fanden, wagten sie nicht, irgend welche Einwendungen zu Protokoll zu geben.[1])

Ausschluß der spanischen Angelegenheiten.

Somit hatte der Kongreß seine Aufgabe ganz nach dem Willen Östreichs gelöst. Man konnte jedoch versucht sein, sie noch zu erweitern. Wer aus den Troppauer Grundsätzen eine Achtserklärung gegen Neapel ableitete, mochte sich unschwer bewegen lassen, ihnen auch eine Spitze gegen Spanien zu geben. Man wäre damit auf den ursprünglichen Gedanken des Zaren zurückgekommen. In Madrid rief in der That das Verhalten der Ostmächte lebhaften Argwohn hervor. Schon gegen Ende des Jahres hörte der dortige französische Gesandte aus dem Munde der Minister: „Der spanische Stolz ist geweckt... Neapel angreifen heißt moralisch auch Spanien den Krieg erklären. Auch uns würde man die Feindschaft gegen den Grundsatz der Volkssouveränität fühlen lassen, wenn man die Kraft dazu hätte." Auf der anderen Seite ließ der König, der umsonst auf eine Einladung nach Laibach geharrt hatte, ihn wissen, er hoffe nur noch von der Hilfe des Auslandes Rettung und sehne sich nach dem Erscheinen fremder Heere. In den Klubs war der Vernichtungskampf, den „die europäischen Triumvirn" dem neapolitanischen Abbild der Cortesverfassung zugeschworen, ein unerschöpflicher Gegenstand hitziger Reden. Hatten die patriotischen Gesellschaften Pepe vordem begeisterte Huldigungsadressen übersandt, so rüsteten sich jetzt Freiwillige, um den „Guerrillas Calabriens" zu Hilfe zu eilen. Durch die öffentliche Meinung gedrängt, forderte die spanische Regierung von den Großmächten Erklärungen über die letzten Pläne der Allianz. Indessen so stark die Verlockung war, „den Tanz mit Spanien zu eröffnen": man mußte sich in Geduld fassen, bis die Ultras in Frankreich vollkommen Meister geworden wären. Vorläufig war nicht daran zu denken, daß nach dem Wunsche des Zaren französische Soldaten aufgeboten würden, um jenseits der Pyrenäen das zu vollbringen, was die östreichischen Bayonette in Neapel erwirken sollten. Pasquier schrieb nach Madrid: „Wir glauben,

[1]) Journaux 12. 13. 14. mit Beilagen. Arch. Wien. — Blacas' Berichte 12. 22. 23. Febr. 1821 (vgl. Pasquier V. 143 ff., Duvergier de Hauranne VI. 170 ff., Bianchi II. 52—60). Arch. Paris. — Berichte Corsinis 29. Jan., 5. 7. 10. 12. 15. 20. 22. Febr. 1821. Arch. Florenz.

jedes Eingreifen der fremden Mächte, weit entfernt davon, den König aus seiner schrecklichen Lage zu befreien, würde nur dahin führen, die revolutionäre Partei zu den äußersten Gewaltsamkeiten zu treiben. Nur wenn Spanien uns angriffe, würden wir uns verteidigen."[1] Richelieu frug Pozzo: „Wie könnten wir uns leichten Herzens allen Gefahren eines solchen Unternehmens aussetzen? .. Ich würde jedes Ministerium, das dazu riete oder sich dazu hergäbe, für gewissenlos halten." Den Zaren suchten Blacas und Laferronnays davon zu überzeugen, daß Frankreich entscheiden müsse, wann der Augenblick zum Handeln gekommen sei.

Ende der Beratungen.

Beim Schluß der Konferenzen am 26. Februar ließ man daher die Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel ganz aus dem Spiel. Man beschränkte sich auf die Abrede einer nächstjährigen neuen Zusammenkunft, bei der man sich über die Frage der Dauer der Okkupation Neapels beraten wollte. Die Franzosen, obwohl ohne Instruktion, wollten doch nicht in Zweifel ziehen lassen, daß ihr König sich nie von seinen Verbündeten trennen werde. Inzwischen hatte aber Pasquier am 20. Februar eine Verbalnote nach Laibach abgesandt, die diesen Verbündeten einigen Ärger bereitete. Er widersprach der kecken Behauptung der Gentz'schen Deklaration, Frankreich sei den Troppauer Beschlüssen, wenngleich mit Beschränkungen, beigetreten, und betonte, auch in Laibach sei das Endziel der französischen Bevollmächtigten gewesen, Neapel die Leiden des Krieges zu ersparen. Die Note kam zu spät an, um noch in dem Protokoll Aufnahme finden zu können, ward aber den drei Ostmächten mitgeteilt, die sie keiner Antwort würdigten. Die Zeit des Redens und Schreibens war vorbei; die Entscheidung lag bei den Waffen. Um sie abzuwarten, blieben die beiden Kaiser mit ihrem diplomatischen Stabe noch in Laibach. Preußen war nur durch Bernstorff und Krusemarck vertreten, da Hardenberg schon vor der letzten Sitzung nach Italien abgereist war. Dorthin nahm zögernd auch König Ferdinand seinen Weg, um in Florenz wieder zu rasten, begleitet von Blacas und drei außerordentlichen Bevollmächtigten der Ostmächte. Eine Proklamation ging ihm voraus, die vom östreichischen Hauptquartier verbreitet wurde. In „Offenbarung seiner königlichen und väterlichen Gesinnungen" befahl er allen Unterthanen, das Heer „seiner erhabenen Bundesgenossen", das nur dazu bestimmt sei, „die wahren Freunde des Guten und des Vaterlandes zu beschützen", mit offenen Armen aufzunehmen.

Die Vorgänge in Neapel.

Indessen verstand man in Neapel den Anmarsch der Östreicher anders. Zwar hatte man in der ersten Zeit nach der Abreise des Königs die kriegerische Rüstung durchaus nicht mit vollem Nachdruck betrieben.

[1] Berichte Lavals 7. 11. 21. Dec. 1820, 2. 15. Jan., 18. 19. Febr. 1821. Weisungen Pasquiers 8. 20. Febr. 1821. Arch. Paris.

Nur Pepe entwickelte bei einer Inspektionsreise in den Abruzzen den höchsten Eifer. Das Parlament fuhr in seinen friedlichen Arbeiten fort, nahm den Eid des Regenten entgegen, ließ die Anklage gegen die früheren Minister fallen und vollendete die Durchsicht der Verfassung sowie eine Anzahl wichtiger Reformgesetze. Nach Sanktionirung der Beschlüsse durch den Regenten endigte es mit Zurücklassung einer beständigen Deputation am 31. Januar seine Sitzungen. Vom König war bis dahin nur ein Brief bekannt geworden, in dem er seinem Sohne vermeldete, er sei glücklich in Laibach angekommen, und die Meute seiner Jagdhunde gelte für schöner als die des Zaren. Der Regent legte nach wie vor den festen Willen an den Tag, die neue Staatsordnung zu beschützen. Er belobte die hauptstädtischen Milizen und überwies ihnen bei einer glänzenden Revue unter dem Donner der Kanonen geweihte Fahnen. Er beteuerte selbst dem französischen Gesandten: „Ich werde mein Benehmen nicht ändern, ich bin ein Ehrenmann. . . Ich werde mich bemühen, der Nation die Gefahren begreiflich zu machen, die ihr drohen, aber ich muß meinem Eid treu bleiben.“ Allerdings gestand er ihm ein anderes Mal: „In den Augen Europas fürchte ich als Rebell zu erscheinen.“ [1]) Er war es auch, der nach Pepes Aussage den Ankauf von Gewehren für die Milizen hintertrieb und die Ausfertigung ihrer Officierspatente verzögerte.

Ankunft Gallos.

Inzwischen langte der Herzog von Gallo an und richtete das in Laibach ihm Aufgetragene pünktlich aus. Der Regent ließ der Deputation des Parlamentes das väterliche Mahnschreiben unverzüglich mitteilen, erklärte den Gesandten der Ostmächte, er werde sich nicht von der Nation trennen und berief das Parlament zu einer außerordentlichen Sitzung auf den 13. Februar wieder zusammen. Nun flammte der leicht entzündliche Geist der Volksmasse heftig auf. Die Ermordung des verhaßten ehemaligen Polizeidirektors Giampietro, der seine Freude über das Herannahen der Östreicher nicht verbarg, setzte alle alten Diener Ferdinands in Schrecken. Krieg war das allgemeine Losungswort, Freiwillige erboten sich zum Kampf wider die „Barbaren“, und hätte jeder Fluch gegen den eidbrüchigen König und jede Verwünschung der östreichischen Schergen sich in einen geübten Soldaten verwandelt, so wäre die Verteidigung der Grenzen ein leichtes gewesen. In Rom fürchtete man sogar den Einbruch der Neapolitaner und eine gleichzeitige Erhebung der Carbonari des Kirchenstaates. Niebuhr hatte bereits das Gesandtschaftsarchiv, Silberzeug und Gemälde aus seinem Hause fortschaffen lassen. Indessen wurde ein kleiner Haufe Bewaffneter, der über den Tronto vordrang, sofort zurückgeschlagen, und die Schreckenskunde vom Anmarsch feindlicher Truppen gegen Velletri erwies sich als blinder Lärm.

[1]) Berichte Fontenays 1. 2. 3. Febr. 1821. Arch. Paris.

Kriegerische Stimmung.

Das neapolitanische Parlament, inmitten der größten Aufregung wieder versammelt, gab der kriegerischen Strömung nach. Es nahm an, der König sei in Laibach nicht frei gewesen und wies die Drohungen der Ostmächte zurück. Die Gemäßigtsten sprachen für Widerstand und die Besonnensten zweifelten nicht am siegreichen Ausgang. „Wir werden," sagte ein Abgeordneter zum französischen Gesandten, „die Östreicher schlagen. Den Tag nach dem Sieg werden wir den Frieden anbieten und zugleich als Bürgschaft Änderungen der Verfassung zu gunsten der Monarchie, soweit man sie nur wünschen kann. Wir kennen die Mängel der Verfassung sehr gut, aber es geht gegen unsere Ehre, Änderungen unter dem Druck der östreichischen Bajonette einzuführen." Dem Regenten war bei dem drohenden Zusammenstoß nicht wohl zu Mute. Er bat Ludwig XVIII. aufs dringendste um seine Vermittlung, fügte seinen Gesuchen aber auch die Versicherung hinzu, der herrschende Enthusiasmus übersteige jede Vorstellung.[1]) Häufig äußerte sich dieser Enthusiasmus in prahlerischer Übertreibung. Bei einem Verbrüderungsfeste, zu dem die Obervendita der Carboneria die Generale in Neapel geladen hatte, frug der Dichter Gabriel Rossetti in einer feurigen Improvisation: „Wer von ihnen wird unser Miltiades sein?" und schloß als Antwort daran: „Sie werden alle Miltiadesse sein."

Mangelhafte Rüstung

In Wirklichkeit entsprach aber die Rüstung für den Kampf den pomphaften Worten sehr wenig. Beinahe ein Drittel des Heeres, etwa 12000 Mann, war in Sicilien festgehalten. Die verfügbare Mannschaft, durchsetzt von der Carboneria, mißtraute manchem der alten muratistischen Generale. In der königlichen Garde lauerte der Verrat. Milizen und Legionare waren teilweise nur mit Jagdflinten oder Piken bewaffnet. Im Gebirge machte sich der Mangel an Mänteln und Lebensmitteln fühlbar. Es fehlte an Geld, da die Revolution die Einnahmen verringert, die Ausgaben vermehrt hatte. Eine auswärtige Anleihe war nicht zum Abschluß gekommen. Ein Zwangsanlehen von 3 Millionen Dukaten, das vom Parlament ausgeschrieben wurde, brachte nach der Behauptung eines Abgeordneten weniger ein als das erste Auftreten der Catalani im Theater San Carlo. Der Regent, dem Namen nach Höchstkommandirender, hatte weder guten Willen noch das geringste Verständnis. Florestan Pepe, der widerstrebend die Bürde des Generalstabschefs auf sich genommen hatte, stand nicht zum besten mit Colletta, dem in letzter Stunde das Kriegsministerium anvertraut wurde. Wilhelm Pepe fügte sich übellaunig dem gegen seine kühneren Ratschläge beschlossenen Feldzugsplan.

Der Feldzugsplan.

Nach diesem wollte man sich ganz auf die Verteidigung beschränken.

[1]) Bericht Fontenays 21. 26. Febr. Schreiben des Regenten an Ludwig XVIII. 16. Febr., 3. März 1821. Arch. Paris.

Ein Armeekorps, 10000 Soldaten und 20000 Milizen, unter Pepes Führung sollte die erste Defensivstellung der Abruzzen an der Nordgrenze besetzen. Ein zweites, 18000 Soldaten und 22000 Milizen unter Carrascosa, durch einen weiten Zwischenraum von jenem getrennt, sollte die südlichen Einbruchswege schützen. Jeder der beiden Korpskommandanten hatte dem stärker Bedrohten baldmöglichst zu Hilfe zu kommen. Zahlreiche Abteilungen der Milizen waren für die Deckung noch unfertiger Schanzwerke an den Pässen und am Flußbett des Garigliano, für die Verteidigung von festen Plätzen und Lagern bestimmt. Wäre es nötig, so sollte Neapel geräumt, der Widerstand nach Calabrien verlegt und äußersten Falles von Sicilien aus wieder aufgenommen werden. Der ganze Plan entsprang offenbar dem Widerstreben, die junge ungeschulte Mannschaft im offenen Felde zu verwenden. Er setzte aber, wenn er ernst gemeint war, eine Anspannung der gesamten Volkskraft voraus, wie sie sich ein Jahrzehnt früher in Spanien offenbart hatte.

Anmarsch der Östreicher.

Das östreichische Heer war währenddessen durch Toscana und den Kirchenstaat vorgerückt und näherte sich den Abruzzen.[1]) Mit großem Mißtrauen hatte die päbstliche Regierung die unerwünschten Gäste erscheinen sehen. Sie verkündete strengste Neutralität, bestand auf dem Schutz der Hauptstadt gegen Durchzüge von Truppen und bereitete ihrer Verpflegung manches Hindernis. Indessen wußte Frimont auf gute Mannszucht zu halten und den Unterthanen des Pabstes die Last der Einquartierung möglichst erträglich zu machen. Er hatte bis dahin die neapolitanische Grenze geachtet, da er auf die Übersendung der Proklamation König Ferdinands hatte warten müssen. Endlich konnten die Befehle zum Einmarsch erteilt werden. Aber Pepe erzwang, trotzdem seine Streitmacht an Zahl und Rüstung weit hinter dem Voranschlag zurückstand, schon vorher, am 7. März, den Kampf. Eingeborene Ungeduld, Befürchtung geheimer Friedensverhandlungen, Hoffnung, durch einen ersten Erfolg seinen bereits schwankenden Scharen frischen Mut einflößen zu können, rissen ihn zum Wagnis eines Angriffes auf die östreichische Vorhut bei Rieti fort. Das verspätete Eintreffen einer seiner Brigaden am Velino nötigte ihn, sich zunächst auf eine starke Rekognoscirung zu beschränken. Eine Zeit lang schien sie sich in siegreiches Vordringen umzuwandeln. Als er aber seinen rechten Flügel durch das Erscheinen feindlicher Massen bedroht sah, gab er Befehl zum Rückzug. Dies führte zur vollständigen Auflösung seiner Milizen. Sie liefen bis auf wenige Kompagnieen zuchtlos auseinander. Ihre Officiere, durchweg wohlhabende Führer der Carboneria, wurden von Pepe selbst, um die Flüchtigen zu sammeln, in ihre Heimat

Treffen von Rieti 7. März 1821.

[1]) Machalicky: Der Feldzug gegen die neapolitanische Revolution 1820 (Mitteilungen des K. K. Kriegsarchivs. N. F. 1888. II. 1—115).

entlassen. Ohne Zutrauen zu den geringen Streitkräften, die ihm blieben, gab er die wichtigen Gebirgspässe preis und eilte nach der Hauptstadt. Hier fand er seinen Bruder, dem der Dienst beim Regenten unerträglich geworden war, tief bekümmert, und das Parlament, das dem König eine sehr versöhnliche Adresse übersandt hatte, unentschlossen und furchtsam. Er sprach noch für Entfernung der Versammlung nach Calabrien, für Neubildung seines Armeekorps bei Salerno, für Verteidigung der Volturno-Linie durch Carrascosa und schmeichelte sich, den Regenten und Colletta für seine militärischen Pläne gewonnen zu haben. Aber schon nach wenigen Tagen sah er seine letzten Hoffnungen zerronnen und fand es geraten, sein Heil auf einem absegelnden spanischen Schiff zu suchen.

Auflösung des neapolitanischen Heeres.

Das unbedeutende Treffen von Rieti war Anfang und Ende des ganzen Feldzuges. Die Östreicher konnten zuerst an den völligen Verzicht der Neapolitaner auf Gegenwehr nicht glauben. Vorsichtig rückten sie über die Grenze, durchschritten nach kurzem Gefecht die gefürchteten Engpässe von Antrodoco und besetzten Aquila. Um dieselbe Zeit rissen alle Bande der Disciplin im Armeekorps Carrascosas. Nach dem Verlust der Abruzzen gab er die Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand auf. Die Festungswerke wurden verlassen oder ausgeliefert. Am 20. März ging Capua über. Ein paar Bataillone der Garde, die von dort nach Neapel marschirten, traten die dreifarbige Kokarde mit Füßen und schossen auf das Volk. Der Regent, ungewiß, wie weit die Rache des Vaters sich erstrecken werde, bat ihn um Schonung, gab einzelnen Mittel zur Flucht, weigerte sich aber, mit dem Parlament nach Cosenza zu entweichen. Die Mitglieder dieser Versammlung stoben auseinander, nachdem Poerio nebst einer kleinen Schar seiner Genossen einen würdigen Protest gegen die Vergewaltigung eingelegt hatte. Niemand befahl, niemand gehorchte mehr. „Es giebt," berichtete Fontenay, „in Neapel kein Heer und keine Regierung. Der persönliche Haß ist erwacht, alle Parteien klagen sich des Verrates an." Ohne das Erscheinen der Östreicher, die am 24. März mit aufgesteckten Olivenzweigen in Neapel einzogen, hätte man auf die Wiederkehr des blutigen Schauspiels von 1799 gefaßt sein müssen. Am Tage ihres Einmarsches stiegen die Staatspapiere um 8 Procent.[1]) So ruhmlos war das Ende einer Umwälzung, die durch ihren glänzenden Schein Monate lang die Freiheitsfreunde aller Länder Europas geblendet hatte. —

Einzug der Östreicher in Neapel 24. März 1821.

Die Revolution in Piemont.

Während die Revolution Neapels in den letzten Zügen lag, langte Kunde an vom Ausbruch der Revolution Piemonts. Sie wurde jedoch vom Regenten und der obersten Polizeibehörde so lange verborgen gehalten, bis

[1]) Berichte Fontenays 11. 14. 19. 22. 23. 26. März. (Beilage: Schreiben des Regenten an König Ferdinand 18. März 1821). Arch. Paris.

die Östreicher Herren der Festungen waren. Das Ereignis, welches den Norden der Halbinsel erschütterte, kam zu spät, als daß es dem Lauf der Dinge im Süden eine andere Wendung hätte geben können. Auch die beiden Kaiser und die Staatsmänner in Laibach, denen am 13. März schon der Erfolg von Rieti bekannt geworden war, ließen sich nicht aus der Fassung bringen, als am folgenden Tag die Hiobspost aus Turin eintraf. Doch war sie nach Gentz' Versicherung für alle eine schmerzliche Überraschung. Zur Zeit des Troppauer Kongresses hatte Metternich über die Zustände Piemonts Berichte erhalten, die geeignet waren, frühere Sorgen zu zerstreuen. Selbst das piemontesische Heer war nach der Ansicht des neuen östreichischen Gesandten Binder dem „Fanatismus der sogenannten italienischen Sache fremd". Es schien ihm wenig Neigung für Carignan zu haben, den einzigen Führer, den „die Schlechtgesinnten" aufstellen könnten.[1]) Die Vertreter Piemonts in Laibach glaubten gleichfalls die Erhaltung der Ruhe in ihrem Heimatlande verbürgen zu können, sobald man nur sehe, daß gegen Neapel Ernst gemacht werde.

Ihre Vorboten.

Inzwischen war aber die Ungeduld jener freiheitsdurstigen kleinen Schar unter der Jugend Piemonts gewachsen, deren Losung Verfassung und Unabhängigkeit Italiens lautete. Sie sah den Minister Prospero Balbo auf halbem Wege stehen bleiben und die Verfechter des Alten zum zähen Widerstande gewappnet. Sie hörte aus dem Munde des Mailänders Pecchio die sehnsüchtigen Wünsche der lombardischen Patrioten. Studententumulte in Turin, bei denen es im Januar 1821 zu Blutvergießen gekommen war, ließen einen Stachel in den Gemütern zurück. Adressen wurden verbreitet, welche die politischen Hoffnungen der Unzufriedenen in verschiedener Färbung abspiegelten. Die eine beschwor den König im allgemeinen, „eine volkstümlichere Regierungsform" einzuführen und sich gegen den „östreichischen Machiavellismus" aufzulehnen. Die andere forderte sofortige Verkündigung der Cortesverfassung, die schon „ein Drittel Italiens" angenommen habe, um „dadurch die Kräfte aller Italiener gegen den gemeinsamen Unterdrücker zu sammeln". Hier hörte man die Stimme der mit der Carboneria verwandten Geheimbünde. Dort schienen die Freunde der französischen Charte das Wort zu nehmen. Die Polizei glaubte im Fürsten della Cisterna, einem jungen Liberalen, der damals in Paris verweilte, das Haupt einer Verschwörung zu erkennen, von der noch ungewiß blieb, ob sie die Anhänger beider Feldzeichen in sich schloß. Cisterna verkehrte viel im Hause des Herzogs von Dalberg, der erst jüngst als französischer Gesandter in Turin die konstitutionellen Bestrebungen ermutigt hatte (s. o. S. 71). Auch der betriebsame Bardaji, bis vor kurzem Vertreter Spaniens am sardinischen Hofe, dann in gleicher Stellung nach Paris versetzt, feuerte

[1]) Berichte Binders, Turin 9. Okt., 24. Nov. 1820. Arch. Wien.

Cisterna zu einer Schilderhebung an. In der That reiste Cisterna von Paris ab, um sie zu wagen. Aber währenddessen wurden zwei seiner nächsten Freunde in Turin verhaftet. Er selbst ward an der Grenze angehalten, seiner Papiere beraubt und als Gefangener nach Fenestrelle abgeführt.[1]) Damit hielt man in den herrschenden Kreisen jede Gefahr für beseitigt.

Santorre di Santa Rosa.

Allein diese Vorgänge und der Wunsch, den Neapolitanern Luft zu machen, trieben die Thatenlustigen in Piemont zum Losbruch. Dank der Schwäche und Sorglosigkeit des Kriegsministers Saluzzo hatten sie auch im Heere Anhang gewonnen. Der Bedeutendste unter ihnen war Santorre di Santa Rosa, der zu den Vertrauten des Prinzen Karl Albert von Carignan gehörte (s. o. S. 73). Er war eine schwärmerische Natur, ganz vom Gedanken an die Geschicke des Vaterlandes beherrscht, gegen den Rat seines Freundes Cesare Balbo, des Sohnes des Ministers, ins Lager der Geheimbünde übergegangen. Im Jahre 1815 war er mit zu Felde gezogen, hiernach als Beamter im Staatsdienst aufgerückt und hatte sich durch anerkannte Tüchtigkeit Anspruch auf eine große Zukunft erworben. Er schlug sie jedoch in die Schanze, als ihm die Stunde gekommen schien, den Befreiungskampf gegen Östreichs Übermacht zu beginnen. Dieser Kampf galt ihm als höchstes Ziel, die Proklamirung der nur ihrem Rufe nach bekannten radikalen Cortesverfassung als Mittel, den Norden Italiens mit dem Süden gegen den Feind zu einigen. Ohne solche Berechnung hätte er eine Verfassung nach englischem oder französischem Muster vorgezogen. Die meisten Verschworenen dachten wie er. Getragen durch glühende Einbildungskraft übersahen sie die Schlaffheit der bürgerlichen Masse, die Ungunst der europäischen Lage und die Stärke des Gegners. Sie hatten zuerst am General Gifflenga, der unter Napoleon und dem Vicekönig Eugen sich ausgezeichnet, einen Führer von bekanntem Namen zu gewinnen versucht. Als dieser ihrer Kühnheit berechtigtes Mißtrauen entgegensetzte, wandten sie sich an den Prinzen von Carignan.

Unterhandlung mit dem Prinzen von Carignan 6. März 1821.

Der Prinz empfing am Abend des 6. März insgeheim Santa Rosa, den Obersten St. Marsan, den Major Collegno und den Kapitän Grafen Lisio. Sie erklärten ihm, daß alles zum Kampf für die Freiheit und gegen Östreich bereit sei. Sie drangen in ihn, sich an ihre Spitze zu stellen, um den König mit auf die Bahn des Ruhmes fortzureißen. Man wußte, daß Viktor Emanuel im Begriff war, nach dem Schloß Moncalieri zu reisen. Alsbald nach seiner Entfernung aus Turin sollte die dortige Garnison sich erheben. Der Prinz mit seinen zweiundzwanzig Jahren wurde durch das glänzende Bild, das ihm vor Augen geführt

[1]) Berichte Latour-du-Pins, Turin 6. 9. März. Arch. Paris. — Binders 7. März 1821. Arch. Wien. Vgl. Pasquier: Mémoires V. 160—165.

wurde, geblendet und gab nach einigem Zögern sein Jawort.[1]) Am folgenden Tage aber stiegen ihm Bedenken auf. Er ließ sich von Gifflenga überzeugen, daß es Thorheit sein würde, das Glück der Waffen zu versuchen, teilte sogar, ohne Namen zu nennen, dem Kriegsminister mit, daß ein Komplott im Werke sei und kündigte dem jungen St. Marsan und Collegno seine Zusage auf. Die Verschworenen, äußerst betroffen wegen dieser Sinnesänderung Carignans, beschlossen einen kurzen Aufschub ihres Unternehmens. Eine nochmalige Unterhaltung mit dem Prinzen ließ Santa Rosa allerdings hoffen, daß er sich doch noch auf ihre Seite schlagen werde. Als ihm aber der Prinz am 9. März davon sprach, man müsse Vorsichtsmaßregeln zum Schutz des Königs ergreifen, setzte sich ein tiefes Mißtrauen gegen den voreilig Eingeweihten bei ihm fest. Er antwortete, auf Östreich, nicht auf den König, der keine treueren Freunde habe, hätten die Verschwörer es abgesehen, gab aber nach dieser zweiten Enttäuschung den Anschlag verloren. Auch seine Gefährten in Turin waren entmutigt. Sie entsandten Eilboten, um den zum Losschlagen bereiten Mitverschworenen im Lande Gegenbefehl zu erteilen.

Ihr Scheitern 9. März 1821.

Schon aber war die Kugel im Rollen. Von der kleinen Garnisonstadt Fossano rückte am 9. März der Oberst San Michele eigenmächtig mit seinem Reiterregiment aus. In Alessandria traf eine nächtliche Versammlung von Officieren und Sektirern aus dem Bürgerstande entscheidende Abrede. Am Morgen des 10. März ergriffen der Oberstlieutenant Ansaldi und der Kapitän Graf Palma von der Citadelle Besitz. Der Kapitän Baronis führte ihnen seine Dragoner zu. Man sah die grünweißrote Fahne des Königreiches Italien von den Wällen herabflattern. Eine provisorische Giunta trat zusammen, die das Stichwort ausgab: „Es lebe der König, es lebe die spanische Verfassung, es lebe Italien." Sie erklärte, die Zügel so lange führen zu wollen, bis der König zum „König von Italien" geworden sei, und forderte „italienische Föderation" und „italienische Unabhängigkeit". Auf die Kunde dieser Vorgänge hielten sich die Turiner Verschworenen nicht mehr zurück. Sie zerstreuten sich über das Land, um der Erhebung Kräfte zuzuführen.

Erhebung in Alessandria 10. März 1821.

[1]) Man muß die zum Zweck der Selbstverteidigung, oder die lange nachher geschriebenen Berichte Karl Alberts, die vieles verschweigen und in den Daten nicht immer genau sind, beständig durch die zahlreichen anderweitigen Quellen kontrollieren. Von neueren Veröffentlichungen kommen besonders in Betracht: Manno: Informazioni sul Ventuno in Piemonte. Ed. 2. Florenz 1879. Bianchi: Santorre di Santa Rosa. Memorie e lettere inedite (Curiosità e Ricerche di Storia subalpina). Turin 1877, ebenda Scritti e lettere di Carlo Alberto. 1879, Manzone: Il conte Moffa di Lisio. Turin 1882, die Memoiren von Pallavicino (Turin 1882), Confalonieri (Mailand 1889). Vgl. die o. S. 72 angeführten Arbeiten von Masi und Vayra. Außerdem stehen mir die wichtigen französischen und östreichischen Gesandtschaftsberichte, Briefe Metternichs, des Herzogs von Modena u. a. zu Gebote.

Santa Rosa eilte mit einigen der nächsten Freunde nach Alessandria. Unterwegs verfaßte er eine kriegatmende Proklamation, in der er zur Rechtfertigung des Bruches militärischer Disciplin an das ruhmvolle Beispiel Yorks erinnerte. Dem entsprach, daß die Giunta in Alessandria verkündete: „Die Nation ist im Zustande des Krieges gegen Östreich, das italienische Heer wird auf den Kriegsfuß gesetzt.“ In Turin herrschte bange Erwartung. Das Gerücht lief um, Östreich habe vom König Abtretung einer Festung und Entlassung eines Teiles des Heeres gefordert.

Beratung am Hofe.

Viktor Emanuel, am Abend des 10. März in seine Hauptstadt zurückgekehrt, widerlegte dies Gerücht durch eine Proklamation, versprach allen Reuigen volle Verzeihung und belobte die Treue seines „geliebten Vetters“, des Prinzen von Carignan. In der That hatte dieser sich nach Kräften bemüht, den Truppen die Pflicht des Gehorsams einzuschärfen. Indessen scheiterte der Plan, ihn nach Alessandria zu senden, sei es, weil er fürchtete, dort zum Führer ausgerufen zu werden, sei es, weil man ihm die verlangten Vollmachten nicht geben wollte. Er riet, „einige Zugeständnisse“ zu machen, worunter nur konstitutionelle Gewährungen gemeint sein konnten. Auch der Minister Balbo und Graf Vallesa waren dafür, andere schwiegen, die vertrautesten Günstlinge des Königs widersprachen. Dieser selbst soll geschwankt haben. Aber sein inneres Widerstreben gegen die Verfassung, hielte sie sich auch in den Schranken der französischen Charte, wurde bestärkt durch die Furcht vor fremder Einmischung. Der Östreicher Baron Binder, „als Gesandter einer Macht, welche die Revolution in Italien bekriege“, und der Russe Graf Mocenigo, „als Vertreter einer Macht, welche ihre Hilfe dazu versprochen habe“, drangen auf Anhören ihrer Ratschläge. Wie sie lauten würden, war dem König nach St. Marsans Berichten über die Laibacher Verhandlungen bekannt und wurde mündlich von diesem bestätigt. Er konnte sich nicht dazu entschließen, den Zorn der Ostmächte herauszufordern.[1])

Bewegung in Turin.

Unterdessen rief ein Kapitän Ferrero am Morgen des 11. März vor der Stadt bei der Kirche San Salvario die Cortesverfassung aus. Auf die Masse des neugierig zuströmenden Volkes machte dies keinen Eindruck. Kaum ein paar hundert junge Männer, großenteils Studenten, aus deren Mitte auf den Obersten anrückender Truppen ein Pistolenschuß abgefeuert wurde, schlossen sich Ferrero an. Aus Furcht vor einem Kampf und angesichts der Gleichgiltigkeit der Bürgerschaft zog er sich in der Richtung auf Alessandria zurück. Der König faßte Mut. Er ge-

[1]) Berichte Binders 10. 12. März (Nach Bericht vom 12. März will er durch den Polizeiminister „les preuves écrites“ des Verrates Carignans erhalten haben). Arch. Wien. — Berichte Latour-du-Pins 10. 11. März 1821. (Nach dem ziemlich unwahrscheinlichen Bericht vom 11. März 6 Uhr Abends wäre der König „um 8 Uhr Morgens für die Verfassung Frankreichs entschieden gewesen“, aber von der Königin an ihrer Bewilligung verhindert worden.) Arch. Paris.

dachte an der Spitze der treu gebliebenen Soldaten gegen Alessandria zu ziehen. Aber über den Erwägungen seiner uneinigen Ratgeber verrannen wieder kostbare Stunden. Der Mittag des 12. März kam heran, als Kanonenschüsse von der Citadelle ertönten, und die Trikolore der Carboneria auf ihren Zinnen aufgezogen wurde. Bald hörte man, daß die Besatzung von einigen Officieren zum Abfall aufgestachelt, und daß der Kommandant, der sich den Rebellen entgegengeworfen hatte, getödtet sei. Nun erst geriet das Volk mit dem Ruf „es lebe die Verfassung" in Bewegung. Es umdrängte Carignan und Gifflenga, die vom König abgesandt waren, um die Citadelle zur Ergebung aufzufordern. Sie kehrten unverrichteter Sache in den Palast zurück. Hier wuchs die Verwirrung mit jeder Stunde. Der König war bereit, zu Pferde zu steigen. Der Kriegsminister und der Gouverneur von Turin beschworen ihn, sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Der Polizeiminister wollte wissen, 30000 Aufrührer aus der Umgegend seien im Anmarsch. Es wird behauptet, daß die Königin den Wunsch gehegt habe, mit der Regentschaft und mit der Vollmacht betraut zu werden, als Regentin eine Verfassung zu gewähren.[1] Wie dem auch sei: der König beschloß ein anderes. Gewillt, der Revolution nichts nachzugeben und den Kampf mit den Laibacher Verbündeten um jeden Preis zu vermeiden, auch nicht der Mann, die heuchlerische Rolle der bourbonischen Ferdinande zu spielen, dankte er zu Gunsten seines Bruders Karl Felix, Herzogs von Genevois, ab. Dieser weilte in Modena, wo er seinen Schwiegervater, den König von Neapel auf seiner Reise nach Süden begrüßt hatte. Bis zu seiner Rückkehr sollte der Prinz von Carignan die Regentschaft führen. Der Prinz sträubte sich in Voraussicht der schweren Konflikte, die seiner warteten, die Bürde auf sich zu nehmen. Endlich gab er nach, von der Hoffnung beseelt, sich ihrer bald wieder entledigen zu können.

Abfall der Citadelle 12. März 1821.

Abdankung des Königs. Carignan Regent.

In der Morgenfrühe des 13. März fuhr die königliche Familie nach Nizza ab, vom Regenten ein Stück Weges begleitet. Nicht lange währte es, so kam ihm das Bedenkliche seiner Lage zu vollem Bewußtsein. Die Abdankung des Königs hatte allgemeine Bestürzung hervorgerufen. Von den Ministern Viktor Emanuels wollte keiner unter Karl Albert dienen. Er hatte den getreuen Cesare Balbo nach Alessandria abgesandt, um von der eigenmächtigen Proklamirung einer Verfassung, insonderheit der spanischen, abzumahnen, aber dieser Bote kam zu spät. Ein anderer Bote, des Prinzen Hofkavalier, Graf Costa di Beauregard, der die Willensmeinung des neuen Königs in Modena erkunden

Schwierige Lage Carignans.

[1] Auch Karl Albert berichtet (Manno: Informazioni 75): „La reine paraissait incliner à accorder la constitution anglaise." Die von Poggi: Storia d'Italia I. 340 geäußerte Vermutung ist nach dem o. S. 69 Note Angeführten hinfällig.

sollte, konnte erst nach Ablauf einiger Tage von dort wiederkehren. Inzwischen aber stieg in Turin die Spannung aufs höchste. Der Regent hatte selbst durch seine erste Proklamation große Erwartungen hervorgerufen, indem er ankündigte, am folgenden Tage seine „dem allgemeinen Wunsch entsprechenden Absichten" eröffnen zu wollen. „Ich habe, gestand er dem französischen Gesandten, noch keine Idee, noch keinen Plan gefaßt. Was ich Ihnen sagen kann ist, daß ich der spanischen Verfassung die französische entgegenstellen möchte." Allein der Zauber des bloßen Wortes „Cortesverfassung" war auch hier unwiderstehlich. Wer sie forderte, verband damit mehr oder weniger laut auch die Forderung: „Krieg gegen Östreich". [1]) Den ganzen 13. März hindurch dauerte der Tumult auf den Straßen Turins. Der Palast des Prinzen wurde umlagert. Wortführer der Radikalen und städtische Abgeordnete drangen zu ihm vor. Die Besatzung der Citadelle nahm eine drohende Haltung an.

Zweideutiges Benehmen.

Karl Albert hätte das Beispiel Viktor Emanuels befolgen können. Es stand ihm frei, statt widerwillig dem Druck zu weichen, seinen Platz zu räumen. Aber auch jetzt ruhte auf jedem seiner Schritte der Fluch der Schwäche und Zweideutigkeit, die sein Benehmen schon in den ersten Anfängen der Revolution gekennzeichnet hatten. Er ließ sich durch Mitglieder des Gemeinderates und eine Anzahl von Officieren schriftlich bezeugen, daß der Drang der Umstände zur Ausrufung der spanischen Verfassung nötige und kündigte dem jubelnden Volk ihre Gewährung vom Balkon herab an. Ein Dekret bestätigte diesen Entschluß, jedoch unter Vorbehalt der Billigung des Königs Karl Felix und der Abänderungen, welche die künftige nationale Repräsentation im Einverständnis mit ihm für gut finden sollte. Ein anderes Dekret setzte eine provisorische Giunta ein, die angesehene Männer, meistens der höheren Stände und von liberaler Gesinnung, nicht aber Teilnehmer der letzten Verschwörung, umfaßte. Die gleiche Färbung trug das Ministerium, dem schon der Name jenes durch Geist und Freimut bekannten Juristen dal Pozzo Glanz verlieh. Am 15. März leisteten der Regent, die Giunta, die Minister dem König und der Verfassung den Treueid. Der Wortlaut des vielgerühmten aber nur wenigen bekannten spanischen Grundgesetzes lief der bestehenden Thronfolgeordnung, somit Carignans eigenen Ansprüchen, zuwider und gewährte der Religionsübung von Waldensern und Juden nicht den mindesten Schutz. Daher war man so vorsichtig, in der Schwurformel wenigstens sogleich diese beiden Punkte sicher zu stellen. Unmittelbar nach Ableistung des Eides erließ Karl Albert einen Tagesbefehl an die Soldaten, in dem es hieß: „Ehre und Treue sind da, wo der Prinzregent, dem der König seine Macht übertragen hat, sie euch bezeichnen wird. . . . Ihr werdet über eurem Ruhm und über dem Ruhm Italiens

Verkündung der Cortesverfassung 13. März 1821.

[1]) Bericht Latour-du-Pins 13. März 1821. Arch. Paris.

machen, das auf euch blickt. . . Die beiden äußersten Enden Italiens vereinigt ein Geist. Zu welcher Stufe des Ruhmes werden sie unser schönes Vaterland erheben!"

Carignans Pläne.

Solche Worte konnten den Glauben erwecken, als habe sich der Prinz den kriegslustigen Führern der Revolution mit Leib und Seele verschrieben. Aber in Wahrheit wünschte er, überzeugt davon, daß ihre Pläne chimärisch und verderblich seien, ihre Wachsamkeit zu täuschen, ihr Vorhaben zu durchkreuzen und sich von den Fesseln, in die er verstrickt war, baldmöglichst zu lösen. Dies war auch der Rat seines Vertrauten, d'Auzers, des Oheims Cavours, eines unterrichteten Franzosen, der in Turin eine zweite Heimat gefunden hatte.[1]) Er selbst machte gegenüber Binder, dem östreichischen Gesandten, kein Geheimnis aus seinen Absichten. Der rührige, vom höchsten Mißtrauen gegen seinen französischen Kollegen erfüllte Binder harrte noch auf seinem Posten aus, obwohl er zur Zielscheibe der gehässigsten Angriffe geworden war. Man scheute sich nicht, seine Kuriere anzuhalten und ging so weit, seine schleunige Entfernung zu fordern. Karl Albert suchte ihn zu beruhigen. Er ließ ihm am 16. März durch den englischen Geschäftsträger eine Schutzwache anbieten und ihm versichern, daß er nicht daran denke, Östreich den Krieg zu erklären. Wenn er sich anschicke, die Truppen bei Vercelli und Alessandria zu sammeln, so geschehe es nur, um den Schein eines bevorstehenden Angriffes auf die Lombardei zu erwecken. In der That aber hoffe er, die Soldaten durch verläßliche Officiere zu ihrer Pflicht zurückzurufen. Dasselbe wiederholte er durch den Mund des jungen de Maistre, mit der Bitte, Bubna, den Höchstkommandirenden in Mailand, von seinen Plänen zu benachrichtigen. Binder sah in diesen Geständnissen ein Zeichen der Furcht des Prinzen und des Wunsches seiner Ratgeber, der Bewegung ohne fremde Einmischung Meister zu werden.

Abreise des östreichischen Gesandten 20. März 1821.

Den Ausgang am Orte selbst abzuwarten ward ihm versagt, da der Einbruch eines wütenden Pöbelhaufens in sein Gesandtschaftshotel ihm den Aufenthalt in Turin unmöglich machte. Er protestirte gegen die Verletzung des Völkerrechtes und reiste am 20. März auf dem sicheren Umweg über Genf nach Mailand ab.[2])

Unzufriedenheit mit Carignan.

Inzwischen hatten die Urheber der Umwälzung schon mehrfach an dem Verhalten des Regenten Anstoß genommen. Seine Ankündigung einer „Amnestie" rief den Einspruch der in Alessandria um Santa Rosa Gescharten hervor. Sie wollten vielmehr auf „Dank" gerechnet haben und wiederholten das Gelöbnis, für „Italiens Unabhängigkeit und für den konstitutionellen Thron des Hauses Savoyen" zum Tode bereit zu

[1]) Pasquier: Mémoires V. 181 (1894) nach d'Auzers' Bericht.

[2]) Berichte Binders. Turin 17. März (S. den wörtlichen Abdruck Anhang IV), Genf 23. März. Bubna an Binder 17. März 1821. Arch. Wien.

sein. Das Verbot jeder anderen Fahne und Kokarde als der üblichen piemontesischen war für sie, die die italienische Trikolore aufgepflanzt hatten, eine ebenso bittere Enttäuschung, wie für die kampflustigen Träger des Abzeichens der Carboneria. Ein Massenaufgebot erfolgte nicht, und für die Aufnahme von Freiwilligen wurden nur sechs Bataillone bestimmt. Auch Sendlinge der Mailänder Patrioten, der junge Marchese Pallavicino und sein Freund Gaetano de Castiglia, fanden nicht den erwarteten Empfang. Sie hatten sich zunächst mit einem Schreiben Confalonieris in Novara beim Obersten St. Marsan eingestellt, der sie an den dort kommandirenden General della Torre verwies. Der General, dem die Revolution in der Seele zuwider war, sagte ihnen ohne Umschweife, es sei ein Wahnwitz, mit völlig unzureichenden Streitkräften an die Überschreitung der Grenze zu denken. Hierdurch nicht ernüchtert, eilten sie auf St. Marsans Rat nach Turin, wo sich ihnen ein paar Landsleute zugesellten. Karl Albert gewährte ihnen, die sich als „Abgeordnete der Lombardei" einführten, eine Audienz. Er versprach, der Giunta mitzuteilen, was sie in glühender Einbildungskraft von der Kriegsbereitschaft ihres Heimatlandes berichteten. Er kühlte aber in einer zweiten vertraulichen Zusammenkunft Pallavicinos und Castiglias Eifer mit della Torres Gegengründen ab und entließ sie mit den unverbindlichen Worten: „Hoffen wir auf die Zukunft."

Empfang der Mailänder Sendboten.

Wenn noch etwas dazu gefehlt hätte, seine Haltung zu bestimmen, so war es die Kunde, die sein getreuer Costa von Modena zurückbrachte. Karl Felix, von seinem herzoglichen Gastfreunde beraten, hatte, noch ohne den Königstitel anzunehmen, am 16. März durch ein scharfes Edikt jede Regierungshandlung für nichtig erklärt, die nicht von ihm ausgegangen oder bestätigt sei. Er hatte insbesondere die Ausrufung einer Verfassung als rebellisch gestempelt. Er hatte der Regentschaft Carignans mit keinem Worte gedacht und den Unbotmäßigen das Einschreiten seiner erhabenen Verbündeten angedroht. Mündlich ließ er dem Prinzen den Befehl zukommen, sich mit den treugebliebenen Truppen nach Novara zu begeben. Der Prinz, gewillt Folge zu leisten, legte das überraschende Edikt dem Ministerrat vor. Hier wurde vorläufige Geheimhaltung des Aktenstückes und Entsendung einer Botschaft an Karl Felix beschlossen. Ohne ihre Rückkehr abzuwarten, rüstete sich Carignan zur Entweichung. Geheimnis und Verstellung verhüllten seine Pläne. Er schützte Unwohlsein vor, um die mißtrauischen aus Alessandria herbeigeeilten Officiere nicht empfangen zu müssen und suchte ihren Argwohn am 21. März durch Ernennung Santa Rosas zum Kriegsminister einzuschläfern. Die Nacht darauf verließ er an der Spitze von zwei Reiterregimentern und einer Batterie Turin, um sich in Novara unter della Torres Befehle zu stellen, legte die Regentschaft nieder und forderte durch ein Manifest auf, seinem

Verhalten des neuen Königs Karl Felix.

Carignans Entfernung und Verzicht auf die Regentschaft 22. März 1821.

Beispiel des Gehorsams zu folgen. Karl Felix wies ihn an, sich in das Gebiet seines Schwiegervaters, des Großherzogs von Toscana, zurückzuziehen. Auch diesem Befehl kam er ohne weiteres nach.[1]) Er passirte Modena, ohne von dem zürnenden Verwandten eines Empfanges gewürdigt zu werden, erreichte am 3. April tief gebeugt Florenz und beschwor Viktor Emanuel, die Zügel wieder zu ergreifen, um Piemont die Besetzung durch fremde Soldaten zu ersparen. Allein der Verlauf der Ereignisse machte das von ihm Gefürchtete unabwendbar.

Verabredung in Laibach.

Sofort nach dem Eintreffen der ersten Kunde des Ausbruchs der piemontesischen Revolution war von den beiden Kaisern zu Laibach, im Beisein Metternichs und Bernstorffs, die schleunige Ergreifung kriegerischer Maßregeln beschlossen worden. Während Frimonts Heer in Neapel seine Aufgabe so rasch wie möglich zu lösen hatte, sollten frische Truppen aus den deutschen Provinzen Östreichs herangezogen und 90000 russische Soldaten in Marsch gesetzt werden. Der Zar war Feuer und Flamme für das Unternehmen. „Retten wir Europa," rief er aus, „so ist es der Wille Gottes." Daß Östreich das Erscheinen von Kosaken in den Gefilden Italiens guthieß, bewies am deutlichsten, wie ernst Metternich die Lage ansah. Die Vorgeschichte der piemontesischen Bewegung legte den Gedanken nahe, daß das gefürchtete Pariser Comité directeur dabei die Hand im Spiel habe. Auch waren die Grenzprovinzen Frankreichs der ansteckenden Kraft der Revolution ausgesetzt, wie sich sehr bald in lärmenden Auftritten zu Grenoble und Lyon zeigte. Aber abgesehen davon: das Verhalten der französischen Regierung selbst war Metternich verdächtig. Binders Angebereien fielen auf fruchtbaren Boden. Metternich glaubte an Einmischungsgelüste Frankreichs. Er hielt Richelieu nicht für energisch genug, um sich den Gönnern der Ruhestörer zu widersetzen und traute seinen Hintermännern bei ihrer Propaganda für die Charte das Schlimmste zu. „Frankreich," meinte er, „steht an der Spitze aller revolutionären Bewegungen Europas, und es ist schwer zu sagen, wer ärgere Ränke schmiedet, die Regierung oder die Jakobiner." Ein Sendling der Ultras, Achille de Jouffroy, der in Laibach Zutritt erhielt, wußte diese düsteren Ansichten zu verstärken.[2])

Besorgnisse hinsichtlich Frankreichs.

Unruhe wegen der Lombardei.

Noch dringender war die Sorge wegen der italienischen Provinzen Östreichs, in denen, wie bekannt, die Geheimbünde Wurzel gefaßt hatten. Schon im August 1820, als das Feuer in Neapel aufgelodert war,

[1]) Effektvolle Legenden, die sich u. a. noch bei Gervinus, Reuchlin und H. von Treitschke finden, wie die, daß Bubna oder andere östreichische Officiere Karl Albert in Mailand als „König von Italien" verhöhnt hätten, werden hier nicht wiederholt, s. Tivaroni I. 74.

[2]) Metternich an den Herzog von Modena 29. März 1821. Arch. Wien. — Berichte Laferronnays' 19. 22. März, Latour-du-Pins 30. März 1821. Arch. Paris (vgl. Aus Metternichs Papieren III. 471).

hatte es daher im lombardisch-venetianischen Königreich nicht an amtlicher Erinnerung daran gefehlt, daß nach dem Gesetz die Zugehörigkeit zur Carboneria und selbst die Verschweigung von Namen ihrer Mitglieder Hochverrat sei. Darauf waren Verdächtige, wie Maroncelli, Laderchi, Romagnosi, Pellico in Haft genommen worden, denen mit anderen früher Eingekerkerten ein strenges Gericht drohte. Der Ausbruch der Revolution in Piemont schärfte den Argwohn aufs äußerste. Hier kam es, ganz anders wie in Neapel, sofort zur Anrufung des italienischen Gemeingefühls. Kampf gegen Östreich, Befreiung der Brüder jenseits des Tessin bildeten von Anfang an die Losung. Was Wunder, wenn die Behörden in Mailand während der ersten bangen Tage in höchster Spannung waren. Zwar hatten sie keine nähere Kenntnis von der emsigen Thätigkeit der Mailänder Patrioten. Sie wußten nichts von ihren geheimen Zusammenkünften, bei denen die Einsetzung einer provisorischen Regierung und die Errichtung einer Nationalgarde geplant wurde. Aber sie waren auf alles gefaßt, wenn sich die revolutionäre Faktion in Piemont behauptete. „Wir haben," schrieb Strassoldo den 11. März an Metternich, „keine Partei für uns und sind bis zur Ankunft von Hilfstruppen in schlimmer Lage." Am folgenden Tag berichtete er, in Pavia und Mailand verbreite man, Carignan habe sich zum König Italiens proklamirt und sei mit dem piemontesischen Heer im Anzug. Am 15. März, als die kleine Tochter des Vicekönigs aus der Stadt verbracht wurde, gab es einen Allarm. Confalonieri und seine Freunde hielten einen Augenblick die Flucht des Hofes und das Nahen der Piemontesen für gewiß. Allerdings wurden ihre Hoffnungen rasch genug geknickt. Die Stockung der Bewegung in Piemont, der Verzicht Carignans auf die Regentschaft, die östreichischen Siegesberichte aus Neapel: alles das machte einen niederschlagenden Eindruck. Strassoldo erklärte jede Gefahr für beseitigt. Die Lombardei blieb ganz ruhig. Nur eine kleine Anzahl kampfbereiter Studenten Pavias war über die Grenze entwichen.[1])

Umschwung in Piemont.

In Laibach erregten die günstigen Berichte, die neuerdings aus Mailand einliefen, nicht geringere Freude als die vom neapolitanischen Kriegsschauplatz. Schon am 24. März urteilte Metternich: „die piemontesische Revolution schreitet ihrer gänzlichen Niederlage entgegen." In der That hatte ihr die Absage Carignans den Todesstoß versetzt. Das Lager della Torres in Novara füllte sich. In Turin herrschte quälende Ungewißheit. Dieser und jener flüchtete nach der Schweiz. Mit Mühe wurde die provisorische Giunta in der Hauptstadt zusammengehalten. Allein Santa Rosa bewahrte den Mut der Verzweiflung. In einem flammen-

[1]) Berichte Strassoldos mit Beilagen 11. 14. 15. 16. 17. 22. 23. 26. 30. März 1821. Arch. Wien. Vgl. Confalonieri: Memorie I. 110, 111.

den Tagesbefehl (23. März) rief er seinen Waffengefährten zu: „Pflanzt eure Fahnen am Tessin und am Po auf, die Lombardei erwartet euch". Er erklärte den neuen König, als im östreichischen Machtbereich befindlich, für unfrei. Die Kunde von der Erhebung Genuas gegen den Gouverneur Des Geneys und vom Abzug eines Reiterregimentes aus Novara hoben Santa Rosas Selbstvertrauen. Er mochte hoffen, wenigstens della Torre zu verdrängen und die gesamte streitbare Jugend des Landes um sich zu scharen. Ein zweiter Tagesbefehl vom 27. März prophezeite den Siegesflug des savoyischen Adlers, der zur Befreiung des Bruderstammes in der Lombardei erscheinen werde. Indessen war ihm ohne Zweifel die tiefe Entmutigung der Freunde jenseits der Grenze bekannt. Daher leistete er der Anknüpfung von Verhandlungen, die auf eine friedliche Lösung abzielten, keinen Widerstand.

Scheitern der Vermittlung Mocenigos.

Der russische Gesandte in Turin, Graf Mocenigo, hatte sie allem Anschein nach aus eigenem Antrieb begonnen. Er ließ die dortigen Machthaber im Falle der Unterwerfung unter den Willen ihres Königs auf das mächtige Fürwort des Zaren hoffen, der für Gewährung weitbemessener Amnestie und gewisser den Bedürfnissen entsprechender Änderungen der Regierungsform eintreten werde. Auch sollte das Land alsdann von fremder Besatzung verschont bleiben. Die Giunta erklärte sich am 31. März bereit, diese Bedingungen anzunehmen und die baldige Auslieferung der Citadellen von Turin und Alessandria zu erwirken. Aber in Alessandria hatten die Heißsporne die Oberhand. Nur widerstrebend hatten sie erst eben in die Auflösung ihrer eigenen Giunta eingewilligt. Den Beschlüssen der Turiner, deren Präsident sie persönlich zu gewinnen suchte, weigerten sie die Zustimmung. Da auch Santa Rosa sich nicht binden wollte und mit seinen Rüstungen fortfuhr, verschärfte Mocenigo von Novara aus, wo er mit della Torre Rat pflog, seine Forderungen. Seinerseits verbat sich Karl Felix, vom Herzog von Modena gestachelt und entschlossen, nur unter dem Schutze fremder Waffen heimzukehren, jede diplomatische Dazwischenkunft. Er tadelte die Vordringlichkeit Mocenigos und riß einen versöhnlich gehaltenen Aufruf della Torres in Stücke. Man war in Laibach von seinem Starrsinn nichts weniger als erbaut. Metternich hatte es ihm schon sehr verübelt, daß er den Prinzen von Carignan aus seiner Nähe verbannte, statt ihn bei sich zu behalten und „zu überwachen". Er ließ es auch an Widerspruch gegen seine jüngsten leidenschaftlichen Aufwallungen nicht fehlen. „Die Mächte, schrieb er dem Herzog von Modena, haben das Recht, gehört zu werden und die Maßregeln vorzuschlagen, die ihnen nützlich erscheinen." In vertraulichen Briefen klagte er über den eigensinnigen König, „der wie ein Narr gegen Tod und Teufel läuft". Offenbar hielt er Mocenigos Unterhandlungen, die zu

nichts verpflichteten, für nützlich, sei es um die Revolutionäre zu entzweien und zur Waffenstreckung zu zwingen, sei es um Bubna Zeit zu gewähren, durch sein Eingreifen della Torres Sieg zu sichern. Im einen wie im anderen Fall bedurfte man keiner russischen Hilfe mehr, die Metternich mit seinen englischen Freunden immer nur als „ein notwendiges Übel" betrachten konnte.[1])

Niederlage Regis' bei Novara 8. April 1821.

Nach dem Abbruch von Mocenigos Vermittlung rückte della Torre über Vercelli auf der Turiner Straße vor, in der Hoffnung, ohne östreichischen Beistand die revolutionäre Regierung stürzen zu können. Aber der Anmarsch des Obersten Regis, dem Santa Rosa den Befehl der zusammengeschmolzenen konstitutionellen Truppen anvertraut hatte, scheuchte ihn wieder über die Sesia zurück. Obwohl er eine starke Übermacht hatte, wagte er, mißtrauisch gegen seine Soldaten, keinen Angriff. Daraus schöpfte Regis die eitle Hoffnung auf den Abfall der Königlichen. Er ließ sich auf nichtige Unterhandlungen ein und war tollkühn genug, am Morgen des 8. April mit seinen 4000 Mann gegen Novara vorzudringen. Hier aber empfing ihn das Feuer der Festungsgeschütze, während zu seiner Rechten unerwartet östreichische Husaren und Jäger erschienen. Es war die Vorhut Bubnas, der mit der Hauptmacht in Novara anlangte. Andere östreichische Kolonnen, die den Tessin überschritten hatten, drohten von Vigevano und Gropello. Regis befahl schleunigen Rückzug, der bald in völlige Auflösung ausartete. Santa Rosa erfuhr durch seine versprengten Freunde, daß alles verloren sei, und sah sich wie sie zum Verlassen des Heimatlandes gezwungen. Die Giunta legte ihre Gewalt nieder. Della Torre hielt seinen Einzug in Turin. Ansaldi gab nach der Auflehnung eines Regimentes Alessandria preis. In Genua trat der befreite Gouverneur wieder an die Spitze, dessen Edelmut hunderten von Flüchtlingen gestattete, sich nach Frankreich oder Spanien einzuschiffen.

Flucht Santa Rosas. Zusammenbruch der Revolution.

Östreichische Besetzung.

Wie in Neapel so waren auch hier die Östreicher, und sie allein, triumphirende Zeugen des jähen Zusammenbruches. Bubna übersandte seinem Kaiser die Schlüssel der Citadelle Alessandrias, und auf den Bastionen von Casale und Tortona standen seine Soldaten Schildwache. Der Zar gab seinen Marschkolonnen Befehl, Halt zu machen. Gentz war in vollem Rechte zu sagen: „Daß wir mit Piemont allein und ohne fremde Hilfe fertig geworden sind, hebt unsre Aktion in ungeheurem

[1]) Zur Ergänzung von Bekanntem dienen mir die Berichte Latour-du-Pins 30. März, 2. 6. April 1821. Arch. Paris. — Briefe Metternichs an den Herzog von Modena. 30. März, 1. 3. 8. April, des Erzherzogs Maximilian an Metternich 18. 28. März, des Herzogs an Metternich 25. 29. 31. März, 3. 8. April 1821. Arch. Wien. — Die häufig nachgesprochene Behauptung von Bianchi: Storia documentata etc. II. 62 Mocenigos Dazwischenkunft sei auf Bitte Richelieus und Pasquiers erfolgt, finde ich nirgendwo bestätigt.

Grade.“ Metternich durfte frohlockend an Stadion schreiben: „Nicht ein einziger russischer Soldat wird über die Grenze kommen.“ Man verständigte sich in Laibach und Modena über das zeitweilige Verbleiben einer östreichischen Besatzung in Piemont. Ein Vertrag, den die drei Ostmächte am 24. Juli mit Sardinien abschlossen, bestimmte ihre Stärke auf 12000 Mann, für deren Unterhalt Kaiser Franz auf Erstattung der Kriegskosten verzichten wollte. Über die Fortdauer oder das Aufhören dieser Besatzung sollte bei der nächstjährigen Fürstenzusammenkunft der Entscheid gefaßt werden.[1])

Vertrag mit Sardinien 24. Juli 1821.

Es würde Metternichs Erfolg gekrönt haben, wenn es gelungen wäre, Viktor Emanuel zur Rücknahme seiner Abdankung zu bewegen. Dem gleichen Wunsch hatte, freilich aus ganz anderen Gründen, Carignan Worte geliehen. Metternich kam es vor allem darauf an, der Legitimität diese Genugthuung zu verschaffen, da er die Thronentsagung des letzten Königs als erzwungen ansah. Auch mochte der Eigenwille seines Nachfolgers ihn besorgt machen. Die beiden Kaiser gingen ganz auf Metternichs Gedanken ein und unterstützten ihn durch Entsendung Binders und Mocenigos nach Modena. Aber Viktor Emanuel erneuerte in aller Form seine Abdankung und zerstreute dadurch die letzten Skrupel seines Bruders. Karl Felix weigerte sich nicht länger, den Königstitel anzunehmen, versagte aber seinem Reiche seine Gegenwart, bis die Revolution durch Vollzug eines Strafgerichtes gesühnt sei.[2])

Diese Aufgabe lag in den Händen seines Bevollmächtigten, des Grafen Revel, und der Ausschüsse von Militärpersonen und Beamten, die er einsetzte. Sie hatten in zahlreichen Fällen ein Schuldig zu sprechen, aber sie verfuhren im großen und ganzen nicht sehr streng. Nur an zwei Officieren wurde die Todesstrafe vollstreckt. Die Geflüchteten ließ man durch vorläufige Einziehung ihrer Güter büßen. Die Universitäten in Turin und Genua wurden für ein Jahr geschlossen und die Bestimmungen polizeilich-kirchlicher Aufsicht, der das studentische Leben unterworfen war, noch mehr verschärft. Reformen, deren so mancher Zweig der Verwaltung bedurft hätte, blieben aus. Die Regierung schien allein durch die herkömmliche Begünstigung von Adel und Klerus die Gefahr neuer Unruhen bannen zu wollen. Der Vertrauensmann, den Metternich als Beobachter nach Turin gesandt hatte, war einsichtig genug, dies zu mißbilligen. Zugleich hatte er zu beklagen, daß die Untersuchungen, nicht mit sonderlichem Geschick geführt, sehr vieles im

Die Reaktion in Piemont.

---

[1]) Alles Nähere bei Zerboni di Sposetti: Die Bekämpfung des Aufstandes in Piemont 1821 u. s. w. (Mitteilungen des K. und K. Kriegs-Archivs N. F. VI. 117—229. 1892.)

[2]) Weisung an Binder, an Zichy 20. April, Berichte Binders, Modena 18. bis 23. April 1821. Arch. Wien.

Dunkel ließen. Er meinte, den ursprünglichen Fäden der Revolution werde man wohl nicht auf die Spur kommen, gewiß aber sei sie „als eine europäische“ vorbereitet worden.[1])

Die Zukunft Carignans.

Nicht selten wurden die Richter durch Berufung der Angeklagten auf Befehle des Prinzen von Carignan, als des ehemaligen Regenten, in Verlegenheit gesetzt. Der Prinz führte währenddessen in Florenz kein beneidenswertes Dasein. Die enttäuschten Freunde der Freiheit und Unabhängigkeit wandten sich verächtlich von ihm ab und fluchten, sein Charakterbild verzerrend, seinem Namen, als dem eines Verräters. In nicht viel günstigerem Licht erschien er damals aber auch dem schwarzsichtigen Karl Felix, dessen Groll durch den Herzog von Modena leicht zu schüren war. Es bleibt dunkel, inwieweit der Herzog die Stimmung seines königlichen Gastes zu Gunsten seiner ehrgeizigen Pläne auszunutzen versuchte. Sicher ist, daß er bei einer neuen Reise nach Laibach mit den östreichischen Machthabern über die Frage der sardinischen Thronfolge verhandelte. Man fand es nicht ratsam, an ihr zu rütteln. Indessen soll Karl Felix eine Zeit lang daran gedacht haben, die Krone dem am 14. März 1820 geborenen Sohne Carignans, Viktor Emanuel, zuzuwenden, womit sich eine modenesische Regentschaft vertragen haben würde. Thatsächlich wurde die Aufmerksamkeit der Diplomatie durch stete Beschäftigung mit der Vergangenheit und Zukunft Carignans in Spannung erhalten. Vor allem warf sich der französische Gesandte Maisonfort in Florenz, voll übertriebenen Mißtrauens gegen die Absichten Östreichs, zu seinem Ratgeber auf. Hand in Hand mit ihm arbeitete Pozzo di Borgo, der als russischer Bevollmächtigter beim König von Neapel in jener Zeit Florenz berührte. Er rühmte sich, „daß er dazu beigetragen habe, Carignan vor dem drohenden Ruin zu retten“. Jedenfalls wurde nichts entschieden, was seinen Rechten widersprochen hätte. Indessen blieb er bis zur nächsten Fürstenzusammenkunft im ungewissen, von Zweifeln gequält, des müßigen Lebens überdrüssig. Ein Hang mystischer Schwermut trieb ihn von sinnlichen Freuden zu frommen Büßungen. Der grollende Karl Felix aber wurde dadurch nicht entwaffnet, sondern hielt ihn nach wie vor für einen verkappten „Carbonaro“. „Wenn er sich auch bis aufs Blut geißelte“, schrieb er seinem Bruder, „ich würde doch seine Bekehrung nicht ernst nehmen.“[2]) —

[1]) Berichte des östreichischen Kommissars Sardagna, Turin 2. 9. 28. Mai. 23. Juni, 4. 7. 9. 16. Juli 1821. Arch. Wien.

[2]) Ein Überblick der bekannten Streitfragen, die sich auf die Gefährdung der Thronrechte Karl Alberts beziehen, bei Tivaroni I. 101—112 und bei Vayra: La leggenda di una corona 1896, der, namentlich gestützt auf Metternichs Denkschrift vom 25. Okt. 1822, die gegen die östreichische Politik erhobenen Beschuldigungen widerlegt. Ich benutze außer den dort angeführten Quellen die Berichte Latour-du-Pins 29. Mai, 12. Juli. Blacas', Neapel 25. 29. Juni. Weisung Pasquiers an Maison-

Viel rauhere Formen als in Piemont zeigte die Reaktion in Neapel. Aber sie schonte den Prinzen, der hier als Regent bis zuletzt sein heuchlerisches Spiel fortgesetzt hatte. Eine vom König berufene provisorische Regierung wetteiferte bis zu seiner Rückkehr in Thaten der Rache mit Bevollmächtigten, die ihm vorausgingen. Alle vom 5. Juli 1820 bis zum 23. März 1821 erlassenen Verfügungen wurden für ungiltig erklärt. Den Mitgliedern der Carboneria ward nur für den Fall des Verrates ihrer Genossen Rettung des Lebens zugesichert. Den Besitzern von Waffen drohte der Tod. Ein junger Bäcker, bei dem man einen Dolch fand, wurde als erster erschossen. Mit der Ankunft des einst wegen seiner Schandthaten verstoßenen, nunmehr aufs neue zum Polizeiminister ernannten Canosa häuften sich die Schreckensmaßregeln. Die angesehensten Officiere, Parlamentsmitglieder und Beamten wurden in Verhör genommen und eingekerkert. Gegen Wilhelm Pepe und den General Rossaroll, der in Messina eine letzte Schilderhebung gewagt hatte, erging kraft bloßen Polizeidekretes das Todesurteil. Ein halbnackter Gefangener ward gefesselt, auf einem Esel sitzend, mit den Zeichen der Carboneria angethan, durch die Straßen Neapels gepeitscht. Der östreichische Höchstkommandirende weigerte die Mitwirkung seiner Soldaten bei der Wiederholung solcher Scheußlichkeiten. Metternich, den die Folgen seiner eigenen Thaten erschreckten, erließ von Laibach aus scharfe Mahnungen zur Mäßigung. Er hielt dem Fürsten Ruffo die Handlungen barbarischer Willkür vor, die den Unschuldigsten zittern ließen, und forderte, daß nach der Rückkehr des Königs mit der Beseitigung der schreienden Übelstände Ernst gemacht werde.[1]

Die Reaktion in Neapel.

Der meineidige König Ferdinand zog endlich am 15. Mai wieder in seine Hauptstadt ein und konnte sich mit dem Besuch ihrer vornehmsten Kirchen nicht genug thun. Indessen blieben Leben, Freiheit und Eigentum seiner Unterthanen den ärgsten Gewaltsamkeiten ausgesetzt. „Auf sämtlichen Gebieten des Staatswesens," berichtete Blacas nach Paris, „herrscht die größte Unordnung. Man sucht die Autorität überall eher als im Fürsten, der die Zügel schleifen läßt." Im Verein mit den Vertretern der drei Ostmächte drang er auf Durchführung der dürftigen Laibacher Beschlüsse hinsichtlich der Neuordnung der Verwaltung des Festlandes und Siciliens. Hiernach brachte eine außerordentliche Giunta am 26. Mai ein Dekret zustande, das wenigstens dem Wortlaut jener Beschlüsse entsprach. Aber in einem seiner wichtigsten Teile blieb es

Rückkehr des Königs 15. Mai 1821.

vom 17. Juli 1821. Arch. Paris. — Maggiolo: Pozzo di Borgo 1890 S. 264. Die Widersprüche in den Auszügen des Tagebuches des Herzogs von Modena bei Reuchlin I. 195 und Galvani: Memorie storiche intorno la vita dell' arciduca Francesco IV. Band III. 65 (Modena, 1858) weiß ich nicht aufzuklären.

[1] Berichte Fontenays 8. 10. 17. 20. 24. 27. 30. April, 2. 4. 15. Mai 1821. Metternich an Ruffo 28. April 1821. Arch. Paris.

ein todter Buchstabe, da zunächst weder in Neapel noch in Palermo eine Consulta berufen wurde. So hatte auch ein Amnestieerlaß vom 30. Mai, den die Gesandten dem König abrangen, nur unvollkommene Wirkung, da er nicht scharf genug gefaßt war und sich rückwärts nicht über den 8. Juli 1820 hinaus erstreckte. Viele, die sich bedroht fühlten, flüchteten in die Abruzzen. Als Blacas dem Prinzen von Calabrien die Notwendigkeit einer Erweiterung der Amnestie vorstellte, erhielt er die Antwort, die Regierung denke vielmehr daran, zweitausend Menschen aus dem Lande zu weisen. Ein Edikt, das die Liste verbotener Druckwerke ins Ungemessene erweiterte, gab nach dem Urteil des französischen Gesandten die Hälfte aller Bibliotheken des Reiches den Flammen preis. Ein späteres suchte die Einfuhr fremder Bücher durch Auflage eines unerschwinglichen Zolles zu verhindern. Im Unterrichtswesen wurde der Zügel kirchlicher Strenge noch straffer angezogen als bisher. Niemand war sicher vor den Sbirren Canosas, die nicht selten ihren persönlichen Haß befriedigten oder „unter der heiligen Maske der Sache des Königs" geradezu Verbrechen erdichteten, um dem Strafrichter Arbeit zu verschaffen. Umsonst rügte Metternich aufs neue „den gänzlichen Mangel" geordneter Regierung. Umsonst bemühten sich die Gesandten, dem Wüten der Reaktion Einhalt zu thun.[1]) Sie forderte ungezählte Opfer und trieb manchen zum Verzweiflungskampf des Guerrillero. Ihren Höhepunkt erreichte sie mit dem langwierigen Proceß der Officiere des Lagers von Monteforte. Morelli und Silvati wurden gehängt. Ihre dem gleiche Lose bestimmten Gefährten wurden zu lebenslänglicher Kerkerstrafe „begnadigt", die sie, mit Mördern und Räubern zusammengeschmiedet, in verpesteten Felsverließen auf öden Inseln zu verbüßen hatten.

Östreichische Besetzung (Vertrag vom 18. Okt. 1821).

Allen diesen Rachethaten lieh die Gegenwart der östreichischen Truppen Rückhalt. Die Auflösung des eigenen zerrütteten Heeres war eine der ersten Maßnahmen des heimgekehrten Königs. In Zukunft sollte die Kriegsmacht des Reiches vornehmlich durch inländische Werbung gebildet und durch einige fremde Söldnerregimenter ergänzt werden. Bis auf weiteres aber hatten die Östreicher die Aufgabe, die Ruhe zu erhalten. In Sicilien war ihre allmähliche Ablösung vorgesehen, sobald 6000 Mann des neuen königlichen Heeres zur Verfügung ständen. Diesseits der Meerenge sollte die östreichische Truppenmacht vom 30. November 1821 an auf 42000 Mann und erst nach vollständiger Neubildung des königlichen Heeres für den Rest der Besetzungszeit auf 25000 Mann sinken. Die Last der Besoldung und des Unterhaltes seiner fremden Beschützer fiel, wie in Piemont, selbstverständlich auf das von

[1]) Berichte Blacas' 5. 9. 20. 24. 28. Juli, 7. 18. August. Metternich an Ruffo 26. August 1821. Arch. Paris.

ihnen eingenommene Land. Diese Verhältnisse wurden endgiltig erst durch einen Vertrag König Ferdinands mit den drei Ostmächten (18. Oktober 1821) geregelt, geraume Zeit nachdem sie auf ihre Beratungen in Laibach gleichsam das Siegel gedrückt hatten.

Laibacher Deklaration der drei Ostmächte 12. Mai 1821.

Dies geschah kurz vor der Trennung der beiden Kaiser am 12. Mai 1821 durch eine „Deklaration“, für welche Pozzo den Grundstock geliefert hatte.[1]) Den östreichischen und russischen Staatsmännern, deren Unterschrift sie trug, reihte sich Krusemarck, nach Bernstorffs Abreise der einzige Vertreter Preußens, willig an. Die drei „verbündeten Souveräns“ rühmten sich, Europa vor einem geplanten „allgemeinen Umsturz“ gerettet zu haben. Sie priesen die Beständigkeit und Uneigennützigkeit ihrer Grundsätze. „Ihre Streitkräfte, erklärten sie, einzig bestimmt, die Rebellion zu bekämpfen und zu unterdrücken, kamen den unterjochten Völkern zu Hilfe, und die Völker betrachteten sie als eine Stütze ihrer Freiheit, nicht als Feinde ihrer Unabhängigkeit.“ Das gleiche Thema variirten eine östreichische und eine russische Cirkulardepesche, die als Vorbild für ein preußisches Rundschreiben dienen sollten. Den „finsteren Plänen“ einer „weit verbreiteten Verschwörung“, deren Ziel gewesen sei, „alles Bestehende über den Haufen zu werfen“, stellte Metternich in dem von Gentz verfaßten Aktenstück den „Geist der Gerechtigkeit, Erhaltung, Mäßigung“ der verbündeten Monarchen gegenüber. Er verkündigte gleichsam in ihrem Namen als eine „ewige Wahrheit“: „die heilsamen oder notwendigen Veränderungen in der Gesetzgebung und Verwaltung der Staaten dürfen nur von der freien Willensbestimmung, von dem aufgeklärten überlegten Entschlusse derer, welchen Gott die Verantwortung für den Gebrauch der ihnen anvertrauten Macht auferlegt hat, ausgehen.“ Rußlands Truppen wurden in Marsch gesetzt, stimmte Nesselrode ein, „um zu hindern, daß nicht der Aufruhr eine Macht usurpire, die zur allgemeinen Geißel geworden sein würde“. In allen diesen Äußerungen fand sich eine Bekräftigung der Sonderbeschlüsse von Troppau. Die große europäische Allianz war in der Auflösung begriffen. Rußland, Östreich und Preußen, eingeschworen auf ein Programm internationaler Polizei, dem die Westmächte ihre Zustimmung versagen mußten, bildeten eine Gruppe für sich.

Politisches Übergewicht Östreichs.

In dieser Gruppe aber nahm Östreich für den Augenblick den ersten Platz ein. Die wichtigsten Entscheidungen der drei „verbündeten Souveräns“ waren von Östreich eingegeben oder zu Östreichs Gunsten gefallen. Seine Soldaten waren als Vorkämpfer der alliirten Streitkräfte allein auf den Plan getreten. Das Schwergewicht seiner Macht lastete stärker als je

[1]) Journal de clôture des conférences particulières de Laybach 12. Mai 1821 mit zahlreichen Beilagen, darunter Circulaire aux missions Autrichiennes en Italie s. d. und 14. Mai 1821. Arch. Wien.

auf ganz Italien und drückte die leisesten Regungen freiheitlicher und nationaler Gesinnung nieder. Im höchsten Norden wie im äußersten Süden der Halbinsel wehte die schwarz-gelbe Fahne mit dem Doppeladler. Auch die päbstliche Regierung hatte auf Andringen der drei Laibacher Verbündeten die zeitweilige Aufnahme von 2000 Mann des östreichischen Heeres in die Citadelle von Ancona gestatten müssen. Dem Großherzog von Toscana war Bubnas Hilfe angeboten worden, falls er des Schutzes gegen Ruhestörer bedürfe. Alle italienischen Staaten sollten die edelmütige Sorgfalt des Kaisers Franz erkennen, die sich nur „auf Herstellung vollkommener Ordnung in diesem schönen Teile des Festlandes richtete". Gleichzeitig wurden die Vertreter Östreichs bei den italienischen Höfen angewiesen, „in den vertraulichsten Formen" auf Änderung von Einrichtungen hinzuwirken, „durch welche der Aufstand weder verhindert noch unterdrückt werden konnte". Als Muster der Neuordnung sollte gelten, was in Laibach für den Umkreis des Königreiches beider Sicilien ausgeklügelt worden war. Kaiser Franz, „als italienischer Landesherr unmittelbar zur Überwachung der Ruhe und zur Erkenntnis der wahren Bedürfnisse berufen", mit seinen hohen Verbündeten eines Sinnes, erwartete sorgfältige Prüfung der freundschaftlich gemachten Vorschläge bis zum nächsten Fürstenkongreß und gegenseitige Mitteilung darauf begründeter Entwürfe während desselben. So wurde das militärische Einschreiten durch diplomatische Belehrung ergänzt.

Moralische Einbuße.

Freilich was Östreich an Macht in Italien gewann, verlor es moralisch. Tausenden von hochgesinnten Söhnen des italienischen Volkes galt Kaiser Franz nicht als wohlwollender Schützer, sondern als grausamer Kerkermeister. Neapolitanische Patrioten, wie Poerio, Borelli, Colletta, Arcovito wurden nach Graz, Brünn, Prag verbracht. Bald darauf verschwanden, zu längeren und schwereren Leiden bestimmt, Silvio Pellico und Maroncelli mit ihren Unglücksgefährten in den dumpfen Zellen des Spielberges. Aber die Leiter des östreichischen Staates hatten kein Auge für die Summe von Haß und Abscheu, die sich in italienischen Herzen gegen ihn ansammelte.

Triumphgefühl Metternichs. Staatskanzler 25. Mai 1821.

Metternich fühlte sich nach dem Schlusse des Laibacher Kongresses auf dem Gipfel des Ruhmes. Den Zaren wußte er nun vollständig bekehrt. „Wenn je, urteilte er, jemand aus schwarz weiß geworden ist, so ist er es." Mit gutem Grunde betrachtete er dies als seinen größten Triumph. Er unterließ nicht, dem Bekehrten kurz vor dem Aufbruch von Laibach in einer lehrhaften Denkschrift einzuschärfen, das zukünftige Glück Europas ruhe auf „unbegrenztem gegenseitigen Vertrauen" und auf „freimütiger Verständigung" der Herrscher beider Kaiserreiche. Nach Wien zurückgekehrt empfing er als Dank seines Herren am 25. Mai die Würde des Haus-, Hof- und Staatskanzlers. Kaiser Franz wählte

mit Absicht den Augenblick, der seinem Befinden nach „für die Erhaltung der künftigen Ruhe Europas entscheidend war“.

Tod Napoleons 5. Mai 1821.

Zweiundeinhalbes Jahr zuvor, auf dem Kongreß von Aachen, hatte man erwogen, ob der Gefangene von St. Helena sie nicht noch einmal gefährden könne. Auch dieser Gegenstand geheimer Befürchtungen und Hoffnungen war weggefallen. Eine Woche vor dem Erlaß der Deklaration von Laibach, am 5. Mai, war Napoleon dem zerstörenden Leiden, das an ihm zehrte, erlegen. In den Hauptstädten der europäischen Staaten vernahm man Anfang Juli die Kunde vom Aufhören des gewaltigen Daseins. Die Zeit lehrte, daß der blindlings bewunderte Todte, dessen einsames Grab Poesie und Legende schmückten, den Mächtigen der alten Welt furchtbarer wurde als der ängstlich überwachte Lebende. Damals aber blieb, nach allgemeinem Urteil, der Eindruck der Todesnachricht weit hinter dem zurück, was man hätte erwarten sollen. Manzoni bediente sich nur einer erlaubten poetischen Freiheit, wenn er in seiner berühmten Ode ausrief: „Tief getroffen, starr erstaunt die Erde steht der Botschaft.“ Wohl sah der Erzieher des Herzogs von Reichstadt, nachdem er diesem die Trauerkunde mitgeteilt, „mehr Thränen fließen“, als er sich von einem Kinde erwartet hätte, „welches seinen Vater nie gekannt“, und in Frankreich konnte mancher graubärtige Krieger seine tiefe Rührung nicht verbergen. Auch tauchten in den Bücher- und Kunstläden von Paris sofort zahlreiche Flugschriften und Bilder auf, welche die Gestalt des „kleinen Korporals“ verherrlichten. Aber dem Bonapartismus und seinen Bundesgenossen erwuchs zunächst aus augenblicklichen Gefühlsausbrüchen kein Gewinn. Auch aus dem vielumstrittenen Testament Napoleons wurde noch kein politisches Kapital geschlagen.[1]) Das Leben der europäischen Völkerfamilie setzte sich fort, ohne daß das Verschwinden ihres einstigen Heros und Zuchtmeisters eine größere Lücke gelassen hätte als die des Verschwindens eines anderen Sterblichen.

Erste Nachrichten der Erhebung Ypsilantis'.

Indessen war an einer entlegenen Stelle des Weltteils, auf der Balkanhalbinsel, bereits ein Feuer entglommen, das dem gepriesenen Zustand der Ruhe und Erhaltung ungeahnte Gefahren drohte. Noch während der Laibacher Versammlung waren die Einzelheiten des Aufstandes Ypsilantis' und der Anfänge der Empörung in Morea bekannt geworden. Auf die Erschütterung der pyrenäischen Halbinsel und auf die beiden italienischen Revolutionen folgte die Erhebung der Griechen. Mit ihr schien die inhaltschwere, gefürchtete orientalische Frage wieder in Fluß kommen zu müssen. Zwar sprach sich in den Abschiedsworten der Laibacher

[1]) Schlitter: Die Stellung der östreichischen Regierung zum Testamente Napoleon Bonapartes (Archiv für österreichische Geschichte. LXXX. 1893). Vergl. Schlitter: Kaiser Franz und die Napoleoniden a. a. O. LXXII.

Verbündeten die feste Zuversicht aus, daß ihre Einigkeit auch diese Probe bestehen werde. In der That wollte der Zar gemäß einer Denkschrift Metternichs vom 7. Mai in der griechischen „Revolte" nur eine „Brandfackel" sehen, von den Schlechtgesinnten „zwischen Östreich und Rußland geworfen, um das Feuer des Liberalismus zu erhalten". Man versprach sich, falls die Anarchie in der europäischen Türkei zunehme, „jede zu ergreifende Maßregel dem Einverständnis der großen Höfe zu unterbreiten". Die Monarchen, konnte Metternich daher in seiner Cirkular-Depesche versichern, haben im Sinne ihrer Deklaration „selbst jene entfernteren Ereignisse behandelt, die unter Umständen von sehr verschiedener Art, doch herbeigeführt durch gleich strafbare Veranstaltungen, im östlichen Europa unabsehliche Verwüstungen bereiten". Dies bestätigte Nesselrode in dem russischen Rundschreiben durch die Erklärung, Rußland werde angesichts der in Moldau und Walachei ausgebrochenen Unruhen „die Vorschriften des Völkerrechts beobachten" und „die Verträge mit der türkischen Regierung halten." Aber wenn sich jemals die Macht einer aus den Tiefen des Volkslebens erstandenen Idee aller vorschauenden Berechnung der Diplomatie überlegen gezeigt hat, so war es hier. Mit der Erhebung der Griechen trat eine Kraft auf die Schaubühne der Geschichte Europas, die der Erhaltungs- und Beruhigungskünste spottete und den Verein der Ruhestifter selbst schließlich sprengte.

VII.

Die Erhebung Griechenlands.

Mohammedaner und Rajah.

Das türkische Reich, nur zum kleinsten Teile Europa angehörig, war, wie früher erwähnt (s. I. 273), durch die Verträge von 1815 nicht unmittelbar berührt worden. Aber die wachsende Aufregung der christlichen Unterthanen des Großherrn blieb den abendländischen Regierungen nicht verborgen. In einem Staatswesen, das ganz vom Gegensatz des Glaubens und Unglaubens beherrscht wurde, war die Verschmelzung des mohammedanischen und nichtmohammedanischen Bestandteiles an sich eine Unmöglichkeit. Zwar hatten die meisten der alten Satzungen, welche die Bekenner des Christentums im Bereich des Islams auf die niedrige Stufe von Halbfreien herabdrückten, ihre wörtliche Bedeutung verloren. Auch waren die Lasten, die das Gesetz ihnen auflegte, wie das dem Sultan zahlbare Kopfgeld, die dem Lehensherrn schuldigen Zinse, Zehnten und Fronen, in der Regel nicht unerschwinglich. Aber dem großen Haufen der Osmanen galten die Christen insgesamt nach wie vor als „Hunde von einerlei Schweif, Schweine von einerlei Borsten" und auch in den Augen der Regierenden waren sie nur die „Rajah", die unbewehrte, zum Dienen bestimmte Herde. Ebenso brachte ihnen die rechtliche Minderung der Ansprüche des Großherrn und seiner Lehensträger keinen sicheren Gewinn, da die Willkür hoher und niederer Beamten alle Schranken durchbrach. Der ganze grobe Zuschnitt des Staatswesens, doppelt verderblich für die Rajah: Mischung militärischer und bürgerlicher Gewalten, Übergreifen des Paschas, Woiwoden, Musselim in die Rechtsprechung, Verpachtung der Steuern, Regellosigkeit ihrer Festsetzung und Verteilung: alles dies machte die Willkür gleichsam zur unentrinnbaren Notwendigkeit. Erpressungen, Zwangsverkäufe, Einlagerung von Soldaten trieben den Bauern aus seiner elenden Hütte auf die Haide oder ins Gebirge, wo er sich mit den Räubern verbündete. Der Gewerbsmann und Handeltreibende wußte nie voraus, wie viel ihm von den Früchten seiner Arbeit bleiben würde. Der Hausvater, der ein blühendes Weib sein nannte, oder dem schöne Töchter heranwuchsen,

hatte vor den Schergen des lüsternen Gebieters zu zittern. Vom Thürsteher bis aufwärts zum Pascha war ohne Backhschich, ein kleines oder großes Trinkgeld, nur selten auszukommen, und wer nicht über Bestechungsmittel verfügte, hatte bei der Führung von Processen vor dem Kadi seine Sache verloren.

Verfall der türkischen Regierung.

Je mehr die Kraft jenes stolzen Herrschergeschlechtes erlahmte, vor dem einst Europa gebebt hatte, desto zügelloser schalteten seine Diener in den Provinzen. Wohl bewahrte die Masse der Türken die alten Tugenden der Mäßigkeit und Treue, Einfachheit und Abhärtung. Aber nachdem die Sultane den Großen das Beispiel eines genußsüchtigen, und verweichlichten Lebens gegeben hatten, lösten sich die Klammern der Gewalt, die allein in einem so roh zusammengefügten Gemeinwesen der höchsten Regierung einiges Ansehen sichern konnte. Die Ränke des Harems wirkten verderblich auf die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten. Vezire, Statthalter und Feldherrn dankten häufig Odalisken oder Eunuchen ihre Ernennung. Millionen, die dem Straßenbau und der Entsumpfung hätten zu gute kommen können, verschwanden in den Händen habgieriger Günstlinge des Serails. Ohne Kraft, den nächsten friedlichen Erfordernissen des Gemeinwohls zu genügen, gegen Feuer und Wasser Schutz zu gewähren, Luft und Erdboden vor Verpestung zu wahren, hatte die türkische Regierung auch den Verfall ihrer Kriegsmacht nicht aufhalten können. Die Zeiten der Bedrohung des Westens durch die Janitscharen waren längst vorüber. Durch Murad IV. auf die Rekrutirung aus ihrer eigenen Nachkommenschaft angewiesen, war diese Truppe zu einer hochmütigen, erblichen Körperschaft geworden, deren Zucht und Tapferkeit unter der Masse von Vorrechten und bürgerlichen Beschäftigungen erstickten. Festungswesen und Flotte, Bewaffnung und Verpflegung ließen sehr viel zu wünschen. Nicht auf Angriff, sondern auf Verteidigung hatte man seit Menschenaltern in Stambul bedacht sein müssen, und bei den Kriegen des letzten Jahrhunderts handelte es sich für die Pforte nicht mehr um Gewinnen, sondern im besten Fall nur um Zurückerobern oder Erhalten. Während die Revolution und Napoleon Europa erschütterten, thaten Selims III. gewagte Neuerungen ein übriges, um das türkische Reich zu zersetzen. Die Statthalter einzelner Provinzen kündigten dem Oberherrn den Gehorsam. Der Sultan selbst erlag dem Bunde von Janitscharen und

Mahmud II.

Ulemas, in dem sich das zähe alttürkische Wesen ausprägte. Mit diesem durfte Mahmud II., nach der Erdrosselung des Bruders der einzige überlebende männliche Nachkomme Osmans, vorderhand es nicht verderben. Aber seitdem er 1808 seinen Thron auf den Leichen der Nächsten errichtet hatte, ließ er das Ziel nicht aus dem Auge, das sein Vetter Selim nicht hatte erreichen können.

Die Rajah und Rußland.

Mit dem Verfall der türkischen Herrschaft hatte das Emporkommen der unterworfenen Rajah gleichen Schritt gehalten. In ihrer Gesamtheit besaß sie eine unzerstörbare Erinnerung an vergangene Größe, ein lebendiges Bewußtsein des eigenartiges Wertes ihres geknechteten Volkstums ein durch das Band des Christentums gekräftigtes Selbstgefühl. Nationale und religiöse Antriebe unterstützten sich. Die Teilnahme des Abendlandes wurde geweckt, und von allen Mächten Europas wußte keine die Gärung innerhalb der Rajah so geschickt zu eigenem Vorteil auszubeuten, wie die so vielen ihrer Glieder stammverwandte, griechisch-gläubige junge Großmacht des Nordens.

Moldau und Walachei.

Ihre Anziehungskraft hatte sich schon vorlängst in Montenegro geltend gemacht, dessen unbezähmbares Bergvolk unter seinem erblichen Vladika, dem Inhaber der höchsten geistlichen und weltlichen Würde, das türkische Joch nicht duldete. Sie hatte sich noch stärker in den von der Pforte abhängigen Donaufürstentümern geäußert. Vergeblich hatten die türkischen Herrscher Moldau und Walachei fester an sich zu ketten gesucht, indem sie das eingeschränkte Hospodaramt dem Meistbietenden der landfremden Fanarioten verlieh: Sprößlingen jener altadligen Griechenfamilien, die den Fanar, das Leuchtturmsquartier Konstantinopels, bewohnten. Die byzantinischen Hospodare wurden häufig zu gefügigen Werkzeugen der rastlosen Politik Rußlands. Im Frieden von Kutschuk-Kainardschi (1774) war Rußland in der Rolle einer Schutzmacht der Fürstentümer aufgetreten. Es verbürgte ihnen freie Ausübung des christlichen Gottesdienstes, Ermäßigung des Tributes, Sicherung gegen die Übergriffe türkischer Beamten und ließ sich selbst das Recht zusprechen, sich durch seinen Gesandten in Konstantinopel nach Gutdünken für die Fürstentümer „zu verwenden". Im Frieden von Bukarest (1812) waren diese Bestimmungen bestätigt, zugleich aber die Grenzen des russischen Reiches, auf Kosten der beschützten Fürstentümer, bis zu den Wellen des Pruth erstreckt worden.

Serbien. Der Befreiungskampf.

Dieser Friede war es auch gewesen, der zuerst den Serben, wenigstens auf dem Papier, einen geringen Lohn ihrer heroischen Erhebung gewährt hatte. Die Nachkommen der einst auf dem Amselfeld vom Türkensäbel Niedergemähten hatten während der Dienstbarkeit von Jahrhunderten ihres Helden Stefan Duschan nicht vergessen. Ihre Lieder erhielten das Andenken an die Zeiten des Ruhmes und der Freiheit. Sprache und Gesang, Familien- und Dorfgemeinschaft, Sitte und Brauch, Glaube und Aberglaube schlangen ein Band um sie, das zu zerreißen die türkischen Herren nicht einmal versucht hatten. Mit der wachsenden Ausfuhr von Vieh, des Haupterzeugnisses dieser Gegenden, hob sich der Wohlstand der genügsamen Landbewohner. Ihr kriegerischer Mut, durch die Bildung eines serbischen Freikorps unter Josef II. entflammt,

empfing neue Nahrung, als ein hilfsbedürftiger Pascha sie gegen die widerspänstigen Janitscharen Belgrads zu den Waffen rief. Endlich erstand den Serben in Kara Georg ein Häuptling, der ihre wilde Kraft gegen die türkischen Heere selbst wandte, das Land befreite, seine Gegner zurückdrängte und den Grund zu einer nationalen Regierung legte. Von Östreich abgewiesen hatte er Anlehnung an Rußland suchen müssen. Allein was der Friede von Bukarest den Serben zugestand, Amnestie, Überlassung der inneren Verwaltung, Einvernehmen bei der Auflage mäßiger Abgaben, war nicht ausdrücklich vom Schilde russischer Bürgschaft gedeckt. Auch suchten die Türken sofort mit Köpfen, Spießen und Brennen ihre alte Herrschaft über die Serben herzustellen. Dies entfachte einen zweiten Befreiungskampf, in dem nach Kara Georgs verzweifelter Flucht der angesehene Miloš Obrenović zum Führer wurde. Er trieb die Feinde in die Festungen, stellte sich den benachbarten Paschas entgegen und einigte sich mit ihnen über einen Friedensvertrag. Die Ermordung des zurückgekehrten Kara Georg, welcher der Rache der Türken zum Opfer gebracht ward, entledigte ihn 1817 eines gefährlichen Nebenbuhlers. Im November des gleichen Jahres ward ihm von allen „Knesen" des Landes, unter Zustimmung der vornehmsten Geistlichen, die erbliche Fürstenwürde übertragen, und 1820 bewilligte ihm der Sultan, von Rußland gedrängt, durch einen Ferman die Anerkennung als eines tributpflichtigen „Oberknes". Verwaltung und Gericht wurden ihm und seinen Glaubensgenossen überlassen, die Bekenner des Islams auf das Machtgebiet der Festungen eingeschränkt. Noch immer sollten jedoch die Serben der Rajah zugerechnet werden, verpflichtet, die grundherrlichen Rechte der türkischen Kriegerkaste in den Dörfern zu achten. Auch sollte der Ferman nur für das Paschalik Belgrad, nicht für die übrigen ehemals losgerissenen Bezirke gelten. Die Serben forderten Erweiterung des Fermans, die Türken verweigerten sie. Man konnte sich nicht einigen. Aber dessenungeachtet war thatsächlich durch ein todtgeglaubtes, halbbarbarisches Naturvolk von Hirten und Schweinezüchtern der alternden Macht der Türken eine unheilbare Wunde geschlagen.

Miloš Obrenović.

Griechenland. Fortleben der griechischen Nationalität.

Wenn irgend etwas mußte dies Beispiel die Griechen ermutigen, sich in den Kampf gegen die verhaßte Herrschaft der Moslemin zu stürzen. Er war schon einmal (1770), im eitlen Vertrauen auf russische Hilfe, gewagt worden, und Jahrzehnte trugen die Gefilde Moreas die Spuren türkischer Rache. Aber mächtiger als die Furcht vor neuen Qualen war das unauslöschliche Gefühl der Herabwürdigung des eigenen Volkstums. Denn trotz starker Mischung mit fremden Bestandteilen hatte es sich durch die Stürme der Zeit gerettet und seine überlegene Kraft der Aufsaugung glänzend bewährt. Nur wer sich verblendete und verblenden ließ, konnte wähnen, es sei durch slavische oder albanesische Überflutung völlig er-

tränkt worden. Es strahlte vielmehr dem Wanderer in den Bergschluchten des Parnaß und Helikon, auf den Felspfaden von Naxos und Paros häufig in Gestalten entgegen, die des Meißels eines Phidias und Praxiteles würdig gewesen wären. Es erklang aus den Lauten jener verwilderten neuhellenischen Mundart, die tausenden von den Lippen floß und in manchem Kampf- und Liebeslied das tiefste Hoffen und Sehnen der Volksseele aussprach. Auch in allen den festgehaltenen Gebräuchen, die den ganzen Kreis des Lebens von der Wiege bis zum Grabe begleiteten, spiegelte sich die Erinnerung an uraltes Sinnbild und Ceremoniell. Der Jüngling warf der Geliebten Apfel oder Blume zu. Das Brautpaar wurde von den Verwandten mit Nüssen und Naschwerk überschüttet. Die junge Frau streute zum Wahrzeichen künftigen Wohlstandes die Fülle roter Granatkerne auf den Flur des Hauses. Unter dem dünnen Firnis des Christentums brachen immer wieder die unvertilgbaren antiken Vorstellungen durch. Der heilige Dionysius wurde wie einst Dionysos als Schützer des Weinstockes verehrt. Das Jenseits galt dem gemeinen Mann als traurige homerische Unterwelt. Nymphen, Dryaden, Najaden lebten in den Neraiden, Satyrn und Pane in den bösen Dämonen der Zwölfnächte fort. Schirmende Hausgeister heischten wie vor zwei Jahrtausenden Gaben oder Dankopfer, und aus dem Schulterblatt eines geschlachteten Lammes ließen sich die orakelgläubigen Kinder der Neuzeit, wie ihre Vorväter, Gutes oder Böses weissagen.

Nicht minder deutlich waren gewisse Grundzüge des althellenischen Volkscharakters in der breiten Masse der geweckten, regsamen Neugriechen wieder zu erkennen. Doch war es nur zu wohl begreiflich, daß die lange Zeit der Knechtung ein schärferes Hervortreten der Schatten- vor den Lichtseiten bewirkt hatte. Denn die Unfreiheit ist stets für Herren und Diener eine gleich schlechte Schule. Schlaue Berechnung schlug in Lust am Betrug, kaufmännischer Instinkt in schmutzige Habgier um. Aus dem Bewußtsein geistiger oder körperlicher Überlegenheit erwuchs der Hang maßloser Prahlerei. Aus dem angeborenen, durch Klima und Landesart gesteigerten Trieb des Partikularismus entsprang der Trotz, der sich höherer Leitung nicht fügen, der Eigenwille, der fremdes Verdienst nicht anerkennen wollte.


Das Klephtenwesen.

Nirgendwo erschienen Schwächen und Stärken neugriechischen Wesens so innig vermischt wie in der „Klephturie“, die sich förmlich zu einer nationalen Einrichtung herausgebildet hatte. Der griechische „Klephte“ war wie der serbische oder walachische Haiduck ein Räuber mit patriotischem Anstrich: vor dem türkischen Zwingherrn in die Wildnis der Berge entwichen, stets auf der Lauer, um aus sichrem Hinterhalt gegen den ungläubigen Dränger die Flinte abzufeuern oder bereit, dem eigenen „sklavisch gesinnten“ Landsmann Hämmel und Weinschläuche zu stehlen,

allen Strapazen und Entbehrungen gewachsen, mit scharfem Auge und starken Muskeln, stolz auf sein freies, zuchtloses Dasein, ein Verächter bürgerlicher Arbeit und Bildung. Hier war eine reiche ungebrochene Kraft aufgespeichert, die für eine kriegerische Erhebung dieses Volkes Außerordentliches versprach, aber auch seiner Wiedergeburt zum Fluche zu werden drohte, wenn einmal das Werk friedlichen Aufbaues beginnen sollte. Die Ausrottung der Klephturie war der türkischen Regierung ebenso unmöglich wie die des Brigantentums der neapolitanischen. Sie suchte daher, wie diese, den Feind unschädlich zu machen, indem sie einzelne Klephtenhäuptlinge in Sold nahm und mit ihrer Gefolgschaft als Sicherheitswächter in ihren Bezirken anstellte. Zahlreiche Landstriche, Straßen und Pässe der Paschaliks Rumeliens wurden von ihnen gehütet. Aber zwischen diesen „Armatolen", wie die Räuberpolizei genannt wurde, und den Paschas, denen sie sich angelobt hatten, herrschte nie volles Vertrauen. Oft genug brachen die „Kapitani" das gegebene Wort um mit ihren „Palikaren" aufs neue den Ruhm der vielbesungenen wilden Freiheitskämpfer zu teilen.

Gemeindeverfassung. Primaten.

In Rumelien stand die Wirksamkeit von Armatolen-Kapitänen der Ausbildung einer Gemeindeverfassung häufig im Wege, die sich auf den besser gestellten Inseln des ägäischen Meeres und nicht minder kräftig in Morea entwickelt hatte. Hier war die Wahl der Ortsvorstände, denen die Verwendung des Gemeindegutes und gewisse polizeilich-richterliche Befugnisse zustanden, durch die Mehrheit der erwachsenen Männer in Stadt und Land altherkömmlicher Brauch. Wie begreiflich fielen die Stimmen den Wohlhabenden und Kundigsten, den sogenannten „Primaten", zu. Die Türken, weit entfernt davon, diesen Grundstock griechischer Selbstverwaltung zu zerstören, suchten sich seiner vielmehr zu bedienen. Die Bestätigung der Gemeindevorstände durch den Kadi war Regel. Alljährlich wurden sie in die Hauptstadt ihres Bezirkes berufen, um unter seinem Vorsitz mancherlei Geschäfte zu erledigen, namentlich neue Auflagen zu verteilen und die Primaten im engeren Wortsinn für einen aus Griechen und Türken gemischten Provincialrat zu wählen. Dieser pflegte jährlich zweimal in Tripolitsa, dem Sitze des Paschas, zusammenzutreten. Der griechische Primat war in der Regel der Angesehenste seines Bezirkes. Sein Amt, mitunter thatsächlich erblich in demselben Hause, verlieh ihm, z. B. bei der Eintreibung von Steuern, eine oft mißbrauchte Gewalt. Auch waren Eifersucht und Feindschaft vieler Primatengeschlechter dem Erstarken des Gemeingeistes nichts weniger als förderlich. Immerhin war es für die Zukunft der Griechen unschätzbar, daß ihnen an vielen Stellen Raum gewährt blieb, durch Vertreter aus ihrer Mitte bei der Orts- und Landesverwaltung mitzuwirken.

Neben diesen friedlichen Gewalten griechischer Nationalität fehlte es ihr

aber auch in Morea nicht ganz an einem kriegerischen Kern. Im Süden an den rauhen Abhängen des Taygetos saßen die Mainoten, die sich trotz der Vermengung mit Slaven und Albanesen, als Nachkommen der alten Spartaner fühlten. Raublustig, händelsüchtig und freiheitsstolz ließen sie die Waffe nie von der Seite und boten den Feinden hinter ihren festen Burgtürmen Trotz. Sie zerfleischten sich untereinander in wilder Stammesfehde und Blutrache. Aber sie erwehrten sich unter ihren selbstgewählten Häuptlingen oder ihrem obersten Bei auch der türkischen Eindringlinge. Der Großherr erhielt von der trotzigen Maina nur das wenige, was als unregelmäßiger Tribut auf der Spitze des Säbels an der Grenze dargebracht wurde.

Die Mainoten.

Einst hatte Milton einem griechischen Freunde, dem Athenienser Leonard Philaras prophetische Mahnworte zugerufen. Er hatte ihn beschworen, „den alten Mannesmut, Fleiß und Arbeitseifer“ bei seinen Landsleuten zu erwecken, um sie für den Befreiungskampf zu stählen. Der alte Mannesmut fand sich bei den Klephten der nördlichen Gebirge wie bei den Mainoten im Süden Moreas und schlummerte in der Brust jener Klephten des Meeres, die auf den zerklüfteten östlichen Eilanden hausten. Um den geistigen Aufschwung des Griechenvolkes machten sich andere verdient, deren Thaten von einem minder romantischen Schimmer umflossen waren. Man hätte glauben sollen, die Diener der griechischen Kirche hier in den ersten Reihen zu finden. Sie stand im größten Ansehen bei der gläubigen Menge und umspannte sie durch ein unsichtbares Band. Der Patriarch zu Konstantinopel, im Besitz von Gerechtsamen, die tief in das bürgerliche Gebiet eingriffen, war das verehrte geistliche Oberhaupt. Die Bischöfe wurden als Ratgeber, auch in weltlichen Fragen, angegangen, als Schiedsrichter den Kadis vorgezogen, als Richter in Ehe- und Erbschaftssachen hochgeachtet. Die arme niedere Geistlichkeit genoß die herzliche Zuneigung der Gemeinden, die ihnen mit bescheidenen freiwilligen Spenden aushalf. Der „Papa“, der geistliche Vater, für den es keine Schranke der Ehelosigkeit gab, und der an Werktagen wohl den Spaten oder den Hobel handhabte, teilte in erhöhtem Maße Freude und Leid mit seinen Pfarrkindern. Er war ihr Hort in den Bedrängnissen der Türkenherrschaft und ihr gegebener Führer im Falle der Auflehnung gegen dieselbe. Allein so groß die Macht auch war, welche die Kirche auf die Gemüter ausübte: das geistige Leben der Nation erhielt durch sie, von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, manches Menschenalter hindurch keine namhafte Förderung. In den oberen Schichten des Klerus ließ man sich für gewöhnlich an einer Art von Gelehrsamkeit genügen, die nur für theologische Klopffechtereien Waffen darbot. In den unteren war der Stand der Bildung der Regel nach so niedrig, daß mancher halbwüchsige deutsche Bauernjunge einen bärtigen griechischen

Geistiger Aufschwung.

Die Geistlichkeit.

Popen hätte beschämen können. Auch die begüterten Klöster waren in ihrer Masse nicht sowohl Leuchten der Lehre und des Wissens als Stätten beschaulichen Daseins und hauswirtschaftlicher Thätigkeit. Die Mehrzahl der Mönche dachte ohne Zweifel wie die des Athos, die noch Fallmerayer sagen hörte: „Das Verderben ist durch die Gelehrten in die Welt gekommen; studirte Leute bringen alles in Unordnung".

Fanariotische Schulanstalten.

Angesehene Laien waren es vor allem, die das Volk aus seinem geistigen Schlummer aufrüttelten, an ihrer Spitze Glieder der reichen und hochstehenden Familie Maurokordatos. Andere fanariotische Geschlechter eiferten ihnen nach. In Patmos, Chios, Smyrna, Larissa, Saloniki, Adrianopel, u. a. wurden nach dem Vorgang Konstantinopels hellenische Schulen gegründet. Seitdem die Hospodarwürde für Moldau und Walachei ausschließlich an Fanarioten vergeben wurde, entstanden dort neue fruchtbare Pflanzstätten griechischer Bildung. Die Jugend der höheren Stände wurde teilweise aus dem Quell der Antike getränkt, die Litteratur von den Fesseln kirchlicher Überlieferung befreit. Schriftsteller traten auf, die sich die Reinigung der Vulgärsprache angelegen sein ließen, und deren Werke über das geistliche Stoffgebiet weit hinausgriffen. Dann streifte ein Hauch der französischen Aufklärung auch diese entlegenen Regionen. Von der Seine her drangen die Freiheitsideen zur Halbinsel des Balkans. Rhigas, der Dichter des Liedes „Auf Ihr Söhne der Hellenen", das man die neugriechische Marseillaise genannt hat, der Stifter einer türkenfeindlichen „Hetärie", setzte seine kühnsten Hoffnungen auf den fränkischen Eroberer Ägyptens. Als der patriotische Sänger, 1798 von der östreichischen Regierung den Türken ausgeliefert, den Märtyrertod gestorben war, schwang sich Korais aus Chios zum geistigen Führer seines Volkes auf. Der bewunderte Gelehrte, dessen „hellenische Bibliothek" die Schätze des Altertums zu einem nationalen Gemeingut machen sollte, stellte sein Wissen ganz in den Dienst des bedrückten Vaterlandes. Von dem Tage an, da er in Paris mit einer Denkschrift über den Zustand der Civilisation in Griechenland der Anwalt seiner Landsleute gegenüber Europa geworden war, ließ er nicht ab, aus der Ferne zu ermahnen, sich durch geistige Erhebung auf die politische Erhebung vorzubereiten.

Neugriechische Litteratur. Rhigas. Korais.

Musenfreunde.

Sein Wort fand Gehör. Auf die Gründung der „litterarischen Gesellschaft" in Bukarest (1810) folgte 1812 unter Einwirkung der Fremden die der „Musenfreunde" in Athen. Gazis' „Gelehrter Merkur" in Wien wurde der Sprechsaal der Wortführer neuhellenischer Kultur. Zusehends wuchs der Eifer des Lehrens und Lernens, durch die Geldmittel reicher Wohlthäter unterstützt. Immer häufiger strömten ihre Söhne nach dem Westen, um sich in Paris oder an deutschen Hochschulen europäische Bildung anzueignen. Aus diesem rastlosen Wissenstrieb schloß der edle Friedrich Thiersch auf „die vollständige Wiedergeburt der Nation". Es

fehlte freilich sehr viel, daß sie in ihren Tiefen von der geistigen Bewegung erfaßt und durch sie aus rohen, halbbarbarischen Zuständen herausgerissen worden wäre. Aber schon das in kurzer Zeit Gewonnene war erstaunlich, und noch merkwürdiger erschien das bewußte Streben, sich durch Fortschreiten auf der betretenen Bahn zur günstigen Stunde den Preis der Freiheit zu verdienen.

Wirtschaftliche Zustände. Bodenkultur.

Der geistige Aufschwung war von wirtschaftlichen Erfolgen begleitet und bedingt worden, die nicht minder zur Erstarkung des nationalen Selbstgefühls beitrugen. Allerdings durfte man sie am wenigsten in der Entwickelung von Anbau und Ausnutzung des Bodens suchen. Was die Venetianer in Morea für ihre Förderung unternommen hatten, ward nach dem Sturze ihrer kurzen Herrschaft nicht fortgebildet. Die Bauern, großenteils Pächter auf türkischen Lehensgütern, Grundstücken von Moscheen und Klöstern oder Eigentümer von Äckern, Weinbergen, Olivenpflanzungen, wurden durch die übliche Art der Besteuerung, die den Gutsherrn selbst traf, und durch die Plackereien der Einziehung aller Freude an ihrer Hände Arbeit entwöhnt. Die Hirten zündeten im Sommer ungestraft Buschwerk und Wälder an, um während der Regenzeit aus der Asche junge Zweige für ihre Ziegen hervorzulocken. Für Straßen, Brücken, Kanäle geschah so gut wie nichts, und dieselben Bilder der Verödung, die das Innere Siciliens darbot, waren auch hier in Gegenden zu finden, die nur durch ihren Namen an vergangenen Ruhm erinnerten.

Handel.

Um so sichtbarer hoben sich an den Küsten und auf den Inseln zahlreiche Plätze unter dem frischen Antrieb des eingeborenen Handelsgeistes. Zwar hatte ihm die eigensüchtige Kolonialpolitik der Lagunenstadt nur wenig Spielraum eröffnet. Den Hauptvorteil schuldeten die Griechen späterer russischer Vermittlung. Der Friede von Kutschuk-Kainardschi, der Rußland wichtige merkantile Zugeständnisse einräumte, wurde von den Seefahrern und Kaufleuten des griechischen Archipels unverzüglich ausgenutzt. Sie stützten sich auf die russischen Konsuln und Vicekonsuln, die häufig aus ihrer eigenen Mitte oder doch aus der Mitte ihrer Landsleute genommen waren. Sie bewaffneten sich mit Patenten und Freibriefen, führten ihre Schiffsladungen unter russischer Flagge und sahen diesen kecken Anspruch durch einen russisch-türkischen Handelsvertrag in ein verbrieftes Recht verwandelt. Bald erschienen ihre behenden, zum Schutz gegen die Barbaresken gut armirten Fahrzeuge in allen größeren Häfen des Mittelmeeres, ja jenseits der Meerenge von Gibraltar. Der Vertrieb des russischen Getreides fiel fast ganz in ihre Hände. In Odessa, Moskau, Astrachan, Triest, Livorno erwarben sich griechische Kaufmannsfamilien Reichtümer, die auch für ihr Vaterland befruchtend wurden. In Konstantinopel selbst gestattete der reformfreundliche Selim III., auf Betreiben des Großdragomans

Murusis, die Bildung einer Handelsgesellschaft seiner Volksgenossen, der die Vorrechte der in der Türkei ansässigen Unterthanen fremder Staaten verliehen wurden. Dies alles spornte den griechischen Unternehmungsgeist. Bis zum Jahre 1821 soll die Handelsflotte südlich der Thermopylen 3511 größere Schiffe mit 12000 Matrosen umfaßt haben. Auf den Inseln Hydra, Spetsia und Psara, den Heimstätten gefürchteter Korsaren, rühriger Kaufherren und kühner Kapitäne albanesisch-hellenischer Herkunft, entstand eine Marine, die allein über 200 Schiffe von mehr als 100 Tonnen Gehalt stark war. Das kleine Kydonia gegenüber Lesbos erwuchs zu einer blühenden Stadt, deren griechische Bevölkerung bis 1820 auf etwa 40000 Seelen anstieg. In Thessalien entwickelte sich vornehmlich unter den Einwohnern der Ortschaft Ambelakia die Hausindustrie der Garnfärberei. Selbst in Morea, wo nach dem unglücklichen Aufstand von 1770 die albanesischen Söldner des Großherrn mit Brand und Mord gewütet hatten, regte sich, auch abgesehen von Plätzen wie Patras und Korinth, da und dort der Erwerbssinn. Wettergebräunte Mainoten verließen ihre Berge, um sich hydriotischen Reedern als Matrosen zu verdingen. Das neugegründete Marathonisi wurde ein Ausfuhrhafen für Öl, Honig, Seide und andere Erzeugnisse des Hinterlandes.

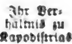
Die Hetärie der Philiker 1814.

Man sieht, wie viel zusammenkam, um die Griechen nicht zu einer stumpfen, für immer der Fremdherrschaft verfallenen Masse werden zu lassen. Man versteht es, daß in der Reihe südeuropäischer Geheimbünde die „Hetärie der Philiker“ (der Bund der Befreundeten) auftauchen und sich mit den kühnsten Hoffnungen erfüllen konnte. Empört über die Gleichgiltigkeit des Wiener Kongresses gegen die Rajah stifteten drei unternehmende, wennschon geistig nicht eben hervorragende Männer 1814 auf russischem Boden, in Odessa, nach Rhigas' Vorgang die neue Hetärie. Es war ein Kaufmann Skuphas aus Arta, ein Freimaurer Xanthos aus Patmos, ein Bulgare oder Epirote Tzakaloff, der schon in Paris einem griechischen Bildungsverein eine politische Spitze hatte geben wollen. Unter der Hülle eines geheimnisvollen Formelwesens, in dem maurerische und gottesdienstliche Bräuche gemischt waren, barg sich der Plan bewaffneter Verbündung aller griechisch-gläubigen Christen des Türkenreiches, mit dem Ziel, in Byzanz den Halbmond wieder durch das Kreuz zu verdrängen. Die Stifter der Hetärie und ihre Sendboten gebrauchten die List, ihren Bund für eine Abzweigung des Vereines der „Musenfreunde“ auszugeben. Sie rühmten sich russischer Verbindungen und russischen Schutzes. Aber ihre Erfolge waren anfangs gering. In Petersburg, wo die Polizei schon 1816 das ganze Geheimnis der Hetärie entdeckte, mußten sie auf Fortsetzung ihrer kecken Propaganda verzichten. Doch gab es zu denken, daß zwei der Bundesbrüder nicht nur in Freiheit

gesetzt, sondern noch entschädigt wurden, und daß einem dritten, auf Kapodistrias' Fürsprache nach der Moldau Verwiesenen, dem anmaßenden Galatis aus Ithaka, von dem russischen Generalkonsul zu Jassy ein Schmerzensgeld ausgezahlt wurde. In Serbien scheiterte der Plan, an Kara Georg einen rüstigen Kämpfer für die gemeinsame große Sache zu gewinnen. Seine Ermordung war ein harter Schlag für die Leiter der Hetärie. Von dem vorsichtigen Miloš erlangten sie kein bindendes Versprechen, und auf serbische Mitwirkung durften sie daher nicht zählen.

Ihre Ausbreitung.

Indessen begannen sie seit 1818 um so eifriger, wie unter den zerstreuten vornehmen Griechenfamilien des Fanars, so in Rumelien, Morea und auf den Inseln des ionischen und ägäischen Meeres, Anhänger zu werben. Sie hatten die Kühnheit, den Sitz ihres Bundes nach Konstantinopel zu verlegen und schraken nicht davor zurück, sich eines unbequemen Werkzeuges, wie jenes Galatis, mit Gewalt zu entledigen. Ausschüsse, unter dem Namen von „Ephorieen" durch Stimmenmehrheit von den Bundesgliedern jedes Bezirkes gewählt, auf Sammlung von Geldmitteln und Kriegsvorräten bedacht, sollten immer von der obersten Leitung, einem achtköpfigen, geheimen Direktorium, abhängig bleiben. In Süd-Rußland wurden drei Prinzen Ypsilantis, Nikolaus, Georg und Demetrius, Sprossen eines der ersten fanariotischen Geschlechter, in der Walachei Gregor Sutsos, der Neffe des damaligen Hospodars und andere Vornehme, in Kleinasien, Rumelien, Morea und auf den Inseln Bischöfe und Mönche, Kaufleute und Reeder, Klephtenhäuptlinge und Primaten für die Hetärie gewonnen. In die Tiefe drang sie, soviel man weiß, auch jetzt noch nicht, am wenigsten auf dem Festland. Aber die Ungeduld der mit dunklen Verheißungen Hingehaltenen steigerte sich in demselben Maß, in dem die beinahe achtlosen türkischen Behörden das Treiben des Direktoriums und seiner Agenten duldeten. Es hatte denn auch schon im Herbst 1818 die Gefährlichkeit seines verdeckten Spieles erkannt und ratsam befunden, einer Persönlichkeit von großem Namen die Führung anzuvertrauen. Nach allen Hindeutungen auf sicher erhoffte russische Hilfe konnte die Wahl nur auf einen Mann fallen, der beim Zaren in Gunst stand. Ein solcher Mann war der Korfiote Kapodistrias. Man beschloß daher, durch Xanthos, einen der Stifter der Hetärie, sich in erster Linie an ihn zu wenden.


Ihr Verhältnis zu Kapodistrias.

Graf Kapodistrias hatte die wachsende Erregung vieler seiner Landsleute mit scharfem Auge verfolgt, aber er fühlte nicht den Trieb in sich, den Schlauch des Aeolus mit eigener Hand zu öffnen. Der berechnende Diplomat mochte vor einem Kampf erschrecken, den die ungestüme Volkskraft beginnen sollte, und der Gunst der Zeit wie der Zulänglichkeit der Mittel gleich sehr mißtrauen. Jedenfalls mußte er fürchten, seine Stellung beim Zaren zu verscherzen, wenn er sich durch offenes

Hervortreten bloßstellte. Während eines Aufenthaltes in Korfu im Frühling 1819 suchte er mit Wort und Schrift zur Geduld zu mahnen. Dringende Anfragen griechischer Freunde und Patrioten, die über sein und des Zaren Verhältnis zur Hetärie Aufschluß erbaten, beantwortete er völlig entmutigend. Einen Boten des Mainoten-Bey Petros Mauromichalis, der außer gutem Rat auch klingende Münze verlangte, wies er mit Unwillen zurück. Ein Vertrauensmann moreotischer Primaten und Geistlichen, der an ihn abgesandt wurde, hatte keine bessere Aufnahme zu erwarten. Endlich erschien im Februar 1820 nach langem Aufenthalt auf verschiedenen Zwischenstationen Xanthos, um den Auftrag seiner Genossen auszurichten. Es war die Zeit, da der Zar durch die Kunde vom Ausbruch der spanischen Militärverschwörung tief verstimmt war. Noch gewagter als früher wäre es für seinen Minister gewesen, sich persönlich mit dem Geheimbunde der Philiker einzulassen. Er lehnte Xanthos' Antrag unzweideutig ab, fügte aber die Trostesworte hinzu: „Kann ich jetzt nicht, so können die Vorsteher andere Mittel ergreifen, und ich flehe zu Gott, daß er ihnen helfe, ihr Ziel zu erreichen."

Seine Ablehnung der Leitung Febr. 1820.

Alexander Ypsilantis.

Xanthos war schon bei der Übernahme seiner Mission ermächtigt worden, „an eine andere Thür zu klopfen", falls Kapodistrias die seine verschließe. Ein Teil der leitenden Philiker hatte von Anfang an einem Soldaten den Vorzug vor dem Diplomaten geben wollen und in Alexander Ypsilantis den Mann zu finden gewähnt, dessen man als Hauptes bedurfte. Nach seiner Herkunft schien Ypsilantis allerdings für die ihm zugedachte Rolle wie geschaffen zu sein. Sein Großvater, dem eine langjährige Verwaltung der Walachei einen berühmten Namen gemacht hatte, war als achtzigjähriger Greis dem türkischen Henker zum Opfer gefallen. Sein Vater, zeitweise Hospodar beider Donaufürstentümer, durch den Gang der europäischen Politik während der Vorherrschaft Napoleons um seine Hoffnung betrogen, Befreier der Rajah zu werden, war kaum dem gleichen Schicksal entgangen und hatte sein thatenreiches Leben in Kiev beschlossen. Seine Söhne erbten seine Gesinnungen. Aber sie vergaßen seine Mahnung, daß die Griechen, um frei zu werden, sich nur auf sich selbst stützen dürften. Die nordische Großmacht, die dem Vater so manche bittere Enttäuschung bereitet hatte, blieb ihre Hoffnung. Alexander, der Erstgeborene, war sehr jung in den russischen Militärdienst eingetreten und zeichnete sich als Reiterofficier in den Kämpfen von 1812 und 1813 aus. In der Schlacht bei Dresden verlor er die rechte Hand. Ein Liebling des Zaren, zu seinem Adjutanten erhoben, rückte er überraschend schnell bis zum Rang eines Generalmajors auf. Sein Glück berauschte ihn. Er hielt sich für fähig, auch auf der politischen Bühne als Held aufzutreten, während ihm

staatsmännische Kenntnisse, Klarheit, Ruhe und Willensstärke durchaus fehlten. Als seine drei Brüder der Hetärie beitraten, hatte er sich noch geweigert, ihrem Beispiel zu folgen, bis er die oberste Leitung kenne. Als aber Xanthos ihn ausforschen ließ und hierauf persönlich mit ihm verhandelte, ging seine erhitzte Einbildungskraft mit ihm durch. Er erklärte sich bereit, an die Spitze der Hetärie zu treten, in der Zuversicht, seinen kaiserlichen Gönner, wenn der Kampf gegen den Halbmond nur erst entbrannt sei, mit fortzureißen.

Durch Kapodistrias vorgeschoben.

In dieser Zuversicht bestärkte ihn Kapodistrias, dem er sich anvertraute. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Korfiote hier falsches Spiel trieb. Wenn irgend jemand, so konnte er es wissen, daß der Zar, allen Lockungen von außen und allen Regungen des eigenen Herzens zum Trotz, nicht gewillt war, einer Empörung der Rajah seinen Schutz zu leihen. Nichtsdestominder versicherte er Ypsilantis, beim ersten Erscheinen einiger tausend Aufständischer werde Rußland ihnen zu Hilfe eilen. Als nun aber Ypsilantis mit dem Zaren über seine Pläne reden wollte, riet er ihm ab. Er empfahl ihm Ausarbeitung einer Denkschrift, die er im günstigen Augenblick dem Herrscher vorlegen wolle, fand jedoch Ausflüchte, um auch dies Versprechen nicht einzulösen. Er redete ihm zu, im russischen Dienst zu verbleiben und ließ ihn im Glauben, der Zar stehe hinter ihm, ohne sich verraten zu wollen. Vermutlich leitete auch ihn die Hoffnung, den ersehnten Bruch zwischen Rußland und der Türkei durch die Macht der Thatsachen herbeigeführt zu sehen, falls nur der auf der Balkanhalbinsel gehäufte Brennstoff an einer Stelle in Flammen gerate. Der junge schwärmerische Fanariot war brauchbar, die Mine zu entzünden, wenn er selbst vielleicht dabei auch in die Luft flog. Ypsilantis hat kurz vor seinem Tode Kapodistrias einen Abenteurer und Ränkeschmied gescholten, dessen Opfer er geworden sei. Aber seine Leichtgläubigkeit und Eitelkeit hatten es in der That dem schlauen Vogelsteller nicht schwer gemacht, ihn zu fangen.[1])

Er übernimmt die Leitung.

Als „General-Ephore" der Hetärie von den bisherigen Leitern anerkannt, erließ Ypsilantis massenhafte hochtönende Aufrufe „an die Nach-

[1]) Pantschoff: Kaiser Alexander I. und der Aufstand Ypsilantis' 1821 (Leipziger Dissertation 1891) fügt dem Bekannten nichts Neues hinzu. — Nach Metternichs Weisung an Trautmannsdorff 25. Februar 1828 hätte Kapodistrias 1820 dem Ypsilantis gesagt, wie dieser vor seinem Tode geäußert: „Sa Majesté n'avait pas cru devoir se mettre en avant Elle-même envers lui Prince Ypsilanti, mais qu'il devait lui suffire de recevoir le mot d'ordre par l'organe de son ministère." Arch. Wien. (Preußen. Weisungen). Damit stimmt ein Bericht Maltzahns, Wien 28. Febr. 1828. Arch. Berlin. — Lebzeltern erfuhr schon Ende 1821 genug von Nesselrode, um Ypsilantis' Behauptung, Kapodistrias sei ein Verräter, für richtig zu halten und in diesem den „moteur principal de l'insurrection grecque" zu sehn. Bericht Lebzelterns 30. Nov. 1821. Arch. Wien.

kommen des Miltiades und Themistokles", die, insgeheim verbreitet, begeisterten Anklang fanden. Zugleich suchte er die Hetärie durch straffere Ordnung und Aufsicht zu stärken sowie ihren Hauptausschüssen russische Konsuln als Mitglieder zuzuführen. Um freier wirken zu können, erbat er Ende Juli 1820 für eine Badereise auf unbestimmte Zeit Urlaub. Er nahm in Kiev Abschied von der Unheil ahnenden Mutter und verlegte sein Standquartier nach Odessa in das Haus seines Landsmannes, des Fürsten Kantakuzenos. Sein Eifer, Heere auf dem Papier zu bilden, Generale zu ernennen, Kriegspläne zu entwerfen war fieberhaft. Auch ganz phantastische Vorschläge, wie der einer Ueberrumpelung Konstantinopels oder der Verbrennung der türkischen Flotte, fanden bei ihm Gehör. Handelte es sich aber darum, einen ernstlichen Entschluß zu fassen und einen gefaßten Entschluß auszuführen, so zeigte er ein bedenkliches Schwanken.

Kriegsrat in Ismail 13. Okt. 1820.

Die wichtigste Frage war, ob die Erhebung im Süden, wo die griechischen Massen dichter beisammen saßen, und ihre Seemacht ins Gewicht fiel, ihren Anfang nehmen sollte oder im Norden, wo die Donaufürstentümer sich als Feld für kriegerisches Vorgehen boten. Für das erste sprachen Berichte, nach denen man in Morea wie auf den Inseln gerüstet war und nur die Ankunft des Führers erwartete um loszuschlagen. Andere erklärten diese Berichte für übertrieben. Sie befürworteten die Aufwiegelung von Moldau und Walachei. Dadurch könne der Brand auch nach Serbien, Bulgarien, Bosnien, Montenegro getragen und die türkische Macht an die Donau gebannt werden. Indessen bei einer Beratung, die Ypsilantis am 13. Oktober 1820 auf dem Kirchhof der bessarabischen Stadt Ismail veranstaltete, wurden sie überstimmt. Man beschloß, mit richtiger Schätzung der Sachlage, den Kampf in Morea zu eröffnen. Ypsilantis sollte sich heimlich von Triest auf einem griechischen Schiff dorthin begeben. Briefe und Boten verkündeten den Eingeweihten sein baldiges Erscheinen. Kaum aber war er als Gast bei seinem Schwager, dem bessarabischen Gouverneur, in Kišenev eingekehrt, als er den wohlerwogenen Plan wieder umwarf. Er entschied sich dafür, seine Fahne in den Donaufürstentümern zu entfalten. Wahrscheinlich bestimmten ihn die Furcht, auf dem Wege nach Triest von der östreichischen Polizei aufgehoben zu werden und die Hoffnung, Rußland, ohne dessen Zustimmung kein türkisches Heer die Fürstentümer betreten durfte, zur Einmischung zu treiben. Zu zaudern aber war nicht länger, wenn man nicht die günstige Zeit verscherzen wollte, in der die Macht des Sultans durch die Auflehnung eines seiner größten Untergebenen aufs stärkste in Anspruch genommen wurde.

Ypsilantis' Entscheidung für den Losbruch in den Donaufürstentümern.

Ali Pascha von Janina.

Mahmud II. hatte seit seiner Thronbesteigung das Ziel ins Auge gefaßt, die Statthalter einzelner Provinzen, die das Joch des Gehorsams

abgeschüttelt oder gelockert hatten, seine strafende Hand fühlen zu lassen. Sie wurden auch allmählich während des ersten Jahrzehntes seiner Regierung gebändigt, mit Ausnahme der zwei mächtigsten Paschas: Mehmed Alis von Ägypten und Alis von Janina. Diesen zuerst zu demütigen war des Sultans glühender Wunsch und schien durch die höchsten Interessen des Reiches geboten. Der Albanese Ali, aus einem Geschlecht, das der mohammedanischen Sekte der Schiiten beigetreten war, hatte sich nach einer an Blutthaten überreichen Jugend durch List und Gewalt vom obdachlosen Briganten zum Pascha von Janina aufgeschwungen. Von hier aus hielt er seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, im Besitz zusammengescharrter Schätze, an der Spitze sieggewohnter Kriegsscharen, Epirus, Thessalien, einen Teil Makedoniens und Mittelgriechenlands unter seiner eisernen Faust. Er war sozusagen Herrscher und Henker in einer Person, mit allen Lastern befleckt, und wurde doch von fremden Besuchern seiner Residenz angestaunt, von zungenfertigen Schmeichlern als ein zweiter Pyrrhus gepriesen. Im Vorhof seines Palastes grinsten die abgeschnittenen Köpfe seiner Feinde, aber es ward auch übertreibend gerühmt, daß man sicher vor Räubern, „blind durch sein ganzes Land reisen könne.“

Sein Verhältnis zu den Griechen.

Für die Griechen war mit der Entstehung dieser neuen, immer weiter ausgreifenden Macht, die allmählich fast den ganzen Süden der Balkanhalbinsel umspannte, keine geringe Gefahr verknüpft. „Der große albanesische Häuptling“, dessen Geleitsbrief höher geachtet ward als ein Ferman des Sultans, drohte ihr Streben nach Selbständigkeit zu erdrücken. Er war der erbittertste Gegner der wilden Klephten, die ihm seinen Haß mit Zinseszinsen heimzahlten. Er überwältigte trotz ihres heldenmütigen Widerstandes die Nebenbuhler der Klephten, jene „weltberühmten“ Sulioten, die als Nachkommen albanesischer Christen in der Schar der Türkenbekämpfer einen der ersten Plätze einnahmen. Er lauerte während der napoleonischen Kriege auf Eroberung Santa Mauras und Korfus. Er ruhte nicht, bis ihm 1819 die freie epirotische Stadt Parga ausgeliefert wurde, deren verzweifelte Bürger, von England preisgegeben, der alten Wohnstätte ihrer Ahnen Lebewohl sagten, um auf den ionischen Inseln eine neue Heimat zu suchen. Bei alledem bot Ali den Griechen doch auch Gelegenheit, ihre Kräfte zu üben. Sein Heer wurde eine Pflanzschule tüchtiger Soldaten, die ihre Nationalität nicht vergaßen, auch wenn sie sich für seinen Dienst anwerben ließen. Seine Hauptstadt war der Sitz griechischer Schulen und der Markt griechischer Kaufleute. Rajah und Moslemin galten ihm gleich, wenn sie nur vor seinem Befehl, „dem gesetzlosen Gesetz“, nach Byrons Worten, in den Staub sanken. Den größten Gewinn aber dankten die Griechen dem Zerwürfnis des Achtzigjährigen mit der Pforte, das ihrer Erhebung Vorschub leistete und ihm zum Verderben ausschlug.

Sein Bruch mit dem Sultan.

Lange hatte Sultan Mahmud die Macht seines gefährlichen Vasallen geduldet, deren Bestand nur an das zähe Leben ihres Gründers gebunden zu sein schien. Wie sehr er ihm, dem Freigeist und Schiiten, mißtraute, hatte er ihm schon durch Entziehung des Paschaliks Thessalien 1812 bewiesen. Ali hatte damals zugleich erleben müssen, daß sein leiblicher Sohn auf Antrieb eines Vertrauten, Ismail Pachos, dem die schiitische Ketzerei ein Greuel war, ihm den Gehorsam weigerte. Dieser Sohn fügte sich dem Befehl des Großherrn, der ihn aus seinem bisherigen Paschalik Morea abrief und ihm eben das von Thessalien überwies. Seitdem verfolgte Ali den Pacho mit grimmigem Haß. Als Pacho sich vor ihm nach Konstantinopel rettete und dort die höchste Gunst erlangte, suchte Ali ihn anfangs 1820 durch zwei albanesische Banditen erschießen zu lassen. Der Streich mißlang, aber einer der Schufte gestand, von wem er gedungen sei. Dies setzte der Langmut des Sultans endlich ein Ziel. Ali suchte noch durch Anzeige der ihm wohlbekannten Umtriebe der Hetärie seine Feinde am Hofe zu entwaffnen. Aber man legte seinen Angaben kein Gewicht bei. Ohne langes Besinnen drehte er den Spieß um. Derselbe Bote, den die Moreoten an Kapodistrias sandten, überbrachte dem russischen Minister ein Hilfegesuch Alis. Er unterhandelte mit Serben und Montenegrinern. Er rief die verfolgten Klephten zu den Waffen. Er verhieß den Griechen die Freiheit und den Epiroten sogar „eine Charte". Währenddessen hatte der Sultan ein Heer gegen ihn gerüstet, und ihn in die Acht erklärt. Alis Plan, im Angriff Rettung zu suchen, schlug fehl. Der greise Tyrann, der andere so oft verraten, hatte nicht auf Treue zu zählen. Die türkischen Soldaten scheuten den Kampf gegen das Oberhaupt der Gläubigen. Die griechischen Klephtenführer ersehnten großenteils den Sturz ihres Drängers. Die eigenen Söhne gaben seine Sache auf. Ali sah sich bald auf das Kastell von Janina beschränkt, das der zu seinem Nachfolger ernannte Ismail Pacho im Spätsommer 1820 zu belagern begann.

Belagerung Janinas. Teilnahme von Griechen und Sulioten am Kampf.

Von diesem Zeitpunkt an schien aber ein Umschlag des Kriegsglückes einzutreten. Den kühnen Ausfällen der Belagerten und der Zufuhr von Lebensmitteln über den See von Janina konnte Pachos Ungeschick nicht wehren. Hinter ihm erhoben sich Albanesen und Griechen, die durch das Wüten zuchtloser osmanischer Truppen erbittert wurden. Mancher Armatolen-Kapitano, der gegen Ali aufgeboten war, fiel den türkischen Scharen in den Rücken. Es kam soweit, daß Pacho sich die vertriebenen Sulioten zu Hilfe rief. Aber nicht sobald waren sie gelandet, als sie sich heimlich mit ihrem alten Feinde Ali verständigten. Sie verließen das türkische Lager (18. Dezember), eroberten ihre Heimat zurück und pflanzten auf ihren Bergen, den Griechen zum Ansporn, das Banner der Freiheit auf. Der Krieg in Epirus verzehrte die osmanische Streitmacht auf der Balkan-

halbinsel. Die besten Truppen des Großherrn wurden in dem engen Umkreis von Janina und Suli zusammengeballt. Selbst aus den Donaufestungen ward alle irgend entbehrliche Mannschaft hinweggezogen. Gleichzeitig ging auf dem Festland und auf den Inseln die Saat der Hetärie üppig auf. Alles drängte ihren General-Ephoren, wenngleich er den weiseren Ratschluß umgestoßen hatte, wenigstens den neuen Vorsatz, den er eigenmächtig gefaßt, ohne Verzug zur That werden zu lassen.

Wladimireskos Aufstand in der kleinen Walachei Febr. 1821.

Ypsilantis hatte den 26. November als Tag der Erhebung in Bukarest bestimmt. Aber er sah sich zu einem Aufschub genötigt. Die beiden Hetäristen, die das Unternehmen mit Einsetzung einer provisorischen Regierung beginnen sollten, Officiere in der hospodarischen Leibwache, der verschlagene Sawwas aus Patmos und der tapfere Georgakis, von Haus aus olympischer Armatole, gerieten in Zwist mit einander. Milos Obrenović, ohne dessen Mitwirkung Sawwas nichts wagen wollte, ließ sich durch Ypsilantis' Erbieten der Anerkennung als Fürst von Serbien und eines künftigen Bündnisses kein Versprechen thätiger Beihilfe abdringen. Michael Sutsos, Hospodar der Moldau, der mit seinem Anschluß an Ypsilantis alles aufs Spiel setzte, schien den Mitteln der Hetärie zu mißtrauen und schwankend zu werden. Endlich aber brachte der Tod des walachischen Hospodars (1. Februar 1821) den Stein ins Rollen. Die Ephorie in Bukarest glaubte die Zwischenzeit bis zur Ankunft eines Nachfolgers nutzen zu müssen. Sie schrak zwar vor Ausrufung einer provisorischen Regierung in der Hauptstadt zurück. Aber sie entsandte einen zu allem brauchbaren Bojaren, Theodor, der in russischem Dienst das Wladimirkreuz gewonnen und daher den Beinamen „Wladimiresko" erhalten hatte, um die kleine Walachei zu insurgiren. Wladimiresko, im Grunde seines Herzens den Griechen nicht minder feindlich gesinnt wie den Türken, nahm den Auftrag mit Freuden an. Er brachte sogleich das Städtchen Tschernetz in seine Gewalt, rottete ein paar hundert Bauern zusammen, verkündigte Aufhören der Fronen, Minderung der Abgaben und reizte weit und breit das gedrückte Landvolk zum Aufstand. Truppen, die gegen ihn abgeschickt wurden, von Hetäristen geführt, gingen in hellen Haufen zu ihm über. Die von der Pforte ernannten „Kaimakame", die Stellvertreter des neuen Hospodars, wußten sich keinen Rat und konnten den Anmarsch Wladimireskos auf Bukarest nicht hindern.

Ypsilantis' Einzug in Jassy 7. März 1821.

Inzwischen hatte Ypsilantis, gedrängt durch den Verrat zweier Philiker in Konstantinopel, am 7. März 1821 mit seinen Brüdern Nikolaus und Georg und mit ein paar Freunden den gefrorenen Pruth überschritten. Abends hielt er seinen Einzug in Jassy. Eine pomphafte Proklamation, an den Straßenecken angeschlagen, rief die Hellenen auf, sich

zwischen Marathon[1]) und Thermopylae gegen die entmannten Nachkommen der Perser zum Kampf zu sammeln. Ypsilantis versicherte kühnlich, nicht nur „die Knlioten, und ganz Epirus“, sondern auch „die Serben“ harrten ihrer und fügte die inhaltsschweren Worte hinzu: „Auf, ihr Freunde, und ihr werdet eine große Macht unsere Rechte schützen sehen.“ Die Bewohner der Moldau ließ er wissen, daß er gekommen sei, um mit seinen Landsleuten und Freunden dahin zu ziehen, wohin die Stimme seines Volkes ihn rufe. Sie selbst ermahnte er, ihr Glück in fester Verbindung mit Michael Sutsos, ihrem fürstlichen Wohlthäter, zu suchen. Und auch hier fand sich der gewagte Hinweis auf „eine furchtbare Macht“, die das Erscheinen türkischer Truppen strafen werde. Diesen ersten Kundgebungen folgten erste Thaten, die jene an Unbesonnenheit noch überboten. Unmittelbar vor Ypsilantis' Ankunft hatte der Hetärist Karawias, Kommandant in Galacz, mit seinen arnautischen Söldnern die dort stationirte türkische Schutzwache niedergemetzelt. Es war das Vorspiel zur Ermordung türkischer Kaufleute, Plünderung ihrer Warenlager, Entweihung von Moscheen. Dieser Karawias wurde von Ypsilantis belobt und später zum General ernannt. Unter Ypsilantis' Augen nahm sich der Pöbel von Jassy die in Galacz begangenen Ruchlosigkeiten zum Muster. Im ganzen Fürstentum war kein Türke mehr seiner Freiheit oder seines Lebens sicher. Die Plünderer brauchten „dem Befreier“ selbst nur nachzueifern, der, um seine Kriegskasse zu füllen, von einem reichen Banquier in Jassy auf nichtige Anschuldigungen hin eine bedeutende Summe erpreßte.

Gewaltsamkeiten gegen Türken.

Gleichgiltigkeit der Bevölkerung gegen Ypsilantis' Pläne.

Noch verhängnisvoller für Ypsilantis' Unternehmen war seine völlige Verkennung der Gefühle des Volkes, unter dem er erschien. Für die Sache der Griechen fand sich hier, wo der Hellenismus als ein fremdes Schmarotzergewächs verhaßt war, wenig Teilnahme. Was die lange Herrschaft der fanariotischen Hospodare an civilisatorischer Arbeit geleistet haben mochte, trat ganz in Schatten hinter den schweren materiellen und sittlichen Schäden, die sie den Fürstentümern zugefügt hatten. Es ließ sich nicht vergessen, wie sie mit einem Schwarme griechischer Beamten und Stellenjäger das Land ausgesogen, Kirchen- und Staatsgut griechischen Klöstern zugeteilt, mißliebige Bojaren verfolgt oder zum Mitgenuß ihres gewinnsüchtigen Regimentes verführt hatten. Das Fürstengeschlecht der Sutsos, dessen damals in Jassy herrschenden Sprößling Ypsilantis als „Wohlthäter“ des Volkes pries, hatte dabei

[1]) So (nicht „Makedonien“, wie Mendelssohn-Bartholdy: Geschichte Griechenlands I. 154 übereinstimmend mit der Allgemeinen Zeitung 1821 S. 400 schreibt) lautet die Stelle im Original bei Φιλήμων I. 82, der wenigstens mit Bezug auf den Druck dieses Aktenstückes den Vorwurf von Finlay: History of the Greek revolution I. 144, nicht verdient.

nicht den kleinsten Teil der Schuld auf sich geladen. Der wahre Wohlthäter der Fürstentümer wäre der Mann gewesen, der Mut und Kraft gehabt hätte, den Vorrechten der Bojaren und der Mißwirtschaft der Hospodare zugleich den Krieg zu erklären. Ihm hätte es vor allem obgelegen, dem geknechteten Bauern eine menschenwürdige Zukunft zu eröffnen und in gesetzliche Bahnen zu leiten, was der gewaltsame Wladimiresko angestrebt haben mochte. Hatte Ypsilantis jemals im Ernste solche Pläne erwogen, so ließ er sich bald genug von ihnen abbringen. Er blieb dem moldau-walachischen Volk ein Fremder und verletzte zugleich die Bojaren durch hochmütiges Benehmen. Man sah in ihm nur den anspruchsvollen Byzantiner, der die Kräfte des Landes zu kriegerischem Vorstoß gegen die Türkei ausbeuten wollte.

Verkehrtheit seiner kriegerischen Maßregeln.

Indessen fehlte es auch seinen militärischen Maßnahmen durchaus an Plan und Nachdruck. Da die Türken wegen des epirotischen Krieges ihre Stellung an der Donau sehr geschwächt hatten, so schien die Einnahme Brailas keine Schwierigkeiten zu bieten. Man hätte dort, wie Sachkundige behaupten, einen guten Stützpunkt zur Sammlung eines Söldnerheeres und zur Bedrohung des ganzen unteren Stromlaufes gewonnen. Statt dessen zog Ypsilantis mit kaum 2000 Mann griechischer, serbischer und albanesischer Reisläufer, vor denen die Landleute die Flucht ergriffen, langsam gegen Bukarest. Ein Aufruf an die „Dakier“ verkündigte den Walachen ihre „politische Auferstehung“. Ein Rundschreiben an den Metropoliten und die Bojaren stellte das Nahen des russischen Generals Wittgenstein in sichere Aussicht. Auf dem Marsche verstärkte sich Ypsilantis' Truppe durch einige Zuzüge. Unter ihnen stachen ein paar hundert junge griechische Freiwillige, die namentlich aus dem südlichen Rußland herbeigeströmt waren, nach dem Vorbild der Thebaner zu einer „heiligen Schar“ vereint, durch Begeisterung und Disciplin rühmlich hervor. In Bukarest, wo man von den wilden Banden Wladimireskos nichts Gutes erwartete, fand Ypsilantis am 9. April keine ungünstige Aufnahme. Aber die Requisitionen seiner Officiere und Soldaten brachten alle Welt gegen ihn auf. Dem Wladimiresko, der die Griechen haßte, und dem Sawwas, den das Ausbleiben russischer Hilfe ängstigte, war nicht zu trauen. Georgakis, der einzige, der es ehrlich mit Ypsilantis meinte, wurde von ihm nicht nach seinem Werte geschätzt. Er selbst verbrachte seine Zeit mit nichtigen Geschäften, zu denen die Anwerbung einer Komödiantentruppe und die Einrichtung eines Theaters gehörte.

Sein Einzug in Bukarest 9. April.

Sein Schreiben an den Zaren.

Während er, sich und andere täuschend, den siegesgewissen Zauderer spielte, traf ihn und sein Unternehmen ein vernichtender Schlag. Er hatte schon von Jassy aus ein Schreiben an den Zaren nach Laibach gerichtet, in dem er für sich und seine Brüder Entlassung aus dem russischen Dienst, für „zehn Millionen Christen“ aber Schutz des mächtigen glaubens-

verwandten Herrschers erbat. Er rühmte das Wirken „einer geheimen Gesellschaft", die seit Jahren alles für den Kampf vorbereitet habe, nannte Ali Pascha und Serben, Sulioten und Bulgaren in einem Atem als „in Waffen stehend" gegen die Türken und rief dem Zaren zu: „Reinigen Sie Europa von diesen blutdürstigen Ungeheuern, verbinden Sie mit allen den großen Namen, welche die Dankbarkeit des Weltteils Ihnen zuweist, noch den eines Befreiers Griechenlands". Der widerstandslose Michael Sutsos hatte sich gleichzeitig mit dem dringenden Ersuchen um russische Hilfe an den Zaren und Kapodistrias gewandt, da die Moldau nach Ypsilantis' Abrücken gegen die türkische Rache wehrlos sein werde. Dies alles stimmte ganz zu dem zwischen Ypsilantis und Kapodistrias verabredeten Programm.

Mißbilligung des Zaren.

In Laibach aber wehte der ungünstigste Wind für Ypsilantis. Schon die ersten Nachrichten vom Aufstande Wladimireskos hatten dort den äußersten Unwillen erregt. Nesselrode hatte den russischen Generalkonsul in Jassy sofort auf die Ähnlichkeit dieser Empörung mit der Militärrevolution der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel hinzuweisen und den Empörer seines russischen Ehrenzeichens für verlustig zu erklären. Als sodann in der dritten Woche des März Ypsilantis' und Sutsos' Schreiben anlangten, sah Gentz mit der drohenden Erhebung „aller griechischen Völker gegen die Türken" schaudernd „eine neue ungeheure Scene eröffnet". Aber die Haltung des Zaren, der ihm „abermals in seiner ganzen Glorie" erschien, hob seinen Mut. Alexander besann sich in der That keinen Augenblick, dem bisherigen Günstling, der ihn so zuversichtlich wie ungeschickt angesprochen hatte, wie Gentz zu rühmen wußte, „durch ein unsterbliches Aktenstück eine Lektion zu geben". Erst eben hatte sich der Zar „zur Rettung Europas" aufs innigste mit dem Kaiser Franz verbunden. Im Banne Metternichs sah er mit dessen Augen auch das Unterfangen Ypsilantis', und Metternich erklärte, die Gesellschaft der Hetäristen sei „dieselbe wie die der Carbonari". Ganz abgesehen von der ernsten Frage, ob Rußland die Türkei herausfordern sollte: die Revolutionsfurcht erstickte Alexanders Mitgefühl für die Sache der Griechen. Kapodistrias, in letzter Zeit so oft zum Rückzug gezwungen, hätte sich nicht erkühnen dürfen, für Ypsilantis das Wort zu nehmen.

Eine Erwiderung durch Kapodistrias 26. März.

Im Gegenteil, als ihm am 26. März der Auftrag zufiel, Alexanders Erwiderung auf den Hilferuf des Verwegenen abzufassen, mußte er, um jeden Argwohn zu entkräften, eine deutliche Sprache führen. Er mußte ihn belehren, daß „Aufruhr und Bürgerkrieg, heimliche Umtriebe und finstere Komplotte" einem Volke nimmermehr die Freiheit verschaffen könnten. Der Zar verweigerte dem „Verblendeten" jede „unmittelbare und mittelbare Hilfe". Er ermahnte ihn, reuig von seinem Beginnen abzustehen, um sich und seine „verirrten" Begleiter zu retten. Er ver-

wehrte dem aus seinem Dienst Entlassenen die Rückkehr nach Rußland. Es war nur eine Versüßung der bitteren Pille, wenn Ypsilantis anheimgegeben wurde, den Verträgen entsprechende Mittel zur Herstellung der Ruhe vorzuschlagen, für welchen Fall der Zar bei der Pforte die Ergreifung „weiser Maßregeln“ befürworten wollte.[1])

Bann des Patriarchen.

In Konstantinopel war währenddessen ein anderer Streich gegen Ypsilantis geführt worden. Der Sultan hatte den Patriarchen und die Synode dazu gedrängt, den Empörer und seine Anhänger mit dem Bann zu belegen. Der Eindruck der Absage des Zaren ward dadurch ungemein verstärkt. Als Ypsilantis die Antwort des Zaren erhielt, konnte er selbst schwerlich noch den Glauben an russische Hilfe festhalten. Aber er hatte weder den Mut, alles aufzugeben, noch den, alles zu wagen. Was er vornahm, trug das Gepräge der Halbheit. Er übersandte Stroganov, dem russischen Gesandten in Konstantinopel, weitgehende Vorschläge zu Gunsten „seiner Nation“, gleich als ob er durch den Zaren dazu ermächtigt sei. Er erklärte den Kaimakamen des neuen Hospodars der Walachei, er werde vor Annahme dieser Vorschläge die Waffen nicht niederlegen und den Einmarsch der Paschas mit Gewalt abwehren. Unmittelbar danach aber zog er sich nordwärts nach Tirgowischt zurück und machte Stroganov davon Anzeige. Dies mußte den Gedanken nahe legen, als suche er, in der Erwartung russischer Fürsprache, Rettung jenseits der östreichischen Grenzen. Dann wieder beeiferte er sich, kriegerische Anstalten zu treffen, Lebensmittel beizutreiben und das Mißtrauen vieler seiner Officiere und Soldaten durch neue, dreiste Erfindungen einzuschläfern.

Ypsilantis' Halbheiten.

Einrücken türkischer Heere.

Die Bojaren in Jassy kündigten, unter Führung des Metropoliten, Michael Sutsos den Gehorsam, zwangen ihn zur Flucht nach Bessarabien und erbaten in aller Unterwürfigkeit von der Pforte einen Nachfolger. Nicht minder unterwürfig sah man in Bukarest dem Erscheinen des neuen Hospodars entgegen. Schon aber rüsteten sich die Paschas von Widdin, Silistria, Braila mit ihren wutentbrannten Heerhaufen, die allmählich an der Donau anlangten, ein furchtbares Strafgericht zu halten. Für diesen Zweck wollte Rußland seine Zustimmung zum Einrücken türkischer Truppen in die Fürstentümer nicht gegeben haben. In gereiztem Tone forderte Stroganov, daß sie von einer militärischen Gewaltherrschaft verschont würden und erbot sich gegenüber dem „zurückgewichenen“ Ypsilantis als Vermittler. Aber alle seine Worte waren verloren. Sie erregten, zumal Ypsilantis noch in Waffen stand, den heftigsten Zorn

[1]) Das Schreiben Nesselrodes, das Gordon: History of the Greek Revolution und nach ihm Zinkeisen ohne Quellenangabe und ohne Datum anführt, während es bei A. von Prokesch-Osten: Geschichte des Abfalls der Griechen, fehlt, erscheint mir unächt. Ich unterlasse es daher auch, mit Gervinus V. 163 und anderen Schlüsse daraus zur Beurteilung des Verhaltens Alexanders zu ziehen.

des Sultans und machten ihm die Absichten der russischen Regierung im höchsten Grade verdächtig. Am 13. Mai nahm der Pascha von Braila die Schanzen vor Galacz, bei deren Verteidigung eine kleine heldenmütige Griechenschar unter ihrem Hauptmann Athanasios Ehre einlegte. Am folgenden Tag zog er in die Stadt ein und nahm für Karawias' Schandthaten durch dreitägiges Morden, Brennen und Plündern Rache. Während er seine reiche Beute in Braila barg, rückte der Vortrab des Paschas von Silistria gegen Bukarest. Am 27. Mai fiel die walachische Hauptstadt, von Sawwas und Wladimiresko ohne Kampf preisgegeben, in seine Hand. Beide sannen auf Abfall von Ypsilantis. Wladimiresko bot den Türken Ypsilantis' und Georgakis' Köpfe an. Aber sein Verrat wurde entdeckt. Georgakis nahm ihn inmitten seines Lagers gefangen und führte ihn ins Hauptquartier nach Tirgowischt, wo er ohne kriegsrechtliches Verfahren niedergemacht wurde. Sawwas, hierdurch gewitzigt, verzögerte sein Erscheinen in Tirgowischt. Er wartete nur auf die Ankunft der Türken, um offen zu ihnen überzugehen. Ypsilantis war im Begriff, die Stadt zu verlassen, um westwärts eine bessere Stellung zu suchen, als am 8. Juni ein Angriff der von Bukarest vordringenden Feinde seinen Rückzug störte. Zwistigkeiten der Führer und Desertion der Soldaten vollendeten seine Niederlage. Unter schweren Verlusten gelangte er ans rechte Ufer der Aluta in die kleine Walachei, die der Pascha von Widdin bedrängte.

Einnahme von Galacz 13. Mai.

Fall von Bukarest 27. Mai.

Georgakis hoffte am 19. Juni durch einen sorglich vorbereiteten Überfall der Osmanen bei Dragatschan die Scharte auszuwetzen. Allein der eingebildete Karawias verdarb ihm durch eigenmächtigen Angriff, zu dem er auch die „heilige Schar" mit fortriß, den umsichtigen Plan. Georgakis konnte nur noch etwa hundert dieser zur Schlachtbank geführten Heldenjünglinge retten, aber die völlige Auflösung der übrigen Heeresteile nicht hemmen. Auch Ypsilantis wandte sich zur Flucht und machte erst im Kloster Kosia, nicht weit von der siebenbürgischen Grenze, Halt. Hier, wo er seines Lebens vor wütenden Abtrünnigen nicht mehr sicher war, gestand er Georgakis seinen Entschluß, auf östreichisches Gebiet überzutreten. Der tapfere Armatole wählte für sich einen anderen Weg, that aber sein bestes, um das Vorhaben des Verzweifelten zu erleichtern. Dieser suchte während der Verhandlungen mit den östreichischen Behörden seine argwöhnische Umgebung durch die gewohnten Mittel der Lüge und Verstellung zu beschwichtigen, bis ihm am 26. Juni mit seinen Brüdern und ein paar Vertrauten der Übertritt möglich wurde.

Ypsilantis' Niederlage bei Dragatschan 19. Juni.

Nach Arad geleitet, barg er seine Fahnenflucht vor der Welt durch Erlaß eines fälschlich zurückdatirten Tagesbefehles. In diesem schmählichen Aktenstück wälzte er alle Schuld des Mißlingens auf die „feigen Sklavenhorden" und die „meineidigen Verräter" ab, die ihm selbst den

In östreichischer Haft.

Ruhm geraubt hätten, im Kampfe zu fallen. Er scheint gehofft zu haben, für sich und seine Gefährten Pässe zu erhalten, um auf einem Umweg Morea zu erreichen, wo inzwischen der Kampf entbrannt war. Aber gemäß den Verträgen mit der Türkei ließ die östreichische Regierung ihn und seine Brüder als politische Gefangene festhalten. Ihre Auslieferung an Rußland unterblieb. Kapodistrias soll sie zwar beantragt und verlangt haben, daß Ypsilantis vor ein Kriegsgericht gestellt werde. Indessen durfte er, um sich von dem Verdacht der Mitschuld reinzuwaschen, dreist so viel wagen. Er wußte im voraus, daß es dem Zaren eben recht war, wenn sein ehemaliger Günstling in östreichischem Gewahrsam blieb, der ihn seiner strafenden Hand, zugleich aber jeder neuen Versuchung entzog[1]). So ward denn Ypsilantis von Arad nach der Festung Munkacs verbracht, wo ihm ein enger, ungesunder Kerker angewiesen wurde. Auf Bitten seiner Mutter erhielt er 1823 mit seinen Brüdern ein erträglicheres Gefängnis in Theresienstadt. Metternich hätte gewünscht, sie nach Amerika zu verschiffen, wenn ihre Internirung in Rußland nicht beliebt werde. „Niemand", schrieb er 1824 nach Petersburg, „kann fordern, daß wir länger die Gefangenwärter dieser Prinzen sind." Aber der Zar wandte ein, daß Ypsilantis jenseits des Oceans als politischer Märtyrer erscheinen würde. Unter ärgerlichen Streitigkeiten über die Aufbringung der Verpflegungsgelder dauerte seine Haft fort, bis ihm 1827 die Fürsprache des Kaisers Nikolaus die Freiheit wiedergab. Schon im folgenden Jahre starb er, an Leib und Seele gebrochen, in Wien[2]). Die Dichtung wob einen unverdienten Ruhmeskranz um das Haupt des gefangenen „Griechenfürsten". Die Muse der Geschichte aber reicht ihn denen, die mit Ehren zu fallen wußten, wo mit Ehren zu siegen unmöglich war.

Athanasios' Verzweiflungskampf bei Skuleni 29. Juni.

Zu ihnen gehörte jener Athanasios, der Held von Galacz, der an den Gestaden des Pruth in den Verschanzungen von Skuleni ein rühmliches Ende fand. Von dort war Fürst Kantakuzenos, den Ypsilantis vormals in die Moldau entsandt hatte, auf russisches Gebiet entwichen,

[1]) Metternichs Weisung an Lebzeltern 5. Juli 1821. Berichte Lebzelterns 12. August (Beilage: Nesselrode an Golovkin 17. Juli a. St. 1821), 30 Nov. 1821. (Nach Nesselrode hätte Kapodistrias im Ernst gewünscht, Ypsilantis erschießen zu lassen. Er erhielt durch Lebzeltern die geheimen, auf Ypsilantis bezüglichen Aktenstücke, darunter dessen Brief an seine „belle Loulou".). Arch. Wien.

[2]) Weisungen Metternichs an Lebzeltern 27. 29. Juli, 24. Nov. 1823. 19. Jan., 7. Febr., 17. April, 22. Mai, 15. Juli 1824. 30. Nov. 1825. 3. Febr., 19. Mai 1826. 13. Jan. 1827. Berichte Lebzelterns 1. 20. Dec. 1823 (Beilage: Nesselrode an Lebzeltern 4. Dec. a. St. 1823). 28. Jan., 26. Febr. (Beilage: Nesselrode an Lebzeltern 11. Febr. a. St. 1824), 10. März, 10. Mai, 2. Sept. 1824. 10. Jan., 2. März (Beilage: Nesselrode an Lebzeltern 15. Febr. a. St.) 1826. Berichte Zichys 15. Febr., 10. April, Weisungen an Zichy 6. Febr., 8. März 1827. (Danach hatte sich Ypsilantis auch an Friedrich Wilhelm III. gewandt.) Arch. Wien.

als die Besetzung des nahen Jassy durch den Pascha von Braila ruchbar wurde. Athanasios aber mit seinen Waffengefährten hielt auf dem verlorenen Posten aus und behauptete ihn am 29. Juni acht Stunden lang gegen eine zehnfache Übermacht. Die russischen Regimenter, die am anderen Ufer des Stromes Wache hielten, sahen bewundernd den Verzweiflungskampf und nahmen die wenigen Tapferen, die sich schwimmend zu ihnen retten konnten, wie ihre Brüder auf. Der Serbe Mladen erschien mit einem Reitertrupp zu spät, um in das Gefecht eingreifen zu können. Mladen selbst entrann kaum den Untergang und schlug sich mit ein paar Getreuen zu Georgakis durch. Dieser hatte nach Ypsilantis' Flucht, krank und gehetzt, aber mutvoll und vielgewandt, was noch von Bewaffneten zusammenhielt, durch das karpathische Gebirge der moldauischen Grenze zugeführt. Er hatte sich vermutlich Bessarabien als Zuflucht ersehen. Allein vor den Verfolgern, die ihm auf den Fersen waren, entwich er mit 350 Mann in das Kloster Sekko, wo er sich befestigte. Den Angriff des türkischen Vortrabs schlug er ab. Am 20. September aber sperrten 4000 Türken, von einheimischen Bauern auf steilen Pfaden geführt, den einzigen Ausweg. Als sie die nächstgelegenen Schuppen anzündeten, warf Georgakis, mit elf Kriegern im Glockenturm eingeschlossen, Feuer in seine Pulvervorräte und bereitete sich und den Feinden ein gemeinsames Grab. Sein treuer Gefährte Pharmakis verteidigte sich noch zwei Wochen im Klostergebäude. Als Proviant und Schießbedarf erschöpft waren, ergab er sich. Aber die Kapitulation ward gebrochen, seine Mannschaft, bis auf eine kleine Zahl nach der Bukowina Geflüchteter, in Stücke gehauen, er selbst in Konstantinopel nach furchtbarer Marterung enthauptet.

Georgakis' Untergang in Sekko 20. Sept.

Leiden der Donaufürstentümer.

Mit dem Trauerspiel von Sekko war der Aufstand in den Fürstentümern zu Ende. Sie lagen den Siegern zu Füßen, die ihrer Rachsucht freien Lauf ließen. Die Forderung der russischen Schutzmacht, die Paschas abzurufen und Hospodare einzusetzen, blieb unerfüllt. Schuldige und Unschuldige, Fremde und Einheimische wurden beraubt und getödtet. Der Pascha von Braila befahl, auch der schwangeren Frauen nicht zu schonen, „damit sie nicht Rebellen zur Welt brächten".[1]) Selbst wer, wie Sawwas, gewähnt hatte, durch Verrat sein Leben retten zu können, war in seiner Rechnung auf Gnade betrogen. — Von Anfang an schlecht erwogen, wie es war, trug Ypsilantis' Unternehmen der Moldau und Walachei nur unsägliche Leiden ein. Aber für die Erhebung der Griechen in ihren eigenen Wohnsitzen war es dennoch nicht verloren. Es zog,

[1]) So behauptet, unter Berufung auf den Wortlaut des Fermans, wenigstens Stroganov. S. Prokesch-Osten: III. 83. — Schilderungen des Zustandes der Donaufürstentümer in den Berichten Protzens, des preußischen Handelsagenten in Brody. 14. Mai — 27. Nov. 1821 Arch. Berlin.

wie der Krieg um Janina, Monate lang die türkische Heeresmacht ab und steigerte die Spannung zwischen der Regierung am goldenen Horn und derjenigen an der Newa.

Die Erhebung in Morea.

Noch ehe Ypsilantis' Eigenmacht die Beschlüsse jener Hetäristenversammlung von Ismail durchkreuzt hatte, waren im südlichen Griechenland die Geheimboten erschienen, um das Zeichen zum Aufstand zu geben. Unter ihnen that sich durch Aufreizung der Leidenschaft und Aussprengung der abenteuerlichsten Fabeleien der hitzige Archimandrit Dikäos, bekannter unter dem Namen Papa Flesas, im Peloponnes hervor. Die abgeschlossene gebirgige Halbinsel war nach ihrer natürlichen Beschaffenheit für den Beginn eines Volkskrieges wie gemacht. Hier wohnten auch die griechischen Massen am dichtesten zusammen, vom doppelten Drang nach nationaler Selbständigkeit und Verjagung der fremden Landeigentümer ergriffen, der lebenskräftiger war als der nebelhafte Traum einer Herstellung des byzantinischen Reiches. Mit Eifer sorgte man für heimliche Beschaffung von Waffen und Pulver, dessen Vertrieb dank türkischer Scheu vor kaufmännischer Arbeit, fast ausschießlich griechischen Händlern überlassen war. Weckten Schießübungen einigen Argwohn, so ward er durch die Versicherung abgelenkt, daß man in strenger Winterzeit darauf denken müsse, die Herden vor den Wölfen zu schützen. Wurden hie und da Kriegsvorräte entdeckt, so dienten die Ränke Ali Paschas zur Erklärung. Auch der erfahrene Churchit, erst kürzlich als Pascha nach Morea geschickt, ließ sich täuschen und versäumte es, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Trotz aller verborgenen Zurüstungen war es immer ein ungeheueres Wagnis, einen Kampf zu eröffnen, bei dem das Mißverhältnis der Kräfte so deutlich zu Tage lag. Die griechische Gesamtbevölkerungs Moreas für 1820 wurde auf 458000 Seelen geschätzt, denen etwa 50000 Mohammedaner, im Besitz von vier Fünfteln des bebauten Landes, gegenüberstanden. Schlug man den Bestand aller Griechen im türkischen Reich auf drei Millionen an, so war dabei zu bedenken, daß sie großenteils dünngeschichtet oder weit zerstreut und mit anderen Nationalitäten vermengt lebten. Wie viele von ihnen durch den Vorgang Moreas mitgerissen werden würden, war ungewiß. Konnten die Türken ihre große Übermacht entwickeln, und fanden die Griechen keine Unterstützung, so ließ sich ein glückliches Ende kaum für möglich halten. Aber kühle Berechnung und sorgsames Abwägen ist niemals die Sache leidenschaftlich bewegter Massen gewesen. In kühnem Vertrauen auf den Erfolg scharten sie sich hier um angesehene Kriegsmänner, Primaten und Geistliche, die selbst, wenn sie gewollt hätten, den Strom nicht mehr stauen konnten. Daß es Bedenkliche unter ihnen

Ihre Aussichten.

gab, darunter eine Anzahl von Primaten, die mit ihrer bisherigen Machtstellung nicht unzufrieden waren, zeigte sich anfangs Februar 1821 auf einer Versammlung im St. Georgs-Kloster bei Vostitsa. Man verwarf den Antrag des großsprecherischen Papa Flesas, spätestens am 6. April loszuschlagen. Man beschloß, zunächst auszukundschaften, auf welche Hilfskräfte in der Ferne man zählen dürfe.

Abberufung Churchit Paschas.

Indessen sorgten die Türken selbst dafür, auch die Vorsichtigen zur Eile zu treiben. Kurz vor jener Versammlung war Churchit Pascha abgerufen worden, um den Oberbefehl gegen Janina zu übernehmen. Sein Stellvertreter glaubte sehr klug zu handeln, wenn er die Bischöfe und Primaten der Paschaliks zu einer außerordentlichen Zusammenkunft nach Tripolitsa, dem Sitze der türkischen Centralregierung, berief. Die durch Alis Aufstand erzeugte Unruhe bot ihm einen passenden Vorwand. In Wahrheit bezweckte er, die Häupter des Volkes als Geißeln festzuhalten, um seine Entwaffnung ins Werk zu setzen. Eine Anzahl der Geladenen leistete dem Befehl Folge, andere boten ihm Trotz. Noch in letzter Stunde wurden Germanos, der ehrsüchtige Erzbischof von Patras und der heißblütige Primat von Vostitsa, Andreas Londos, als der Weg sie durch Kalavryta führte, nebst einigen minder namhaften Gefährten, in ihren Entschlüssen wankend. Ihr Freund, der dort angesessene Primat Asimakis Zaimis, hinter dessen schweigsamem Ernst sich glühende Freiheitsliebe verbarg, stimmte sie um. Sie ließen sich, um ihre türkischen Begleiter zu täuschen, einen selbstverfaßten Warnungsbrief entgegenbringen, sandten, voll scheinbarer Entrüstung, Beschwerden nach Tripolitsa und eilten in ihre Wohnsitze, um sich zum äußersten zu wappnen.

Germanos. Londos. Zaimis.

Beginn des Aufstandes. Übergabe Kalavrytas 3. April 1821.

Sofort brach die mühsam zurückgehaltene Kampflust des Volkes an zahlreichen Stellen der Halbinsel in wilden Thaten aus. Ein Hetärist Soliotis rühmte sich nachmals, das erste Feindesblut vergossen zu haben. Er machte am 26. März bei Agridhi acht türkische Steuereinnehmer nieder und überfiel unmittelbar darauf einen Trupp nach Tripolitsa ziehender Soldaten. Zaimis gab das Zeichen in Kalavryta. Der vom Schrecken gelähmte türkische Woiwode schloß nach kurzem Widerstand am 3. April eine Kapitulation mit ihm, die von der Wut der Sieger gebrochen wurde. Im Süden führte Petros Mauromichalis, der „Petrobey", das stolze Oberhaupt der Mainoten, bis dahin zaudernd und unentschlossen, seine wohlbewehrten Gefolgsmänner von den Bergen in die Gefilde Messeniens. In diesem Landstrich hatte ihnen der rastlose Papa Flesas schon vorgearbeitet. Auch Theodor Kolokotronis stand dort mit seinen Banden, der berühmteste Klephtenführer Moreas, der daheim und in der Fremde, zeitweilig als englischer Major auf den ionischen Inseln, eine lange Laufbahn kriegerischer Abenteuer durchmessen

P. Mauromichalis (Petrobey). Flesas. Kolokotronis.

hatte und im Januar als Sturmvogel wieder in der Maina erschienen war. Die vereinigten Aufständischen, insgesamt ein paar tausend Mann, umzingelten die messenische Hauptstadt Kalamata und erzwangen am 4. April ihre Übergabe. Auch hier wurde den Türken, denen Leben und Freiheit zugesichert worden war, nicht Wort gehalten. Wer von ihnen seinen Kopf rettete, ward zu elender Knechtschaft verdammt. Die Diener der Kirche aber verherrlichten den Sieg durch ein unter freiem Himmel gehaltenes Hochamt, und Petrobey richtete (9. April) namens eines „messenischen Rates“ ein Manifest an „alle civilisirten Nationen Europas“, um ihre Hilfe für den griechischen Befreiungskampf zu erbitten. Derselbe Tag, an dem Kalamata im Süden fiel, sah auch die Erhebung von Patras, der bedeutendsten Handelsstadt des Nordens. Schon hatte die Kunde vom Aufstande Kalavrytas hier gezündet. Die Türken waren in die Citadelle geflüchtet und begannen die nächsten Quartiere zu beschießen, als trunkene albanesische Söldner, zu Brand und Mord fortgerissen, mit ortsangesessenen Joniern und Hetäristen in Händel gerieten. Da zogen am 6. April tausende von Bauern, mit alten Flinten, Dolchen, Sensen, Heugabeln bewaffnet, der Stadt zu. Londos und Zaimis' Sohn Andreas waren in ihrer Mitte. Der Erzbischof Germanos verkündigte vor einem Kreuze, das bei der St. Georgskirche aufgepflanzt wurde, Vergebung der Sünden und befreite sie für die nächste Zeit von der Befolgung der Fastengebote. Die Citadelle wurde eingeschlossen, eine Vorstandschaft von Germanos und den Primaten gebildet, ein Aufruf an die fremden Konsuln erlassen, der wie Petrobeys Manifest „Völkern und Herrschern Europas“ die Gerechtigkeit der Sache Griechenlands ans Herz legte.

Übergabe Kalamatas 4. April.

Einnahme der Stadt Patras 6. April.

Über den ganzen Peloponnes züngelten in den Tagen, da Ypsilantis seinen verfehlten Zug von Jassy nach Bukarest unternahm, die Flammen der triumphirenden Empörung und überall beleuchteten sie dasselbe gräßliche Bild. Niedermetzelung wehrloser Flüchtlinge beiderlei Geschlechtes und Abschlachtung von Gefangenen mit frevlem Bruch geschworener Eide befleckten die Geschichte einer Volkserhebung, in der sich Racheglut, Mordlust und Raubgier mit religiösem und nationalem Fanatismus mischten. Es war kein Krieg einer Heeresmacht gegen die andere. Es war ein Kampf, der auf völlige Vernichtung der mohammedanischen Herren und Ansiedler, auf gänzliche Einziehung ihrer liegenden und fahrenden Habe abzielte. Wie das erbarmungslose Volkslied sagte: „Fort mit dem Türken aus Morea, fort mit ihm aus der ganzen Welt“. Von Angst gepeitscht verließen die Bekenner des Islams mit Weibern und Kindern ihre offenen Wohnsitze, um in Tripolitsa oder in den befestigten Küstenplätzen Zuflucht zu suchen. Im Innern der Halbinsel

Charakter des Kampfes.

hielten sich außer der Hauptstadt fast nur die Burgen von Lala, die von den mohammedanischen Albanesen tapfer verteidigt wurden.

Türkische Gegenwehr.

Indessen, sobald sich die Türken vom ersten betäubenden Schrecken erholt hatten, zeigte sich, daß ihre Widerstandskraft von den Griechen unterschätzt worden war. Diesen fehlte alles, was zur Bildung einer zuverlässigen, geordneten, gleichmäßig bewaffneten Truppenmacht nötig gewesen wäre. Die klephtischen Gewohnheiten und der Drang der Zeit hinderten auch Kolokotronis, der doch englische Zucht kannte, seinen anschwellenden Scharen rasch einen festen Halt zu geben. Die Türken dagegen hatten, wennschon die Besatzung Moreas sehr geschwächt war, den Vorteil einer gewissen militärischen Schulung. Sie zersprengten die Belagerer der Felsenburg von Karytena. Sie warfen die Haufen, die sich in Tripolitsas Nähe wagten, zurück. Nach Patras rückte Jussuf, der Pascha von Euböa. Er befreite die Citadelle und steckte die Stadt in Brand. Wer nicht vor seiner wilden Meute in die Berge oder auf die Schiffe flüchten konnte, war den Martern des Todes oder der Sklaverei verfallen. Inzwischen hatte der besorgte Churchit aus dem Lager vor Janina ein paar tausend erprobte Albanesen unter Mustafa Bey zur Dämpfung des Aufstandes abgesandt. Da Mustafa in Patras die Arbeit schon gethan sah, wandte er sich, alles vor sich her scheuchend, zum Entsatz von Akrokorinth und Nauplia, marschirte von Argos nach Arkadien und hielt am 12. Mai seinen Einzug in Tripolitsa.

Kolokotronis' Standhaftigkeit.

Während dieser Unfälle hatte Kolokotronis fast allein den Mut nicht verloren. In ihm erstand den Griechen der Nationalheld, in dem sie jene Verschmelzung von Wildheit und Schlauheit, Thatenlust und Redemacht, Prahlsucht und Schlichtheit bewunderten, die seine am Abend seines Lebens diktirten Denkwürdigkeiten noch widerspiegeln[1]). Wenn er vor seinen Kriegern erschien, der sehnige Kraftmensch mit dem Stiernacken, dem Feuerblick aus schielenden Augen, dem Riesenschnauzbart unter der Adlernase, mit blinkendem Helm, in der roten Fustanella, Pistolen und Dolche im Gürtel, bald mit Flüchen, bald mit Witzworten um sich werfend, so jubelten sie dem Volksheros in Räubergestalt begeistert zu. Man nannte ihn, den Fünfzigjährigen, vertraulich den „Alten Moreas". C. A. Brandes hat ihn unserm Blücher verglichen. Wie manches bei dieser Nebeneinanderstellung auch abzuziehen wäre: an fester Siegeszuversicht gab er dem Marschall Vorwärts nichts nach. Mitunter nur noch von ein paar dutzend Getreuen umgeben, drang er immer wieder auf die Sperrung der Gebirgspässe, welche die Hochebene Tripolitsas begrenzen. Sein Plan war: der überfüllten Stadt die Zu-

[1]) Neuerdings sind sie ins Englische übersetzt worden von Mistress Edmunds (Kolokotronis. An Autobiography. London 1892). S. D. Bikélas: Un héros de la guerre de l'indépendance (Revue des études grecques 1893. IV. 92—126).

fuhr abzuschneiden, die griechischen Hirten und Bauern im Kleinkrieg ans Standhalten zu gewöhnen, und die eingeengten Feinde allmählich zu erdrücken. Petrobey, dem Namen nach Oberfeldherr, gab Kolokotronis' Plan seine Zustimmung. Mustafa aber, der im Norden, Westen und Süden die Auswege schon blokirt sah, gedachte ihn mit einem Massenangriff zu vereiteln. Am 24. Mai suchte er die hochgelegenen griechischen Steinschanzen bei dem Gebirgsdorf Valtetsi zu erstürmen, in deren Nähe Kolokotronis sein Hauptquartier hatte. Da geschah das Unerwartete. Die Verteidiger Valtetsis, teilweise geübte Schützen aus der Maina, wichen nicht vom Platze, sondern zerrissen die Reihen der anstürmenden albanesischen Veteranen. Kolokotronis und sein Schwager Plaputas fielen ihnen mit ihren Scharen in die Flanke, durch die schlecht bedienten feindlichen Kanonen nicht geschreckt. Nachts langten neue Zuzüge in Valtetsi an. Am folgenden Morgen waren die Griechen so kühn, zum Angriff zu schreiten, der bald mit einem vollständigen Siege gekrönt wurde. Mustafa barg sich, nachdem er starke Verluste erlitten, hinter den Mauern Tripolitsas. Ein Aufbau von vierhundert abgeschnittenen Köpfen seiner Krieger wurde zum schaurigen Denkmal seiner Niederlage. Ein Woche darauf scheiterte ein neuer Ausfall, den er gegen das Griechenlager bei Verwena machen wollte. Nikitas, Kolokrotonis' Neffe, hielt, bis Hilfe anlangte, Stunden lang eine zehnfache türkische Übermacht in Schach und jagtesie dann in die Flucht. Der alte Schreckensruf: „Die Türken kommen", verlor seine Kraft. Von Tag zu Tag enger zog sich das Netz des Verderbens um Tripolitsa zusammen.

Gefecht bei Valtetsi 24. Mai.

Schon ehe der Sieg bei Valtetsi das Selbstgefühl der Moreoten gehoben hatte, waren die Funken der Empörung auf die Inseln des Archipels übergesprungen. Nichts war wichtiger für ihren günstigen Verlauf. Denn von hier aus konnte ihr eine Fülle von Hilfsmitteln zukommen, die auf dem Festlande mangelten. Auch gab es keinen besseren Schauplatz für die Entfaltung neugriechischer Thatkraft und Heldenkühnheit als das vertraute Reich der Meereswellen. Die hellenisirten Albanesen von Psara, Spetsia und Hydra gingen voran. Nicht vergeblich hatten die Sendboten der Hetäristen hier gearbeitet. Da seit dem Ende der napoleonischen Kriege fremder Wettbewerb den Geschäftsgewinn dieser Insulaner verkürzte, so wirkte die hierdurch hervorgerufene augenblickliche Mißstimmung mit glühender Leidenschaft für den griechischen Glaubens- und Freiheitskampf zusammen. In Spetsia hatte es der Drohungen der moreotischen Primaten nicht bedurft, um die reichen Familien zu bewegen, auf ihre Kosten eine Flotte von 52 Schiffen auszurüsten. Seit Mitte April beteiligte sie sich an der Blokade der Küstenplätze des Peloponnes. Auch fielen ihr zwei türkische Kriegsschiffe als erste Beute zu. Psara blieb nicht zurück, als am Ostersonntag (22. April) ein

Erhebung der Inseln Spetsia, Psara, Hydra.

spetsiotisches Fahrzeug mit der dunkelblauen Freiheitsflagge, das Kreuz über dem Halbmond prangend, im Hafen einfuhr. Gegen Ende des Monats wurden auch die zaudernden wohlhabenden Reeder Hydras durch die vorwärtsdrängende thatenlustige Masse mit fortgerissen. Eine große kirchliche Feier weihte den Beitritt zum Befreiungskampf ein, in dem mancher der reichen Kaufherren sein ganzes Vermögen zum Opfer brachte.

Die griechische Flotte. Abfall von Samos u. a.

Freilich fehlte noch viel an der Ordnung der jungen griechischen Seemacht. Über Nacht war der Bedarf an Kanonen und Munition nicht zu beschaffen. Die Kapitäne von Spetsia und Psara leisteten Jakob Tombasis, dem Admiral der größeren Schwesterinsel Hydra, nur bedingten Gehorsam. Die Matrosen ließen sich ihrer Gewohnheit nach nur für kurze Zeit anwerben. Vereinbarungen über die Verteilung der Beute, die zur Füllung der Kriegskasse beitragen sollte, wurden von diesen trotzigen Wassergeusen des neunzehnten Jahrhunderts häufig gebrochen. Auch die Neutralen, denen man weitgehende Rücksicht verhieß, konnten nicht auf gebührende Achtung zählen, da Seeheld und Korsar nur zu oft eine Person waren. Indessen reizte das Beispiel der drei Inseln alsbald Samos, die Mehrzahl der Sporaden und die ganze Gruppe der Kykladen, soweit ihre Bewohner nicht dem römisch-katholischen Bekenntnis angehörten, zur Nachahmung. Auch in Kreta erhob sich die christliche Bevölkerung gegen die türkischen Herren, als der Pascha von Kanea den mohammedanischen Pöbel gegen die Rajah dieser Stadt und ihrer Umgebung losließ. Die niemals völlig bezwungenen Sphakioten brachen aus ihren Felsennestern vor, und binnen kurzem tobte hier ein Kampf, dessen Greuel alles bis dahin Erlebte überboten.

Kämpfe in Kreta.

Vergeblicher Anschlag auf Chios.

Von den Hauptinseln des mittleren Archipels hatte sich Chios gegen die Lockungen zum Abfall am sprödesten erwiesen. Das paradiesische Eiland, Nadelgut einer türkischen Prinzessin, wurde vor allen übrigen begünstigt und erfreute sich einer milden örtlichen Selbstverwaltung. Seine Bewohner, die im Ruf phlegmatischer Sanftmut standen, hatten keine Neigung, durch offenen Anschluß an die Empörung ihrer Stammes- und Glaubensgenossen, ein von Sorgen wenig getrübtes Dasein zu verscherzen. Die Bauern bestellten, ohne schweren Abgabedruck zu leiden, ihre fruchtbaren Obst- und Weingärten. Am besten standen sich die Dorfgemeinden, deren Angehörige im Dienst des großherrlichen Harems das kostbare Mastix-Harz ausbeuteten. Die Städter waren durch Handel und Schiffahrt zu Vermögen gekommen und wünschten nichts sehnlicher, als von kriegerischen Händeln für immer verschont zu bleiben. Aber eben die Reichtümer der Chioten stachen den Führern der griechischen Flotte in die Augen. Statt nach Kreta zu steuern oder den Sulioten

zu Hilfe zu eilen, beschlossen sie eine Fahrt nach Chios. Allein die Aufrufe zur Erhebung, die man nach der Insel gelangen ließ, fanden durchaus keinen Anklang. Auch traf der Statthalter durch Verhaftung angesehener Insulaner und Verstärkung der Garnison seine Gegenmaßregeln. Die griechische Flotte segelte daher am 19. Mai heimwärts, nur durch eine Anzahl gekaperter türkischer Kauffahrer bereichert, über die es zu blutigem Streit zwischen den Eroberern kam. Schon anfangs Juni aber führte die Not die hadernden Brüder wieder zusammen. Auf die Meldung der Psarioten, ein türkisches Geschwader habe die Dardanellen passirt, eilten Hydrioten und Spetsioten zur Hilfe herbei. Eine feindliche Fregatte, mit 84 Kanonen bewehrt, die sich von der Armada getrennt hatte, warf angesichts der griechischen Flotte im geschützten Hafen von Eresos auf Lesbos Anker. Da hier mit einem Angriff auf gewohnte Art nichts zu erreichen war, beschloß man, das Kampfmittel von Brandern anzuwenden, das den Türken seit der Seeschlacht von Tschesme in furchtbarster Erinnerung war. Ein erster Versuch schlug fehl. Aber am 8. Juni gelang es dem Psarioten Papanikolis, dem türkischen Schiff sein kleines Fahrzeug anzuhängen, die darin aufgehäuften Brennstoffe zu entzünden, und, während sich das Feuer vom Vordersegel der Fregatte aus verbreitete, inmitten des Krachens der explodirenden Pulverkammern, mit seinen Gefährten auf einer Schaluppe zu entkommen. Das lodernde Türkenschiff flog in die Luft. Die Flotte des Sultans entwich in die Dardanellen. Die Griechen aber fühlten sich seit diesem Tag als die Herren des Meeres.

Der Brander bei Eresos 8. Juni.

Dagegen rangen sie im mittleren und nördlichen Festlande noch in heißem Kampfe mit der feindlichen Übermacht. Später als in Morea und auf den Inseln war die Bewegung hier in Fluß gekommen, da die Furcht vor Churchits Heer und die Ungewißheit des Schicksals Janinas manchen streitbaren Arm gebannt hielten. Immerhin gab im östlichen Hellas, an den Abhängen des Parnassos, der seit Jahren gefürchtete Klephte Panurias bereits im April das Zeichen zur Erhebung. Er zwang in Salona die auf die Burg zurückgeworfenen Türken zu einer Kapitulation, an die er sich so wenig band wie andere seines Schlages. Der edler geartete junge Diakos eroberte ein paar Tage später (25. April) mit seinen Palikaren das Kastell von Livadia, unternahm glückliche Streifzüge nach Theben und Talanti und breitete den Aufstand bis zu den Wellen des Spercheios aus. Hier machten die vereinten Haufen der Bewaffneten Halt. Nach vorsichtigem Zögern schlug sich der Kapitano von Patradschik auf ihre Seite. Schon geriet die dortige türkische Besatzung in schwere Bedrängnis. Da leuchteten im Rücken der Angreifer die Wachtfeuer des Omer Vrionis und des Mehmed Kiose, die Churchit mit 9000 Mann zur Bändigung von Ost-Hellas in Bewegung gesetzt

Kämpfe in Osthellas.

Diakos.

hatte. Die Griechen wichen aus, suchten neue gedeckte Stellungen, wurden aber, ein Trupp nach dem anderen, zersprengt. Zuletzt fand sich Diakos mit einem halben hundert Gefährten allein unweit der Thermopylen. Die Anschwemmungen des Spercheios hatten diesem Paß sehr viel von seiner alten Bedeutung genommen. Diakos aber kämpfte mit einem Heldenmut, der des Ruhmes der klassischen Stätte würdig war. Als einer der letzten niedersinkend ward er blutüberströmt vor den türkischen Anführer geschleppt. Dieser bot ihm Gnade unter der Bedingung des Glaubenswechsels. Aber Diakos trotzte dem Angebot wie der Androhung der Hinrichtung durch Pfählen und erlitt am 6. Mai standhaft den qualvollsten Tod. Das Lied, das zu seinem Preise gesungen wurde, ließ ihn sagen:

„Wenn ihr mich auch gespießet habt, das kostet einen Griechen.
Geh' es nur dem Odysseus wohl, dem Kapitän Nikitas,
Die richten wohl zu Grunde noch die ganze Macht der Türken."

Odysseus.

Sein Rächer wurde in der That jener Kriegsmann Odysseus von Ithaka, der schon zu den Berühmtesten seines Gewerbes zählte. Verschlagen und gewandt wie sein antiker Namensbruder, aber zugleich rachgierig und habsüchtig wie nur irgend einer seiner modernen Berufsgenossen war er im Dienste Ali Paschas und als sein erklärter Günstling groß geworden. Der skrupellose albanesische Despot gewann an ihm einen gelehrigen Schüler. Odysseus hatte es nicht verschmäht, dem Orden der Begtaschi-Derwische beizutreten, was ihn nicht hinderte, sich in die Hetärie der Philiker aufnehmen zu lassen. Als sich das Unwetter um Janina zusammenzog, hatte er sich nach seiner Heimatsinsel gerettet. Sobald er aber vom Aufstand Moreas Nachricht erhielt, war er, als Kaufmann verkleidet, nach dem griechischen Festland übergesetzt. In Salona erfuhr er das Ende des Diakos. Die zurückgewichenen Kapitäne begrüßten den Ankömmling und seine kleine Hilfstruppe mit Freuden. Man beschloß mit vereinten Kräften den drohenden Vormarsch des Omer Brionis aufzuhalten. Den Löwenanteil nahm Odysseus auf sich. Er blieb taub gegen die Lockung des türkischen Feldherrn, der ihm den Oberbefehl in ganz Osthellas verhieß, wenn er sich unterwerfe. Mit hundert Freiwilligen schlug er am 20. Mai einen viermaligen Sturm auf das steinerne Wirtshaus von Gravia in der Felsschlucht Amblenas ab und entrann im Morgengrauen, ehe türkische Artillerie zur Stelle war, einen Leichenhügel der Feinde hinter sich lassend. Sein Widerstand hatte einen so tiefen Eindruck gemacht, daß die Paschas den Vorstoß gegen Salona aufgaben. Sie marschirten ostwärts durch das Thal des Kephissos, eroberten Livadia zurück (8. Juli) und suchten in Euböa und Attika, wo inzwischen auch die Empörung aufgeflammt war, den Gehorsam herzustellen. In Euböa scheiterte zwar Omer Brionis' Angriff auf das feste

griechische Lager bei Brysakia. Dagegen gelang es ihm, am 1. August die seit Wochen blokirte Akropolis von Athen zu entsetzen.

Der Westen und Norden.

Noch war es während des Frühlings im Westen ziemlich still geblieben. Nur nach Mesolonghi und Anatoliko hatten hydriotische und spetsiotische Schiffe Ende Mai den Aufruhr getragen. Erst als am 21. Juni der Hauptplatz der aetolisch-akarnanischen Landschaft, die Stadt Brachori, unter Niedermetzelung von Türken und Juden, erobert worden war, griff das Feuer der Empörung rascher um sich. Im Norden hatte es, gleichfalls von Freiheitsboten der nautischen Inseln angefacht, seit Mitte Mai Thessalien erfaßt. Wenige Wochen nachher waffneten sich auch im südlichen Makedonien, auf der Halbinsel Chalkidike, Klephten und Bauern im Bunde mit den rüstigen Mönchen der Athosklöster gegen den blutdürstigen Bey von Saloniki. Wie sehr auch das klägliche Ende von Ypsilantis' Unternehmen die Hoffnungen der Aufständischen dieser Gebiete herabstimmte, und wie bald sie vor stärkeren feindlichen Streitkräften das Feld räumen mußten, aus den Verschanzungen von Pinaka und aus den Bergen des Athos waren sie noch nicht zu vertreiben. —

Eindruck des Aufstandes in Konstantinopel. Christenverfolgung.

So hatte sich die Umwälzung in wenig Monaten, wenn auch nicht überall mit gleich entscheidenden Erfolgen, zu Lande und zu Wasser über einen weiten Schauplatz verbreitet. Grundverschieden von der gekünstelten Aufwiegelung der Donaufürstentümer war hier das wilde Ungestüm unbändiger Volkskraft zum Durchbruch gekommen. In Konstantinopel aber legte man an beide Ereignisse den gleichen Maßstab. Je weniger man in osmanischem Stolz und Gleichmut auf das unmöglich Geglaubte gefaßt gewesen war, desto furchtbarer entlud sich die Wut der Regierung und der Massen. Schon Ende März waren auf die Kunde der moldau-walachischen Ereignisse Verhaftungen und Hinrichtungen angesehener Griechen in Konstantinopel erfolgt. Aufregende Gerüchte, durch die Prahlereien der Hetäristen genährt, entflammten den türkischen Fanatismus. In allen Moscheen ward ein Ferman des Sultans verlesen, der die Gläubigen aufforderte, sich zum Kampfe bereit zu halten. Der Befehl, die Rajah zu entwaffnen, Haussuchungen und Verfolgung Flüchtender verursachten neue Gewaltthaten. Als am 16. April die ersten niederschmetternden Nachrichten aus Morea anlangten, zerriß eine selbst in der Geschichte dieses Reiches außergewöhnliche Schreckensherrschaft alle Dämme. Die Enthauptung des Großdragomans Murusis an einem der Thore des Serails gab das Signal. Janitscharen, die auf dem schwarzen Meere eingeschifft werden sollten, stürzten sich auf die Giaurs in den Dörfern am Bosporus. Unter den Augen der fremden Gesandten wurde in Bujukdere geplündert und geraubt.

Mit Bangen hatte der greise Patriarch Gregor, ein Peloponnesier

Hinrichtung des griechischen Patriarchen 22. April.

von Geburt, das Steigen der Flut mohammedanischer Leidenschaft beobachtet. Er war in das Geheimnis der Hetärie eingeweiht und hatte ihr hie und da durch seinen geistlichen Einfluß genützt. Aber er hatte sich doch dazu verstanden, den Bann gegen Ypsilantis zu schleudern und einige der höchsten kirchlichen Würdenträger als Geißeln auszuliefern. Infolge seiner weichen Natur in unlösbare Widersprüche verwickelt, wie es scheint auch durch aufgefangene Briefe verdächtigt, galt er im Divan als einer der Anstifter des Aufstandes in seinem Heimatlande. Er hatte eben die Feier der Osternachtmesse beendet, als er sich verhaftet sah. Während die eingeschüchterte Synode seine Absetzung und die Wahl eines Nachfolgers beschloß, wurde er nach barbarischen Mißhandlungen am Portal der patriarchalischen Kirche aufgehängt. Der Leichnam ward einer Schar von Juden überliefert, die ihn durch die Straßen schleiften und ins Meer versenkten. Drei griechische Metropolitane teilten das Schicksal des Patriarchen. Ein kaum ernannter Großvezir mußte einem anderen weichen, dem noch größere Strenge gegen die Christen eingeschärft wurde. Verwüstungen griechischer Gotteshäuser durch zuchtlose Softas, Mordthaten und Räubereien des rasenden Pöbels weihten seinen Amtsantritt in der Hauptstadt ein. Im Laufe des Mai pflanzte sich die Fieberglut in die benachbarten Provinzen fort. Im Juni, als die griechische Flotte vor Kydonia erschien, und die Einschiffung von Flüchtlingen zum Kampfe führte, wurde die blühende Stadt in Asche gelegt, die Masse der Bewohner, die Tombasis nicht hatte retten können, niedergemacht oder auf die Sklavenmärkte hinweggeschleppt. In Smyrna waren die europäischen Konsuln ohnmächtig, die christlichen Quartiere gegen die Tollwut türkischen Gesindels mit und ohne Uniform zu schützen. Ähnliche Greuel wie hier erlebte man in Cypern, Kos und Rhodos. War in Morea die Parole schonungsloser Vertreibung sämtlicher Türken ausgegeben, so antwortete ihr ein türkischer Racheschrei, der bei allen Völkern christlicher Kultur ein unauslöschliches Gefühl des Mitleids mit den Religionsgenossen und der Empörung gegen ihre Würger und Schänder erwecken mußte.

Greuel in Kleinasien.

Russisch-türkische Streithändel. Stroganov.

Aber abgesehen von dieser allgemeinen Wirkung der Ausbrüche mohammedanischen Glaubenshasses, die Ostertragödie des Fanars und ihre Nachspiele schienen den Bruch zwischen Rußland und der Pforte unvermeidlich zu machen. Unmittelbar nach der Hinrichtung des Patriarchen drückte Stroganov dem Reis-Efendi in einer Note seinen tiefen Schmerz aus. Beleidigung der russischen Flagge, Verhaftung russischer Schutzbefohlener, Ermordung russischer Matrosen gaben ihm Anlaß zu weiteren kräftigen Beschwerden. Er erklärte, daß er zu seiner eigenen Sicherheit die Entsendung eines Kriegsschiffes von seiner Regierung erbitten müsse. Dazu kam der scharfe Notenwechsel, den die Behandlung

der Donaufürstentümer und die türkische Forderung der Auslieferung geflüchteter Rebellen hervorrief. In allen diesen Verhandlungen nahm Stroganov, durch trotzige Antworten gereizt und außerdem ohne Zweifel gewillt, Kapodistrias in die Hände zu arbeiten, einen so herrischen Ton an, daß er der Mißbilligung mancher Kollegen begegnete. Der Reis-Efendi bezeichnete seine Ersetzung als unumgänglich. Zugleich aber forderte er Rußland durch neue kränkende Maßregeln heraus und erleichterte dadurch Stroganov sein Spiel. Russischen Kaufleuten wurde die Abreise verwehrt, Getreideschiffe wurden an der Durchfahrt durch die Dardanellen gehindert, durchsucht und mit Beschlag belegt. Die Behörden nahmen das Recht eines Verkaufs ihrer Ladung zur Füllung der Magazine Konstantinopels in Anspruch. Ein russisches, Stroganov zugesandtes Fahrzeug sollte nicht im Bosporus geduldet, das Gepäck des Gesandten nicht von Pera nach Bujukdere verbracht werden. Stroganov stellte hierauf am 5. Juni seine Verbindung mit dem Divan ein und überhäufte in einer langen Anklageschrift, die er nach Petersburg richtete, die türkische Regierung mit den schwersten Vorwürfen.

Russisches Ultimatum 28. Juni.

Die Stimmung, in welcher der Zar seine Hauptstadt wieder betreten hatte, war ganz dazu angethan, ihn für diese Anklagen empfänglich zu machen. Alexander stand nicht mehr, wie in Laibach, unter dem unmittelbaren Banne Metternichs. Die Nachrichten von den Leiden so vieler Glaubensgenossen bewegten sein Herz. Dem Leichnam des Patriarchen Gregor, der von einem nach Odessa bestimmten Schiff aufgenommen wurde, ließ er eine feierliche Bestattung zuteil werden. Im Publikum, im Heer, in der Umgebung des Zaren äußerte sich die wärmste Teilnahme für die Griechen. Frau von Krüdener, die damals in Petersburg weilte, durfte ihn sogar als das göttliche Werkzeug bezeichnen, durch das der Triumph des Kreuzes über den Halbmond herbeigeführt werden würde.[1]) In dieser geistigen Atmosphäre gelang es Kapodistrias, die Ermächtigung zur Abfassung einer Note zu erreichen, in der die russisch-türkischen Streitigkeiten hinter den christlichen und europäischen Interessen ganz zurücktraten. Fanden sich dieselben durch die Mißhandlung der Moldau-Walachei verletzt, um wie viel mehr durch „die der christlichen Religion angethane Schmach“ und das sichtliche Streben „der gänzlichen Vertilgung eines christlichen Volkes“. Rußland erklärte, daß die Sache, für die es auftrete, „eine Sache Europas“ sei, und daß die Türkei, ohne Leistung von Genugthuung und Änderung ihres Systems, jeden Anspruch, „mit den christlichen Mächten zusammen zu existiren“, verwirkt habe. Es forderte als nächsten Beweis einer Umkehr sofortige Wiederherstellung der zerstörten und beraubten Kirchen, Bürgschaften für die Unverletzlichkeit des christlichen Gottesdienstes, weise Scheidung zwischen

[1]) Bericht Lebzelterns 13. Juli 1821. Arch. Wien.

Schuldigen und Unschuldigen, Zusicherung einer friedlichen Zukunft für alle, die sich ruhig verhalten hätten oder die in bestimmter Frist die Waffen niederlegen würden, Annahme der russischen Vorschläge hinsichtlich der Donaufürstentümer. Die Weigerung der Pforte sollte als Zeugnis „offenbarer Feindseligkeit gegen die christliche Welt" gelten. In diesem Fall hielt Rußland sich für verpflichtet, „im Verein mit der ganzen Christenheit" die Glaubensbrüder zu schützen, und der Vertreter des Zaren bei der Pforte hatte seinen Posten unverzüglich zu verlassen.

Aufwerfung der Frage nach dem Rechte der Türkenherrschaft in Europa.

Gegenüber der Türkei gab sich diese Note als ein Ultimatum, gegenüber den anderen Mächten Europas als ein Manifest. Kapodistrias warf vor ihnen ohne Scheu die große Frage auf nach der Berechtigung der Türkenherrschaft im Bereich der europäischen Staatenwelt. Es war schon kühn genug, ein solches Wort auszusprechen, ehe man darüber einig war, was einmal an die Stelle des bisherigen Zustandes treten sollte. Noch kühner war es, sich im voraus auf die Übereinstimmung mit der ganzen Christenheit zu berufen. Auch wurde in Instruktionen, die nach Wien ergingen, diese Ausdrucksweise möglichst abgeschwächt. „Wenn Rußland, hieß es hier, die Sache Europas verficht, ist es weit entfernt davon, sich als Bevollmächtigten Europas zu betrachten. Rußland wird niemals handeln, ohne sich mit den Mächten zu verständigen, an die es die Verträge binden, welche den allgemeinen Frieden verbürgen." Aber die Gefahr einer Wiederaufnahme der russischen Kriegspolitik und ihrer Berufung auf die moralische Unterstützung des christlichen Europa rückte unleugbar in drohende Nähe. Ein Schreiben des Zaren an Kaiser Franz vom 11. Juli bewegte sich ganz in dieser Richtung. Allerdings versprach Alexander, dem Laibacher Programm getreu, falls er mit der Pforte brechen müsse, vorherige Verständigung „mit den übrigen Souveränen Europas". Er bat sogar den Kaiser Franz, gegenüber „allen alliirten Mächten" der Bürge seiner „reinen Absichten" zu werden. Kam es aber zu einem neuen russisch-türkischen Kriege, wer konnte berechnen, welche Schranken im Falle des Sieges dem Erben Katharinas sich ziehen lassen würden?

Gesichtspunkt Metternichs.

Dies war der Gesichtspunkt, von dem aus Metternich nach wie vor die Ereignisse des Ostens betrachtete (vgl. I. 212, 272). In der Erhebung der Griechen irgend etwas von der urwüchsigen Kraft eines berechtigten nationalen Triebes zu entdecken, war ihm versagt. Er führte sie gemäß dem doktrinären Zug seiner Politik lediglich auf die Umtriebe von Schlechtgesinnten zurück, die ihre Parole von auswärts empfangen hätten. Er sah in ihr nur ein künstliches Erzeugnis der Geschäftigkeit internationaler Brandstifter. In Laibach hatte er Hetäristen und Carbonari zusammengeworfen. Nach Wien zurückgekehrt erklärte er: „So thätig auch Kapodistrias war, bin ich doch überzeugt, daß er nicht den Befehl gegeben

hat, das Feuer an die Mine zu legen, dieser Befehl vielmehr von Paris aus ergangen ist, dem Herde der größten Verschwörung, welche die Welt je gesehen hat [1])". Die Griechen waren und blieben in seinen Augen schlechtweg strafwürdige Rebellen. Wie hätte es auch anders sein sollen? „Ohne in die gröbsten Inkonsequenzen zu verfallen, konnte man nicht am östlichen Ufer des adriatischen Meeres als entschuldbar anerkennen, was man am westlichen als verbrecherisch bekämpft hatte [2])". Selbst das rein menschliche Mitgefühl hatte zu schweigen. „Über unsere Ostgrenzen hinaus, urteilte der erste Berater des Kaisers Franz, zählen drei- bis vierhunderttausend Gehenkte, Erwürgte, Gepfählte nicht viel. . . Die Zeitungen bringen keine neuen hübschen Gedanken. Die Türken fressen die Griechen auf, und die Griechen köpfen die Türken; das ist das liebenswürdigste Neue, was ich weiß."

Östreichs Verhalten. Lützow.

Indessen machten die grauenvolle Entwicklung des östlichen Dramas und seine Zuspitzung zu einem russisch-türkischen Konflikt ein Verharren auf diesem beschaulichen Standpunkt immer schwieriger. Östreichs Vertreter bei der Pforte, der Internuntius von Lützow, hatte ihr ernstlich vorzustellen, daß sie keinen Vernichtungskrieg gegen die Christen führen und den Zaren durch ihre Starrheit nicht zu gewaltsamen Entschlüssen drängen dürfe. Der Sultan und seine Berater legten diesen Mahnungen kein Gewicht bei. Sie erfuhren, daß Lützow sich doch nicht zu einem von Stroganov gewünschten Kollektivschritt verstehen wollte. Sie rechneten auf die wohlwollende Gesinnung Östreichs und bemerkten mit Genugthuung, daß in diesem Staate flüchtige Aufrührer, wie die Ypsilantis, nicht beschützt, sondern hinter Schloß und Riegel verbracht wurden.

Englands Verhalten. Strangford.

Ebenso hatte sie bislang die Rücksicht auf die englische Großmacht nicht zu irgend welcher Nachgiebigkeit bestimmen können. In dem kürzlich angelangten englischen Gesandten Strangford, einem Stocktory, der Stroganovs schroffes Benehmen am herbsten verurteilte, sahen sie ihren besten Freund. Die leitenden Staatsmänner an der Themse dachten in der That über die orientalischen Ereignisse nicht anders wie die an der Donau. Den Bestand des türkischen Reiches, gleichsam der Vormauer des indischen mit seinen Millionen mohammedanischer Unterthanen, um jeden Preis erhalten war ihr unverrückbarer politischer Glaubenssatz. Jeder Erfolg der rebellischen Griechen wurde von ihnen höchst mißmutig aufgenommen. Mit Unwillen bemerkten sie, daß es Maitland, dem gestrengen Lord-Oberkommissär der ionischen Inseln, nicht möglich war, die Jonier an der Unterstützung der kämpfenden Stammesbrüder zu hindern. Sie

[1]) Weisung an Zichy 1. Juni 1821. Arch. Wien.

[2]) So ganz in Metternichs Sinn: Aus dem Nachlaß F. von Gentz II. 243. Ein Vergleich dieser Denkschrift mit Prokesch-Osten: Geschichte des Abfalles der Griechen I. zeigt, daß dieser einfach ganze Seiten von Gentz abgeschrieben hat.

führten ihnen, der Verkündung der Neutralität zum Trotz, Geld, Kanonen, Flinten, Pulver und Kugeln zu. Freischärler eilten von Zante und Kephalonia nach Messenien und Elis. Zwei Freunde des Kolokotronis, die Brüder Grafen Metaxas, landeten sogar, mit englischen Uniformen geschmückt, in Morea und nannten ihre Truppe „Armee der ionischen Inseln". Die schärfsten Gegenmaßregeln Maitlands blieben fruchtlos. Demnächst wurde so manche Störung des levantinischen Handels von den toryistischen Staatsmännern den Aufrührern ins Schuldbuch geschrieben. Im Hintergrunde aller Sorgen aber stand die alte Befürchtung, daß Rußland den Anlaß benutzen würde, gegen den morschen Bau des türkischen Reiches wieder einen Stoß zu führen, um vielleicht nach seiner Hauptstadt, dem Schlüssel des schwarzen und mittelländischen Meeres, die Hand auszustrecken. Castlereagh, nach dem Tode seines Vaters Marquis von Londonderry, arbeitete daher mit Metternich um die Wette. Er beschwor den Zaren, mit der Halsstarrigkeit der Türken Geduld zu haben, ihre Herrschaft „mit allen ihren Barbareien als ein notwendiges Übel im Staatensystem Europas" zu betrachten und in der Empörung der Griechen „einen Zweig des den Welttheil durchziehenden Geistes des Aufruhrs" zu erblicken.

Abreise Stroganovs 10. August.

Inzwischen verschärften sich aber die russisch-türkischen Streithändel von Tag zu Tag. Rußlands Ultimatum hatte sich mit einem hochmütigen Schreiben des Großvezirs an Nesselrode gekreuzt, das Stroganovs Anklagen mit doppelter Münze zurückgab. Am 18. Juli überreichte Stroganov das Ultimatum und stellte zur schriftlichen Beantwortung die bei dem schleppenden Geschäftsgang der Pforte ungewohnt kurze Frist von acht Tagen. Auf Lützows Ansuchen, sie zu verlängern, ließ er sich nicht ein. Im Divan sah man in diesem Drängen der Russen eine neue Beleidigung und war taub gegen die Vorstellungen der Vertreter der übrigen Großmächte. „Alle Welt, sagte der Reis-Efendi, predigt uns Mäßigung, niemand aber dem russischen Gesandten. . . Der Sultan wird sich eher unter den Trümmern des Serails begraben lassen, als sein Dasein in Europa von der Gnade Rußlands abhängig machen." Die mündlichen Erklärungen, die Stroganov am 26. Juli empfing, konnten ihm nicht genügen. Er forderte am folgenden Tage seine Pässe, wies eine schriftliche Antwort als verspätet zurück und fuhr, durch widrige Winde bis zum 10. August festgehalten, mit einer Anzahl flüchtiger Griechen an Bord seines Schiffes, nach Odessa.

Beschwichtigungsversuche Metternichs.

So schien der Bruch denn unheilbar zu sein. „Die Würfel sind gefallen", äußerte Metternich. Er dachte daran, sofort einen neuen Kongreß oder wenigstens eine Gesandtenkonferenz in Wien zu veranlassen, um Rußland in den Zügel zu fallen. Dieser Plan scheiterte am Widerspruch der Regierung in Petersburg. Aber Metternich hoffte

dennoch, Kapodistrias, in dem er die Triebfeder der russischen Kriegspolitik erkannte, aus dem Felde zu schlagen. Er entwickelte in den folgenden Monaten eine fieberhafte Thätigkeit. Zunächst kam es darauf an, den Zaren gegen seine kampflustige Umgebung stark zu machen. In diesem Sinne wurde Lebzeltern angewiesen, das alte Thema von dem unermeßlichen Vorteil eines orientalischen Krieges für die Revolutionäre aller Länder zu variiren. „Sie wollen, ließ der östreichische Staatskanzler sich aus, nicht Gerechtigkeit und Humanität verteidigen, sondern Zwietracht zwischen den Mächten säen." Gelegentlich wurde durch Mitteilung aufgefangener Briefe nachgeholfen, welche den Zusammenhang der „Revolutionäre" oder die Unmündigkeit ihrer griechischen Lieblinge beweisen sollten.[1]) Aus dem gleichen Tone wie Metternich sprach Kaiser Franz in seiner Beantwortung des Schreibens Alexanders (22. August). „Das Übel, das wir zu bekämpfen haben, liegt viel mehr in Europa als in der Türkei... Die Aufwiegler werden ausbreiten, daß die Eintracht der verbündeten Höfe zerrissen sei... Man braucht nur die Leute anzusehen, die sich heute mit so großem Eifer für die sogenannten christlichen Interessen begeistern, um jeden Zweifel an der Natur ihrer Hoffnungen schwinden zu lassen. In Deutschland, Italien, Frankreich, England sind es dieselben, die an keinen Gott glauben und weder seine Gebote noch die menschlichen Gesetze achten." Eine Bürgschaft gegenüber den alliirten Mächten, wie Alexander sie dem Kaiser Franz abverlangt hatte, wollte dieser nur in bedingter Weise übernehmen. „In der Einigkeit der Höfe, schloß er, ruht die letzte Kraft des Widerstandes gegen das uns bedrohende Übel." Der Zar lauschte diesen Laibacher Sirenenklängen nicht ungern. Man konnte ein Auf- und Abschwanken seiner Ansichten bemerken. War seine Erwiderung auf Londonderrys Mahnschreiben nichts weniger als beruhigend gewesen, so schwächten mündliche Äußerungen, von denen die Gesandten Englands und Östreichs zu berichten wußten, ihren Eindruck ab. Trieb Kapodistrias ihn vorwärts, so durfte man von Nesselrode mehr Mäßigung erwarten. In jedem Fall war schon etwas damit gewonnen, daß auf Stroganovs Abreise nicht die sofortige Kriegserklärung Rußlands folgte.

Sein Mißtrauen gegen Frankreich.

Sodann galt es, „sich zusammenzuschließen", damit Rußland von keiner der anderen Großmächte ermutigt würde. Am wenigsten Verlaß schien auf Frankreich zu sein. Zwar hatte der Verlauf der Kongresse von Troppau und Laibach das russisch-französische Einvernehmen gelockert. Indessen ließ sich der Gedanke an eine gewisse Abhängigkeit des Ministeriums in Paris von russischem Einfluß nicht bannen. Für

[1]) Weisungen an Lebzeltern 24. Aug., 1. Sept. 1821 (Beilagen: Briefe Thierschs an Manuffi 11. 18. Aug., Christian Müllers an Brockhaus 17. Aug. u. a.). Arch. Wien.



Richelieu, den ehemaligen Statthalter von Odessa, mußten die Vorgänge des Ostens ein doppeltes Interesse haben. Auch hatte der Zar in Gesprächen mit Laferronnays eine Angel nach Paris ausgeworfen. Er hatte angedeutet, vom Bosporus bis Gibraltar sei Platz für alle und Frankreich, als Alliirter Rußlands, könne wählen, was ihm beliebe. Pozzo zog nicht in Zweifel, daß „Frankreich sich ganz auf die Weisheit des Zaren verlassen werde". In einem vertraulichen Schreiben soll er Richelieu für den sicheren Fall der Teilung der Türkei die Barbareskenstaaten angeboten haben. Richelieu war jedoch zu vorsichtig, um ohne feste Abmachungen der Lockung zu folgen, und erwog, daß Frankreich für seine Erstarkung der Fortdauer des Friedens bedürfe. Ebenso waren die Weisungen Pasquiers in sehr gedämpftem Tone gehalten. Sie gaben zu bedenken, was Frankreich einbüße, wenn es seine alte Verbindung mit der Pforte löse und sich der Gefahr einer Zerstörung seines Handels und seiner Marine durch England aussetze. Freilich war die Frage, wie lange Richelieu und Pasquier, von links und rechts bedrängt, das Heft in der Hand behalten würden. Und wenn Metternich den französischen Liberalen zutraute, daß sie die östlichen Wirren für ihre Ränke ausbeuten wollten, so beschuldigte er die französischen Ultras, „einen Kreuzzug gegen den Halbmond, zu predigen".[1]

Zurückhaltung Richelieus.

Preußens Übereinstimmung mit Östreich.

Um so fester baute er auf Preußen. Zwar hatte Ancillon im Juni eine Denkschrift verfaßt, in der es hieß: „Die Griechen sind nicht Unterthanen, die sich gegen eine legitime Macht empören, sondern ein mit Füßen getretenes Volk, welches das Joch seines Tyrannen und Henkers abschütteln will". Er hatte vorgeschlagen, wenn die Pforte nach gemeinsamen Vorstellungen der Mächte „keine Vernunft annehmen wolle," ein russisch-östreichisches Heer, als „Exekutionsarmee Europas" marschiren zu lassen. Ja, er hatte sich zu dem Satz aufgeschwungen: „Möchten sich die Mächte Europas vereinigen, um die Türken über den Bosporus zu jagen." Kapodistrias säumte nicht aus diesen Worten Kapital zu schlagen. Er wies auf die erfreuliche Übereinstimmung des Petersburger und Berliner Kabinets hin und suchte mit Ancillons Denkschrift vor allem in Paris Eindruck zu machen. Metternich war empört über „den Menschen, der seit vielen Jahren allen verdrehten Köpfen als Werkzeug gedient", und rief Bernstorff um Hilfe an. Dieser erklärte sofort, daß Ancillons Denkschrift nur der Charakter einer Privatarbeit zukomme. Der Gedanke, urteilte er, den Kaiser von Rußland als bewaffneten Protektor der Griechen einschreiten zu sehen, „wird mit allem, was Europa an

Bernstorff gegen Ancillon.

[1]) Pasquier: Mémoires V. 330—351, 1894 (ausführlicher als Viel-Castel: X). Polovcev: Le duc de Richelieu 62 ff. — Maggiolo: Pozzo di Borgo 266 ff. Villèle: II. 446. Die diplomatische Korrespondenz zwischen Metternich und Vincent. Arch. Wien.

revolutionären Grundsätzen in sich trägt, zusammen geworfen". Ancillon, dessen Feder Bernstorff so oft benutzte, mußte in amtlichen Aktenstücken widerlegen, was er außeramtlich im Drange seines Herzens verkündet hatte. Die „edle Seele" Alexanders wurde auch von preußischer Seite bestürmt, nicht wieder „die Saturnalien der Revolutionäre" zu entfesseln, und die Staatszeitung in Berlin hatte vorläufig in allem, was zur Aufklärung des Publikums über die orientalischen Dinge nötig schien, das getreue Echo des „östreichischen Beobachters" zu bilden [1]).

Zusammenkunft Metternichs mit Georg IV. und Londonderry in Hannover Okt. 1821.

Um Östreich und England ganz auf der gleichen Linie zu halten, wurde eine persönliche Zusammenkunft Metternichs mit Georg IV. und Londonderry verabredet. Sie fand Ende Oktober in Hannover statt, wo der welfische König, soviel die Unterbrechungen seiner Tafelfreuden und seine gichtischen Leiden es zuließen, sich zum erstenmale seinen staunenden deutschen Unterthanen zeigte. Eine große Schar von Diplomaten strömte an der Leine zusammen, die aber nur den neugierigen Chor des glänzenden Schauspiels darstellten. Die Hauptpersonen traten sich in vertraulichen Gesprächen nahe. Georg IV. überschüttete Metternich mit Schmeicheleien. Er äußerte die innigste Anhänglichkeit an das gesamte östreichische System und machte die heftigsten Ausfälle gegen den Zaren und Kapodistrias. Londonderry und Metternich einigten sich vollkommen über gemeinsames Vorgehen in Petersburg und Konstantinopel. Sie entwarfen gleichartige Weisungen für die dortigen Gesandten und bestärkten sich in der Hoffnung, durch ihr Zusammenwirken den Kriegseifer des Zaren zu dämpfen und dem Sultan unumgängliche Zugeständnisse abzuringen. Kurz nach ihrer Trennung erschien noch Graf Lieven, der eben erst seinen Herrn in Witepsk verlassen hatte. Der Unterhaltung mit diesem Diplomaten glaubte Metternich entnehmen zu dürfen, daß Kaiser Alexander noch immer da stehe, „wo er zu Laibach stand". Hochbefriedigt schied er von Hannover, überzeugt davon, „den Zweck seiner Reise vollkommen erreicht zu haben". Die Huldigungen, die er auf dem Rückweg, „als oberster Gesetzgeber Deutschlands und Vertilger der Revolutionäre", um mit ihm selbst zu reden, von Hoch und Niedrig entgegennahm, steigerten sein Selbstgefühl nicht wenig. Bei der Berührung von fünf Universitäten überzeugte er sich von ihrer Ungefährlichkeit. „Das Studentenwesen", hatte er schon von Hannover aus seinem Kaiser geschrieben, „ist so sehr ins Lächerliche gefallen, daß dessen politische Tendenz ganz verschwinden würde, wenn mit halber Kraft gegen ein paar berüchtigte Professoren gehandelt würde. Aber

[1]) Berichte Lebzelterns 1. Sept. Esterhazys 15. Sept. Zichys 3. Juli, 11. 12. 22. Sept., 28. Okt. Weisungen an Zichy 4. 16. Sept. Arch. Wien. — Weisungen Bernstorffs an Krusemarck 27. Juli, 29. Sept., 15. Nov. 1821. Arch. Berlin. Vgl. Ringhoffer: Ein Decennium preußischer Orientpolitik (1821—1830) Berlin 1897.

selbst diese letzteren stehen wie Gebrandmarkte im großen Haufen. Geht die griechische Sache gut zu Ende, so ist für den Augenblick so viel gewonnen, daß mit wenig wird geholfen werden können".

Neue östreichisch-englische Abmachungen in Petersburg.

Die „griechische Sache" aus den russisch-türkischen Streithändeln möglichst auszuscheiden, war ein Hauptstück der Verabredungen von Hannover. Indem England und Östreich jede Verhandlung über den Kriegsfall als vorzeitig ablehnten, wollten sie dem Zaren ihre moralische Unterstützung zur Erhaltung des Friedens „auf Grund der bestehenden Verträge" zusagen. Aus diesen Verträgen war nichts herzuleiten, was eine Einmischung zu Gunsten der aufständischen Griechen rechtfertigte. Noch einmal führte Metternich dem Zaren in einem eigenhändigen Schreiben die Notwendigkeit zu Gemüte, gegen die Umtriebe „Wahnwitziger" zusammenzustehen, die für „die Civilisation" zu arbeiten vorgäben. „Eure Majestät haben gesehen, wie wir auf Sie, als auf einen Felsen, gebaut haben. Mit Mut und Beständigkeit, Sire, wird die Welt gerettet werden... Die Hoffnung der Aufwiegler richtet sich ganz auf die Krisis im Orient... Die Geschichte stellt die Eroberungen auf dem moralischen Gebiet weit höher als die, welche nur den Erwerb einiger Provinzen oder den Sturz von Reichen bezwecken[1])." Noch einmal ließ auch Londonderry in Petersburg vor Unterstützung einer Bewegung warnen, in der sich nur der Wellenschlag der revolutionären Flut beider Erdhälften offenbare. „Der Kaiser von Rußland sollte die griechische Sache als eine völlig revolutionäre verleugnen... Er sollte seine Zwistigkeiten mit der Pforte als untergeordnet ansehen, bis die noch vorherrschende Rebellion unterdrückt wäre." Allein was man in Wien und London um die Wende des Jahres 1821 aus der russischen Hauptstadt vernehmen mußte, klang wenig tröstlich. Kapodistrias schien dem Ziele seiner Wünsche nahe zu kommen, der Zar wider seinen Willen zum Kriege fortgerissen zu werden. In der Petersburger Gesellschaft wurden England und Östreich beschuldigt, Rußland hindern zu wollen, den Übermut der Barbaren zu strafen und die Griechen zu retten. Im Generalstab sollten Karten und Weisungen vorbereitet, Zelte und Transportwagen bestellt, mit dem Admiral Greigh und dem General Diebitsch Pläne des bevorstehenden Feldzugs besprochen worden sein. Selbst Nesselrode erklärte, wenn die Verbündeten des Zaren bis zum März in Konstantinopel nicht durchdrängen, könne er nicht dafür stehen, daß sein Herr nicht den Degen ziehe[2]).

Ungewißheit über die Pläne Rußlands.

Vorlage der „vier Punkte" in Konstantinopel.

In Konstantinopel aber, wo Östreich und England die Führung der Großmächte übernommen hatten, sah es mit der Erfüllung ihrer Wünsche sehr übel aus. Diese gingen auf Bewilligung der vier Punkte,

[1]) Metternich an den Zaren 8. Dec. 1821. Arch. Wien (S. Anhang V.).

[2]) Berichte Lebzelterns. 10. Dec. 1821, 9. Jan., 6. Febr. 1822. Arch. Wien.

die Metternich dem russischen Ultimatum entlehnt hatte: Wiederherstellung der Kirchen, vertragsmäßiger Schutz des christlichen Kultus, Unterscheidung der Schuldigen und Unschuldigen, Räumung und Reorganisation der Donaufürstentümer. Zwar schien die Pforte in der ersten Zeit nach Stroganovs Abreise einige Proben der Nachgiebigkeit an den Tag zu legen. Die Beschlagnahme der Getreideschiffe wurde aufgehoben. Die Räumung der Donaufürstentümer sollte zugegeben werden, sobald verbürgt werden könne, daß nicht russische Truppen statt der türkischen einrücken würden. Der Sultan schärfte allen Behörden seines Reiches ein, darüber zu wachen, daß friedliche Rajahs unangefochten blieben. „In seiner Gnade" verzichtete er darauf, „die ganze mohammedanische Nation" gegen die Schuldigen zu waffnen und trug dem griechischen Patriarchen auf, seine Glaubensgenossen durch einen Hirtenbrief zum Gehorsam zurückzurufen. Im Oktober versicherte ein großherrlicher Ferman auch alle Moldau-Walachen, die am Aufstand nicht teilgenommen hätten, wie namentlich entwichene Bojaren, der allerhöchsten Gnade.

Unnachgiebigkeit der Pforte.

Indessen bewies die Ernennung des energischen Sadik zum Reis-Efendi (1. Nov.), daß man keineswegs gesonnen sei, durch die russischen Drohungen sich einschüchtern zu lassen. Hinter Sadik stand als treibende Kraft der auf den Posten des Tschausch-Baschi (Reichsmarschall) erhobene fanatische Alttürke Djanib. Der Internuntius Lützow, dem Strangford den Vortritt ließ, fand denn auch durchaus kein Entgegenkommen, als er auf unbedingter Annahme der vier Punkte bestand. Die türkischen Würdenträger brachten eine Ausflucht nach der anderen vor. Sie beriefen sich auf das schon Geleistete. Sie forderten als erstes Pfand des Friedens vertragsmäßige Auslieferung der Flüchtlinge, die sich seit Ypsilantis' Niederlage auf russisches Gebiet gerettet hatten. Lützow wollte zugeben, daß sie überwacht und verbannt würden, sie auszuliefern sei dem Zaren durch Religion und Menschlichkeit verwehrt. In demselben Sinn ließ sich Strangford vernehmen, der das Gewicht seiner Worte bei einigen Mitgliedern des Divans durch klingende Münze zu verstärken suchte. Aber alles, was erreicht wurde, beschränkte sich auf die Zusage des Reis-Efendi, die Forderung der Auslieferung der Flüchtlinge zu vertagen. Räumung der Donaufürstentümer, hieß es in seiner Note vom 2. December, und Einsetzung der Hospodare sei unmöglich, so lange die rebellischen Griechen die chimärische Hoffnung nicht aufgegeben hätten, „das Reich ihrer Ahnen herzustellen". In Hinsicht der drei anderen Punkte sei bisher und werde künftig das Mögliche geschehen. Dabei blieb es trotz Wochen langer Verhandlungen. Stellten die Gesandten den Türken vor, der Zar müsse auf die Stimmung seines Volkes Rücksicht nehmen, so erwiderten sie: „Auch wir haben einen nationalen Willen zu achten". Drohten sie, für den Fall des

Krieges werde der Sultan nirgendwo Hilfe finden, so tönte die Antwort zurück: „Warum zittern die europäischen Mächte, die unsere Freunde sein wollen, vor dem Zaren stärker als vor Bonaparte?" Die Aussicht auf eine friedliche Lösung trübte sich mehr und mehr.

Fortgang des griechischen Freiheitskampfes.

Es war nicht bloß der Argwohn, von Anfang an durch Rußland getäuscht worden zu sein, was den Sultan und seine Berater so starrsinnig machte. Es war auch nicht die geheime Hoffnung, an Östreich und England in der Stunde der Gefahr doch einen Rückhalt zu finden. Mehr als alles wirkte der Fortgang der griechischen Erhebung auf die Entschlüsse der Pforte ein. Selbst wenn die Regierung Mahmuds zu größerer Nachgiebigkeit bereit gewesen wäre, blieb es fraglich, ob die Wut der Massen und der Janitscharen nach den Ereignissen, die sich in Tripolitsa abgespielt, ihr erlaubt hätte, sie zu zeigen. Das Schicksal dieses Platzes vornehmlich hatte während der Sommermonate beide Kriegsparteien in Spannung erhalten. Auch die Lalioten waren aus ihrer den Flammen preisgegebenen Bergfestung nach Patras abgezogen. Nur die Hauptstadt auf der Hochebene Arkadiens hielt sich noch. Da es den Griechen an Geschütz fehlte, mußten sie sich auf eine langwierige Blokade beschränken.

Statut von Kaltetsi 7. Juni 1821.

Während die Belagerung andauerte, hatten geistliche und weltliche Häupter der Moreaten die Notwendigkeit gefühlt, von sich aus eine einheitliche Leitung zu schaffen. Sie waren am 7. Juni im Kloster Kaltetsi darüber einig geworden, einen Ausschuß von sechs Männern unter Vorsitz des Petrobey mit unbeschränkter Vollmacht in bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten zu betrauen. Nach der Einnahme Tripolitsas mochten andere Einrichtungen getroffen werden. Es handelte sich um den ersten Versuch einer Zusammenfassung der zersplitterten Kräfte durch eine oberste nationale Behörde. Kaum aber hatte sie, anknüpfend an die alte Gemeindeordnung, mit Einforderung der gewohnten Zehnten, Aufbietung der wehrfähigen Mannschaft, Herbeischaffung von Lebensmitteln für die Belagerer ihre dringendste Arbeit begonnen, als ein aus der Ferne herbeigeeilter Landsmann störend in ihre Thätigkeit eingriff.

Ankunft des Demetrius Ypsilantis 22. Juni.

Am 22. Juni landete in Astros am Golf von Argolis mit kleinem Gefolge der jüngere Bruder Alexander Ypsilantis', Demetrius, bisher gleichfalls russischer Officier, von Mutter und Schwester reichlich ausgestattet. Er war, als Bevollmächtigter des Hauptes der Hetärie, vom Papa Flesas und von seinen nächsten Freunden längst erwartet worden. Allein es hatte einiger Zeit bedurft, um die Wachsamkeit der östreichischen Polizei zu täuschen und seine Einschiffung zu bewerkstelligen. Wenige Tage vor seiner Ankunft in Astros war sein Bruder durch den

Kampf bei Dragatschan zugrunde gerichtet worden. Noch aber wähnte man in Morea, der oberste Leiter des großen Geheimbundes, vom Zaren beschützt, werde Griechenlands Befreier werden. Sein Stellvertreter in glänzender Uniform wurde als „Retter“ und „Herr“ begrüßt. Das staunende Volk wies auf die schwere Geldkiste, die ihm aus dem Schiff nachgetragen wurde, und unter allgemeinem Jubel ward er ins Lager vor Tripolitsa geleitet. Indessen kühlte sich die allgemeine Begeisterung für den Fanarioten in kurzem ab. An Thatkraft und Zähigkeit, Einsicht und Uneigennützigkeit seinem Bruder Alexander sehr überlegen, hatte Demetrius Ypsilantis in seinem äußeren Wesen nichts, was diesen trotzigen Wildlingen hätte imponiren können. Er war unscheinbar und linkisch, ohne den Zauber einer zum Herrschen geborenen Natur. Zwar fand Kolokotronis seinen Vorteil dabei, ihm die Stange zu halten. Aber Petrobey und die Masse der Primaten wollten den in Kaltetsi geschaffenen „Rat“ nicht durch eine von Ypsilantis abhängige Behörde verdrängen lassen. Es kam soweit, daß er sich aus dem Lager entfernte. Dies machte doch auf viele Krieger tiefen Eindruck. Seine hetäristischen Anhänger verhetzten sie zu einem Aufstand gegen Petrobey. Kolokotronis mußte sich ins Mittel legen, und erst auf eine dringende und demütige Einladung der Primaten und Kapitani erklärte sich Ypsilantis zur Rückkehr bereit.

Seine Stellung als Oberfeldherr.

Er wurde nun als Oberfeldherr anerkannt und entsandte nach allen Seiten Ausschreiben und Aufrufe. An dem schottischen General Thomas Gordon, der 1812 in Rußland, 1813 in Deutschland gegen die Franzosen gekämpft hatte und als Philhellene nach Griechenland gekommen war, hatte er einen erfahrenen militärischen Berater. Allein seine Stellung war nichts weniger als fest. Mit den Primaten, die durch den Erzbischof Germanos geleitet wurden, stand er auf gespanntem Fuß. Von den Kapitani wollte sich keiner einer scharfen Zucht unterwerfen. Er gebot nur dem Namen nach. Häufig wurden seine Befehle offen mißachtet oder heimlich durchkreuzt. Sein Ansehen verblich vollends, als der traurige Ausgang des Unternehmens seines Bruders ruchbar wurde. Seinen Bevollmächtigten zum Trotz wurden im August, nach der Übergabe der Küstenplätze Monemvasia und Navarino, die mit den türkischen Besatzungen abgeschlossenen Verträge schmählich gebrochen. Das gräßliche Gemetzel, das an jenem zweiten Ort unter Männern, Weibern und Kindern angerichtet wurde, ließ das Schlimmste für Tripolitsa befürchten, falls es Ypsilantis nicht gelang, durch seine Gegenwart seinem Willen Achtung zu verschaffen. Dennoch gewann er es über sich, Ende September mit ein paar tausend Mann nordwärts abzuziehen, um einem drohenden Vorstoß des Kapudan-Bey Kara Ali entgegenzutreten. Dieser hatte, nach einem vergeblichen Angriff auf Samos, sein Geschwader durch

Sein Marsch gegen Kara Ali.

ägyptische und algerische Schiffe verstärkt und war, mit einem Landungsheer an Bord, in den Gewässern Moreas erschienen. Die griechischen Seeleute wagten sich gegen seine Armada nicht hervor. Kara Ali konnte unbehelligt Modon und Koron mit frischen Lebensmitteln versorgen, den in Patras Blokirten Luft machen und durch Einäscherung der Häuser und Werften von Galaxidhi im Golf von Korinth eine furchtbare Probe seiner Übermacht ablegen. Er wartete nur auf den Anmarsch Mehmeds und Omer Vrionis', um mit ihnen vereint Tripolitsa Hilfe zu bringen. Die genannten türkischen Feldherrn hatten auf den Zuzug neuer um Zeituni gesammelter Truppen gehofft. Aber diese Scharen waren von den ost-hellenischen Kapitani dank tapferer Verteidigung der Pässe zurückgeworfen werden. Mehmed und Omer Vrionis wurden dadurch von jedem Versuch einer Überschreitung der korinthischen Landenge abgeschreckt. Dies entmutigte auch Kara Ali. Er überließ die Hauptstadt Moreas ihrem Schicksal und trat mit seiner Siegesbeute, ein paar dutzend eroberten griechischen Schiffen und am Mastbaum aufgeknüpften Gefangenen, die Rückfahrt an.

Bedrängnis Tripolitsas.

Noch hatte er die Reede von Zante nicht erreicht, als in Abwesenheit Ypsilantis' das Los Tripolitsas sich entschied. Seitdem Kolokotronis bei den Ruinen Mantineas eine starke Ausfallstruppe zersprengt hatte, wagte sich die türkische Reiterei nicht mehr zum Fouragiren hervor. Auch das Wasser wurde knapp in der Stadt. Die in ihr Zusammengepferchten, noch dazu durch ansteckende Seuchen heimgesucht, begannen bittere Not zu leiden. Auf deren Druck rechneten die beutelustigen Belagerer weit mehr als auf die Wirkungen einiger ungeschickt bedienter Geschütze, die ihnen die Einnahme Monemvasias und die Gunst philhellenischer Helfer verschafft hatte. In der That war gegen Ende September die Kraft der Belagerten völlig erschöpft. Churchits Lieblingsfrau, sein Statthalter, Mustafa und die fremden Türken waren für den kühnen Versuch eines Durchbruches mit den Waffen. Aber die peloponnesischen Mohammedaner, die auf ihre alten Verbindungen mit den Primaten zählten, und die albanesischen Söldner, die einen Sondervertrag mit Kolokotronis zu schließen gedachten, lehnten sich dagegen auf. So wurden denn am 27. September Unterhandlungen wegen der Übergabe eröffnet. Indessen hinderte die hohe Geldforderung, auf die sich die Griechen versteiften, eine allgemeine Abkunft. Statt ihrer kam es zwischen einzelnen Gruppen oder Personen zu einem widerlichen Markten. Kolokotronis wurde mit den Albanesen und mit reichen jüdischen ortsangesessenen Kaufleuten handelseinig. Seine Freundin, die streitbare Matrone Bobolina, im Lichte abendländischer Bewunderung eine moderne Jungfrau von Orléans, nahm aus der Hand vornehmer Türkinnen, denen sie ihren Schutz zusagte, kostbare Schmucksachen entgegen. Mancher Häuptling

Verhandlungen wegen der Übergabe.

verbürgte sich um hohen Lohn für Leben und Freiheit Hilfeflehender, denen sein bloßes Wort doch keine Rettung sichern konnte. Denn die zügellosen Kriegsbanden wollten sich den winkenden Siegespreis nicht entreißen lassen. Ihre geistlichen Führer, noch racheburstiger nach dem Martyrium des Patriarchen, hielten sie nicht zurück. Einer der Bischöfe soll sogar in einem Hirtenbriefe jedem griechischen Soldaten den Ausschluß vom Abendmahl angedroht haben, der nicht nachweisen könne, daß ihm ein Ungläubiger zum Opfer gefallen sei.

Einnahme der Stadt 5. Okt. Gemetzel und Brand.

Freitag den 5. Oktober, als im Serail des Paschas über neue Kapitulationsvorschläge beraten wurde, erstieg ein Haufe der Belagerer die schlecht bewachte südöstliche Ringmauer und öffnete das nächstgelegene Thor. Sofort strömte die Meute der Gefährten nach, sprengte die übrigen Thore und wälzte sich, nach Blut und Raub lechzend, durch die Gassen. Das Gerücht der Ermordung aller Geißeln steigerte die wilde Gier zur Raserei. Die aufgeschreckten Türken konnten nicht an geordneten Widerstand denken. Mit Gefahr des eigenen Lebens erkämpfte Kolokotronis seinen albanesischen Schützlingen freien Abzug, und nur in der sicheren Erwartung ungeheurer Lösegelder schonten die Eroberer vorläufig die angesehensten Feinde und Churchits Harem. Die übrige nichtgriechische Einwohnerschaft und Besatzung war ihnen rettungslos verfallen. Der Franzose Raybaud, ein junger Officier, den seine Begeisterung für die griechische Sache vor die Mauern Tripolitsas geführt hatte, sah schaudernd, wie Frauen und Kinder aus den Fenstern geworfen wurden. Über den mit Leichen gefüllten, bis auf die nackten Wände ausgeplünderten Häusern schlugen die Flammen empor. Bis zum Sonntag wütete das entfesselte Element mit den entmenschten Horden um die Wette. Dem Feuer mußten auch die Derwische weichen, die sich in dem Gebäude der großen Schule verbarrikadirt hatten. Zuletzt ergab sich die Citadelle. Die Zahl der Hingewürgten ward auf mindestens 10000 geschätzt, darunter an 2000 Wehrlose, die, aus der Stadt geflüchtet, in den Felsschluchten des Mänalon gemordet wurden.

D. Ypsilantis' Rückkehr.

Als Demetrius Ypsilantis am 14. Oktober mit Gordon zurückkehrte, fand er einen rauchenden, Pestdünste ausströmenden Schutthaufen. Hätte es von seinem Willen abgehangen, so wäre Tripolitsas grauenvoller Fall benutzt worden, mit aller Kraft die letzten Sitze türkischer Herrschaft an Moreas Küsten anzugreifen, dem Kampf zu Lande und zu Wasser eine planmäßige Leitung zu geben und den Ausschreitungen roher Willkür durch eine gesetzliche Ordnung Halt zu gebieten. Aber machtlos, wie er war, erschöpfte er sich in großen Worten. In Aufrufen vom 18. und 21. Oktober forderte er, als „Statthalter des Generalbevollmächtigten", das ganze Volk auf, binnen Monatsfrist in

Seine Aufrufe vom 18. und 21. Okt.

der eroberten Hauptstadt Moreas durch erwählte Abgesandte über die Feststellung der „Rechte freier Bürger“ mit ihm Rates zu pflegen. „Ich bin gekommen, ließ der adlige Fremdling diktatorisch sich vernehmen, um euch gute Gesetze und gerechte Tribunale zu geben. . . Die Tyrannei muß aufhören, nicht nur die der Türken, sondern auch die der Menschen, die den Türken an Gesinnung gleich, das Volk bedrücken und schädigen wollen. . . Ich bin euer Vater, eure Seufzer sind bis ins Innere Rußlands zu mir gedrungen.“ Je mehr der Nimbus der Hetärie verblaßte, desto geringeres Verständnis fand diese Sprache. Ypsilantis, der sich in der Rolle eines Vaters gefiel, erlebte an seinen Söhnen wenig Freude. Seine Soldaten murrten, weil sie zur Plünderung Tripolitsas zu spät gekommen waren. Die hier erbeuteten Schätze und Waffen wurden großenteils verzettelt, statt dem Ganzen nutzbar gemacht zu werden. Die Masse der Eroberer lief auseinander, nachdem ihre blutige Arbeit gethan war. Vor allem aber hinderte der Zwist der Parteien die volle Ausbeutung des errungenen Erfolges.

Gegensatz der Primaten und Kapitani.

Immer deutlicher trat ein Gegensatz der bürgerlichen Primaten und der militärischen Kapitani zu Tage. Die Primaten, meistens im Bunde mit der Geistlichkeit, suchten von den Früchten der siegreichen Empörung so viel nur möglich für sich einzuheimsen. Sie fühlten sich großenteils als die Erben der verjagten türkischen Machthaber, erhoben wie diese Steuern und Zehnten, verteilten herrenlose Grundstücke und Vorräte unter sich und ihren Anhang. Außerdem bestanden sie darauf, bei der Kriegführung das entscheidende Wort zu sprechen und die Verfügung über die Mannschaft in der Hand zu behalten. Auf ihre Seite schlug sich damals Petrobey, der Mainotenfürst. Ihren Ansprüchen widersetzten sich Kolokotronis und die übrigen Soldatenhäuptlinge, die den Krieg von Jugend auf als Gewerbe trieben. Zwar waren sie an Zahl und Bedeutung denen des Nordens nicht entfernt vergleichbar. Indessen sie mißgönnten den Nebenbuhlern ihre Herrschaft und ihre Beute. Sie wollten für die Aushebung und Rüstung wohl ihre Dienste benutzen, aber nicht für den Feldzugsplan und das Kommando ihr Dreinreden dulden. Diese Gegensätze hatten sich bei der Einnahme Tripolitsas verschärft. Dem alten Klephten wurde die Rettung der Albanesen von den Primaten nicht verziehen. Dem Mainotenfürsten neideten die Kriegsmänner die gefüllten Säcke, die er auf zwei Kamelen und zwanzig Maultieren von Tripolitsa hatte hinwegführen lassen. Ypsilantis, der in den Primaten seine gefährlichsten Gegner erblickte, hatte mit dem Vorwurf, das Volk auf türkische Weise „zu bedrücken“, ihren Stand treffen wollen. Er nahm Partei für Kolokotronis, hatte aber sofort die mißlichen Folgen der ausgebrochenen Zwistigkeiten zu erfahren.

Einen viel versprechenden Zug gegen die Citadelle von Patras

mußte er aufgeben, da die Primaten Achajas Ruhm und Beute mit Kolokotronis nicht teilen wollten. Sie verbaten sich drohend sein Erscheinen. Ihr Hochmut wurde durch einen glücklichen Überfall Jussuf Paschas bestraft, der sie am 4. December aus allen ihren Stellungen verjagte. Nicht besser aber erging es zwölf Tage später Ypsilantis vor Nauplia. Der Sturm auf diese Festung, den er nach dem Rat des genuesischen Philhellenen Dania wagte, mißglückte gänzlich und kostete schwere Opfer. Ypsilantis wünschte diese Scharte durch rasche Einnahme der Burg von Korinth auszuwetzen, deren notleidende Besatzung Kapitulationsverhandlungen eröffnet hatte. Allein ihm mißgünstige Primaten schraken selbst davor nicht zurück, die Feinde heimlich zum Widerstande zu ermutigen. Die Übergabe wurde dadurch verzögert. Erst der Abfall der Albanesen zwang am 26. Januar 1822 den Rest der Besatzung, die Waffen zu strecken. Da Ypsilantis damals am Fieber darniederlag und nicht zur Stelle sein konnte, so ward auch dieser Sieg durch Verrat befleckt. Nicht wenige der Abziehenden wurden beraubt und niedergehauen. Der reiche Woiwode von Korinth, Kiamil, den man in Tripolitsa gefangen hatte, ward nur deshalb verschont, weil man hoffte, durch Folterqualen die Auslieferung verborgener Schätze von ihm erpressen zu können.

Unheilvolle Folgen ihres Zwistes für die Kriegführung.

Machten Eifersucht und Unbotmäßigkeit Ypsilantis bei der Kriegführung viel zu schaffen, so waren ihm vorher noch bittrere Erfahrungen auf politischem Gebiete nicht erspart geblieben. Er hatte sich entschlossen, die Nationalversammlung nach Argos zu berufen, da in den Ruinen Tripolitsas der Typhus wütete. Aber Woche auf Woche verging, ehe nur die ersten Vertreter Moreas sich einstellten. Inzwischen war jenseits der Landenge von Korinth bereits der Grund zu gesonderten Regierungsgewalten gelegt worden, deren Bestehen den Entschlüssen einer griechischen Gesamtvertretung mehr oder weniger vorzugreifen drohte. Diese politischen Gebilde dankten vornehmlich der Anregung des Alexander Maurokordatos und des Theodor Negris ihre Form. Beide waren bald nach Ypsilantis, wie er aus der Ferne herbeigeeilt, in Griechenland erschienen.

Politische Reibungen.

Fürst Maurokordatos, ein Sprößling des berühmten Fanariotengeschlechtes dieses Namens, hatte bis dahin bei seinem Oheim, dem 1818 nach Italien geflüchteten Hospodar der Walachei, Johann Karadja, in Pisa gelebt. Den Überlieferungen seiner Familie getreu, verband er umfassende Bildung mit glühender Liebe für das griechische Volkstum. Der Hetärie beigetreten, hatte er in einer eingehenden Denkschrift, die 1820 einigen Höfen bekannt wurde, den Verfall des türkischen Reiches geschildert. Er war der erste, der es „einem kranken Mann“ verglich, „welcher der Amputation eines brandigen Gliedes langsamen und qual-

Alexander Maurokordatos.

vollen Tod vorzieht". Damals gingen seine Zukunftsträume auf die Verbindung der Donaufürstentümer und Serbiens mit Östreich, Überlassung der südöstlichen Gestade des schwarzen Meeres an Rußland, Hingabe Cyperns und Kretas an England, Herstellung eines griechischen Reiches aus dem ganzen Reste der europäischen und kleinasiatischen Türkei. Später lernte er sich bescheiden und, mit kluger Berechnung des Möglichen, alle Kraft für die Begründung eines unabhängigen griechischen Staatswesens sammeln. Hingerissen durch die Kunde der Erhebung seiner Stammesbrüder, hatte er sein Vermögen für ihre Unterstützung geopfert und war am 3. August mit einigen Freunden und fremden Officieren in Mesolonghi gelandet. Hier hatte ihm sein sicheres Auftreten sofort Vertrauen gewonnen. Ebenso war ihm von den Primaten Achajas, als er im Lager von Patras anlangte, große Ehre erwiesen worden. Von dort war er ins Hauptquartier zu Ypsilantis gegangen, dem er sich schon brieflich als Helfer angeboten hatte. Der Kraftmensch Kolokotronis spottete des befrackten und bebrillten Ankömmlings. Ypsilantis aber verstand sich dazu, dem gefährlichen Nebenbuhler, der die Schwäche seiner Stellung leicht durchschaute, die politische Ordnung des griechischen Festlandes jenseits der Landenge zu übertragen. Er stattete ihn mit Empfehlungsschreiben an die dortigen Führer aus, verbat sich aber die Mitwirkung eines anderen Fanarioten, des Theodor Negris.

Theodor Negris.

Negris aus Bukarest war von der türkischen Regierung, die seine Zugehörigkeit zum Geheimbund der Philiker nicht ahnte, erst kürzlich zum Gesandtschaftssekretär in Paris ernannt worden. Als ihm während der Reise die Kunde von der Erhebung Moreas zukam, war er statt nach Frankreich dorthin geeilt. Rührig und umsichtig, aber ränkevoll und eigennützig hatte er es bald mit Ypsilantis verdorben. Dieser hatte ihm die erbetenen Vollmachten für die Oberleitung des Aufstandes in Kreta geweigert. Auch hatte er seinen engen Verkehr mit dem jungen Karadja beargwöhnt, der, gleichfalls in Morea erschienen, dafür arbeitete, daß sein Vater zur Würde eines Fürsten Griechenlands erhoben werde. Maurokordatos kannte diese Mißhelligkeiten. Aber er war nicht gewillt, zum bloßen Werkzeug Ypsilantis' zu werden. Sobald er ihn verlassen hatte, einigte er sich mit Negris über die Absendung eines Rundschreibens an die festländischen Griechen, durch das sie aufgefordert wurden, Bevollmächtigte zur Beratung des Landeswohles zu erwählen. Umsonst erhob Ypsilantis Widerspruch. Im Einverständnis mit Vertrauensmännern von Ost- und Westhellas, die zu ihnen gestoßen waren, und der Beistimmung vieler Kapitani gewiß, teilten sich Negris und Maurokordatos in die Aufgabe. Jener blieb in Salona, um in der östlichen Hälfte des hellenischen Landes eine feste Ordnung zu schaffen. Dieser begab sich zu gleichem Zweck, im Hinblick auf den Westen, nach Mesolonghi zurück.

Von den Türken hatten sie nach dem Fall Tripolitsas keine Störung mehr zu fürchten. Omer Vrionis und Mehmed Kinse fanden es seitdem in Mittelgriechenland nicht mehr geheuer, und Kara Ali führte seine Flotte wieder nach dem Bosporus.

Die unter Maurokordatos' Vorsitz tagende kleine Versammlung von Abgeordneten aus dem Wehr- und Nährstande wurde am 16. November mit ihrer Arbeit fertig. Sie trug ganz das Gepräge des vorsichtig abwägenden Geistes ihres Hauptwerkmeisters. Man beschränkte sich auf die Bildung einer provisorischen Regierung, einer „Gerusia" von zehn Mitgliedern, für Westhellas und auf einige kurze Vorschriften für Bezirksverwalter, Gemeindevorsteher und Kapitani. Der Gerusia lag es vornehmlich ob, für die innere Sicherheit zu sorgen, die Rechtspflege zu ordnen, den Befreiungskampf zu betreiben. Bei aller Rücksicht auf die Verdienste der Kapitani wurde ihnen doch die Pflicht eingeschärft, den Befehlen der Gerusia Folge zu leisten. Auch behielt diese, um der Verschleuderung herrenloser Türkengüter entgegenzuwirken, sich das Recht vor, zu ihrem Verkauf ihre Einwilligung zu geben. Sobald eine nationale Gesamtregierung begründet wäre, sollte die westhellenische Gerusia deren Verfügungen ausführen, ihr Rechnung ablegen, Verträge, die sie abgeschlossen hätte, von ihr bestätigen lassen.

Verfassung von Westhellas 16. Nov. 1821.

Ganz anders griff Negris die Sache an, den die Bevollmächtigten der Bürger, Bauern und Kapitani zu ihrem Präsidenten wählten. Das für Osthellas verkündete Statut vom 28. November 1821 holte viel weiter aus. Man merkte seinem Urheber die zur Schau getragene Kenntnis französischer und nordamerikanischer staatsrechtlicher Formeln an. Es enthielt eine Fülle allgemeiner Sätze über Rechte und Pflichten der Hellenen, Ansassen und Fremden. Es stellte die Befugnisse des künftigen „Nationalsenates", als des Bandes der einzelnen griechischen Staatengruppen, bereits fest. Auch ward hier schon als sicher vorausgesetzt, daß der Nationalsenat durch Wahl einen konstitutionellen König des ganzen befreiten Griechenland „vom christlichen Europa verlangen werde". Überschritten diese Artikel, wenn auch nur als Vorschläge gedacht, den engen örtlichen Rahmen, so drückte sich in anderen ein äußerst anspruchsvoller Partikularismus aus. Osthellas erhielt als höchste regierende und richterliche Behörde einen „Areopagus" von zwölf erwählten Mitgliedern, der jedoch nicht, wie die westhellenische Gerusia, nur provisorisch die Zügel führen sollte. Er hatte das Recht, von überall her Bewaffnete herbeizurufen, durfte aber dem Nationalsenat die Entsendung von Truppen in sein Machtbereich verbieten. Ohne seine Erlaubnis durfte niemand mit mehr als zwölf Bewaffneten den Boden seiner Gerichtsbarkeit betreten. Es war ihm gestattet, wegen der Abgabesumme, die Osthellas aufbringen sollte, Beschwerde zu erheben. Er hatte

Verfassung von Osthellas 28. Nov. 1821.

die Wahlen der Abgeordneten zum Nationalsenat zu bestätigen oder zu verwerfen und den Gerichten Anweisungen zu erteilen. In dieser Begünstigung des eingeborenen Sondergeistes ruhte die hauptsächliche Bedeutung des osthellenischen Statutes. Seine zahlreichen wohlgemeinten Anordnungen für Polizei und Rechtspflege, Steuer- und Kriegswesen, Landwirtschaft und Volkswohl waren großenteils fremdes Gewächs.

Verfassung für Morea 12. Dec. 1822.

Dem Beispiele von West- und Osthellas folgte Morea durch Einsetzung einer besonderen provinziellen Regierung auf jener Versammlung zu Argos am 13. December 1821. Da die angesehenen Primaten Achajas noch fehlten, so hatten Ypsilantis und Kolokotronis das Übergewicht.[1]) Der erste wurde zum Vorsitzenden der peloponnesischen Gerusia erwählt. Auf den zweiten war offenbar die Stelle eines „Obergenerals“ in Kriegszeiten zugeschnitten. Die Gerusia sollte ihn unter Beirat der „Heerführer“ und Kapitani ernennen, der „Nationalsenat“ hatte ihn nur zu bestätigen. Die peloponnesischen Mitglieder dieser Gesamtvertretung des griechischen Volkes sollten in Zukunft von der Gerusia erwählt werden. Im übrigen war sie dem bescheidenen westhellenischen Vorbild ähnlicher als der stolzen Schöpfung des „Areopags“ von Salona.

Die griechische National-versammlung in Argos.

Ypsilantis mochte gehofft haben, auch in der erweiterten, nationalen Versammlung seinen Einfluß zu wahren. Allein die Ankunft des Erzbischofs Germanos, des Andreas Zaimis und vor allem des Maurokordatos, der ihm schon brieflich bittere Wahrheiten gesagt hatte, verschlechterte seine Aussichten. Noch weniger Gutes hatte er von Karadja und von Negris zu erwarten, der sich mit zahlreichen osthellenischen Abgeordneten einstellte. Auch die kleine Gruppe der Insulaner, unter denen ein Mitglied der Hydriotenfamilie Tombasis, fiel von ihm ab. Sein Mißerfolg vor Nauplia kam seinen Gegnern zustatten. Unmutig verließ er den Schauplatz der Beratungen, um mit Kolokotronis jene Unternehmung zu betreiben, die ihn zum Herren der Burg von Korinth machen sollte. Nach Ypsilantis' und Kolokotronis' Abzug war der Versammlung ein friedlicher Gang gesichert. Allein sie fühlte sich durch die Nähe der türkischen Garnison in Nauplia bedroht. Daher beschloß sie ihren Sitz nach Piadha am Golf von Aegina zu verlegen. Auf Pferden, Maultieren und Eseln ritt man dort ein und wählte zum Beratungsplatz einen Orangengarten unweit der Ruinen des alten Epidauros. Hier, wo einst ein berühmter Tempel des heilenden Gottes Asklepios gestanden hatte, sollte das Heil für das auferstandene Griechenvolk verkündet werden.

Ihre Verlegung nach Piadha.

Von „Epidauros“ datirten am griechischen Neujahrstag neunund-

[1]) Dies scheint mir, im Gegensatz zu der gewöhnlichen Darstellung deutscher Historiker, aus den Unterschriften wie aus dem Inhalt der Urkunde unwidersprechlich hervorzugehen.

fünfzig auf sehr unregelmäßige Art erwählte Abgeordnete, unter denen die von Morea und Osthellas überwogen, die feierliche Unabhängigkeitserklärung „der hellenischen Nation". Mit demselben pomphaften Namen „Organisches Gesetz von Epidauros" schmückten sie die provisorische Verfassung, die nach dem Entwurf eines von Maurokordatos geleiteten Ausschusses einstimmig angenommen wurde. Nächst ihm selbst und Theodor Negris soll ein italienischer Flüchtling, Gallina, der eine gedruckte Sammlung moderner Verfassungsurkunden mitgebracht hatte, auf die Formgebung der Akte nicht geringen Einfluß gehabt haben. Modern-westeuropäisch klangen in der That die Grundrechte, die allen christlichen Bewohnern von Hellas zugesichert wurden: Gleichheit vor dem Gesetz, Zugänglichkeit aller Würden und Ehren nach dem Verdienst, Schutz von Eigentum und Freiheit, gerechte Verteilung der gesetzmäßigen Steuerlast. Neben der herrschenden griechisch-katholischen Kirche sollte der Kultus jeder anderen Religion geduldet werden. Die Folter und die Strafe der Vermögenseinziehung wurden abgeschafft. Die Ausarbeitung von Gesetzbüchern ward für dringlich erklärt. Vorläufig galten, wie schon das osthellenische Statut bestimmt hatte, außer dem französischen Handelsgesetzbuch die byzantinischen Rechtssammlungen.

Unabhängigkeitserklärung 13. Jan. 1822. Verfassung von Epidauros.

Einen modern-westeuropäischen Anstrich hatte auch alles, was sich auf die Teilung und Anordnung der Gewalten bezog. Zugleich aber zeigte sich hier am deutlichsten der provisorische Charakter des Werkes. Geraume Zeit vor dem Beginn der Erhebung war unter gebildeten Griechen die Meinung laut geworden, das griechische Volk müsse sich zur Herstellung einer Föderation, nach dem Vorbild Nordamerikas, oder eines konstitutionellen Königstums, etwa unter dem Schutze Rußlands, durchringen[1]). Der greise Korais ließ die Frage in den „politischen Ermahnungen", die er von Paris an seine Landsleute richtete, noch unentschieden. Im bisherigen Verlauf der Revolution war aber das monarchische Programm trotz der stärksten Antriebe des Partikularismus schon so sehr durchgedrungen, daß Negris hatte wagen können, es als das einzig heilvolle vorwegzunehmen. Die Verfassung von Epidauros sprach zwar nicht von einem künftigen König, aber sie hielt ihm den Platz offen. Sie schuf vorläufig einen vollziehenden und einen beratenden Körper, deren Geschäftskreise in Anlehnung an manches bekannte Muster genau vorgezeichnet waren. Der Vollziehungsrat umfaßte fünf Mitglieder, die künftig nach einem besonderen Gesetz durch eine Urversammlung erwählt werden sollten. Diesem Regierungskolleg, mit einem Präsidenten an der Spitze, war die Ernennung der Minister und anderer Beamten, die Leitung der gesamten Land- und Seemacht, die diplomatische Ver-

[1]) Bericht Lebzelterns 29. Juli 1820 nach einem Gespräch mit „le nommé Hepites, natif de Bucharest". Arch. Wien.

handlung mit dem Ausland zugewiesen. Den beratenden Körper oder die Legislative bildete vorläufig bis zum Erlaß eines Wahlgesetzes eine unbestimmte Anzahl der bevollmächtigten Abgeordneten.[1] Ihm gebührte Annahme der Gesetzesvorschläge, Bewilligung des Budgets, Zustimmung zu Kriegserklärungen, Verträgen, Veräußerung von Nationalgütern, Bestätigung der militärischen Beförderungen.

Hindernisse ihrer Durchführung.

Auf dem Papiere nahm sich dies alles sehr glänzend aus. Die Frage war nur, ob Kraft und guter Wille zur Belebung des todten Buchstabens vorhanden sein würde. Eifersucht und Begehrlichkeit von Primaten und Kapitani, deren schlechtes Beispiel nach unten auf die zuchtlose, raublustige Masse wirkte, war schon allein ein Stein des Anstoßes. Dazu kam die Fortdauer der Sonderregierungen diesseits und jenseits der Landenge. Der osthellenische Areopag hielt fest an seinen Ansprüchen. Die Gerusia Moreas nahm Kriegsbeute und Steuern für sich vorweg. Endlich schwächten Neid und Mißtrauen die Regierung durch die ängstliche Bestimmung, daß ihre Vollmacht nur ein Jahr lang dauern sollte.

Bruch mit der Hetärie.

Dagegen war der Bruch mit der schattenhaften „obersten Leitung“ der Hetärie als ein entschiedener Gewinn für die künftige Ausgestaltung eines nationalen Staatswesens anzusehen. Dieser Bruch vollzog sich symbolisch durch Annahme eines neuen Wappens, der Eule der Athene, und des blauweißen Banners statt des hetäristischen Phönix-Sinnbildes und der schwarzen Fahne des Geheimbundes. Es war ohne Bedeutung, daß Demetrius Ypsilantis, als angeblicher Stellvertreter seines Bruders, sie bald darauf noch einmal in seinem Feldlager aufsteckte. Er selbst wurde mit dem Posten des Präsidenten des Beratungskörpers abgefunden. Auf den wichtigsten Platz, den des Präsidenten des Vollziehungsrates, wurde sein glücklicher Nebenbuhler, Maurokordatos, erhoben. Bei der Auswahl seiner vier Genossen fanden sich die verschiedenen Teile Griechenlands berücksichtigt. Unter den Ministern ragten die aus der Ferne zum Befreiungskampf Gekommenen hervor: neben Negris der opferwillige Jonier Andreas Metaxas aus altem gräflichem Hause und der geriebene Epirote Johann Kolettis, der als Arzt am Hofe Ali Paschas reiche Welt- und Menschenkenntnis erworben hatte.

Die provisorische Gesamtregierung unter Maurokordatos.

Aufrufe an Europa und das griechische Volk. 27. Jan. 1822.

Ehe sie sich am 27. Januar trennte, erließ die Nationalversammlung eine Erklärung, in der sie die Erhebung des Griechenvolkes vor Europa rechtfertigte. „Unser Kampf, verkündigte sie, weit entfernt davon, sich

[1] So §. 12. der Verfassung. Ich weiß nicht, wo Mendelssohn I. 247 und Hertzberg IV. 170 in ihr gefunden haben, daß die Legislative auf 70 Mitglieder berechnet war. Auch andere ihrer Angaben stimmen nicht mit dem originalen Verfassungstext, dessen Übersetzung bei Prokesch-Osten oder Pölitz (nach Iken) keineswegs so zuverlässig ist wie bei Orelli.

auf demagogische oder revolutionäre Grundsätze zu stützen, ist ein Nationalkrieg, ein heiliger Krieg, und sein einziger Zweck die Wiedereroberung der Rechte der Freiheit, des Eigentums, der Ehre, deren sich alle gesetzlich regierten, benachbarten Völker Europas erfreuen." Die provisorische Regierung schloß sich mit einer Proklamation an, in der sie strenge Vollziehung der Gesetze gelobte und zur Unterwerfung unter dieselben aufforderte. Danach verlegte sie mit dem beratenden Körper ihren Sitz nach Korinth. Der deutsche Philhellene Gustav Feldhams[1]) fand damals hier nur in der Nähe der Burg eine Anzahl massiver Gebäude. Den übrigen Raum der neuen Hauptstadt Griechenlands bedeckten niedergebrannte und unfertige Strohhütten, Getreidefelder und Gärten. Indessen richtete man sich, so gut es eben gehen wollte, ein und suchte den dringendsten Forderungen des Augenblickes durch Ausschreibung von Naturalabgaben und kriegerische Anordnungen zu genügen. Wie greifbar die Mängel auch waren, die der Verfassung von Epidauros anhafteten: es war doch inmitten chaotischer Zustände der fruchtbare Keim zur Bildung eines selbständigen Gemeinwesens gelegt worden.

Korinth als Regierungssitz.

Während der Zeit rüstete sich der türkische Riese mit aller Macht, um den verachteten widerspänstigen Zwerg, der sich so unerhörter Dinge unterfing, zu erdrücken. Schon war, abgesehen von Kreta und dem olympischen Gebirgsland, an den vorgeschobenen Posten der griechischen Welt die Gefahr einer Ausbreitung des Aufstandes für die Pforte geschwunden. In der Chalkidike hatte ihn Ende 1821 Abdulabud, der neue Pascha von Saloniki, seiner letzten Stützpunkte beraubt, und selbst in Euböa ward er zu Beginn des Jahres 1822 beinahe ganz unterdrückt. Gleichzeitig wurde der Sultan auch von seinem furchtbaren Feinde Ali Pascha befreit. Der alte Tiger von Janina war seit Monaten von Churchit schwer bedrängt und ließ sich in täuschenden Unterhandlungen mit ihm endlich aus seinem Kastell herauslocken. Während es durch List den Türken zur Beute fiel, stieß Mehmed Kiuse am 5. Februar bei Gelegenheit eines gleißnerischen Besuches dem arglosen Greise einen Handschar ins Herz. Der Kopf des großen Rebellen ward vor dem Hauptportal des Serails ausgestellt; neben ihm die seiner Söhne und seines Enkels. Geraume Zeit vor Alis Untergang war es klar geworden, daß Sulioten und Griechen von seinem Widerstand gegen den Sultan wohl Nutzen zu ziehen, aber keineswegs seine Macht wiederherzustellen gesonnen seien. Seine Landsleute, die mohammedanischen Albanesen in Epirus, die sich noch im November 1821 mit beiden zu einem Zug

Einschränkung des Aufstandsgebietes.

Fall Janinas. Ermordung Alis. 5. Febr. 1822.

Lösung des albanesisch-griechischen Bundes.

[1]) Nicht „Feldhanns", wie Mendelssohn I. 261, 267 den Namen schreibt. Ebenda I. 236 wird der Würtemberger Philhellene Liesching wiederholt „Linsing" genannt.

gegen Arta verbündet hatten, lösten daher das trügerische Bündnis auf. Ihre aus Morea heimkehrenden Waffenbrüder hatten mit eigenen Augen gesehen, wie der Kampf gegen den Islam geführt wurde. Diesem die Treue zu wahren blieben sie fest entschlossen und stellten sich Churchit reuig zur Verfügung.

Angriffsplan Churchits.

Nach dem Fall Janinas konnte der türkische Feldherr seine ganze Streitmacht gegen Süden wenden. Sein Plan war, durch einen doppelten Stoß den Aufstand zu brechen. Im Westen sollten die Sulioten gebändigt, das aetolisch-akarnanische Gebiet unterworfen und die Überfahrt des einen rächenden Heeres nach Patras bewerkstelligt werden. Ein zweites, dem die Hauptarbeit zugedacht war, sollte die osthellenischen Landschaften zurückerobern und sich einen Weg über die korinthische Landenge bahnen. Beiden vereint konnte allem Ermessen nach die Bewältigung Moreas nicht schwer werden. Die Flotte unter dem zum Kapudan-Pascha ernannten Kara Ali hatte nicht nur beim Transport der Truppen mitzuwirken, sondern womöglich die feindliche Marine zu zerstören und die rebellischen Inseln zu züchtigen. Den Freunden der Griechen bangte bei dem Gedanken an die türkische Übermacht, die nun erst in rechten Fluß zu kommen schien. Sie sahen ihre schweren Sorgen durch die nächsten Ereignisse bestätigt. Nur zur See gelang es griechischer Gewandtheit und Kühnheit, sich der Feinde zu erwehren und sie furchtbar für die Verübung einer der grauenvollsten Schandthaten dieses grauenvollen Kampfes zu strafen.

Die türkische Flotte.

Der Kapudan-Bey war schon im Februar mit einem Teil der Flotte vorausgeschickt worden. Er hatte jedoch, außer der Verproviantirung von Modon und der Verstärkung der Besatzung von Patras nichts ausgerichtet und war, von dem griechischen Geschwader verfolgt, über Zante nach Alexandria ausgewichen. Inzwischen schickte sein Vorgesetzter, der neue Kapudan-Pascha Kara Ali, sich an, mit der Hauptflotte die unbotmäßigen Inseln des aegaeischen Meeres zu bedrängen. Um ihn abzulenken, verfielen die Samier auf den unseligen Plan, den früher mißglückten Versuch der Aufwiegelung von Chios zu wiederholen.

Aufwiegelung von Chios.

Ypsilantis hatte noch zur Zeit seiner Oberfeldherrnschaft die Ermächtigung dazu gegeben, sie dann aber bis auf weiteres zurückgezogen. In der That waren die Aussichten auf Erfolg noch geringer als im Frühling 1821. Eine nennenswerte aufstandslustige Partei unter den Chioten gab es so wenig wie damals. Die Türken aber hatten sich noch besser vorgesehen und durften auf das Auslaufen ihrer Armada rechnen. Nichtsdestoweniger landete der Samier Lykurgos am 22. März mit einer Truppe von 2500 Mann, deren Zahl das vorauseilende Gerücht verfünffachte. Die osmanische Besatzung zog sich in die hauptstädtische Citadelle zurück, wo sie jedem Angriff gewachsen war. Die Samier plünderten das Zollamt, steckten Moscheen in Brand, ermordeten tür-

liche Gefangene. Sie pflanzten unter den Augen der herbeiströmenden Bauern die Freiheitsfahne auf und erpreßten der Freiheit zu Ehren schweres Geld von den geängstigten Städtern, die vor ihren ungerufenen Landsleuten flüchten wollten. Lykurgos geberdete sich als Herr der Insel. Er setzte die bisherige Regierungsbehörde ab und ernannte einen Revolutionsausschuß, der sich an die griechische Nationalregierung um Hilfe wandte. Aber ehe diese zur Stelle sein konnte, entlud sich das Unwetter der türkischen Rache.

Landung Kara Alis 11. April. Das Trauerspiel von Chios.

Der Sultan ließ auf die erste Kunde des Vorgefallenen drei der seit kurzem aus Chios übersandten Geißeln hinrichten und eine Anzahl chiotischer Kaufleute, die in Konstantinopel wohnten, einkerkern. Dann ergingen an Kara Ali Befehle zu raschem Handeln. Am 11. April langte er mit seiner Flotte vor der Hauptstadt der Insel an, beschoß sie und setzte 7000 Soldaten ans Land. Ein Ausfall der in der Citadelle Belagerten unterstützte ihren Vormarsch. Mit Schwert und Brandfackel drangen sie in die Häuser ein. Wie gehetztes Wild flüchtete alles bei ihrem Nahen zu den fremden Konsuln oder in die Berge. Der Unheilstifter Lykurgos rettete sich, nach vergeblichem Widerstand im Dorfe St. Georg, auf ein Schiff der hilfsbereiten Psarioten. Glücklich, wer von den Seinen und von den Eingeborenen nachfolgen konnte. Er mochte noch manche Not zu erleiden haben. Aber er konnte sich doch vielleicht, wie jener Lukis Laras in Bikélas' rührender Erzählung, eine sorgenfreie Zukunft erkämpfen. Welches Geschick Zurückbleibende erwartete, zeigte die Einnahme des Klosters St. Mynas, die alle dort zusammengedrängten Wehrlosen ihren Bürgernans Messer lieferte. So ward auch das Kloster Neomoni, bei dessen berühmtem Marienbild hunderte Schutz gesucht hatten, gestürmt, ausgeraubt, niedergebrannt. Unter seinen Trümmern verkohlten die Leichname der erdolchten Männer und geschändeten Weiber. Inzwischen waren die an Kleinasiens Küste gesammelten, von wütenden Derwischen fanatisirten Scharen gelandet: unter ihnen der Abschaum des anatolischen Pöbels mohammedanischen Glaubens. Nur für kurze Zeit legte ein Amnestieversprechen des Kapudan-Pascha ihren thierischen Lüsten einen Zügel an. Er ließ es durch die christlichen Konsulatsbeamten verkünden, sei es, um die Mastix-Dörfer (s. o. S. 212), aus denen der Harem des Großherrn reiche Einkünfte bezog, zu schützen, sei es, um die Geflüchteten in trügerische Sicherheit einzuwiegen. Viele trauten seinem Wort und kehrten waffenlos aus ihren Schlupfwinkeln zurück. Sofort fielen die Mordbanden über sie her, ohne des Säuglings in der Wiege zu schonen. Die Luft erfüllte sich mit Wutgeheul und Weherufen, das Meer gegenüber dem Gestade Psaras rötete sich vom Blut der Geschlachteten, die Erde dünstete weithin Leichen- und Pestgestank aus.

Den asiatischen Horden thaten die Henkersknechte Kara Alis es

gleich, der, wie es heißt, auf Befehl aus Konstantinopel, nach dortigem Muster Gefangene und Geißeln köpfen und hängen ließ. Nur die Habgier hemmte die Mordlust. Den Sklavenmärkten Asiens und Nordafrikas wurden ganze Karawanen und Schiffsladungen verkaufter Chioten zugeführt, Töchter aus den Armen ihrer Mütter hinweggerissen, Mann und Frau, Bruder und Schwester getrennt, und es waren nicht nur Bekenner des Islams, die sich bei diesem Schacher mit weißem Menschenfleisch bereicherten. Nach dem gewiß unverdächtigen „Spectateur Oriental", der türkenfreundlichen Zeitung Smyrnas, wurden gemäß den Registern des Zollamtes in Chios vom 10. Mai nur bis dahin über 30000 Gefangene beiderlei Geschlechtes zum Verkauf „exportirt". Die Summe der Getödteten läßt sich nicht feststellen. Die Einwohnerzahl der unglücklichen Insel soll von mehr als 100000 bis zum August, nach neuen Schrecknissen, auf ein paar tausend Seelen gesunken sein. Prokesch, der sie nach drei Jahren besuchte, fand noch die unvertilgten Spuren der Verheerung. Das schöne chiotische Mädchen aus vornehmen Hause, das er als „Kebsweib eines Janitscharen" erblickte, verkörperte in seinem stillen Schmerz das jammervolle Los Ungezählter.

Die griechische Flotte unter Miaoulis.

Wenn irgend etwas, so machte die Tragödie von Chios die staatliche Gemeinschaft der Türken und Griechen nach alter Weise für immer unmöglich. Die Völker Europas vernahmen schaudernd die Kunde von dem, was hier die Sonne beleuchtet hatte. Sie atmeten gleichsam erst auf, als sie hörten, daß den schuldlosen Opfern ein Rächer erstanden sei. Sehnsüchtig erwartet von den übrigen abgefallenen Inseln erschien die griechische Flotte bei Psara. Ihr fähigster Führer war der sturmerprobte Hydriot Miaoulis: an Thatkraft und Selbstvertrauen, Pflichttreue und Redlichkeit einem Robert Blake geistesverwandt, aber im Gegensatz zu dem puritanischen Seehelden ohne irgend welchen Anflug höherer Bildung und von klein auf unter märchenhaften Abenteuern und Gefahren auf dem Meere heimisch geworden. Zweimal versuchten die griechischen Seeleute, zuerst vom Süden, dann vom Norden, einen Angriff auf die türkische Flotte im Sunde von Chios. Durch die feindlichen Geschütze verscheucht mußten sie sich damit begnügen, umherirrende Flüchtlinge aufzunehmen. Manche derselben dankten ihre Rettung dem Kapitän Jourdain, einem französischen Philhellenen, der sich mit einem kleinen Streifkorps ins Innere der blutgetränkten Insel wagte. Er soll die Griechen auch eine Vervollkommnung ihrer Brander gelehrt haben,[1]) auf deren furchtbare Wirkung ein Kriegsrat in Psara seine letzte Hoffnung setzte.

Die Rache des Kanaris 19. Juni.

Der Hydriot Pipinos und der Psariot Kanaris wurden mit der Ausführung des tollkühnen Wagnisses betraut. Sie nahmen vor der

[1]) So Pouqueville: Histoire de la régénération de la Grèce 1824. III. 501. vgl. Mémoires par Jourdain 1828. I. S. VI.

Abfahrt mit ihren todesmutigen Freiwilligen das Abendmahl, entgingen in der Dämmerung der Wachsamkeit der Feinde und langten in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni inmitten der Flotte Kara Alis an. Auf dieser wurde eben der Beginn des Bairam, des türkischen Karnevals, gefeiert. Der Kapudan-Pascha hatte eine Menge Officiere zu festlichem Schmause geladen, die sich mit der Mannschaft auf dem glänzend erleuchteten Schiffe bei rauschender Musik ausgelassener Freude hingaben. Plötzlich ertönte der Ruf: „Feuer an Bord!" Glücklicher als Pipinos, dessen Brander zu früh vom Schiffe des Viceadmirals wieder abgerissen wurde, hatte Kanaris sein todbringendes Fahrzeug in einer offenen Stückpforte des Admiralschiffes festrammen können. Nach Entzündung des Branders sprang er als der letzte in das kleine rettende Boot und rief beim Anblick des Verderbens, das er hinter sich ließ, frohlockend: „Sieg dem Kreuze". Rasch trieb der Wind die emporzüngelnden Flammen über das mit dreitausend Menschen gefüllte Admiralsschiff. Zwei der Schaluppen, in die sich die aufgeschreckte Mannschaft stürzte, sanken in die Tiefe. Der Kapudan-Pascha, durch einen brennenden Balken schwer verletzt, wurde an die Küste von Chios verbracht und starb dort an der Stätte der mit seinem Namen verknüpften Unthaten. Sein Schiff flog, als die Pulverkammer Feuer gefangen hatte, in die Luft. Seine Armada entwich an die Gestade Kleinasiens und von da nach den Dardanellen. Die Türken auf Chios, nicht ersättigt durch den Tod der Gefangenen, die mit ihren Schergen auf Kara Alis Schiff elend zu Grunde gegangen waren, fielen über die bisher verschonten Mastix-Dörfer her und erneuerten die Scenen des Jammers. Aber Kanaris war ihnen entronnen. Vom jauchzenden Volk in Psara begrüßt, warf er sich in der Kirche dankend vor dem Altar der Gottesmutter nieder. Ebenso bescheiden wie tapfer ließ er seinen Gefährten ihren Anteil an dem Triumph nicht rauben, der das mitfühlende Europa zu jubelnder Bewunderung hinriß.

Stillstand in Morea.

Dieser eine Erfolg hob sich glänzend von dem düsteren Bilde gehäufter Unglücksfälle ab, welche die griechische Streitmacht auf dem Festlande betrafen. In Morea litt die Energie der Kriegführung nach wie vor unter dem Zerwürfnis der Primaten und des Kolokotronis. Er war zwar von der Gerusia als „Obergeneral" anerkannt und hatte im März vor der Citadelle von Patras seine alte Umsicht und Rührigkeit bewiesen. Allein seine Gegner betrogen ihn durch Abrufung eines Teiles der Mannschaft um den Triumph der Einnahme dieser Festung. Er verbiß seinen Groll, sann aber im stillen auf Rache.

D. Ypsilantis in Osthellas.

Noch schlimmer stand es für den Befreiungskampf jenseits der Landenge in Ost- und Westhellas. Nach dem Osten hatte sich anfangs März Ypsilantis auf den Weg gemacht, nicht gewillt, als Präsident des Be-

ratungskörpers in Korinth der Sphäre des Handelns entrückt zu bleiben. Der Centralregierung war seine Entfernung erwünscht. Ein paar hundert Mann durften ihm folgen, die er den Scharen der osthellenischen Kapitani zuführte. Mit Odysseus, dem Tüchtigsten, aber auch Hochmütigsten aus ihrer Mitte, stellte er sich auf guten Fuß. Der kriegerische Häuptling seinerseits suchte, wie vormals Kolokotronis in Morea, gegen die bürgerlichen Leiter des osthellenischen Areopags an ihm eine Stütze zu gewinnen. Indessen arbeitete man zunächst einträchtig zusammen, um dem von Norden drohenden Einbruch der Feinde zu begegnen. Gelang dies, so konnte man daran denken, den Aufständischen im thessalisch-makedonischen Gebirge die Hand zu reichen. Gegen Mitte April wurden 7000 Mann in drei Abteilungen zu Lande und zu Wasser nach dem

Odysseus im Streit mit dem Areopag

südlichen Thessalien übergeführt. Odysseus, der mit der stärksten Truppe gegen Zituni rückte, baute auf Erfolge der beiden anderen. Als diese ausblieben, schiffte er seine Krieger wieder ein. Vom Areopag wurde ihm sein Rückzug verdacht und die Entlassung, die er in tückischer Berechnung forderte, unvorsichtig bewilligt. Nun aber ließ er die gefährlichen Künste spielen, die er in Ali Paschas Schule gelernt hatte. Er verhetzte die Bewaffneten gegen die Areopagiten. Er heuchelte anfangs Nachgiebigkeit bei Verhandlungen mit zwei Boten der Centralregierung. Er ließ sie bald danach, als sie den Befehl seiner Vorladung überbrachten, durch seine Palikaren ermorden. Die Ächtung, die nach dieser Gewaltthat gegen ihn ausgesprochen ward, blieb ein leeres Wort. Niemand wollte den Preis verdienen, der auf den Kopf des Gefürchteten gesetzt war. Nach wenig Wochen hielt man es für geraten, ihn zu begnadigen.

Der Zug des Dramali.

Dem Schutze des Landes gegen den drohenden Feind thaten diese Händel den schwersten Abbruch. Der Areopag büßte alle Achtung ein. Das ganze Kriegswesen wurde zerrüttet. Ypsilantis kehrte enttäuscht nach Morea zurück. Auch war auf eine Ablenkung des türkischen Angriffs durch den Aufstand der Kapitani und Bauern an der Nordgrenze Thessaliens schon längst nicht mehr zu hoffen. Abdulabud hatte sie zu Paaren getrieben, über hundert Dörfer verbrannt, tausende von Gefangenen seinen Würgengeln preisgegeben. So stand den Türken nichts mehr im Wege, den Zug nach Süden anzutreten, zu dem seit Janinas Fall aufs eifrigste in Larissa gerüstet wurde. Die Führung ward zu Churchits Ärger dem Mahmud Dramali anvertraut, der sich im Rate des Sultans mächtigerer Gönner erfreute als Alis stolzer Besieger, ihm aber an Einsicht und Erfahrung bei weitem nachstand. Dramali war gleichzeitig zum Statthalter Moreas ernannt worden und sah sich schon als Eroberer dieser Provinz. Denn seit vielen Menschenaltern war kein so starkes Heer gegen den Isthmus aufgebrochen: an 30000 Mann mit

zahlreicher Artillerie, das Fußvolk großentheils kernhafte Albanesen, die 6000 Reiter auserlesene Lehensmannschaft. Ungehindert wälzte sich der Strom dieser Kriegsmacht in den ersten Wochen des Juli durch die Pässe und überschwemmte Phokis, Lokris, Boeotien, Attika. Zwar zum Entsatz von Athen kam der Dramali zu spät. Ein regelrechtes Bombardement, von dem Franzosen Voutier geleitet, Hunger und Seuchen hatten ihre Wirkung gethan. Die Feste hatte sich am 21. Juni ergeben müssen und wurde von einem Haufen Palikaren bewacht. Da aber auch diese Kapitulation von griechischer Blutgier gebrochen worden war, mußte sich die Bevölkerung auf ein entsetzliches Strafgericht gefaßt machen. Sie flüchtete in hellen Haufen nach Salamis. Das Gerücht verdreifachte die Stärke des Türkenheeres. Es fand den Zugang zum Isthmus unbesetzt. Selbst die Felsenburg Koriths war von dem feigen Befehlshaber, der vor seinem Abzug nur zur Erschießung der Gefangenen den Mut fand, Hals über Kopf verlassen worden. Die Regierung hatte sich nach Argos gewandt. Auch dort war ihres Bleibens nicht. Vor dem falschen Alarmruf ihrer eigenen Landsleute, die den allgemeinen Türkenschrecken zu Raub und Diebstahl ausnutzten, retteten sich Mitglieder der beiden höchsten Körperschaften und Minister auf ein paar Schiffe bei Lerna. Ihre Archive und Geldvorräte gingen großenteils verloren. Das wenige, was sie von Wertsachen mit sich brachten, fiel den Matrosen zur Beute. In wilder Hast drängte sich das Volk ans Gestade, auf die Kähne. Der Vortrab des Dramali kam der Besatzung von Nauplia zu Hilfe, die schon wegen der Übergabe unterhandelt hatte. Er selbst schlug siegestrunken am 25. Juli sein Lager in Argos auf und glaubte in kurzem ganz Morea zu seinen Füßen liegen zu sehen.

Flucht der griechischen Regierung.

Der Dramali in Argos 25. Juli.

Nicht wenig hatte die Abwesenheit des griechischen Regierungshauptes zu der Verwirrung beigetragen. Der Präsident Maurokordatos weilte, vom beratenden Körper mit diktatorischer Gewalt ausgestattet, schon seit Wochen in der Ferne. Er hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, persönlich einen Kriegszug im westlichen Hellas anzuführen. Den Anstoß zu diesem Unternehmen hatte die Bedrängnis der Sulioten gegeben, deren bester Mann, der jugendliche Held Marko Botsaris, dringend um Hilfe bat. Seine Stammesgenossen hatten sich durch Churchits schönklingende Verheißungen nicht entwaffnen lassen. Nur in Gemeinschaft mit ihren griechischen Glaubensbrüdern wollten sie Frieden schließen. Daraufhin waren sie von zehnfach überlegenen Massen angefallen, aus ihren wichtigsten Schanzen vertrieben und endlich auf die Feste Kiapha beschränkt worden. Diesen letzten Schlupfwinkel verteidigten Männer und Weiber mit wetteifernder Tapferkeit. Sicher gezielte Kugeln und thalwärts rollende Felsblöcke zerschmetterten die herandringenden Feinde. Omer Brionis, dem Churchit diesen Kriegsschauplatz überließ, nahm

Hilfegesuch der Sulioten an Maurokordatos.

Abstand von einem neuen Sturm gegen die Höhen und beschränkte sich darauf, sie zu umlagern. Das heldenmütige kleine Bergvolk nicht im Stich zu lassen war Maurokordatos als eine Ehrenpflicht erschienen. Auch wäre es ein unschätzbarer Gewinn für die Sache des Freiheitskampfes gewesen, wenn er den türkischen Vorstoß im Westen hätte durchkreuzen können. Allein ihm fehlte durchaus militärische Begabung, und die Kräfte, über die er verfügte, waren gering.

Maurokordatos' Streitkräfte. Das Korps der Philhellenen.

Von Korinth waren ihm außer einer kleinen Truppe ionischer Freiwilliger das einzige „reguläre" auf westeuropäische Art geschulte Infanterieregiment und ein im Mai formirtes Bataillon fremder Philhellenen gefolgt. Jenes Infanterieregiment, von dem Franzosen Balesto einexercirt, von dem Piemontesen Tarella befehligt, hatte mit 600 Mann seinen höchsten Stand erreicht. Das auserlesene Bataillon der Philhellenen, großenteils Officiere von deutscher, französischer, polnischer, italienischer Herkunft, unter dem Kommando des Genuesen Dania, umfaßte nicht ganz 200 Kämpfer. Um seine Bildung, die Eifersüchteleien und Geldmangel erschwerten, hatte sich namentlich der ehemalige würtembergische General Graf Normann ein Verdienst erworben. Sein Name, aus den napoleonischen Kriegen bekannt, war mit dem Vorwurf des vertragswidrigen Überfalles der Lützower bei Kitzen belastet[1]). Nicht minder um seine Soldatenehre wieder zu erkämpfen, als aus Begeisterung für die griechische Sache hatte er sich mit Gleichgesinnten von Marseille aus im Januar 1822 auf den Weg gemacht und sofort nach der Landung in Navarino einen Angriff der türkischen Flotte abgewehrt. Am Zuge des Maurokordatos nahm er in dessen Generalstab teil. Nicht ohne Fährlichkeiten gelangte man nach Patras, von wo die Überfahrt nach Mesolonghi bewerkstelligt wurde. Hier verstärkte sich allerdings die kleine Schar durch Mannschaften, die dem jungen Gennäos Kolokotronis und des Petrobey Bruder aus Morea gefolgt waren. Aber dieser wurde alsbald mit fünfhundert seiner Mainoten nach dem albanesischen Hafenplatz Fanari entsandt, um den Versuch zu machen, von dort die in Kiapha Eingeschlossenen mit Nahrung zu versehen. Ein Haufe Sulioten, den Marko Botsaris dem heranrückenden Maurokordatos zugeführt hatte, fiel durch seine Zahl nicht schwer ins Gewicht. Klephtenhäuptlinge und Kapitani aus Akarnanien und Aetolien stellten sich nur spärlich bei ihm ein, da sie der Leitung der feinen Herren mißtrauten, und ihre wilde Kriegsweise überhaupt regelrechter Zucht widerstrebte. So waren es nur an 3000 Mann, die nach dem Marsche zum Busen von Arta am 22. Juni im Thal von Komboti ein Lager bezogen.

Maurokordatos' Lager bei Komboti.

Was Schulung und Umsicht leisten konnten, bewies hier Normann,

[1]) S. neuere Mitteilungen zur Rechtfertigung Normanns bei Pfister: Aus dem Lager des Rheinbundes 1897 S. 222 ff.

der mit dem Regiment Tarella und einem Bataillon Philhellenen starke feindliche Reiterei bis zu den Mauern Artas zurückjagte. Aber dieser Erfolg wurde nicht ausgebeutet. Statt das kleine Heer zusammenzuhalten, ward es zersplittert. Botsaris sollte mit ein paar hundert Mann der Besatzung von Kiapha für einen Ausfall Luft machen. Maurokordatos nahm einen Trupp nach Langadha mit sich, um dort, da türkische Schiffe den Seeweg abschnitten, für die Beschaffung von Lebensmitteln Anstalten zu treffen. In der für die Deckung seines Rückzugs wichtigen Ortschaft Komboti blieb nur eine Wache von 150 Mann. Die Hauptmasse unter Normann nahm nördlich von Arta Stellung auf den Hügeln bei Peta, deren vordere niedrigere Kette einem Angriff wenig Schwierigkeiten bot. Es war an sich ein Wagnis, so nahe einer überlegenen feindlichen Besatzung ohne Rückhalt Posto zu fassen. Noch verhängnisvoller ward es in Folge des Verrates eines der eigenen Kampfgefährten. Gogos Bakolas, der Kapitano von Arta, ein verschmitzter Albanese aus Alis Schule, spielte doppeltes Spiel. Er hatte den Griechen seine Palikaren zugeführt, hielt sich aber durch seine heimlichen Angebereien die Rückkehr zu den Türken offen. Dank seinen Winken konnten sie Botsaris bei seinem Marsch gegen Suli in eine Falle locken, aus der er sich nur mit schweren Verlusten, nach Peta zurückeilend, herauszog. Ohne Gogos zu durchschauen, vertraute Normann ihm den Schutz der zweiten, steileren Höhen an. Philhellenen, Jonier, Reguläre behielten sich den Ehrenplatz in der Front vor, verschmähten es aber fast durchaus, sich mit Schanzwerken auf griechische Art zu decken. Hier wurden auch die zwei Kanonen aufgestellt, über die man verfügte.

Verrat des Gogos Bakolas.

Im Morgengrauen des 17. Juli führte der Kommandant von Arta 7000 Mann zum Sturm. Es war der thatkräftige Reschid Pascha, ein georgischer Renegat. Die Griechen bezeichneten ihn nach seinem früheren Kommando in Kutajah als „Kiutagi" und lernten ihn unter diesem Namen fürchten. Zweimal brach sich sein Angriff an dem Feuer der kleinen Schar im Vordertreffen. Allein während Normann schon den Sieg in der Hand zu haben glaubte, gab Gogos einer seitwärts emporklimmenden albanesischen Truppe die beherrschende Höhe preis. Die Flucht seiner Leute riß die übrigen Armatolen mit und zwang auch Botsaris, seine Flankenstellung zu verlassen. Im Rücken gefaßt und zugleich durch einen neuen Vorstoß der feindlichen Massen in der Front bedrängt, kämpften die paar hundert um Normann wie homerische Helden. Er selbst kam mit einem Prellschuß davon [1]) und schlug sich mit einzelnen

Schlacht bei Peta 17. Juli.

[1]) Auszug aus einem Schreiben Normanns 26. Juli 1822. Kopie in den Papieren des Philhellenen-Vereins Zürich. (S. Anhang VI.) — Mendelssohn I. 269 spricht irriger Weise von einer schweren Verwundung Normanns. Auch sein Citat (S. 267) aus Feldhams' Schrift: Kreuz- und Querzüge u. s. w. 1822 S. 129 gehört nicht hierher.

Versprengten zu Maurokordatos durch. Aber vierhundert Freiheitskämpfer, und unter ihnen dreiviertel des Bataillons der Philhellenen, deckten die Wahlstatt. Auch Komboti hatte man nicht halten können. Dania und Tarella waren gefallen. Der Deutsche Deichmann, Fahnenträger der Philhellenen, hielt noch im Tode das zerfetzte Banner umklammert. Der Franzose Mignac hieb, schon verwundet, an einen Baumstamm gelehnt, einen Albanesen nach dem andern nieder, bis sein Säbel brach. Der Pole Mizewski und seine Landsleute verkauften ihr Leben theuer auf dem Dachboden der Dorfkirche, in die sie sich geworfen hatten. Aber mit all diesem Heroismus war nur die Ehre gerettet.[1])

Verlust von Suli. Bedrohung Westgriechenlands.

Der nächste Zweck der Unternehmung des Maurokordatos, die Befreiung der Sulioten, war durch die Niederlage bei Peta vollkommen vereitelt. Einen Tag vorher war auch die abgesandte Mainotentruppe, nach dem Fall ihres Führers, aus Fanari vertrieben worden. Den in Kiapha Ausgehungerten blieb nichts übrig, als die Vermittlung der englischen Behörden auf Korfu anzurufen, die ihnen im September die Überfahrt nach Kephalonia ermöglichten. Aber weit mehr als die Rettung Sulis vor neuer Herrschaft des Halbmondes schien verspielt zu sein. Das ganze westliche Griechenland wurde wieder aufs schwerste von ihr bedroht. Hatte Maurokordatos vor dem Schlachttag von Peta den Kapitani wenig Vertrauen eingeflößt, so war zu fürchten, daß sie ihn nach der Niederlage seiner Kerntruppe ganz im Stich lassen würden. Für manchen mochte das Beispiel von Gogos' offenem Abfall zu den Türken, der nicht lange auf sich warten ließ, verlockend sein. Gelang es ihnen, nach Morea überzusetzen, konnte der Dramali dort seine Siegesbahn verfolgen, und wirkte der neue Kapudan-Pascha mit den Befehlshabern der türkischen Landmacht zusammen, so hatte die letzte Stunde des griechischen Freiheitskampfes geschlagen. —

Einlenken des Zaren.

In diesem kritischen Augenblick war für ihn von einem Eintreten europäischer Großmächte noch weniger zu hoffen als in seinen Anfängen. Auch die Wolke eines russisch-türkischen Krieges begann eben damals sich zu zerteilen. Dem Zaren waren doch ernste Bedenken gegen Kapodistrias' Ratschläge aufgestiegen. Die Furcht, den Neuerungssüchtigen aller Länder in die Hände zu arbeiten, machte ihn irre. Sie erhielt durch die Aufspürung eines studentischen Geheimvereines in Warschau gerade damals neue Nahrung. „Ich kenne, sagte er im Februar 1822 zum östreichischen Gesandten, wie ihr die Gefahren, von denen die sociale Ordnung bedroht ist, und wünsche den Frieden über alles." Mit Nesselrodes Hilfe suchte er einen ehrenvollen Ausweg. Er fand sich in

[1]) Elster: Das Bataillon der Philhellenen, 1828 und Fahrten eines Musikanten, herausgegeben von Bechstein, nennt den Polen „Mizewski", Raybaud: Mémoires sur la Grèce, 1825 schreibt „Merziewski".

der Sendung Tatiščevs nach Wien. Tatiščev, jener betriebsame Diplomat, der wenige Jahre zuvor in Madrid das Feld hatte räumen müssen, (s. o. S. 24) betrachtete die Angelegenheiten des Orientes kühleren Blutes als Kapodistrias. Dieser sah seine Sendung sehr ungern und fürchtete von ihr Durchkreuzung seiner Entwürfe. Bisher hatte sie der russische Gesandte in Wien, Golovkin, zu Metternichs Ärger, nach Kräften befördert. Allein mit Tatiščevs Ankunft wurde er auf die Seite gedrängt und von den geheimsten mündlichen Verabredungen ausgeschlossen.[1])

Tatiščevs erste Sendung nach Wien.

Was Tatiščev an Vorschlägen des Kabinets mitbrachte, noch mehr aber was er im vertraulichen Gespräch mit Metternich und Gentz als persönliche Meinung seines Kaisers durchblicken ließ, bot der Hoffnung auf Erhaltung des Friedens Raum. Zwar zielte Rußland dem Anschein nach auf Besetzung der Donaufürstentümer „im Namen der Allianz", falls die Pforte sich dem Ultimatum nicht füge. Der Zar erwartete für seine Willfährigkeit in Troppau und Laibach eine Gegenleistung seiner hohen Verbündeten. Aber er war bereit, das Ultimatum zu ermäßigen, sobald die übrigen Großmächte durch Abrufung ihrer Gesandten von Konstantinopel die Berechtigung seiner Forderungen anerkennen würden. In Berlin ward bereits am 14. März zwischen Bernstorff und Alopeus ein Protokoll vereinbart, das, ohne Preußen an Rußland zu ketten, diesem Wunsche entsprach.[2]) Form und Inhalt des Aktenstückes gaben Metternich zu einigen Bedenken Anlaß. Indessen zeigte auch er sich willfährig, eventuell die diplomatische Verbindung mit der Pforte abzubrechen, vorausgesetzt, daß dies ein gemeinsamer Schritt aller Glieder „der großen Allianz" sein werde. Da sich das Einverständnis der Freunde an der Themse sehr stark bezweifeln ließ, so wurde diese Nachgiebigkeit dem östreichischen Staatskanzler nicht schwer. In anderen Punkten blieb er um so fester. Er widerlegte die Behauptung, daß die Verträge Rußland das Recht verliehen, sich zu Gunsten der Griechen einzumischen. Er wies den Gedanken zurück, die souveräne Gewalt des Sultans über Griechenland zu einer lockeren Oberherrlichkeit abzuschwächen. Eine Denkschrift, die er am 19. April 1822 dem russischen Unterhändler nach Petersburg mitgab, trennte die Fragen des Rechtes und des allgemeinen Wohles. Im Hinblick auf die Griechen, aber nur auf die Moreas und der Inseln, sollten die Mächte sich darauf beschränken, zu Gunsten der Kultusfreiheit der Sicherung von Personen und Eigentum, geordneter Rechtspflege Vorstellungen zu machen und sie zur Annahme einer Amnestie in bestimmter Frist zu bewegen. Über alles hätte man sich mit Bevollmächtigten der

Metternichs Denkschrift vom 19. April 1822.

[1]) Berichte Lebzelterns 6. 19. Febr., 12. März, 21. April. Zichys 17. 25. März 1822. Arch. Wien. Wertvolle Ergänzungen zu den urkundlichen Mitteilungen in Metternichs Papieren, zu Prokesch, Beer u. a. über Tatiščevs Verhandlung finden sich bei Martens IV. Partie 1. Racueil etc. (1878).

[2]) Vgl. Ringhoffer a. a. O. S. 15, 242—244.

Pforte zu verständigen. Als Ort der Verhandlung, die dem für den Herbst geplanten Fürstenkongreß vorausgehen sollte, nahm Metternich wie vormals Wien in Aussicht. Der Zustimmung Englands, Frankreichs, Preußens durfte er gewiß sein. Auch von russischer Seite fürchtete er keinen Einspruch. In einem Schreiben an Nesselrode äußerte sich sein Vorgefühl des Sieges: „Ihr Kaiser will, was der meinige will, was in letzter Linie alle Verbündeten wollen. Ihr Kaiser sieht, wie der meinige, daß die Faktion mit offenem Rachen bereit steht, um die sociale Ordnung bei der ersten Erschütterung der starken Pfeiler, auf denen sie ruht, zu verschlingen."

Kapodistrias' Unmut.

Er hatte gute Gründe, „in dem Ringkampf mit Kapodistrias" auf seine Überlegenheit zu rechnen. Aus Tatiščevs vertraulichen Eröffnungen war mit voller Klarheit hervorgegangen, daß der Zar den Eifer seines Ministers zu zügeln wünsche. Es kam ihm nach Tatiščevs Geständnis darauf an, Zeit zu gewinnen, um bei dem nächsten Kongreß nicht „mit gebundenen Händen" zu erscheinen. Auch hatte der weltkundige russische Unterhändler zugesagt, die wichtigsten Aktenstücke, die er von Wien zurückbrachte, nur dem Zaren unter vier Augen vorzulegen. Mag dieser sie nun Kapodistrias nicht vorenthalten haben: der Minister fühlte sich seines kaiserlichen Gönners nicht mehr sicher und konnte seinen Unmut nicht verbergen [1]. Er mußte zugeben, daß Tatiščev im Juni ein zweites Mal nach Wien abgesandt wurde, um an Beratungen der Vertreter aller Großmächte über die orientalischen Angelegenheiten nach Metternichs Programm teilzunehmen. Die Erklärung, die er in der ersten Sitzung am 28. Juni abgab, klang sehr versöhnlich. Er forderte im Namen des Zaren, als Vorbedingung für die Anknüpfung unmittelbarer Verhandlungen mit der Pforte, nur Räumung der Donaufürstentümer und Abordnung eines türkischen Bevollmächtigten. „Der Proceß ist gewonnen", frohlockte Metternich schon Ende Mai. „Kapodistrias, fügte er wenig später hinzu, ist ganz auseinander. . . Er hat sich bisher geirrt, ich aber nicht [2].

Tatiščevs zweite Sendung nach Wien.

Strangfords Verhandlungen in Konstantinopel.

Inzwischen war der Starrsinn der türkischen Regierung in etwas erweicht worden. Diesmal hatte Strangford seinem östreichischen Kollegen die Hauptlast der Verhandlung abgenommen. Das hohe persönliche Ansehen, das er in Konstantinopel genoß, und seine Gabe, sich in die Gedankenwelt und Ausdrucksweise der mohammedanischen Würdenträger zu finden, kamen ihm sehr zustatten. Die Macht, die er vertrat, erwies sich durch äußerst parteiische Handhabung der Neutralität auf den ionischen Inseln von Tag zu Tage willfähriger, den Vorteil

[1]) Berichte Lebzelterns 16. 19. Mai 1822 Arch. Wien.

[2]) Ergänzungen zu Gedrucktem in Metternichs Weisungen an Lebzeltern 4. 15. 31. Juli 1822. Arch. Wien.

des Sultans wahrzunehmen. Sein „bester Freund" durfte gegenüber seinen Ministern manches kräftige Wort wagen. Nach harten Kämpfen gelang es ihm Ende April, das Versprechen der Räumung von Moldau und Walachei und die Ernennung der Hospodare zu erwirken. Noch war vom Versprechen bis zum Halten ein weiter Weg. Indessen machten die Paschas während des Sommers ernstliche Anstalten, die Donaufürstentümer zu räumen. Auch wurden im Juli zwei neue Hospodare ernannt: allerdings nicht wie vormals den fanariotischen Familien entnommen, sondern die Bojaren Gregor Ghika und Johannes Stourdza. Damit aber hatte die Nachgiebigkeit der türkischen Staatslenker ihr Ende erreicht. Die Entsendung eines Bevollmächtigten an den Zaren vor der Rückkehr eines russischen Vertreters lehnten sie mit Entrüstung ab. Nicht weniger empörte sie die Zumutung einer Einmischung der Großmächte in den Kampf gegen die griechischen Rebellen, die gerade damals völliger Vernichtung nahe zu sein schienen. „Sind wir, frugen sie spöttisch, so schlimm daran, daß wir von Rußland die Gnade erbitten müßten, Europa zu beweisen, jene Macht halte uns für würdig, mit ihr zusammen zu existiren"? „Überlaßt uns unsere eigenen Angelegenheiten. . . Wir haben die Verträge, und damit alle unsere Pflichten, erfüllt. Wir haben keinen fremden Beistand nötig. . . Unsere Erfolge sprechen für uns. . . In Morea unterwerfen sich die Einwohner, und man verzeiht ihnen, man schützt sie und ihr Eigentum. Was braucht es mehr? . . Wir wollen nicht wie die kleinen Kinder am Gängelbande geführt werden." Strangford betonte die Versöhnlichkeit Alexanders. Die Türken erinnerten an die Wühlereien russischer Agenten. Er sprach von dem unauslöschlichen Eindruck des Blutbades auf Chios. Sie lenkten seinen Blick auf die Blutbäder von Tripolitsa, Navarino, Korinth, Athen. Im Begriff, abzureisen, um an dem bevorstehenden Kongreß teilzunehmen, erbot er sich selbst, als Bevollmächtigter des Sultans aufzutreten. Der Reis-Efendi erklärte ihm, er möge in Wien nur die Vertragstreue der Pforte und die Treulosigkeit anderer in Vergleich stellen. „Wir sind bereit, schlossen die Türken am 27. August ihre Verhandlungen mit ihm, England jedes Opfer zu bringen, außer dem unserer Würde und Unabhängigkeit."

Ernennung der Hospodare. Grenze der türkischen Nachgiebigkeit.

Metternich nahm diesen Mißerfolg seiner englischen Bundesgenossen nicht allzuschwer. Aus deutlichen Anzeichen schloß er, daß der Zar doch nicht wieder in Kapodistrias' Bahnen einlenken werde. Selbst das Erscheinen des alten Gegners auf dem Kongreß sollte ihn nicht schrecken. „Der Mann ist todt, meinte er, und ich fürchte weder die Todten noch die Gespenster." Nun konnte ihm aber Lebzeltern am 25. Juli sogar melden, daß der Zar ohne Kapodistrias kommen werde. Der Minister hatte aus Gesundheitsrücksichten einen Urlaub auf unbestimmte Zeit

Kapodistrias' Sturz Juli 1822.

genommen. Für den Eingeweihten bedeutete dies seinen Sturz. Auch schrieb er an Golovkin, dessen Stellung in Wien gleichfalls unhaltbar wurde, einen förmlichen Abschiedsbrief. Das Netz, das er seit Jahren heimlich geflochten hatte, war zerrissen. Einige Wochen nachher konnte man aus dem Munde des Zaren die Worte hören: „Ich hätte mich durch den allgemeinen Enthusiasmus für die Sache der Griechen hinreißen lassen können, aber ich habe nie die unreine Quelle des griechischen Aufstandes und die Gefahr meines Eingreifens für meine Verbündeten aus dem Auge verloren. Der Egoismus ist nicht mehr die Basis der Politik. Die Grundsätze unserer wahrhaft heiligen Allianz sind rein[1].“ Diese Rückkehr zu der salbungsvollen Deklaration von Laibach wurde erst dann völlig verständlich, wenn man den Blick von den östlichen Ereignissen Europas auf die des Westens lenkte. Die Bewegungen der pyrenäischen Halbinsel ließen sich über der Erschütterung der Halbinsel des Balkans nicht vergessen. Griechenland trat zur Zeit für die Machthaber des Weltteils hinter Spanien zurück. Keiner von ihnen warf sich mit gleichem Eifer dazu auf, dort die Rolle des Ritters Georg zu spielen, wie der vom Wahne einer heiligen Mission berauschte Zar.

[1]) Bericht Hatzfelds 14. Sept. 1822 Arch. Berlin.

VIII.

Verlauf der spanischen Revolution und Sieg der Ultras in Frankreich.

Entlassung des Ministeriums Argüelles März 1821.

Die Umwälzung Spaniens hatte seit dem Anfang des Jahres 1821 einen Verlauf genommen, der für die Wiedergeburt des Staatswesens nichts Gutes hoffen ließ. Schon damals waren die Tage des Ministeriums Argüelles gezählt. Von rechts und links bedrängt rieb es seine Kräfte in unfruchtbaren Kämpfen auf. Noch immer mußten die Servilen ihm gefährlicher erscheinen als die Exaltados. Am 29. Januar 1821 wurde ein Titularkaplan des Königs, Vinuesa, verhaftet, unter dessen Papieren sich der vollständige Entwurf eines Staatsstreiches vorfand. Sofort wandte sich der Argwohn gegen den Palast. Der Stadtrat von Madrid richtete eine Vorstellung an den König, um schleunige Bestrafung der „vermutlich Schuldigen" zu fordern. Bei Ausfahrten des Hofes ertönten Schmähungen aus der Mitte des Volkes. Zwischen Milizen und Leibgarden fanden blutige Raufereien statt. Die Ruhe kehrte erst zurück, als der König der Entfernung der Leibgarden vom Wachtdienst im Schloß und ihrer künftigen Auflösung zustimmte. Aber er konnte den Ministern diese neue Demütigung nicht vergeben. Vor dem Staatsrat nannte er sie Verräter, drohte ihnen mit Gefangennahme und rief zornglühend aus: „Ich sehe den Tod vor Augen, aber ich werde nicht sterben, ohne mich gerächt zu haben." Als Tag der Rache ersah er sich den 1. März, an dem die Cortes, nach Vorschrift der Verfassung, aufs neue zusammentraten. Widerstrebend hatte er sich von den Ministern eine Eröffnungsrede vorschreiben lassen, in der ihm eine gegen die Beschlüsse von Troppau und Laibach gerichtete Wendung besonders peinlich war. Als er aber sein Pensum verlesen hatte, fügte er zu allgemeiner Überraschung aus freien Stücken einige scharfe Bemerkungen über die ihm zugefügten Beleidigungen und die Schwäche der Behörden hinzu. Die Minister waren es ihrer Ehre schuldig, ihre Entlassung einzureichen. Der König kam ihnen zuvor. Auch danach ließen sie sich zu

Anklagen gegen ihn nicht hinreißen. Dagegen erklärte Quiroga vor den Cortes, er kenne die Fäden der Verschwörung, und im Klub der Fontana de Oro hagelte es Flüche gegen den verräterischen Hof.[1])

Ministerium Feliu-Bardaji.

Mit der herrschenden Partei den offenen Kampf aufzunehmen wollte der König nicht wagen. Es war ihm nur um Verdrängen ihm persönlich widerwärtiger Männer zu thun gewesen. Erschreckt durch seine eigene ungewohnte Kühnheit forderte er sogar die Cortes auf, ihm Minister-Kandidaten zu bezeichnen. Von den Cortes an den Staatsrat verwiesen, ließ er sich nach dessen Vorschlägen ein zweites Ministerium der Moderados gefallen. Insgeheim blickte er aber wie zuvor sehnsüchtig nach fremder Hilfe aus. Unter den neuen Ministern waren die bekanntesten der des Inneren Feliu, Mitglied der Cortes von Cadiz, und der des Äußeren Bardaji, der als spanischer Vertreter in Turin und Paris bei den Regierungen von der Seine bis zur Newa in sehr schlechten Ruf gekommen war.[2]) Allein diesen Männern fehlte der Glanz des politischen Martyriums, der die Häupter ihrer berühmteren Vorgänger umstrahlt hatte. Von den Exaltados hatten sie noch weniger Schonung zu erwarten als diese. Die radikale Partei wurde ohnehin eben damals durch den Einmarsch der Östreicher in Neapel und Piemont gewaltig erregt. In vielen der größeren Städte setzten die Klubisten willkürliche Verhaftungen und Ausweisungen Serviler durch. Umgekehrt gewannen auf dem flachen Lande und im Gebirge die Gegner der Verfassung wachsenden Anhang. In der Nähe von Burgos sammelte der Pfarrer Merino, der sich im Unabhängigkeitskrieg einen Namen gemacht hatte, seine Guerrillas zum Schutze „des Königs und des Glaubens". Aus den baskischen Bergen zogen an 2000 Mann gegen die Miliz von Vitoria zu Felde. Man mußte die Rebellen durch ein Aufgebot von Truppen zersprengen und suchte sich durch drakonische Dekrete zu helfen. Aber das Ansehen der Regierung wurde dadurch nur vorübergehend gehoben.

Ermordung Vinuesas 4. Mai.

Unter ihren Augen in Madrid vollbrachte der verhetzte Pöbel einen Akt gräßlicher Lynchjustiz. Auf die Nachricht, daß Vinuesa statt zum Tode zu zehnjähriger Verbannung verurteilt worden sei, stürmte ein wütender Haufe am 4. Mai sein Gefängnis und machte ihn nieder. Seinem Richter war dasselbe Schicksal zugedacht. Zu seinem Glück fanden die Mordbuben ihn nicht in seiner Wohnung. Von da zogen sie vor einen anderen Kerker, wo ein Gesinnungsgenosse Vinuesas in Haft saß. Hier endlich trieb sie das Militär auseinander. Die Masse der hauptstädtischen Bürgerschaft machte aus ihrem Abscheu vor der Unthat kein Hehl. Allein im Klub der Fontana de Oro erscholl in einer

[1]) Berichte Lavals 7. Febr., 6. März 1821. Arch. Paris.

[2]) S. o. S. 168 vgl. Pasquier: Mémoires V. 116, 159, 176, 177.

lärmenden Abendsitzung der Ruf: „Mögen alle Servilen untergehen wie Vinuesa.“ Im Schloß war man währenddessen auf das Schlimmste gefaßt gewesen. Seit dem Anfang des Februar waren die Gardegrenadiere mit dem Dienst im Palast betraut worden. Der König erschien mit den Infanten vor dem wachthabenden Bataillon, forderte es auf, ihn und die Seinen zu schützen, und wurde durch begeisterte Zurufe beruhigt. Hierdurch gehoben raffte er sich dazu auf, den schlaffen Generalkapitän von Neucastilien zu entlassen und das Kommando in der Hauptstadt dem aus Amerika heimgekehrten energischen General Morillo zu überweisen. Auch der Präfekt von Madrid, der sich während des Tumultes nicht hatte blicken lassen, verlor seine Stelle. Die Minister drangen selbst auf kräftige Maßregeln. Ihre Parteifreunde in den Cortes überschütteten die demagogischen Aufwiegler mit heftigen Vorwürfen. Aber die Mörder entgingen der Strafe, und die Regierung entbehrte der notwendigen Festigkeit. Die Exaltados fuhren fort, die Ratgeber des Königs als verkappte Freiheitsfeinde zu schmähen. Der König betrachtete sie als ein notwendiges Übel.

Spannung zwischen Ministerium und König.

Es hätte wenig gefehlt, so wäre es schon einige Wochen später zwischen ihm und dem neuen Ministerium zum Bruch gekommen. Die Cortes hatten mit Feuereifer eine Fülle wichtiger Gesetze über Heer- und Finanzwesen, grundherrliche Rechte, Zehnten, Unterricht in Angriff genommen. Aber die Sucht, durch langatmige, mit deklamatorischer Kunst vorgelesene Reden zu glänzen und die Neigung, sich durch unzählige Kleinigkeiten abziehen zu lassen, erschwerten den Gang ihrer Verhandlungen. Da diese mit dem Anfang des Sommers zu schließen und nach der Verfassung erst im Frühling 1822 wieder aufzunehmen waren, wurde das Verlangen nach Berufung außerordentlicher Cortes für den Herbst des Jahres laut. Massenhafte Adressen aus der Hauptstadt und den Provinzen gaben der Forderung Nachdruck. Die Minister unterstützten sie, weil sie sich ohne den Rückhalt der Versammlung zu schwach fühlten. Der König aber, der sie möglichst lange außer Thätigkeit gesetzt zu sehen wünschte, verweigerte seine unumgängliche Zustimmung. Ernste Vorstellungen der Minister reizten seinen Zorn. „Will man mich zur Nachgiebigkeit zwingen, erklärte er, so werde ich diese Gewaltsamkeit der Nation und den fremden Mächten durch ein Manifest kundthun.“ Indessen zum ehrlichen Widerstande fehlte ihm auch jetzt der Mut. Obwohl Morillo sich mit seinem Kopf für die Sicherheit des Königs verbürgte, zitterte er vor dem Schreckbild eines bevorstehenden Angriffes auf das Schloß. Was ihm sonst von beängstigenden Nachrichten zu Ohren kam, steht dahin. Man munkelte vom Plane der Einsetzung einer Regentschaft. Auch soll der jüngste Bruder des Königs, Don Francisco de Paula, ein Liebling der Liberalen, angestachelt durch seine ehrgeizige Gemahlin,

geheime Zusammenkünfte mit einigen ihrer Führer gehabt haben. Genug, am 28. Juni gab der König nach. Zwei Tage darauf schloß er mit den ihm vorgeschriebenen Lobeserhebungen der Cortes ihre Sitzungen. Zuvor aber entsandte er einen jungen Priester nach Paris, der Pasquier und Pozzo di Borgo beschwören sollte, ihm durch fremde Bayonette schleunigst zu Hilfe zu kommen. Der Nuntius und der französische Gesandte Laval, der nach einigem Sträuben dem Sendling eine Art von Beglaubigung mitgab, waren im Geheimnis der Mission.[1])

Bewilligung außerordentlicher Cortes 30. Juni.

Zurückhaltung Frankreichs.

Indessen verharrte die damalige französische Regierung unerschütterlich auf dem Standpunkt, die Versuchung zu einer Einmischung in die Angelegenheiten des Nachbarreiches zurückzuweisen. Die Abrufung Lavals war schon seit einiger Zeit beschlossene Sache. An seine Stelle trat anfangs Juli Graf de Lagarde, der während der Emigration in Rußland gedient hatte. Seine politische Vergangenheit nahm den König Ferdinand sehr für ihn ein. Aber Lagarde hatte strengen Befehl, ihm jede Hoffnung auf fremde Hilfe abzuschneiden. Auch der in Paris erschienene Geheimbote im Priesterrock fand taube Ohren. Pasquier wurde nicht müde, zu wiederholen: „Der größte Dienst, den wir dem König erweisen können, ist, ihn zu überzeugen, daß er in Spanien selbst Mittel der Rettung finden muß. Zu dem Zweck muß er suchen, das Vertrauen einer Partei zu gewinnen, und seine Sache zu der des gesunden Teiles der Nation machen." Beim König waren alle Ratschläge der Art verloren. Er ließ nicht ab, durch verkappte Sendlinge auswärtigen Beistand zu erbetteln und sah schon im Geiste die Regimenter seiner fürstlichen Brüder im Anmarsch. Hand in Hand mit ihm arbeiteten die zahlreichen Emigranten aus dem Lager der Servilen, die sich über die französische Grenze geflüchtet hatten. Einige predigten in Paris unter den Ultras den Kreuzzug gegen die bestehende Regierung ihres Vaterlandes. Andere schlugen ihr Hauptquartier in Bayonne auf und suchten von dort den Aufstand in den nördlichen Provinzen Spaniens anzufachen. Das spanische Ministerium führte in Paris Klage über dies Treiben. Aber auch hier glaubte man Grund zu haben, sich über Feindseligkeiten, die jenseits der Pyrenäen genährt würden, beschweren zu dürfen.

Hilfegesuche des Königs und der Servilen.

Absetzung und Verweisung Riegos.

Spanien war das Asyl politischer Flüchtlinge aus Neapel, Piemont und Frankreich geworden. Nirgendwo fanden sie eine so herzliche Aufnahme wie in Aragon beim Generalkapitän Riego, der hier, wie gewohnt, eine prahlerische Vielgeschäftigkeit entwickelte. Wohl möglich, daß er sich mit zwei Franzosen, einem Kriegskommissär und einem General des Kaiserreiches, denen der Plan einer antibourbonischen Schilderhebung schuldgegeben wurde, allzutief einließ. Jedenfalls hielt der Präfekt von

[1]) Berichte Lavals 7. Mai—30. Juni 1821. Arch. Paris. Laval ist viel tiefer eingeweiht als Schepeler, der Vertreter Preußens.

Zaragoza, ein Anhänger der Moderados, durch sein Auftreten längst erbittert, sich für berechtigt, ihn beim Ministerium anzuklagen. Das Ministerium gab dem Präfekten darauf den Befehl, Riego seine Absetzung und Verweisung nach Lerida kundzuthun und ernannte ihn selbst zu seinem Nachfolger. Er traf sofort militärische Maßregeln und erzwang Riegos Abreise. Sobald dies in Madrid bekannt wurde, erhoben die Exaltados den Kriegsruf. Die Hauptstadt stand noch unter dem Eindruck wilder Tumulte, die Morillos Thatkraft im August gebändigt hatte. Im September rief die Entrüstung der Radikalen über den ihrem vergötterten Heros angethanen Schimpf neue Unruhen hervor. Die Comuneros übernahmen die Führung. Man forderte ungestüm Riegos Wiedereinsetzung. Man drang auf schleunige Rückkehr des Hofes aus dem Landaufenthalt. Auch diesmal kam es zum Einschreiten der bewaffneten Macht. Morillo fand eine Stütze an dem kürzlich ernannten Präfekten Madrids, San Martin, der sich für befugt hielt, bei seinem Amtsantritt den Klub der Fontana de Oro zu schließen. Die Bewegung endete am 18. September mit Zersprengung eines polizeilich verbotenen Umzuges, bei dem Riegos Bildnis durch die Straßen getragen werden sollte. Einige Tage nachher langte der König wieder an, um die außerordentlichen Cortes zu eröffnen. Sein Benehmen während der kritischen letzten Wochen hatte deutlich verraten, daß er darauf hinarbeitete, die Verlegenheiten der Minister möglichst zu steigern. Zweimal hatten sie mit ihrem Rücktritt drohen müssen, um ihn zu bestimmen, das Kriegsministerium, dessen Inhaber plötzlich von ihm entlassen worden war, statt mit gebrechlichen Figuranten mit einem fähigen General zu besetzen. Auch nachher fuhr er fort, gegen seine eigene Regierung die ärgsten Ränke zu schmieden. Der französische Gesandte fand, daß er nur für eines Sinn habe: wie er mit listigen Künsten die bewaffnete Einmischung des Auslandes herbeiführen könne.[1])

Unruhen in Madrid.

Eröffnung der außerordentlichen Cortes.

Den schlimmsten Feind in Gestalt des Königs im Rücken, sahen die Minister vor sich zudem eine Phalanx erbitterter Widersacher. Nicht überall fanden sie so willige Helfer wie in Madrid. An anderen Stellen gingen die Behörden selbst mit der Verherrlichung Riegos und der Aufkündung des Gehorsams voran. Zwar wurden die Gemäßigten in Zaragoza unter Beihilfe der Garnison Meister der Empörer, die für kurze Zeit die Zügel an sich gerissen hatten. Auch drückte diese und jene Bürgerschaft, erschreckt durch die Sprache radikaler Volksredner und Journalisten, dem Ministerium ihr volles Vertrauen aus. Bei weitem zahlreicher jedoch waren die Adressen, in denen heftige Anklagen gegen die Regierung mit überschwänglichen Lobpreisungen Riegos wechselten.

Erbitterung der Exaltados.

[1]) Pasquiers Korrespondenz mit Lagarde 18. Juli — 25. Nov. 1821. Vgl. Pasquier: Mémoires V. 291—298.

Seine begreifliche, aber vom Kriegsminister zurückgewiesene, Forderung, vor Gericht gestellt zu werden, schürte das Feuer. In feierlichen Processionen wurde die bekränzte Büste des Freiheitshelden, wie ein Heiligenbild, umhergetragen, während Flüche gegen die Minister erschollen, und die ihnen günstigen Zeitungen in die Flammen flogen. Gerichtshöfe wurden durch Drohungen der Klubisten eingeschüchtert. Beamte weigerten sich, Steuern einzutreiben oder ihren Ertrag abzuliefern. Officiere und Soldaten mißachteten die Befehle ihrer Oberen.

Auflehnung von Cadiz, Sevilla, Coruña.

Am höchsten stieg die Erregung in Cadiz. Die Minister waren so unvorsichtig, den General Venegas, der im Rufe eines Servilen stand, zum Kommandanten dieser Stadt zu ernennen. Dies bot Moreno Guerra eine Handhabe, seine Landsleute zum äußersten Widerstande zu reizen. Es fruchtete nichts, daß Venegas' Ernennung zurückgenommen, und ihm ein liberaler Ersatzmann gegeben wurde. Cadiz rüstete sich, um diesem den Weg zu sperren, anfangs November wie zur Abwehr eines auswärtigen Feindes. Sevilla schloß sich mit der Erklärung an, lieber untergehen zu wollen, „als sich wieder unter die eiserne Zuchtrute der Despoten zu beugen." Auch hier wurde einem neu ernannten Generalkapitän der Einlaß verweigert. Aus allen größeren Orten Andalusiens empfing „das heroische Cadiz" Zustimmungsschreiben. Bürgerliche und Militärbeamte standen bei diesem Kampfe gegen die Regierung zusammen. Nicht viel besser sah es für sie in Murcia aus. In Coruña führte der Generalkapitän Mina die Reihen ihrer Gegner. Er wurde abgesetzt und aus der Stadt verwiesen. Aber die drohende Haltung des Volkes und der Milizen erzwang sein Bleiben. Schwarzsichtige Beobachter glaubten bereits die Auflösung des spanischen Staatswesens in eine Reihe von Föderativrepubliken voraussagen zu dürfen.

Niederlage des Ministeriums in den Cortes. 15. Dec.

Die Minister rechneten in ihrer Not auf die Hilfe der außerordentlichen Cortes. Sie sahen sich jedoch in ihren Erwartungen gründlich betrogen. Allerdings hatte die Versammlung scharfe Tadelsworte gegen „jede Insubordination." Als aber ein Ausschuß über die Vorgänge von Cadiz und Sevilla genauere Aufschlüsse gab, erlitt die Regierung eine schwere Niederlage. Mißtrauische und Ränkesüchtige aus den Reihen der Moderados, die den Sturz des Ministeriums Argüelles nicht verwinden konnten, gingen Hand in Hand mit den auf Rache erpichten Exaltados. Zum Werkzeug beider machte sich Calatrava, einer der einflußreichsten Männer der Versammlung. Er war in den Jahren 1810 bis 1814 Cortesmitglied gewesen, danach in die Verbannung getrieben worden, seines Zeichens Advokat, scharfsinnig und kenntnisreich, aber nicht minder eingebildet und verschlagen. Als Berichterstatter des Ausschusses wiederholte er im ersten Teile seines Antrages, wenngleich in milder Form, die Mißbilligung des Benehmens der beiden Städte Andalusiens. Nach

stürmischen Debatten, in denen vorzüglich Martinez de la Rosa und Toreno die Auflehnung gegen die verfassungsmäßige Regierung brandmarkten, stimmte eine starke Mehrheit dem Antrag zu. Danach erst rückte Calatrava mit dem zweiten, bisher geheim gehaltenen, Teil des Kommissionsantrages heraus. Die Cortes sollten sich zwar bereit erklären, Gesetze zur Einschränkung hervorgetretener Mißbräuche der Freiheit in Beratung zu ziehen. Zugleich aber sollten sie, um den allgemeinen Argwohn zu beschwichtigen, auf unumgängliche Änderungen des Ministeriums dringen. Eine Flut von großenteils grundlosen Vorwürfen wurde über die Minister ausgegossen. Ihre Selbstverteidigung rief neue Anklagen hervor. Mancher Gemäßigte, auf den sie gezählt hatten, wandte ihnen den Rücken, und am 15. December gelangte Calatravas Antrag, nur etwas anders gefaßt, zur Annahme.

Ermutigung der Exaltados.

Die nächste Folge dieser Vorgänge war eine Ermutigung der Widerspänstigen im Süden. In Cadiz wurden die Krieger, die den jüngst ernannten Generalkapitän zur Umkehr gezwungen hatten, mit Glockengeläute und Illumination empfangen. Aus Sevilla liefen neue Adressen beim König und bei den Cortes ein, deren Unterzeichner den festen Entschluß wiederholten, mit Einsetzung ihres Lebens jedem Sendboten eines verdächtigen Ministeriums den Zutritt zu wehren. Den gleichen Geist atmeten Schriftstücke von Behörden und von patriotischen Gesellschaften der „Descamisados“ (Ohnehemden, entsprechend den „Sansculottes“) Cartagenas und Valencias. Auch in Barcelona verbanden sich Soldaten, Milizen und Bürger zu dem Drohruf: „Nieder mit dem Ministerium.“ Es fand einigen Trost darin, daß Mina in Coruña dem Präfekten, der die benachbarten Städte aufbot, den Platz räumen mußte. Aber in diesen Stürmen am Ruder zu bleiben durfte es um so weniger hoffen, je deutlicher die Wahlen für die nächsten Cortes einen glänzenden Sieg der Exaltados ankündigten.

Zusammenbruch des Ministeriums Feliu-Bardaji 10. Jan. 1822

Indessen schien der König keine sonderliche Eile zu haben, den Todeskampf dieser gebrechlichen Regierung zu endigen. Der Cortesbeschluß vom 15. December kam seinen eigenen Wünschen entgegen. Als die Mehrheit des Staatsrates den sofortigen Wechsel des Ministeriums für eine unerlaubte Nachgiebigkeit gegenüber den Empörern erklärte, ließ er, in düsteres Schweigen gehüllt, Tag auf Tag ohne Entscheidung verstreichen. Lagarde suchte ihn durch Don Carlos günstig für die Minister zu stimmen. Er glaubte sie einer Änderung der Verfassung im Sinne der Charte geneigt, wobei er freilich ihre Kräfte bedeutend überschätzte. Wenigstens Bardaji, der ihm nach seiner kurzen ministeriellen Erfahrung ein anderer geworden zu sein schien, hoffte er auf seinem Posten erhalten zu sehen. Aber er bemerkte mit Betrübnis, daß dieser König seinen Lakaien weit mehr Vertrauen schenkte als anderen Ratgebern. „Durch das Mittel

der Livree“ schienen ihm selbst Comuneros, darunter der abgefeimte Beltran de Lis (s. o. S. 37) im Palast ihren Anschlägen Eingang zu verschaffen.[1]) Endlich wurde am 10. Januar 1822 die Entlassung Bardajis, Felius und ihrer Genossen, des Kriegs- und Finanzministers, bekannt gemacht. Die beibehaltenen Glieder der Regierung konnten nur als vorläufige Aushelfer gelten. Von den Ende Januar 1822 neu Ernannten legte sich einer, der Marquis von Santa Cruz, aus Angst ins Bett. Einen zweiten, den General Cienfuegos, drückte die Last seines Alters. Die ganze Regierungsmaschinerie geriet ins Stocken.[1])

Letzte Verhandlungen der außerordentlichen Cortes.

Den außerordentlichen Cortes war nicht zuzutrauen, daß sie helfen würden, sie wieder in Gang zu bringen. Einige ihrer ehrgeizigsten Mitglieder, wie Calatrava, fühlten sich dadurch verletzt, daß man nicht sie selbst in den Rat des Königs berufen hatte. Auch waren aller Augen schon auf die künftige Versammlung gerichtet. Die Linke wünschte dieser die Gesetzesvorlagen zuzuschieben, die sich gegen die Auswüchse der Preßfreiheit, des Petitionsrechtes und des Klubwesens richteten. Damit drang sie freilich nicht durch. Aber sie hatte nicht zu fürchten, daß die Änderungen des Preßgesetzes ihren Freunden ernstlich unbequem werden würden, und sie sah mit Genugthuung, daß die Beratung des Klubgesetzes nicht einmal zum Abschluß gedieh. Auch bei den Debatten über diese Gegenstände zeichneten sich Martinez de la Rosa und Toreno an der Spitze der Gemäßigten aus. Die Comuneros vergalten es ihnen mit glühendem Haß. Man bedrohte sogar, um sie einzuschüchtern, durch angeworbenes Gesindel ihr Leben.[2]) Ihre Häuser mußten durch Wachtposten vor einem Überfall geschützt werden. Hingegen empfing Riego donnernder Jubel, als er am 12. Februar in Madrid erschien, um in dem neuen Kongreß seinen Sitz einzunehmen. Zwei Tage darauf schlossen die außerordentlichen Cortes mit Ansprachen des Königs und des Präsidenten, die jedem Eingeweihten ein ungläubiges Lächeln abnötigen mußten. König Ferdinand rühmte das „bewundernswürdige Werk der politischen Wiedergeburt“. Der Präsident der Cortes pries ihre Verdienste um „die Herstellung der Ruhe“.

Ihr Schluß 14. Febr. 1822.

So viel war richtig: der offene Widerstand im Süden hatte nachgelassen. Schon vor dem Zusammenbruch des Ministeriums Feliu war er in Valencia, aus Furcht vor zusammenströmendem Schmuggler- und Räubergesindel, aufgegeben worden. Sevilla hatte sich im Laufe des Januars unterworfen. In Cadiz hatte der Zwist von Freimaurern und Comuneros dem neuernannten Generalkapitän den Weg

[1]) Berichte Lagardes 7. 10. 14. 22. 28. Januar 1822. Arch. Paris. — Berichte Brunettis 7. 22. Januar 1822. Arch. Wien.

[2]) Nach dem Bericht Lagardes vom 11. Febr. 1822 (Arch. Paris) hatte auch hier wieder Beltran de Lis die Hand im Spiel.

geebnet. Aber unter der Asche glomm das Feuer fort. Mittlerweile ersahen die Servilen ihre Zeit, um wieder ihr Haupt zu erheben. Die Gleichgiltigkeit der bigotten ungebildeten Masse gegen das ganze Verfassungswesen, zumal auf dem Lande, und die lange Gewöhnung des Volkes an geistlich-weltliche Bevormundung kam ihnen zustatten. Selbst Toreno rief einmal verzweifelt aus: „Wenn der König zu Pferde steigen wollte, könnte er die Cortes mit einem Worte ins nichts zurückwerfen."[1]) In den baskischen Provinzen verschworen sich wilde Guerilleros, für den unumschränkten König zu leben und zu sterben. Vor Pamplona und Bilbao streiften starke royalistische Banden. Ein Haufe von Aufständischen setzte sich zeitweise sogar in Gerona fest. Noch fehlte den Bewegungen der Servilen Kraft und Einheit. Aber eben jetzt schöpften sie neuen Mut aus dem Siege der Ultras in dem bourbonischen Nachbarreiche.

Erstarkung der Servilen.

So lange das Ministerium Richelieu sich behauptete, war Neutralität gegenüber Spanien, wie gegenüber Italien, Frankreichs Richtschnur. Daran konnte seit den Tagen des Laibacher Kongresses niemand zweifeln. Die beiden äußersten Parteien des Landes hatten schon damals an dieser Politik der Enthaltsamkeit den stärksten Anstoß genommen. Die eine hätte offenen Kampf gegen die Ostmächte gewünscht, die sich zum Grundsatz der Einmischung bekannt hatten, die andere offenen Anschluß an jenes Bekenntnis. Indessen drängten die scharfen Gegensätze im Inneren des eigenen Staatswesens den Zwiespalt der Meinungen über die Stellung der Regierung zu den auswärtigen Fragen noch zurück. Nach den Wahlerfolgen der Ultras im Herbste des Jahres 1820 war ihnen durch Aufnahme Villèles und Corbières ins Ministerium ein großes Zugeständnis gemacht worden (s. o. S. 152). Richelieu hoffte auf diese Weise die gemäßigten Mitglieder der Partei von ihren Heißspornen zu trennen. Bald aber zeigte sich, daß „Spreu und Weizen sich nicht sonderte".[2]) Die neuen Minister fanden nicht den Mut, den trotzigsten Kämpen ihrer alten Gefolgschaft die Stirn zu bieten. Sie ließen ihnen zu Gefallen wohlerwogene Vorschläge der Regierung im Stich, und deren Einheit konnte nur für kurze Zeit mühsam erhalten werden.

Die Neutralität Frankreichs und ihre Gefährdung.

Innere Parteikämpfe.

Diese Nachgiebigkeit gegen Fanatiker des Royalismus, die Villèle selbst in seinem Tagebuch „Verblendete" nennt, trat am deutlichsten bei den Verhandlungen über die beiden wichtigsten Gesetzesvorschläge der Sommersession von 1821 zu Tage. Der erste bezweckte eine angemessene Verteilung der ärmlichen Reste des „außerordentlichen Domanialgutes"

Gesetz hinsichtlich der Donatare des Kaiserreiches 26 Juli 1821.

[1]) Berichte Lagardes 3. Dec. 1821, 29. Jan. 1822. Arch. Paris.

[2]) Worte Richelieus in dem wertvollen autobiographischen Bruchstück: „Le second ministère du duc de Richelieu". (Revue historique 1888. XXXVII. 105.)

unter die ehemaligen Donatare des Kaiserreiches. Napoleon hatte einst seine Getreuen, fast ausschließlich auf Kosten eroberter Gebiete, mit einer Freigebigkeit bedacht, der mancher seiner Marschälle und Herzoge ein jährliches Einkommen von Millionen dankte. Das wenige, was nach 1814 von jenem Fonds noch übrig war, sollte nun einigen tausenden der ehemals Berechtigten in Jahresrenten von 100 bis 1000 Francs zufallen und in Sondererbfolge wie ein Majorat in der Familie verbleiben. Die hitzigsten Ultras schäumten vor Wut bei dem Gedanken, daß man Dienste, die der Revolution und Usurpation geleistet worden, irgendwelcher Belohnung wert achten wolle, während die ungeheuere Schuld gegen königstreue Vendéer und Emigranten noch nicht gesühnt sei. Clausel richtete an die Minister Pasquier, Siméon, Mounier und Portal die hämische Frage, wie sie sich benommen haben würden, wenn Napoleon, ihr alter Herr, ihnen vorgeschlagen hätte, die Mitschuldigen Pichegrus zu beschenken. Er wies darauf hin, daß „die Mörder des Herzogs von Enghien" auf der Liste der Donatare ständen. Andere Redner der Rechten hoben die Namen der Erben von „Hochverrätern" heraus, die 1815 nach den hundert Tagen ihren Abfall mit Tod oder Verbannung gebüßt hatten. Von der Linken frugen Manuel, Dupont, Lameth: Wollt ihr neue Proskriptionslisten aufsetzen? „Noch eine Debatte wie diese, sagte Sainte-Aulaire, und wir haben den Bürgerkrieg vor den Thoren." General Foy machte seinem Herzen Luft in feuriger Verteidigung seiner Waffenbrüder, gegen die so manches bittere Wort geschleudert worden war. Aber die Rechte hatte an Villèle und Corbière einen Rückhalt. Sie erlangte eine gründliche Umgestaltung der Regierungsvorlage. Den Donataren, ihren Witwen und Kindern wurden nur lebenslängliche Pensionen in Aussicht gestellt. Ihre Bewilligung blieb dem Belieben des Königs vorbehalten. Zum Mitgenuß des verfügbaren Fonds wurden auch Invaliden „des königlichen Heeres des Westens und Südens," sowie ihre Witwen und Kinder zugelassen.

Gesetz hinsichtlich der kirchlichen Pensionen 15. Juli 1821.

Einen ähnlichen Verlauf nahmen die Debatten über einen Gesetzentwurf von ganz anderem Gepräge. Der allmähliche Wegfall von Pensionen des alten Klerus machte eine Summe flüssig, welche die Regierung zur Errichtung von zwölf neuen Bistümern und zur Aufbesserung der Pfarrgehalte zu verwenden vorschlug. Sie löste damit ein Versprechen ein, das sie zwei Jahre vorher der Kurie gegeben, als diese thatsächlich auf das Konkordat von 1817 verzichtet hatte (s. I. 494). Die Ultras forderten mehr. Sie erzwangen die Zusicherung, daß die Zahl der neuen Bistümer auf dreißig steigen dürfe, und daß die Kammern bei der Anordnung und Abgrenzung der Diöcesen nicht mitzusprechen hätten. Während des Redekampfes, der sich in allgemeine kirchenpolitische Betrachtungen verlor, entschlüpfte Bonald das verräterische Wort, die

Civilehe begünstige „den Konkubinat." Es war nur eines der vielen Anzeichen unversöhnlicher Feindschaft des alten und des neuen Frankreich.

Unsicherheit des Ministeriums.

Das Ministerium Richelieu hatte nicht die Kraft, von entgegengesetzten Strömungen umwogt, auf festem Grunde zu beharren. Zwei seiner Mitglieder, Villèle und Corbière, waren nach Benjamin Constants Witzwort, gleichsam „die Plänkler" der Rechten, „die das Armeekorps ankündigen und ihm Quartier bereiten sollten". Pasquier, Mounier, Siméon und Portal wurde von dieser Seite zugerufen, warum sie säumten, besseren Männern den Platz zu räumen. De Serre, der abtrünnige Doktrinär, fand die wuchtige Beredsamkeit seiner früheren Tage fast immer nur wieder, wenn es galt, der Linken die Stirn zu bieten. Wie gefährlich der Regierung eine Vereinigung beider Flügel werden müsse, bewies der vorläufige Ausgang der Debatten über die Censur der Journale. Sie sollte nach dem Gesetz von 1820 mit dem Ende der Session wieder aufgehoben werden (s. I. 512. 514). Das ängstliche Ministerium forderte ihre Fortdauer bis zum Ende der nächsten Session. Auf der Linken war der Widerstand gegen diese Forderung von jeder persönlichen Rücksicht unabhängig. Auf der Rechten machten offenherzige Redner kein Hehl daraus, daß sie zwar von stärkster Knebelung der Presse das Heil erwarteten, aber die Waffe der Censur Händen, die sie gegen die treuesten Royalisten geschwungen, nicht anvertraut sehen wollten. Wohl oder übel mußte sich das Ministerium gefallen lassen, daß eine buntgemischte Mehrheit die Dauer der Censur auf drei Monate von Eröffnung der nächsten Session an beschränkte. Es war ein deutliches Mißtrauensvotum und wurde von Richelieu als solches empfunden.

Debatten über die Censur.

Proceß in Sachen der Augustverschwörung von 1820.

So manchen Erfolg die Ultras davongetragen hatten, befanden sie sich doch durchaus nicht in friedfertiger Stimmung. Ihr Hauptziel, Verdrängung derjenigen Minister, deren Genossenschaft sie gleichsam ehrenrührig für ihre Freunde Villèle und Corbière dünkte, war noch nicht erreicht. Zudem erbitterte sie der Ausgang des großen Processes, dessen Gegenstand die im August 1820 entdeckte Verschwörung bildete (S. o. S. 128). Einige der Schuldigsten hatten sich ins Ausland gerettet. Fabvier, dessen Ungestüm manchen verborgenen Hintermann hätte gefährden können, war dank der Geschicklichkeit Broglies von der Anklageliste gestrichen worden.[1]) Klare Beweise für eine Beteiligung Lafayettes oder anderer Parteiführer an der Verschwörung wurden nicht erbracht. Am 16. Juli sprach der Pairshof die Mehrzahl der Angeklagten frei. Einigen wurde mäßige Gefängnis- und Geldstrafe zugedacht. Drei der Geflüchteten brauchten nicht zu zittern, wenn sie hörten, daß sie in contumaciam zum Tode verurteilt seien. Die Ultras hatten ein anderes Ergebnis erwartet und gaben sich keine Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen.

[1]) Souvenirs du duc de Broglie II. 200, 205 (1886).

Villèles und Corbières Bruch mit Richelieu.

Schon seit Wochen suchte Richelieu nach Mitteln, ihnen noch weiter entgegenzukommen. Er wähnte sie zu befriedigen, wenn Villèle und Corbière, die bisher keinen Geschäftskreis hatten, zwei bestimmte Ministerien, wie das der Marine und des Unterrichtes, überwiesen würden. Allein diese selbst, aus Furcht, es mit ihren Parteifreunden zu verderben, forderten stärkere „Bürgschaften". Sie drohten im Weigerungsfall mit ihrem Austritt. Noch höhere Ansprüche machte der Bruder des Königs geltend. Monsieur hatte zwar, nach Decazes' Sturz, Richelieu unbedingten Beistand gelobt und nur dadurch sein Widerstreben, in die Lücke zu treten, besiegt. Aber im Bann einer kleinen Coterie fanatischer Ultras, die im Pavillon St. Marsan aus- und eingingen, verlernte der Thronerbe nicht, sich als Fraktionshaupt zu fühlen. Der östreichische Gesandte, dem er sein Herz ausschüttete, suchte seine Ungeduld zu zügeln.[1]) Richelieu, dem er seine Lauheit vorhielt, mahnte ihn an sein Versprechen. Indessen ihm konnte nur eine vollständige „Reinigung" der Regierung genügen. So tief wollte Richelieu sich nicht beugen. Noch hoffte er durch Angebot des Inneren an Lainé den Riß im Ministerium verdecken zu können. Aber Villèle und Corbière stellten in einer Art von Ultimatum die neue Bedingung der Aufnahme des Marschalls Victor, Herzogs von Belluno, des Kandidaten Monsieurs, als Kriegsminister. Dies war dem König zu stark, und Richelieu fühlte sich nicht geneigt, ihn umzustimmen. Hierauf ließen sich Villèle und Corbière nicht länger halten. Sie reisten wenige Tage vor Beendigung der Session (31. Juli) von Paris ab, entschlossen, aus dem Ministerium zu scheiden. Chateaubriand glaubte sein Los mit dem ihren verbinden zu müssen. Er entsagte dem Berliner Gesandtschaftsposten. Der Bruch mit der Rechten war erfolgt. Sie rüstete sich während des parlamentarischen Interregnums zum Entscheidungskampf.

Die sogenannte Kongregation.

Im Lande kam ihr der Aufschwung religiöser Propaganda zu Hilfe, die man auf den Vorgang jener alten Genossenschaft der „Kongregation" zurückführen durfte (S. I. 79). Der ursprüngliche Name haftete an den Zusammenkünften frommer Besucher des Seminares der ausländischen Missionen in Paris, wo ein Jesuitenpater erbauliche Übungen veranstaltete. Von diesem formlosen Verein hatten sich andere abgezweigt, die in Werkstätten und Fabriken, Gefängnissen und Schulen die Jugend gegen die Lockungen des Unglaubens zu schützen suchten oder durch Vorträge und Druckschriften die Litteratur der Aufklärung befehdeten. Auch die umherziehenden Missionen, die mit großem Geräusch das Werk der Bekehrung in Frankreich selbst betrieben, hingen mit diesen Bestrebungen zusammen. Bei ihnen trat das Übergreifen des kirchlichen Zelotismus

[1]) Bericht Vincents 18. Juli 1821. Arch. Wien. Vgl. die Aufzeichnungen Richelieus (s. o. S. 259 Anm. 2), Pasquiers, Villèles.

auf das staatliche Gebiet immer klarer zu Tage. Bürgerliche und militärische Behörden beteiligten sich an Veranstaltung von Processionen und Aufrichtung von Kreuzen. Officiere und Soldaten wurden auf höheren Befehl dem Bußprediger zugeführt. Die „weiße Fahne" wußte zu rühmen, daß eine ganze dem Unglauben verfallene Garnison die Kirche verlassen habe, „stumm vor Entzücken, berauscht von unbekannten Wonnen." Noch entschiedener auf kirchliche und politische Ziele waren alle diejenigen gerichtet, welche sich um die Vertrauten Monsieurs, wie Montmorency, Bruges, Polignac scharten. Sie suchten auf die Verwaltung einzuwirken, Lohn und Stellen den Gläubigen zuzuwenden, die unter den Ultras am dichtesten gesäet waren, und einer zweiten „unfindbaren Kammer" die Wege zu ebnen. Da viele Glieder dieses Kreises auch jenen religiösen Gesellschaften angehörten, gewöhnte man sich daran, sie gleichfalls als „Kongreganisten" zu bezeichnen. Die Volksphantasie machte aus der „Kongregation" einen allmächtigen im Finsteren wirkenden Geheimbund. Die Geschichte kennt ihn nicht, wennschon sie den bequemen Sammelnamen zur Bezeichnung einer gewissen Partei frommer Politiker und politischer Frömmler beibehält.

Einfluß Madame de Caylas

Eine überaus wertvolle Stütze gewann diese Partei in der nächsten Umgebung des Königs. Seit einiger Zeit war einer zwar nicht mehr in frischer Jugendblüte prangenden, aber noch immer schönen und anziehenden Frau im Herzen Ludwigs XVIII. der Platz gesichert, den vor ihr zuletzt Decazes innegehabt hatte. Es war die Gräfin de Cayla, die Tochter Talons, der während der Revolution eine Rolle hinter den Kulissen gespielt hatte, gegen Ende des Kaiserreiches eine der Maitressen Savarys.[1]) Nach der Restauration führte sie einen Proceß gegen ihren Mann, von dem sie getrennt lebte. In dieser Angelegenheit hatte noch Decazes sie als Bittstellerin beim König eingeführt, ohne zu ahnen, daß sie seine Nachfolgerin in der langen Reihe der Günstlinge Ludwigs XVIII. werden würde. Bald war ihre anmutige Gegenwart dem gelangweilten, alten König ein Lebensbedürfnis. Er gewährte ihr Stunden lange Audienzen und war in dieser Zeit für die Minister nicht zu sprechen. Er tauschte täglich Briefe mit ihr aus. Er überschüttete sie mit Geschenken. Die Ultras, zu denen die neue Favoritin Familienbeziehungen hatte, ersahen sie sich als Werkzeug. Der ihr sehr nahestehende Vicomte de Larochefoucauld, Sohn des Herzogs von Doudeauville und Adjutant Monsieurs, drang in sie, „die Gefühle und Gedanken des Königs umzuwandeln". Sie gab sich, nicht ohne anfängliches Zagen, dazu her. „Es war, nach der Sprechweise ihres Freundes, ein Kampf zwischen dem Engel des

[1]) Pasquier: Mémoires V. 373, 374. Er widerspricht entschieden der Erzählung, daß Madame de Cayla dem König Papiere übergeben habe, die ihr Vater aus Favras' Händen empfangen hatte.

Guten und dem Geist des Bösen." Sein Verlauf wurde im Pavillon Marsan mit Spannung verfolgt. Man wurde hier kühner im Fordern. Monsieur wünschte schleunige Entschädigung der Emigranten, sofortige Entlassung von anderthalbhundert höheren Officieren zu Gunsten ungeduldiger Ultras und trug es dem Ministerium nach, daß es in seiner Mehrheit beiden Forderungen Widerstand leistete.

Wahlsieg der Ultras.

Trotz aller bedrohlichen Anzeichen vertraute Richelieu doch der Zukunft. Der wachsende Wohlstand des Landes, die Zunahme des Steuerertrages, das Steigen des Rentenkurses gaben ihm ein Gefühl der Befriedigung und Sicherheit. Er baute auf das feierliche Gelübde Monsieurs. Er unterhielt einen freundschaftlichen Briefwechsel mit Villèle. Vor dem Wagnis der Kammerauflösung, die mehrere seiner kühneren Kollegen befürwortet hatten, schreckte er zurück. Er rechnete auf eine Schwächung der Extreme bei den Erneuerungswahlen eines Fünftels. Indessen von den 88 Erwählten gehörten nur 20 dem rechten Centrum an, auf das sich das Ministerium unbedingt verlassen konnte. Die Linke und das linke Centrum erhielten einen kleinen Zuwachs. Den Löwenantheil trug die Rechte davon. Beinahe die Hälfte ihrer Hilfsmannschaft war dem äußersten Flügel zuzurechnen.

Bündnis der Rechten und Linken.

Hier zeigte sich nach Eröffnung der Session (5. November) eine unbezähmbare Kampflust. Die Labourdonnaye, Castelbajac, Donnadieu bestanden auf gänzlicher Sprengung des Ministeriums. Sie wollten sich durch Ausscheiden seiner verhaßtesten Glieder, angefangen mit dem vielgeschmähten Pasquier, nicht abfinden lassen. Selbst Villèle konnte ihren Eifer nicht zügeln, was die ganze Masse der Ultras ansteckte. Er mußte bei der Beratung der Adresse eine „schmähliche Allianz der Rechten mit der Linken" erleben, hütete sich aber, sie laut zu tadeln. Ultras und Liberale ersahen sich die auswärtige Politik als Angriffsfeld. Sie mahnten, freilich aus sehr verschiedenen Beweggründen, Frankreichs Zurückhaltung nicht durch Aufopferung seiner Ehre zu erkaufen. Der Pfeil traf den König selbst. Er gab am 30. November bei Empfang der Adresse, gemäß dem schärfsten Vorschlag des Ministeriums, eine würdige Antwort und schien entschlossen, es nötigenfalls auf eine Berufung an das Land ankommen zu lassen. Mit jenem Tage war aber seine Kraft erschöpft. Er verfiel in einen apathischen Zustand. Madame de Cayla wandte mündlich und brieflich alle ihre Künste auf, um ihn den Einflüsterungen ihrer Freunde vom Pavillon Marsan geneigt zu machen. Richelieu bemerkte sehr bald, daß dem König der Gedanke eines gänzlichen Wechsels des Ministeriums vertraut wurde. Auch die Kammer verharrte in ihrer Feindschaft. Das Bündnis der Rechten und Linken bewährte sich, als die Regierung neben Verschärfungen der Preßgesetze Erstreckung der Censur auf fünf Jahre in Vorschlag brachte. Am

heftigsten geberdeten sich wieder die Ultras reinsten Wassers. De Serre, genötigt seine eigenen Worte und Thaten von 1819 zu verleugnen, hatte einen schweren Stand. In seiner Gegenwart wurden seine abwesenden Kollegen gebrandmarkt: Pasquier als früherer „Agent der kaiserlichen Polizei," Siméon als einstiger „Verleumder des bourbonischen Hauses." So maßlos war die Leidenschaft der äußersten Gruppe der Rechten, daß eines ihrer Mitglieder im Gespräch mit Villèle bekannte: „Lieber eine jakobinische Kammer als ein royalistisches Ministerium wie das bestehende."

Sturz des zweiten Ministeriums Richelieu 12. Dec. 1821.

Der Herzog von Richelieu sah ein, daß ein Ende gemacht werden müsse. Indessen appellirte er noch einmal an den Beistand des Thronerben. Er forderte ihn auf, die Meute der Ultras zur Ruhe zu weisen. Er rief ihm sein nach der Ermordung seines Sohnes 1820 gegebenes Wort ins Gedächtnis. Aber Monsieur erwiderte sehr kühl, die Zeiten hätten sich geändert. Die einzige Lösung, die er für annehmbar erklärte, war die Berufung neuer Männer, einzig mit Erhaltung von de Serre und Roy, unter Fortdauer des Präsidiums Richelieus. Dies war zu viel für den Herzog. Seine Selbstachtung verbot ihm, die verfemten Genossen zu opfern. Tief empört über den Wortbruch Monsieurs überreichte er dem König, nach Rücksprache mit seinen Kollegen, am 12. December das Entlassungsgesuch des gesamten Ministeriums. Ludwig XVIII. nahm es auf der Stelle an. Ein zweites Mal legte Richelieu die Würde und Bürde des höchsten Staatsamtes nieder, wie drei Jahre zuvor mit unbeflecktem Ehrenschild. Als er wenige Monate danach starb (17. Mai 1822), blieben die Höflinge großenteils seinem Sarge fern, aber das Land trauerte um einen seiner edelsten Söhne.

Richelieus Tod 17. Mai 1822.

Das neue Ministerium.

Das neue Ministerium war durchaus eine Schöpfung des Pavillons Marsan. Ludwig XVIII., nur auf seine Ruhe bedacht, überließ die Feststellung der Ministerliste so gut wie ganz seinem Bruder. Mit vollem Recht urteilte der östreichische Gesandte: „Heute steht Monsieur an der Spitze der Regierung."[1] Da de Serre und Roy nicht zum Bleiben zu bewegen waren, war der Wechsel der leitenden Männer durchgreifend. Mit dem berechnenden Villèle für die Finanzen und dem derberen Corbière für das Innere traten die tüchtigsten Kräfte der Rechten wieder ein. Beide, obwohl dem politischen und kirchlichen Übereifer der verbohrtesten Ultras fremd, waren nach ihrer Vergangenheit unentbehrlich. Ihnen reihte sich als Justizminister der damals noch wenig bekannte Peyronnet an: ein zungenfertiger Advokat von Bordeaux, seit kurzem Generalprokurator in Bourges, wo er sich Madame de Cayla bei Anlaß ihres Processes dienstfertig erwiesen hatte. Nach diesem nichts weniger als aristokratischen Trio kamen die großen Namen des ancien régime,

Villèle, Corbière, Peyronnet.

[1] Bericht Vincents 15. Dec. 1820. Arch. Wien.

Montmorency, Clermont-Tonnerre, Belluno.

deren Träger zugleich der Kongregation angehörten: Montmorency an der Spitze des Äußeren, Clermont-Tonnerre als Leiter der Marine. Sie ließen sich Victor, den napoleonischen Herzog von Belluno, trotz seines plebejischen Ursprungs, als Kriegsminister gefallen, da er Monsieur ganz ergeben war. Nach außen erschien der Vicomte Mathieu de Montmorency als glänzendster Vertreter der neuen Regierung: einst Waffenbruder Lafayettes in Amerika, sein Genosse in der Konstituante und Soldat der Freiheit unter Luckner. Er hatte diese Jugendsünden in den Augen der strengsten Royalisten längst durch aufrichtige Reue gesühnt, aber die ritterlichste Gesinnung und die frömmste Inbrunst konnten nicht ersetzen, was ihm an Einsicht und Geschäftskunde abging. Um so größeres Ansehen hatte Villèle im Rate seiner Kollegen. Er durfte, obwohl der Titel eines Ministerpräsidenten zunächst verschwand, als ihr wahres Oberhaupt gelten.

Personalveränderungen.

Seinem mäßigenden Einfluß war es zu danken, wenn man sich anfangs begnügte, statt einer allgemeinen Umwälzung nur einige bezeichnende Veränderungen im Beamtenpersonal vorzunehmen. Post, Polizeidirektion, Polizeipräfektur der Hauptstadt fielen drei hervorragenden Kongreganisten zu. Eine Anzahl von Präfekten und Militärkommandanten mußte bewährten Ultras Platz machen. Decazes wurde von London abberufen und durch Chateaubriand ersetzt, der, kaum an der Themse angelangt, sich mit den wunderbarsten persönlichen und diplomatischen Erfolgen brüstete. Der gerade leerstehende Gesandtschaftsposten in Neapel war von Montmorency seinem Vetter, dem bisherigen Vertreter Frankreichs in Madrid, zugedacht. Nicht ohne Kampf setzte Villèle es durch, daß er de Serre zuteil wurde, dem sein Gesundheitszustand einen Aufenthalt im Süden erwünscht machte.

Gesetze über die Polizei der periodischen Presse und Verfolgung der Preßvergehen 17. 25. März 1822.

Das Nächste war Wiederaufnahme der ins Stocken geratenen Arbeit in den Kammern. Da die Fortdauer der Censur bei Ultras und Liberalen auf gleichen Widerstand stieß, mußte man sich entschließen sie preiszugeben.[1]) Man suchte sich durch Vorschläge zu entschädigen, deren unverhüllter Zweck war, die 1819 zugestandenen Bürgschaften der Preßfreiheit zu entkräften. Von anderen Bestimmungen zu schweigen: keine neue politische Zeitung oder Zeitschrift sollte ohne obrigkeitliche Erlaubnis erscheinen dürfen. Ergab eine Folge von Artikeln, daß „der Geist" des Blattes den öffentlichen Frieden, die Achtung vor der Staatsreligion und den anderen anerkannten Religionen, die Autorität des Königs, die Festigkeit der konstitutionellen Einrichtungen gefährdete, so konnten die Gerichte sein Erscheinen zweimal für bestimmte Frist und ein drittesmal für immer verbieten. Im Fall „ernster Umstände" durfte der König zwischen zwei

[1]) A. L. von Rochau: Geschichte Frankreichs 1858. I. 114, 115 übersieht dies.

Sessionen durch bloße Ordonnanz die Censur zeitweise herstellen und sie während der ersten Monate der folgenden Session oder bis zu einer Auflösung der Abgeordnetenkammer aufrecht halten. Alles in allem genommen gingen die neuen Zumutungen über die Vorlage der letzten Regierung noch hinaus. Die Kommission der Kammer fügte weitere Verschärfungen hinzu. Sie zerstörte sogar das stärkste Bollwerk der Preßfreiheit durch Beseitigung des Gerichtsstandes der Geschworenen für alle Fälle von Preßvergehen.

Bruch des Bündnisses der Rechten und Linken.

Wochen lang drehte sich der parlamentarische Hauptkampf um diese Fragen. Sogleich brach das Bündnis der Abgeordneten auf der Rechten und Linken, das nur einem einzigen Zweck gegolten hatte, auseinander. Die gegenseitige Erbitterung stieg mitunter so hoch, daß der Tumult die Stimmen der Redner völlig erstickte. Alle gehässigen Erinnerungen und Schlagworte tauchten wieder auf. Von der einen Seite flogen wuchtige Hiebe gegen „Inquisition", „Diktatur" und „Tyrannei". Von der anderen tönte der Ruf zurück: „Ihr predigt den Aufruhr, ihr hetzt zum Bürgerkrieg." Betonte Benjamin Constant: „Die Nation hat ein Vermächtnis an den Grundsätzen von 1789", so warf Marcellus höhnisch ein: „und an denen des Königsmordes". Nannte Labourdonnaye die Gegner der Vorlage „Feinde der Regierung", so scheute Manuel nicht vor der schneidenden Behauptung zurück: „Die Mehrheit der Franzosen hatte die Bourbonen vergessen, man sah diese Familie nur mit Widerwillen zurückkehren." Neben verletzenden Anspielungen auf die heimische Geschichte konnte man noch gröbere auf die Geschichte Englands im Zeitalter der Stuarts und der Revolutionen hören. Je weniger auf einen Sieg der Linken zu rechnen war, desto mehr Kunst wandten ihre entschlossensten Führer auf, durch Anreiz der Leidenschaften nach außen zu wirken. Ruhiger, aber nur um so sicherer trat Royer-Collard, seit Camille Jordans Hinschied im Frühling 1821 des treuesten Kameraden beraubt, zum Kampfe vor. Seine Verteidigung der Preßfreiheit, als einer unentbehrlichen Wehr und Waffe der demokratischen Gesellschaft, wurde selbst von den verbissensten Ultras mit achtungsvollem Schweigen angehört. De Serre, im übrigen bereit, sein eigenes Werk zu opfern, wollte vor seiner Abreise wenigstens für die Geschworenen eine Lanze einlegen. Durch Krankheit am Erscheinen auf der Tribüne verhindert, ließ er eine Rede verlesen, in der man den Staatsmann von 1819 wiedererkannte.

Maßlosigkeit der Rechten.

Aber die Mehrheit schritt siegestrunken auf dem betretenen Wege weiter. Unter Zustimmung der Regierung wurde selbst dem Wahrheitsbeweis gegen Beamte in Diffamationsprocessen, die sich auf Amtshandlungen bezogen, wieder ein Riegel vorgeschoben. „Die Verfechter des ancien régime, spottete Manuel, entlehnen dem Kaisertum seine Gewaltsamkeiten." „Die Charte ist verletzt, rief Benjamin Constant aus, das

Ministerium vergißt seinen Eid und gefährdet den Thron". Bei den Pairs thaten sich Barante, Broglie, Lanjuinais, Boissy d'Anglas durch ihre warme Verteidigung der Preßgesetzgebung von 1819 hervor. Auch machte die scharfe Sprache Talleyrands und Molés großes Aufsehen. Mehrere der entlassenen Minister, von denen vier erst eben zur Pairie erhoben worden waren, kamen der Opposition zu Hilfe. Indessen gelang es ihr nur, einen einzigen Sieg davonzutragen: die „Autorität des Königs," die gegen schriftstellerische Angriffe geschützt war, als eine „konstitutionelle" bezeichnet zu sehen. Die Rechte in der Abgeordnetenkammer gab dies endlich widerwillig zu. Ihr Erfolg war ohnehin glänzend. Für die streitbarsten Kämpen der Partei galt das Erreichte aber nur als eine ärmliche Abschlagszahlung. Die „weiße Fahne" warf dem Ministerium Saumseligkeit vor und konnte die Stunde nicht erwarten, da blutdürstige Rachsüchtige vom Schlage des Generals Donnadien „den Lohn ihrer Tugend erhielten."

Verpflanzung der Carbonería nach Frankreich.

Es war nicht zu verwundern, daß mehr oder minder deutliche Hinweise auf die Notwendigkeit der Gegenrevolution den verwegenen Entwürfen, das bourbonische Königtum zu stürzen, neue Anhänger zuführten. Nach dem Scheitern der Verschwörung von 1820 hatten zwei ihrer Teilnehmer, Dugied und Joubert, als Flüchtlinge in Neapel die Organisation der Carboneria kennen gelernt. Der erste, der vor Joubert nach Paris zurückzukehren wagte, machte einige Freunde mit ihr bekannt. Man entwarf Statuten, in denen die Gründung von drei einander übergeordneten Venten vorgesehen war, begann mit der Stiftung der Oberventa und betrieb eine eifrige Propaganda namentlich unter der studirenden und kaufmännischen Jugend. Bald gewann der Bund Genossen im Heere und schlug auch außerhalb der Hauptstadt Wurzel. Er verpflichtete seine Mitglieder zum Geheimnis, zum Besitz eines Gewehres und zur Zahlung eines kleinen Monatsbeitrages. Mancher später oft genannte Name, wie der eines Leroux, Trélat, Buchez, stand auf der Liste der Carbonari. Mit dem Publicisten Cauchois-Lemaire, dem Maler Ary Scheffer und seinen Brüdern traten Männer bei, durch die sich Beziehungen zu angesehenen Persönlichkeiten anknüpfen ließen. Lafayette übernahm das Ehrenpräsidium der Oberventa, deren thatsächliche Leitung in den Händen Bazards, eines jungen Beamten, lag. In diesem neuen „Comité directeur" saßen u. a. radikal gesinnte Politiker, wie d'Argenson, Dupont, Manuel, Corcelles, die Advokaten Mérilhou, Barthe, Mauguin, der Pariser Gerichtsrat de Schonen, der elsässische Fabrikant Jakob Koechlin. Ein klares Programm des Geheimbundes war nicht vorhanden. Nach Napoleons Tod gewann das republikanische Glaubensbekenntnis an Kraft. Indessen hegte mancher das Ideal einer von demokratischen Einrichtungen begrenzten Monarchie und setzte seine Hoffnungen noch

auf Napoleons Sohn. Schließlich siegte Lafayettes Rat, die Entscheidung einer konstituirenden Versammlung anheimzugeben.

Verschwörungen von Saumur und Belfort. Nov. Dec. 1821.

Bis zum Winter 1821 ließ sich die Ungeduld der eingeweihten jungen Brauseköpfe zähmen. Dann aber wurde verabredet, gleichzeitig an zwei entgegengesetzten Punkten, im Westen und im Osten, loszubrechen. Beide Unternehmungen nahmen einen kläglichen Verlauf. Im Westen sollte am 25. November ein Aufstand in der Militärschule von Saumur das Signal geben. Aber die Entdeckung wichtiger Papiere ermöglichte die rechtzeitige Verhaftung der Rädelsführer. Tiefer angelegt war das Komplott im Osten, wo für die Jahreswende der Abfall der Garnisonen von Belfort und Neu-Breisach, die Einsetzung einer provisorischen Regierung in Kolmar, die Empörung von ganz Elsaß und Lothringen in Aussicht genommen war. Allein die Verschworenen hatten sich in ihren Mitteln gründlich getäuscht. Nur in Belfort schienen sie am Neujahrstag einen Augenblick ihr Spiel gewonnen zu haben, bis das Eingreifen des gewarnten Platzkommandanten sie in die Flucht trieb oder ihm in die Hände lieferte. Köchlin, dem eine Hauptrolle bei dem Anschlag in Belfort zugedacht gewesen war, fand gerade noch Zeit, nach Mülhausen zurückzueilen. D'Argenson, der mit ihm Hand in Hand arbeiten sollte, ließ sich nirgends blicken. Lafayette und Manuel, die sich schon auf den Weg zu dem bestimmten Stelldichein gemacht hatten, kehrten um, als sie von dem Mißerfolg Wind bekamen. Im Süden Frankreichs blieb das Militär den Beuten fast durchaus fremd. Ein Kapitän der alten Garde außer Dienst, namens Vallé, der in Toulon ehemalige Officiere für die Carboneria anzuwerben suchte, verriet sich und ein paar Gesinnungsgenossen durch unvorsichtige Reden.

Zweite Verschwörung von Saumur Febr. 1822.

Ungeschreckt durch alle diese Erfahrungen beschloß man, einen zweiten Versuch in Saumur zu wagen, der durch gleichzeitige Erhebungen in Poitou und in der Bretagne unterstützt werden sollte. Zum Führer erbot sich der pensionirte General Berton, einer der nach der zweiten Restauration verfolgten Kämpfer von Waterloo: wagelustig und energisch, aber ohne jede Fähigkeit kühler Überlegung. Am 24. Februar erschien er von Thouars aus, wo er im Namen einer angeblichen provisorischen Regierung die Gewalt an sich gerissen hatte, mit 150 Mann vor Saumur. Hier ließ aber der erhoffte Zufluß von Bürgern und Nationalgarden auf sich warten. Von außen kam der kleinen Schar noch keine Verstärkung zu. Die überraschten Behörden faßten Mut, und nach einigen kleinen Stunden ängstlicher Spannung gab Berton den Befehl zum Rückzug. Seine Truppe zerstreute sich. Einigen der Verschworenen gelang es, nach Spanien zu entkommen. Andere wurden sofort in Haft gebracht, Berton selbst erst nach mehrmonatlichen Irrfahrten.

In Paris gab sein tollkühnes Unternehmen den Ultras erwünschten

Schluß der Session 1. Mai 1822.

Anlaß, die Wortführer der Gegenseite für die strafwürdigen Folgen ihrer Reden verantwortlich zu machen. Am kräftigsten sprach, seiner Gewohnheit nach, Labourdonnaye. Soeben waren bei tumultuarischen Zusammenrottungen, die sich gegen Missionspredigten in der Augustinerkirche richteten, zwei Abgeordnete der äußersten Linken auf die Wache geführt und dort ein paar Stunden festgehalten worden. In der erregten Debatte, die hierauf erfolgte, schleuderte Labourdonnaye den Gegnern die Worte zu: „Alle Tage hören wir aufrührerische Rufe, und unglücklicher Weise sind sie das Echo dieser Tribüne. Hier proklamirt man Napoleon II., dort die Republik. Das ist nicht die Zeit, von der Regierung größere Freiheit zu fordern, man muß im Gegenteil ihre Macht verstärken." „Wollt Ihr, gab die Linke zurück, Proskriptionen wie 1815?" Ähnliche Scenen wiederholten sich noch öfter bis zum Ende der Session (1. Mai).

Sommersession von 1822.

Die Regierung hatte sich entschlossen, die Kammern im Sommer wieder zu berufen, um sich nach dem Budget für das laufende Jahr alsbald auch das des nächsten bewilligen zu lassen. Ein Fünftel der Abgeordnetenkammer war daher zu erneuern. Der Wahlkampf wurde mit äußerster Erbitterung geführt. In Paris brachte er den Liberalen großen Gewinn, während sie in den Departements gegen die Ultras und ihre amtlichen Gönner wenig ausrichten konnten. Was in der neuen Session (4. Juni bis 18. August) an Beratungsstoff vorlag, hätte sich ohne Ausbrüche heißer Leidenschaft verhandeln lassen. Aber die Erinnerung an die letzten Unruhen führte immer wieder zu höchst gereizten Debatten.

Leidenschaftliche Debatten.

Der Rechten war mit der Hinrichtung eines Teilnehmers der ersten Verschwörung von Saumur und jenes Kapitäns Vallé in Toulon nicht genug geschehen. Sie hatte ihren Wünschen in einem Satz der Adresse Worte geliehen: „Das empörte Land fordert, daß man endlich den Schleier zerreiße, unter dem sich die Anstifter der Komplotte verstecken." In dem Proceß wegen der zweiten Verschwörung von Saumur schienen diese Wünsche erfüllt werden zu sollen. Der Generalprokurator Mangin, der die Anklage vertrat, zieh die Abgeordneten Lafayette, Constant, Laffitte, Foy der Mitwissenschaft. Am 1. August erschien seine Anklageakte im Moniteur. In Ansehung Lafayettes war er ohne Zweifel auf der rechten Spur. Aber es wäre ihm schwer gewesen, Beweise beizubringen. Lafayette gab dies in ein paar kühlen, herausfordernden Worten zu verstehen. Die übrigen hatten das Bewußtsein voller Unschuld. Sie machten ihrer Entrüstung unter dem Murren der Rechten Luft. Laffitte und Foy forderten eine Untersuchung, um klarzustellen, „ob man dem Eisen von Verleumdern oder von Scharfrichtern ausgeliefert sei." Sainte-Aulaire beantragte Vorführung des Generalprokurators, da er die Kammer als solche verletzt habe. Aber die Mehrheit wies diesen Antrag zurück, und die Minister nahmen den Generalprokurator in Schutz.

Processe und Hinrichtungen.

Da sich nicht absehen ließ, was die noch im Gange befindlichen Untersuchungen zu Tage fördern würden, hielt d'Argenson es für geraten, sich durch Vermittlung des Herzogs von Broglie einen Paß nach England zu verschaffen.[1]) Indessen wurde bei den Verhandlungen niemand von den eingeweihten Abgeordneten bloßgestellt. Auch waren die Tribunale nicht alle von gleichen Gefühlen der Strenge beseelt. Die Verschwörer von Belfort, deren Mehrzahl freilich geflüchtet war, kamen sämtlich mit dem Leben davon. Dagegen büßten vier Unterofficiere eines Regimentes der Garnison von Rochelle, als Mitglieder einer Venta, obwohl ihnen nicht eine einzige aufrührerische Handlung vorzuwerfen war, mit dem Tode. General Berton hatte nach einem Proceß, in dem der Generalprokurator Mangin, seiner Amtswürde uneingedenk, sich für die erfahrenen Angriffe schadlos hielt, am 5. Oktober zu Poitiers sein Haupt unter das Fallbeil zu legen. Ein Bürger von Thouars, der ihn beherbergt, und ein Handwerker, der ihm die Trikolore vorangetragen hatte, teilten sein Schicksal. Ein Arzt aus Saumur, einer der thätigsten Verschwörer dieser Stadt, kam durch Selbstmord der Hinrichtung zuvor. Seit Canuels Wüten in Lyon war nicht so viel Blut in Folge politischer Processe vergossen worden. Statt zu schrecken weckte man das Mitleid. Man suchte seine Quellen zu verstopfen, indem man die gedruckte Wiedergabe der Gerichtsverhandlungen einschränkte. Selbst Gemäßigte waren über das Schauspiel dieser Tage empört. Charles de Rémusat sah in der Erinnerung an die Zeiten des Revolutionstribunales „keine Phrase und keine Beleidigung".[2])

Verwendung von Lockspitzeln.

Nichts aber that der Achtung vor der Strafgewalt des Königtums stärkeren Abbruch als die weitverbreitete Überzeugung, daß seine übereifrigen Diener sich nicht scheuten, selbst Unschuldigen Fallen zu stellen oder andere dazu aufzustacheln. Schon häufig war vor Gericht und in den Kammern auf das Treiben von Lockspitzeln hingewiesen worden. Regelmäßig war man dabei nicht über allgemeine Behauptungen hinausgekommen. Allein was sich während des Sommers im Elsaß ereignet hatte, war nur zu sehr geeignet, jenen Verdacht zu rechtfertigen.[3]) Seit der Emeute von Belfort hatten die Behörden ein wachsames Auge auf einen ehemaligen Oberstlieutenant Caron. Der Mann war in das Komplott von 1820 verwickelt gewesen, damals freigesprochen, aber von der Armeeliste gestrichen worden. Zusammen mit einem Reitlehrer Roger sann er auf Befreiung der in Kolmar eingekerkerten Verschwörer von Belfort und auf Erneuerung ihres fehlgeschlagenen Unternehmens. Seine

[1]) Souvenirs du duc de Broglie II. 248 (1886).

[2]) Souvenirs de Barante III. 37 (1893).

[3]) Älteren Gewährsmännern reiht sich an Guillon: Les complots militaires sous la restauration. 1896 S. 271 ff.

Pläne blieben nicht geheim. Man ließ einige Unterofficiere der Garnison von Kolmar mit ihm anknüpfen, die ihm Hoffnung auf sicheres Gelingen machten. Zwei Schwadronen, verkleidete Officiere in ihrer Mitte, rückten am 2. Juli von Kolmar und Neubreisach aus. Sie nahmen Caron und Roger mit scheinbarer Freude auf. Sie sprengten mit den Rufen „Nieder mit den Bourbonen, es lebe Napoleon II." durch mehrere Dörfer. Als alles ruhig blieb, ließen die verkleideten Officiere die Maske fallen. Caron und Roger wurden festgenommen, und da die Anklage auf Verführung zur Desertion lautete, nicht vor die Geschworenen, sondern vor ein Kriegsgericht gestellt. Caron ward am 1. Oktober in Straßburg erschossen. Roger dankte sein Leben der Gnade des Königs, der mit Abführung ins Bagno genug gethan war. Gleichzeitig strömte aus diesem Gnadenquell eine Fülle von Belohnungen auf die Häupter aller derer, die sich durch Mitwirkung bei jenem Lug und Trug um die Regierung Verdienste erworben hatten.

Beförderung hervorragender Ultras.

Die Machthaber gaben auch sonst dem Drängen ihrer begehrlichen Parteifreunde immer weiter nach. Sie räumten ihnen eine noch größere Zahl von Präfekturen ein. Piet, dessen Haus den Ultras so lange als Versammlungsort gedient hatte, wurde zum Mitglied des Kassationshofes ernannt. Cannel erhielt die Stelle eines Generalinspektors, Donnadieu bald darauf die des Kommandanten der Militärdivision von Tours. Im Unterrichtswesen machte sich verstärkter geistlicher Einfluß fühlbar, seit am 1. Juni der Abbé Frayssinous, Bischof von Hermopolis in partibus mit der wiederhergestellten Würde eines Großmeisters der Universität bekleidet worden war. Er war zwar nichts weniger als ein Fanatiker, aber seine ersten Rundschreiben betonten, daß der Lehrer vor allem ein Mann von tadelloser religiöser und politischer Gesinnung sein müsse. Eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des Unterrichtsrates, Silvestre de Sacy, dessen jansenistische Ansichten mißfällig waren, wurde ausgestoßen. Guizot, der seit 1820 in glänzenden Schriften vor jedem Angriff auf den Erwerb des „neuen Frankreich" gewarnt und noch jüngst der Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen das Wort geredet hatte, mußte sich das Verbot seiner vielbesuchten geschichtlichen Vorlesungen an der Sorbonne gefallen lassen. Derselbe Streich traf Cousin, den Nachfolger auf dem Lehrstuhl Royer Collards. Die große Normalschule, die im Ruf stand, dem Lehrerstand liberale Ansichten zuzuführen, ward aufgehoben und durch getrennte Seminare in den einzelnen Unterrichtssprengeln ersetzt. Die berühmte medicinische Fakultät der Hauptstadt wurde nach lärmenden Kundgebungen der freisinnigen Studenten unterdrückt. Als sie zu Beginn des Jahres 1823 wiedereröffnet wurde, verschärfte ein neues Statut die Disciplin der Schüler, und von den Professoren verloren elf, die man als Gegner des herrschenden Regierungssystemes betrachtete,

Kirchlich-politische Reaktion im Unterrichtswesen.

ihre Stellen. Nebenher liefen zahllose Preßprocesse, die gewöhnlich mit überaus harten Urteilssprüchen der Zuchtpolizeigerichte endigten. Die Dehnbarkeit des Wortlautes der neuen Gesetzesartikel bot der Zuerkennung von Geld- und Gefängnisstrafen eine leichte Handhabe. Strebsame Staatsanwälte fanden für die Bethätigung ihres Eifers ein weites Feld. Sogar der Nachdruck älterer, oftmals aufgelegter Werke z. B. von Holbach und Raynal, wurde verfolgt, woferne man darin eine Herabsetzung von Religion oder Königtum erblickte.

Verfolgung der liberalen Presse.

In seiner auswärtigen Politik schien das Ministerium anfangs den Spuren der vorangegangenen Regierung folgen zu wollen. Im Orient und Occident waren, seinen Versicherungen nach, die Grundsätze der Erhaltung und Enthaltung seine Leitsterne.[1]) So sehr der Masse der Ultras mit dem ersten gedient war, so wenig war sie, im Hinblick auf die Zustände Spaniens, von dem zweiten erbaut. Frankreich hatte ihrer Ansicht nach, wie der General Foy gelegentlich spottete, „als Vorhut der heiligen Allianz" jenseits der Pyrenäen einzuschreiten. Noch zögerte Montmorency, durch Villèle zurückgehalten, diesem Wunsch entgegenzukommen. Der Ministerwechsel, ließ er sofort nach dem Antritt seines Amtes Lagarde in Madrid wissen, ändere nichts in den Beziehungen Frankreichs zu Spanien.

Die auswärtige Politik.

Indessen fehlte es nicht ganz an Beweisen einer parteiischen Haltung der neuen französischen Regierung. Seit dem Herbst 1821 hatte sich das gelbe Fieber, durch ein Schiff nach Barcelona eingeschleppt, in Catalonien ausgebreitet. Um die südlichen Provinzen Frankreichs gegen Ansteckung zu schützen, war damals eine bedeutende Truppenmacht zur Absperrung der Pässe zusammengezogen worden. Die Maßregel wurde von den spanischen Liberalen als eine Bedrohung aufgefaßt und rief lebhafte Klagen gegen das Nachbarreich hervor. Im Winter nahm die Seuche ab. Aber das neue französische Ministerium ließ die Gesundheitswache nicht nur bestehen, sondern verstärkte sie noch. Auch aus entfernten Garnisonen langten mit der Zeit Truppen an, darunter Artillerie mit Munitionsvorräten und Train. Der Grenzcordon verwandelte sich allmählich in ein Beobachtungsheer. Weckte dies Mißtrauen in Spanien, so antwortete man von Paris mit Vorwürfen über die Duldung geflüchteter französischer Verschwörer. Den servilen Aufständischen wuchs der Mut. Sie sahen in den französischen Generalen nicht mit Unrecht ihre besten Freunde. Sie blieben, wenn sie über die Grenze entweichen mußten, unbehelligt oder verschafften sich wohl gar Mittel zur Fortsetzung ihrer Unternehmungen. Auch König Ferdinand atmete nach dem Siege der Ultras auf. Zuversichtlicher als zuvor rechnete er auf Errettung „vom Joch der jakobinischen Faktion" durch die Soldaten

Beobachtungsheer an der spanischen Grenze.

Hoffnungen der Servilen und König Ferdinands.

[1]) Berichte Vincents 1. Jan., 2. April 1822. Arch. Wien.

Ludwigs XVIII. Er bezeichnete ihm seinen ehemaligen berüchtigten Kriegsminister Eguia, der von Bayonne aus für die Sache der Servilen arbeitete, als Vertrauensmann. Er bat inständig, diesem treuen Diener „jede Unterstützung" zur Förderung seiner Pläne zu gewähren. Soweit ließ sich allem Anschein nach Montmorency nicht ein. Was er über die Geschwätzigkeit der Servilen und die Untauglichkeit Eguias in Erfahrung brachte, machte ihn vorsichtig und mißtrauisch. Die Summen, die er insgeheim Lagarde zur Verfügung stellte, waren nur für König Ferdinand bestimmt. Ohne diesen Rückhalt hätte er sich ganz dem verdächtigen Banquier Beltran de Lis ausgeliefert[1]). Indessen nahmen die Dinge in Madrid eine Wendung, wie sie den Befürwortern thätlicher Einmischung zu Gunsten des Königs nicht gelegener kommen konnte.

Cortes-Eröffnung und Ministerium Martinez de la Rosa 1. März 1822.

Die Moderados hatten bei den Corteswahlen eine schwere Niederlage gegen die Exaltados erlitten. Da nach der überweisen Verfassung von 1812 eine Wiederwahl der Abgeordneten unstatthaft war, so entbehrten sie, abgesehen vom ehemaligen Minister Agustin Argüelles, in der neuen Versammlung noch dazu ihre geübtesten Vorkämpfer. Hingegen erschienen an der Spitze der radikalen Mehrheit neben zweideutigen Gestalten, wie Beltran de Lis und dem Herzog del Parque, die begeisterten Parteiführer Galiano, Isturiz, Escobedo. Zu ihnen schlug sich unerwarteter Weise Canga-Argüelles. Die Wahl Riegos zum ersten Präsidenten brachte das Übergewicht der Exaltados sogleich zur Anschauung. Nichts wäre sachgemäßer gewesen, als ihre Fähigkeiten durch Angebot der Regierungsgewalt auf die Probe zu stellen. Am Hofe aber war für den alten Lehrsatz Mirabeaus „Jakobiner als Minister werden nicht mehr Jakobiner sein" kein Verständnis zu erwarten. Im Gegenteil: nachdem der König nichts unterlassen hatte, den Moderados das Leben zu erschweren, trug er ihren Berühmtheiten aus der letzten Versammlung nunmehr das Ministerium an. Die Aufgabe, zwischen einem Ferdinand und einem Riego Posto zu fassen, hatte wenig Verlockendes. Toreno war nicht der einzige, den sie abschreckte. Endlich, unmittelbar vor der Corteseröffnung (1. März), ließ sich nach langem Sträuben Martinez de la Rosa bereit finden, den Vorsitz und das Auswärtige zu übernehmen. Die Mehrzahl seiner Kollegen hatte mit ihm auf derselben Seite

[1]) Weisungen Montmorencys an Lagarde 22. Dec. 1821, 29. Jan., 12. Febr., 5. 22. April (mit Randnote: „Je crois que positivement elle — die Auszahlung an Eguia — n'a pas été faite"). 13. Mai 1822. Ferdinand VII. an Ludwig XVIII 16. Febr. 1822 (très réservée). Berichte Lagardes 19. 27. 28. Febr., 4. März (Secrète). 28. 29. März, 18. April (Particulière, am Rande Bleistiftnotiz: „Il n'a jamais été rien donné à Eguia"). 10. Juni 1822 (Lagarde giebt dem König 500000 Realen) Arch. Paris.

der Cortes gesessen. Einige, wie der Justizminister Garely und der Minister des Inneren Moscoso, waren von anerkannter Tüchtigkeit. Der französische Gesandte hoffte „eine neue Aera der spanischen Revolution“ beginnen zu sehen. Er hielt es zunächst für das beste, wenn der König sich auf diese Männer stütze, die bereit seien, ihr Leben für ihn zu lassen.

Umtriebe der Servilen.

Indessen dem König Ferdinand war das eine konstitutionelle Ministerium ebenso zuwider wie das andere. Sein Dichten und Trachten ging nur auf Wiedergewinn der alten Unumschränktheit. Mit der Verlegung des Hofhaltes nach Aranjuez wurde den Ränken der Servilen freierer Spielraum gewährt. Hier ward es ihnen leicht, die Sonntags herbeiströmenden Bauern der Umgegend zu bearbeiten. Der Ruf „es lebe der absolute König“ fand bei den Gardisten der Schloßwache Anklang. Darüber kam es zum Handgemenge zwischen ihnen und den Milizen, die sich nur mit Mühe beschwichtigen ließen. Ähnliche Reibungen hatte man erst jüngst in Madrid erlebt. In Valencia entstanden sie zwischen Mannschaften der Garnison und Volkshaufen. Vor allem aber wuchs die Erregung in den Frankreich benachbarten Landstrichen. Französische Behörden liehen den royalistischen Rädelsführern eine kaum verhüllte Hilfe. In Navarra stieg ihre Kühnheit so hoch, daß die Citadelle der Hauptstadt Pamplona gefährdet erschien. In Catalonien machten sie Anstalten, aus den Bergen südwärts vorzudringen. Martinez de la Rosa beschwerte sich nachdrücklich über die Unterstützung, welche die Rebellen bei Ankäufen und Rüstungen in Frankreich fänden. Aber die französische Regierung verschanzte sich hinter Gegenklagen. Wenn sie auch den einen oder anderen der spanischen Emigranten von der Grenze entfernte, so machte sie keine Anstalten, ihnen das Handwerk zu legen.[1])

Ausfälle der Exaltados.

Das Treiben der Servilen reizte die Exaltados zu neuen Wutausbrüchen. Ihre Klubs und ihre Zeitungen überboten sich in beleidigenden Ausfällen gegen die heimischen Verräter und ihre fremdländischen Beschützer. Mitunter zielte man noch höher. Die Zeitung „La Tercerola“ drang auf Absetzung des Königs mit der Begründung: „Trennt dies brandige Glied, das alle übrigen ansteckt, vom politischen Körper.“ In den Cortes ließ die radikale Partei den Namen des Königs aus dem Spiel. Sie hielt sich an die Minister, denen es an Kraft oder gutem Willen fehle, die Feinde der Freiheit zu strafen, die Staatsämter festen Händen anzuvertrauen und die Ehre Spaniens gegen das perfide Ausland zu wahren. Aber ihre Überzahl brachte den Exaltados wenig Gewinn. Es mangelte ihnen, wie Galiano selbst in seinen Memoiren eingesteht, „an Disciplin“, und die Gewandtheit ihrer Gegner brachte manchen ihrer Anträge zu Fall. Auch bewiesen sie eine erstaunliche

[1]) Berichte Lagardes 22. April, 6. 16. 27. Mai, 17. Juni. Weisung Montmorencys 18. Mai 1822. Arch. Paris.

Verkennung ihrer eigenen Aufgabe, wenn sie den zeitweiligen Ausschluß der Abgeordneten von amtlichen Stellungen befürworteten, und eine nicht minder erstaunliche Unkunde der Zustände des spanischen Nordens, wenn sie die Wahl der Präfekten durch die Provinzen als Heilmittel gegen die Umtriebe der Servilen betrachteten. Viel kostbare Zeit ward in pathetischer Rhetorik zum Zwecke bloßer Schaustellung vergeudet. Das einemal handelte es sich um Überreichung des Säbels, den Riego am Neujahrstag 1820 getragen hatte, durch eine Abordnung des Regimentes Asturien. Ein anderesmal stand die Errichtung eines Nationaldenkmales für die Märtyrer der spanischen Freiheit in Frage. Die regelmäßige Arbeit wurde nach wie vor durch hundert Zwischenfälle unterbrochen. In den geheimen Sitzungen der Ausschüsse nahmen die persönlichen Zänkereien einen breiten Raum ein.

Die Gesetzgebung und ihre Hemmnisse.

Die Minister konnten unter diesen Umständen wenig Ersprießliches leisten. Ihre Berichte ließen kaum ahnen, wie viele Hemmnisse, außer der offenen Anfeindung, dem Ausbau der Verfassung entgegenstanden. Die letzten Cortes hatten durch umfassende Gesetze mit fieberhaftem Eifer die Versäumnisse der trägen unumschränkten Regierung nachzuholen gesucht. Ihre Nachfolger wollten nicht hinter ihnen zurückstehen. Aber nicht wenige der neuen Gesetze blieben aus Mangel an Mitteln und Werkzeugen bloße Worte, anderen fehlte noch die königliche Sanktion. Auch war der Bruch mit der Vergangenheit, der hier vollzogen werden sollte, in einzelnen Fällen allzu schroff. Dies galt selbst von einigen Teilen einer Unterrichtsordnung, die im übrigen den aufgeklärten Bildungsbestrebungen ihrer Schöpfer alle Ehre machte. Umgekehrt enthielt der Entwurf eines im ganzen rühmenswerten Strafgesetzbuches Artikel über die Verfolgung von Religionsvergehen, die an die dunkelsten Zeiten der Glaubenskriege gemahnten. Wie dies Gesetz, so harrte ein anderes über die grundherrlichen Rechte noch der Bestätigung. Das königliche Veto richtete sich vornehmlich gegen den Satz, daß der Grundherr ohne Nachweis der ursprünglichen Erwerbstitel auf alle aus dem Grundeigentum herfließenden Bezüge zu verzichten habe. Die Cortes hielten an dieser Bestimmung fest, die eine ehemals ungelöste, verwickelte Streitfrage (s. o. S. 4) ganz zu Gunsten der Bauern entschied. Dem ungeachtet blieb die neue konstitutionelle Staatsordnung der zäh am Alten hängenden, vom Pfarrer geleiteten Landbevölkerung vorderhand gleichgiltig, während sie beim grollenden Adel noch stärkeren Widerwillen erregte. Desgleichen steigerte sich der Trotz in den Reihen des Klerus mit den Angriffen auf die Überzahl der höheren geistlichen Würdenträger und mit der schon beschlossenen Herabsetzung des Zehnten um die Hälfte.

Finanzielle Bedrängnis.

Diese letzte Maßregel, die den Landeigentümer entlastete, sollte

ihm das Aufbringen der Grundsteuer erleichtern und dadurch dem Staat etwa ein viertel seiner Jahreseinnahmen sichern. Aber die Wirklichkeit blieb hier wie bei anderen Posten sehr weit hinter dem Voranschlag des Budgets zurück. Der Finanzminister entwarf ein trauriges Bild seines Geschäftszweiges und stellte ein Deficit von rund 200 Millionen Realen in Aussicht. Es half nicht viel, daß man es durch patriotische Verzichte auf Einkünfte, Diäten, Pensionen zu vermindern suchte. Auch die militärische Neuordnung führte nicht zu den gewünschten Ersparnissen. Man gedachte das Schwergewicht der bewaffneten Macht in die Nationalmiliz zu verlegen und setzte die Höhe des stehenden Heeres bedeutend herab. Noch immer aber verschlangen die Ausgaben für dies Heer 360 Millionen, was sich in erster Linie aus der unglaublich großen Zahl von Officierspatenten erklären ließ.[1]) Da nun ein inländisches Anlehen im Jahre 1821 kaum zu einem Drittel gedeckt worden war, so fand man sich wieder gezwungen, koste es was es wolle, auf dem fremden Geldmarkt Hilfe zu suchen. Allein auch mit den größten Opfern vermochte man nur von Tag zu Tag das Leben zu fristen. Die Staatskasse blieb leer. Der Notstand, den Fieber und Mißwachs erhöhten, konnte nicht beseitigt werden. Gläubiger und Angestellte hatten das Nachsehen, während Schmuggler und Banditen wie vordem gute Geschäfte machten.

Die Kolonialfrage.

Zu alledem kam das drückende Gefühl völliger Hilflosigkeit im Hinblick auf die Trennung der amerikanischen Kolonieen vom Mutterlande. Der Befreiungskampf jenseits des Oceans hatte durch die Revolution von 1820 keine Unterbrechung erlitten. In Buenos Aires war die Republik befestigt, Neu-Granada und Venezuela hatten sich zum Freistaat Colombia vereint, Mexiko, Chile und Peru verkündeten ihre Unabhängigkeit. Indessen waren die Hoffnungen, welche die Kolonisten auf die neue konstitutionelle Regierung in Madrid gesetzt hatten, unerfüllt geblieben. Man hatte hier bislang nur schöne Worte gehabt, aber keinen festen Entschluß des Verzichtes fassen können. Die Meinung der Galiano und Isturiz, welche die Gerechtigkeit und Notwendigkeit der Scheidung erkannt hatten, blieb in der Minderheit.[2]) Ein Vertrag, der Mexikos Selbständigkeit unter dem Scepter eines spanischen Infanten bestimmte, war im Februar 1822 von den Cortes mit Entrüstung aufgenommen worden. Der Absendung von Friedensboten nach Amerika war der Beschluß zur Seite gegangen, alle Mächte vor der Anerkennung der Unabhängigkeit der aufständischen Provinzen zu warnen. Diesem Beschluß

[1]) Berichte Lagardes 21. März 1822. Arch. Paris. Er rechnet allein 1500 „officiers généraux" aus dem letzten Kriege.

[2]) Was in Pepe: Mémoires III. 392 als Galianos Ansicht über die Frage der Unabhängigkeit der Kolonieen angegeben wird, verträgt sich nicht mit Galiano; Memorias II. 78 ff. vgl. Baumgarten II. 604.

gaben ein Manifest und ein Rundschreiben des Ministers Martinez de la Rosa kräftigen Ausdruck. Aber schon machten die Vereinigten Staaten Miene, ihm durch die That zu widersprechen. Gleichzeitig drängte England, dessen Handel in den westindischen Gewässern durch spanische Kaper und Piratenschiffe gestört wurde, auf schleunige Herstellung friedlicher Zustände in jenen Gegenden.

Versuch eines Staatsstreiches 30. Mai.

Den König und seine Kamarilla erfüllten alle Verlegenheiten des Ministeriums mit Schadenfreude. Im Schlosse von Aranjuez wurde die Zeit für günstig erachtet, einen entscheidenden Schlag zu führen, und der 30. Mai, als des Königs Namenstag, dafür ausersehen. Aber die Vorbereitungen waren ganz unzureichend. Nach vielstimmigen Rufen „es lebe der absolute König" erfolgte nur eine neue Prügelei zwischen Garden und Milizsoldaten, von denen einer sich beinahe an Don Carlos vergriffen hätte. Zwar bestand, gegründeter Vermutung nach, die Abrede, einen Teil der hauptstädtischen Garnison gegen Aranjuez marschiren zu lassen, wo alsdann die Abschaffung der Verfassung proklamirt werden sollte. Aber der Zug unterblieb, da kein höherer Officier sich anschloß.[1]) Bessere Aussichten schienen sich den Servilen in Valencia zu bieten. Hier brachten sie, gleichfalls am Ferdinandstag, unter Aufgebot rebellischer Artilleristen, die Citadelle in ihre Gewalt und riefen den in Haft gehaltenen blutbefleckten Elio zum Führer aus. Allein die Aufrührer mußten sich den verfassungstreuen Truppen und Milizen ergeben. Elio wurde aus einem Schlupfwinkel hervorgezogen, in dem man auch wichtige Papiere entdeckt haben wollte. An dem Bestehen eines weitverzweigten Planes der Gegenrevolution ließ sich nicht zweifeln. Ihre Fäden liefen offenbar bis zu jenen Banden des Nordens, denen damals sogar die Eroberung der Stadt Cervera, auf der Straße von Barcelona nach Lerida, glückte.

Rückkehr des Königs von Aranjuez 27. Juni.

Im ersten Augenblick führte das Bewußtsein gemeinsamer Gefahr Moderados und Exaltados in den Cortes zusammen. Einer der Moderados sagte: „Habe ich zwischen der Inquisition von 1814 und der roten Mütze zu wählen, so wähle ich diese." Bald aber wurde der Sturm auf die Minister mit neuer Kraft wieder aufgenommen. Die Angegriffenen wagten bei ihrer Verteidigung schwerlich alles zu sagen, was sie über die Umtriebe des Hofes wußten. Sie hatten Mühe, in einer geheimen Sitzung den Antrag der Einsetzung einer Regentschaft zu Fall zu bringen. Hingegen schien ihnen die baldige Rückkehr des Königs nach Madrid unerläßlich. Als der König ihrem Drängen widerstand, reichten sie ihre Entlassung ein. Hierauf gab er nach mit der zweideutigen Bemerkung, für die Entlassung sei es noch nicht Zeit, verzögerte

[1]) Berichte Lagardes 3. 5. 7. Juni 1822. Arch. Paris. — Berichte Brunettis 2. 3. Juni 1822. Arch. Wien. Beide stimmen in der Ansicht überein, daß es sich am 30. Mai um den planmäßigen Versuch einer Gegenrevolution gehandelt habe.

aber seine Abfahrt von Aranjuez bis zum 27. Juni. Im Morgengrauen, als die Stadt noch schlief, langte der Hof wieder im Palast an.

Ermordung Landaburus 30. Juni.

Während der nächsten Tage herrschte äußerliche Ruhe. Aber schon am 30. Juni, als der König die Cortes schloß, brach die verhaltene Glut wieder in hellen Flammen aus. Den Garden drohte eine strenge Untersuchung der Ereignisse des Ferdinandstages und die Auflösung. Hierüber erbittert und durch Beschimpfungen des Straßenpöbels gereizt, gaben sie eine Salve ab. Als einer ihrer Officiere von radikaler Gesinnung, der Lieutenant Landaburu, mit dem Säbel dazwischen fuhr, wurde er von seinen eigenen ergrimmten Soldaten ermordet. Sofort traten Linientruppen und Milizen ins Gewehr, besetzten die Hauptplätze und beobachteten den Palast. Die Garden ihrerseits rüsteten sich in ihren Kasernen, jagten ihnen mißliebige Officiere fort, verstärkten die Schloßwache. Alles ließ sich zu offenem Kampf an. Hätte der König den Degen gezogen, so wäre, wenn der französische Gesandte gut berichtet war, selbst der General Morillo für ihn eingetreten. Indessen auch jetzt fehlte Ferdinand der Mut. Er ließ in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli vier Gardebataillone aus der Stadt nach dem Jagdschloß El Pardo abrücken, wohl versehen mit Munition, zu Abwehr und Angriff gleich bereit. Nur zwei Bataillone blieben in unmittelbarer Nähe des Schlosses zurück.

Abrücken von vier Gardebataillonen nach El Pardo.

Die Unschlüssigkeit und Feigheit des Königs verschuldeten, daß er nicht mit ihnen den Entwichenen nachfolgte. Auf diese Weise wurde ein Plan vereitelt, von dem sich u. a. einer der loyalsten Gardeofficiere, Luis Fernandez de Cordova, nicht wenig versprochen hatte. Der König sollte unweit Madrid einen Kern ergebener Truppen um sich sammeln, möglichst viele Gleichgesinnte aus den nächsten Provinzen heranziehen und sich an der Spitze einer erdrückenden Macht in der Hauptstadt zum Herrn machen. Sein Triumph aber sollte nicht durch Herstellung der Unumschränktheit, sondern durch Erteilung einer gemäßigten Verfassung gekrönt werden. Nach den Memoiren des Bruders Cordovas schlich sich dieser in der Nacht des 5. Juli vom Pardo nach Madrid und ins Schloß, um namens der übrigen Officiere den König nochmals zum Entschluß zu drängen. Aber er mußte unverrichteter Dinge zurückkehren.[1])

Der Plan Cordovas.

Spannung in Madrid.

Ein Programm, wie das Luis' de Cordova, hätte der französischen Regierung und ihrem Vertreter Lagarde wohl einleuchten können. Indessen standen sie den Ereignissen des Juli fern.[2]) Lagarde wurde durch den Abmarsch der vier Gardebataillone ebenso überrascht, wie die

[1]) Fernando Fernandez de Cordova: Mis memorias intimas 1886. I. 42—44 vgl. Haebler a. a. O. S. 155 ff.

[2]) Die gegenteilige Ansicht Baumgartens, die sich namentlich auf die englisch-östreichischen Urteile stützt, wird widerlegt durch Lagardes eigene Berichte. Daß der König Geld von ihm empfangen hat, steht allerdings fest, s. z. B. o. S. 274 Anm. In seinem

übrigen Gesandten, wennschon er seit einigen Tagen bemerkt hatte, daß etwas im Werke sei. Als er am 2. Juli mit dem diplomatischen Korps zur üblichen Dienstags-Audienz im Schloß erschien, fand er den König ruhig, die Garden im Schloßhof aber durch falsche Alarmrufe mehrmals aufgeschreckt. In der That wurden Stimmen laut, die ihre gewaltsame Entwaffnung forderten. Dies war die Meinung Riegos, der eiligst vom Lande in die Stadt zurückgekehrt war, wo ihn der gewohnte Volksjubel empfing. Er suchte die beständige Deputation der Cortes zu entschiedenen Maßregeln fortzureißen. Er befahl dem Kommandanten der Artilleriekaserne, ein paar Granaten gegen das Schloß werfen zu lassen. Er wurde aber hier wie dort in seine Schranken gewiesen. So blieb alles trotz stärkster Spannung in der Schwebe. Ebenso herrschte völlige Unklarheit über die Pläne der Garden im Pardo. Versuche, sie durch Zureden zum Gehorsam zurückzuführen oder durch Drohungen einzuschüchtern, schlugen fehl. Die Generale Ballesteros und Morillo, die der hauptstädtischen Garnison nicht völlig trauen mochten, wagten keinen ernstlichen Angriff auf die Abtrünnigen. Es machte keinen Eindruck auf sie, daß Morillo zu ihrem Kommandanten ernannt wurde. Sie trotzten sogar, wie es hieß auf höhere Weisung, dem Anerbieten der Minister, in eine Verlegung nach Toledo und Talavera zu willigen, wofür der Bestand ihres Korps gesichert sein sollte.

Abschiedsgesuch der Minister 4. Juli.

Bis dahin hatten Martinez de la Rosa und seine Kollegen einen unerschütterlichen Gleichmut bewahrt. Sie hatten sich sogar täglich in dem von den zwei Gardebataillonen abgesperrten Schloß beim König eingestellt. Als der Stadtrat sie ersuchte, sich in seine Mitte begeben zu wollen, um in voller Freiheit ihres Amtes walten zu können, antworteten sie, man möge sich auf ihre Pflichttreue verlassen. Schon wurden sie von den Exaltados unverzeihlicher Schwäche, wenn nicht des Verrates, bezichtigt. Ein von Galiano verfaßtes Schreiben radikaler Abgeordneten beschwor die beständige Cortes-Deputation, die Minister mitsamt dem König für Gefangene zu erklären, falls sie sich nicht aus der Nähe der Aufrührer entfernten. Endlich nach der letzten Absage der rebellischen Gardisten im Pardo, am 4. Juli, fanden die Minister ihre Stellung unhaltbar. Sie forderten ihren Abschied. Der König aber weigerte sich wiederholt, ihre Entlassung zu gewähren. Er suchte ihnen sogar die Verantwortung für die gefährliche Lage der Dinge zuzuschieben. Er gab zu verstehen, daß er wegen der Bedrohung seines Lebens in seine alten,

Drängen der Exaltados.

vor Beschwörung der Verfassung besessenen Rechte zurücktrete. Über diesen

Bericht vom 26. Juli behauptet aber Lagarde, über den Zweck der Geldforderungen nichts gewußt zu haben. Vgl. Villèle: Mémoires IV. 89. Außer Lagardes Berichten 30. Juni, 4. 5. 7. 8. 12. 15. 18. 25. Juli 1822. Arch. Paris, benutze ich noch die Brunettis 1. 4. 5. 8. 12. Juli 1822. Arch. Wien.

Zögerungen riß den Exaltados die Geduld. Mit den Schritten der beständigen Cortes-Deputation, des Staats- und Stadtrates, die beim König auf Trennung von den aufrührerischen Garden drangen, war ihnen nicht gedient. Sie erstrebten wie vordem Einsetzung einer Regentschaft. Das sogenannte „heilige Bataillon“ der Miliz sammelte auf den Straßen Unterschriften zu einer darauf abzielenden Adresse. Das diplomatische Korps geriet so sehr in Sorge, daß es für nötig hielt, sich am 6. Juli bei Martinez de la Rosa für die Sicherheit des Königs und seiner Familie zu verwenden.

Die Ränke des Hofes und die Parteien.

Inzwischen bekämpften sich im Schlosse zwei Strömungen. Luis de Cordova war nicht der einzige, der zur Aussöhnung der Gegensätze von Servilen und Liberalen eine Verfassungsänderung, unter Verzicht auf Herstellung des unumschränkten Regimentes, empfahl. Ohne Cordovas sonstige Pläne zu teilen waren nach der Versicherung des französischen Gesandten Mitglieder des Stadtrates, des Officierkorps, des Ministeriums dafür. Sie hofften damit Blutvergießen abgewandt zu sehen. Lagarde selbst suchte noch am 6. Juli, freilich durch den ungeeignetsten Vermittler, Don Carlos, in dieser Richtung auf den König zu wirken. Für Ferdinand und seine Vertrauten handelte es sich aber nur um Rache und Rückkehr zur Willkürherrschaft von 1814. Alles übrige galt nach Lagardes Worten, „als Verrat“. Der König forschte ihn aus, was er für den Triumph seiner Sache von Frankreich zu hoffen habe, sobald er an einem sicheren Platze geborgen sei. Dazu sollte ihm ein Überfall der Hauptstadt durch die vier Gardebataillone verhelfen, denen nach dem Pardo zu folgen ihm der Mut gemangelt hatte. Er rechnete auf ihr siegreiches Vordringen bis zum Schloß, auf die Ermüdung und Uneinigkeit von Miliz und Linientruppen. Viel Zeit war nicht zu verlieren, da schon mehrere Regimenter von Segovia und Valladolid gegen den Pardo im Anmarsch waren. Aber das Unternehmen, an sich äußerst gewagt, war mit unglaublichem Leichtsinn vorbereitet und wurde von verständigen Eingeweihten, wie Luis de Cordova, höchlich mißbilligt.

Verfehlter Angriff der Garden 7. Juli.

Als die Garden am 7. Juli Nachts zwischen zwei und drei Uhr in die Stadt einrückten, trafen sie auf die „heilige Schar“ der Milizen unter dem Kommando San Miguels, der sofort Lärm schlug. Eines der Gardebataillone kehrte darauf um. Die drei anderen drangen zur Plaza Mayor und zur Puerta del Sol vor, wurden aber durch ein mörderisches Feuer empfangen. Ohne rechte Führung und an Zahl den Gegnern nicht gewachsen, wandten sie sich bald zur Flucht. Viele schlugen sich auf Umwegen zum Schloß durch, wo während des Kampfes ihren dort postirten Kameraden kein Befehl erteilt worden war, ihnen zu Hilfe zu eilen. Alles drängte nun gegen den Palast: Milizen, Soldaten,

Volkshaufen, Morillo, Ballesteros, Riego an der Spitze. An den Ausgängen der Straßen waren Kanonen aufgefahren. Die zitternden Höflinge fürchteten einen Sturm. Aber die Bitte des Königs, das Feuer einzustellen, wurde geachtet. Eine Junta von Generalen, Mitgliedern der Cortes-Deputation, des Staatsrates bewilligte eine Kapitulation, nach welcher die vom Pardo eingedrungenen Bataillone entwaffnet werden, die beiden anderen unbehelligt aus der Hauptstadt mit Waffen und Gepäck abziehen sollten. Jene, voll Mißtrauen gegen die Sieger, weigerten sich zu gehorchen. Sie flüchteten die Anhöhe vom Schlosse herab über den Manzanares, wurden aber durch nachsetzende Reiterei und Artillerie zur Ergebung gezwungen. [1])

Würdeloses Benehmen des Königs.

König Ferdinands Benehmen nach der Niederlage war ebenso würdelos wie es vorher tückisch gewesen war. Am Abend des 6. Juli hatte er dem erkrankten Kriegsminister endlich die Entlassung gewährt, die übrigen Minister aber als Gefangene im Schlosse festgehalten. Speise und Trank wurde ihnen verweigert. Sie waren den gemeinsten Beschimpfungen der Dienerschaft ausgesetzt. Ebenso war es dem Präfekten von Madrid ergangen. Auch Morillos hatte man sich bemächtigen wollen. Hätten die Garden gesiegt, berichtete der östreichische Gesandte Brunetti, so wäre nach der Meinung der Liberalen ein großes Strafgericht erfolgt. „Die reinen Servilen, wußte Lagarde zu vermelden, sprachen einige Tage vorher von vierhundert Köpfen, die fallen müßten." Als nun aber der plumpe Anschlag schmählich mißglückt war, flehte der König den befreiten Martinez de la Rosa an, durch Beibehaltung des Ministeriums sein und des Landes Retter zu werden. Er nahm keinen Anstand, der Garnison und Miliz öffentlich für „ihr patriotisches Benehmen" zu danken. Dann verschwand er, wie sein neapolitanischer Oheim beim Einzug Pepes, in seinem Schlafzimmer. Am 8. Juli hörten Brunetti und Lagarde ihn sagen: „Da die Sache mißlungen ist, müssen Sie, meine Herren, etwas für mich thun. Man muß sich beeilen, ein Heer nach Spanien zu schicken." [2]) Er wollte zwar nicht daran glauben, daß man ihn „zum Schaffot schleppen werde". Aber er fürchtete „den Dolch eines Meuchelmörders".

Mäßigung der Sieger.

In Wahrheit wurde dafür gesorgt, ihn vor jeder Unbill zu schützen. Die Mäßigung der Sieger setzte die fremden Diplomaten, die ihren Befürchtungen nochmals amtlichen Ausdruck gegeben hatten, sehr in Erstaunen. Das Schloß stand unter sicherer Bewachung zuverlässiger Mann-

[1]) Die noch von Baumgarten wiederholte Erzählung, der König habe vom Balkon herab den Verfolgern „Auf sie" zugerufen, findet sich weder in französischen noch östreichischen Gesandtschaftsberichten. Auch Galiano: Memorias II. 326 verweist sie ins Reich der Fabel. Ferdinand VII. bleibt ohnehin schwer genug belastet.

[2]) Bericht Brunettis 28. Juli 1822. Arch. Wien.

schaften. Riego bemühte sich um die Wette mit Morillo, durch Wort und That die Ruhe zu erhalten. Wiederholte Vorschläge der Einsetzung einer Regentschaft, die sich im Staatsrat und in der Cortes-Deputation hervorwagten, wurden mit größter Entschiedenheit bekämpft. Eher, erklärten einige hohe Officiere, würden sie sich alle in Stücke hauen lassen, als daß sie eine Verletzung der Rechte des Thrones duldeten. Diese Stimmung blieb vorherrschend, selbst als der Proceß, der gegen die Garden eingeleitet war, das Benehmen des Königs in ein sehr übles Licht setzte. Da er sich entschloß, mehrere der verdächtigen Palastbeamten zu verabschieden, warf man über seine eigenen Ränke einen Schleier. Eines aber wurde in heftigen Zeitungsartikeln, in drohenden Adressen von Behörden und Klubs, in einer neuen Zuschrift radikaler Abgeordneten an die Cortes-Deputation, unter gehässigen Ausfällen gegen die bisherigen Minister, ungestüm gefordert: Berufung anderer Männer an die Spitze der Regierung.

Ministerium San Miguel 5. August.

Martinez de la Rosa hatte dem Hilfe flehenden König sofort erwidert, als Spanier werde er ihn in der Stunde der Gefahr, die Flinte in der Hand, verteidigen, aber als Minister könne er ihm nimmermehr dienen. Indessen vergingen einige Wochen, bis der König ihn förmlich entließ und sich zur Besetzung aller Ministerposten mit entschiedenen Exaltados bequemte. An der Spitze des Auswärtigen erschien San Miguel, Riegos einstiger Generalstabschef, Kommandant des „heiligen Miliz-Bataillons“ beim nächtlichen Kampf vom 7. Juli, als Klubredner und politischer Dichter von seiner Partei hochgefeiert, für sein neues Amt aber völlig unvorbereitet. Alle seine Genossen waren „reine Patrioten“ im Sinne der Entschiedenen. Der Kriegsminister Lopez Baños war einer der Helden der Isla de Leon. Der Justizminister Navarro wurde „der Danton der Cortes von 1820“ genannt, der des Inneren, Francisco Gasco, von Haus aus Advokat, hatte ihm in jener Versammlung zur Seite gesessen. Die neue Regierung begann mit durchgreifenden Personalveränderungen in den höheren Beamtenstellen. Die Moderados wurden nicht viel besser von ihr behandelt als die Servilen. An Begnadigung verurteilter Teilnehmer der letzten Verschwörung war nicht zu denken. So konnten alle Bemühungen Lagardes einen Landsmann, Goiffieux, der zu den Gardeofficieren gehört hatte, nicht vor schimpflichem Tode retten. Einige Wochen nachher wurde in Valencia unter dem Druck eines Volksauflaufes an dem verhaßten Elio der grausame Richterspruch vollstreckt, den ein Kriegsgericht ohne Anhören des eingeschüchterten Verteidigers zu fällen über sich gewonnen hatte.

Regentschaft in Seo de Urgel 15. August.

Die dringendste Aufgabe des neuen Ministeriums war unzweifelhaft Bewältigung des immer weiter um sich greifenden Aufstandes der königlichen Guerrillabanden im Norden. Diese hatten Ende Juni die

Bergfestung Seo de Urgel erstürmt und damit einen wichtigen Stützpunkt am Fuße der Pyrenäen gewonnen. Am 15. August installirte sich hier eine förmliche Regentschaft. Drei Hauptkämpen der Servilen maßten sich diese Würde an: Matafloriba, der einstige berüchtigte Justizminister Ferdinands, unter Berufung auf eine vom König ausgestellte Vollmacht, der fanatische, nicht anerkannte Erzbischof von Tarragona und der mit dem Oberbefehl der Glaubensarmee betraute Baron d'Eroles. Sie riefen nach einem feierlichen Hochamt Ferdinand als König, gemäß seinem legitimen Recht, aus. Sie erklärten sämtliche seit Beschwörung der Verfassung erlassenen Gesetze für null und nichtig, stellten eine Versammlung der Cortes nach alter Weise in Aussicht und befahlen allen Spaniern dies- und jenseits des Meeres, ihnen Gehorsam zu leisten. Zugleich bemühten sie sich um auswärtige Hilfe. Sie wandten sich an die Großmächte und suchten namentlich zu Frankreich in enge Beziehungen zu treten. Schriftlich durch dringende Briefe und mündlich durch anspruchsvolle Sendboten kündigten sie sich Ludwig XVIII., Artois, Montmorency als Verteidiger der allgemeinen guten Sache an. Zwei Millionen Francs, 15—20000 Gewehre, Abtretung von zwei Schweizerregimentern, eines Transportschiffes und einer Fregatte war das mindeste, was sie erbitten zu müssen glaubten.[1]) Mit ihren Erfolgen wuchs ihre Begehrlichkeit. Bauern und Handwerker, untermischt mit Schleichhändlern und Räubern, liefen in Scharen den streitbaren Mönchen zu, die gegen die gottlosen „Schwarzen", wie die Liberalen geschmäht wurden, zum Vernichtungskrieg aufriefen. In Navarra faßte General Quesada die Fäden der Kriegsführung zusammen. Ganz Catalonien, außer Barcelona und den übrigen größeren Städten, war im Aufstand gegen die Madrider Regierung. In Aragon ward nach Eroberung von Mequinenza eine Junta der Rebellen errichtet. Es war die höchste Zeit, daß Mina, aus Leon herbeigerufen, das Kommando jenseits des Ebro übernahm, um seine bewährte Kraft gegen die siegestrunkenen Königlichen zu wenden.

Ihre Hilfsgesuche an Frankreich.

Überwachung des Hofes in Madrid.

Je bedrohlicher ihre Fortschritte erschienen, desto schärfer glaubte das Ministerium den Hof überwachen zu müssen. Auch hatte es mit dem Argwohn der Bevölkerung und mit dem Einspruch der Stadtväter zu rechnen. Eine Verlegung der Residenz aufs Land wurde nicht gestattet. Selbst der Hinweis auf den leidenden Zustand der Königin war nutzlos. Der König wagte nicht, seinen entschiedenen Willen einzusetzen. Er betrachtete sich als einen Gefangenen und ergab sich in alles, mit dem Hintergedanken, dereinst für alles blutige Rache zu nehmen. Aber er verzweifelte an der Erfüllung seiner heißesten Wünsche ohne bewaffnetes Einschreiten der Fremden. Von den europäischen Großmächten stand die

Haltung Englands.

[1]) Die Regentschaft von Seo de Urgel an Ludwig XVIII. 15. 30. Aug. Balmaceda an den Grafen von Artois und Montmorency 26. Aug. 1822. Arch. Paris.

englische wie vordem den Schmerzen des Königs am kühlsten gegenüber. Der englische Bevollmächtigte Hervey, seit dem Sommer 1821 Wellesleys Ersatzmann, schien es darauf anzulegen, die Gunst der spanischen Liberalen zu erwerben. Er steuerte zum besten der am 7. Juli verwundeten Milizen eine Summe bei. Er trennte sich hie und da auffallend von gemeinsamen Schritten des diplomatischen Korps. Dafür hoffte er, in Verhandlungen über alte und neue Streitfragen von den konstitutionellen Machthabern am Manzanares Zugeständnisse zu erlangen und Englands Ratschlägen in Betreff der südamerikanischen Kolonieen Gehör zu verschaffen. Im schärfsten Gegensatz zur Haltung der englischen Regierung stand diejenige des Zaren. Schon im Frühling 1822, als der König von Neapel sich zu Gunsten seines Neffen an die verbündeten großen Höfe gewandt hatte, war Alexander mit Begeisterung dafür gewesen, 40000 russische Soldaten als Kontingent einer „europäischen Armee" durch Östreich, Italien, Südfrankreich über die Pyrenäen marschiren zu lassen. Er kam damit auf frühere Ideen zurück, in denen ihn die Madrider Juli-Ereignisse nur bestärken konnten.

Gesinnung des Zaren.

In Wien hatte man gegen diese „edelmütigen", aber „bizarren" Vorschläge sofort schwere Bedenken geltend gemacht. Metternich sah zwar in der Ablenkung Rußlands von den Wirren des Ostens einen Gewinn. Aber er forderte, daß der Zar sich ganz auf den Standpunkt von Laibach stelle. Er sagte voraus, daß England dem russischen Antrag niemals zustimmen werde. Er erklärte, bewaffnete Einmischung werde die Lage König Ferdinands nur verschlimmern. Als der Mißerfolg des 7. Juli bekannt wurde, war er, wie Kaiser Franz, tief empört über die Feigheit des Königs und fürchtete einen nachteiligen Rückschlag des Ereignisses „auf ganz Europa". Aber den kriegerischen Eifer des Zaren zu teilen blieb er weit entfernt. Was ihn von Anfang an besonders dawider einnahm, war die Furcht vor einer Erneuerung der russisch-französischen Freundschaft. Wurde es Ernst mit Alexanders Plänen, so war die Beihilfe Frankreichs unentbehrlich. Aber wer bürgte dafür, daß ihr Preis nicht die Einführung einer spanischen „Charte" sein sollte? Nach Vincents Berichten schien darüber ein geheimes Verständnis zwischen Paris und Petersburg zu herrschen. Brunetti bestärkte von Madrid aus den Argwohn wegen des Vorhandenseins russisch-französischer Intriguen. Kurzum Metternich war ebenso schlecht zu sprechen auf die „förmlichen Verschwörungen" Pozzos und seiner Bundesgenossen wie auf das „falsche Spiel" der Regierung Ludwigs XVIII.[1])

Urteil Metternichs.

[1]) Weisungen Metternichs an Lebzeltern 7. Mai, 31. Juli (vgl. Wellington: Despatches Continuation I. 400), an Zichy 29. April, 11. Mai. Berichte Lebzelterns 19. 20. 28. Mai, Vincents 5. Juli, 16. August, Brunettis 28. März, 5. Juli 1822. Arch. Wien.

Französische Vermittlungswünsche.

Soviel war richtig: in Paris forderte man vor der Zusage irgend welcher Einmischung in die spanischen Angelegenheiten eine sofortige, bindende „Erklärung" Ferdinands, daß er sich nicht weigern werde, „einen Teil der 1814 besessenen Gewalt zu opfern." Gelänge es ihm alsdann, sich „an der Spitze treuer Soldaten in eine seiner Provinzen zurückzuziehen," und sich „den französischen Grenzen zu nähern," so wäre eine Vermittlung Frankreichs möglich. Man wollte imstande sein, „den Kammern und den Truppen anzukündigen, der König von Spanien habe Änderungen zugestimmt, welche die Rechte seiner Krone mit den gesetzlichen Freiheiten seiner Unterthanen versöhnten". Dies hatte Montmorency schon am 29. Juni Lagarde wissen lassen. Der Gesandte sollte alles Einzelne mit Martinez de la Rosa vereinbaren. Ein eigenhändiges Begleitschreiben Ludwigs XVIII. mahnte Ferdinand, den Rat eines erfahrenen alten Mannes und Verwandten nicht in den Wind zu schlagen. Wenn Montmorency in seiner Weisung den Satz einflocht, „die alliirten Höfe" seien derselben Ansicht, so sagte er freilich mehr, als er verantworten konnte. Daher war Metternich, als er nachmals von jenem Aktenstück Kenntnis erhielt, in vollem Rechte, dagegen Einspruch zu erheben. Nun hatte sich Ferdinand VII., wie Lagarde zu seinem Kummer wahrgenommen, vor dem Mißerfolg des 7. Juli schlechterdings auf nichts einlassen wollen als auf Wiederherstellung seiner unumschränkten Gewalt. Nach der Niederlage der Garden fand Lagarde ihn in Worten nachgiebiger, mißtraute aber durchaus seinem ernstlichen Willen, sich auf irgend eine Weise zu binden. Auch gaben ihm eigene Beobachtungen und Mitteilungen des dänischen Gesandten die volle Gewißheit, daß der König sich von Ugarte, jenem verworfenen Werkzeug seiner früheren Willkürherrschaft (s. o. S. 24), beraten lasse. Auf Ferdinands Befragen bezeichnete Lagarde als wünschenswerte Grundlagen einer abgeänderten spanischen Verfassung neben dem absoluten Veto und königlicher Initiative u. a. das Recht freier Steuerbewilligung der National-Repräsentation und deren Teilung gemäß den alten und neuen Sitten und Bedürfnissen des Landes. Ferdinand aber machte daraus zu Lagardes Überraschung „Wiederherstellung der Cortes nach Ständen." Dies Opfer zu bringen erklärte er sich am 24. Juli in einer an Ludwig XVIII. gerichteten Erwiderung bereit, obwohl er jeden Mißbrauch seiner Unumschränktheit während der Jahre 1814 bis 1820 in Abrede stellen zu dürfen glaubte. Vor allem aber forderte er rasche Hilfe, um seine Freiheit zu erlangen. Lagarde hatte ihm bereits bisher alles in allem etwa 15 Millionen Realen vorgestreckt. Der König erbat zwei weitere Millionen und konnte die Stunde nicht erwarten, da ihm eine wirksamere Unterstützung durch französische Bajonnette zuteil würde.[1])

[1]) Die Kenntnis der französischen diplomatischen Akten ermöglicht mir auch hier

Die Blätter der französischen Ultras, die offener mit der Sprache herausrückten als ihre Redner in der Kammer, drängten das Ministerium nach dem 7. Juli noch ungestümer, „die Gefangenen von Madrid" vor dem Schicksal Ludwigs XVI. zu retten. Im Ministerium aber hielt Villèle den Eifer Montmorencys zurück. So wenig auch diesen „die Erklärung" König Ferdinands befriedigte, fühlte er sich doch dazu berufen, ihm beizuspringen. Wenn sich vorläufig der offene Bruch mit Spanien noch verbot, so blieb die heimliche Unterstützung der Regentschaft von Urgel möglich. Zwar barg auch dies verdeckte Spiel Gefahren. Lagarde mißbilligte es, da es seine Lage erschweren und viele gemäßigte Spanier ins Lager der Comuneros treiben könne. Montmorency selbst geriet mit sich in Widerspruch. Erst eben hatte er in der Kammer jede Unterstützung der rebellischen Servilen abgeleugnet. Im Ministerrat mußte er zugestehen, daß eine Sendung von Geld und Waffen, die man an der Grenze abgefangen hatte, auf sein und Franchets, des Polizeidirektors, Betreiben erfolgt sei. Villèle bestand darauf, daß dies künftig unterbleibe. Frankreich sollte, seiner Ansicht nach, bis auf weiteres nicht über die Linie bewaffneter Neutralität hinausgehen. Ebensowenig aber sollte es, um seiner Ehre nichts zu vergeben, den Durchmarsch fremder Heere gestatten. Es sollte sich allein die Wahl des Zeitpunktes zum Handeln vorbehalten, und wenn dieser gekommen wäre, höchstens „die moralische Unterstützung" der Verbündeten annehmen. — Es war die nächste Frage der europäischen Politik, welche Entscheidung der bevorstehende Fürstenkongreß treffen werde. Darüber bestand kein Zweifel, daß die spanischen Angelegenheiten, wenn auch nicht den einzigen, so doch den wichtigsten Gegenstand seiner Verhandlungen bilden müßten.

Forderung der Einmischung seitens der Ultras.

Zurückhaltung Villèles.

eine Ergänzung der Darstellung Baumgartens, der sehr beklagte, diese Quelle nicht haben benutzen zu können. Besonders wichtig sind Lagardes Berichte 18. 19. 26. Juli, 1. 5. August, Montmorencys Weisungen 28. Juni (im Pariser Archiv irrtümlich in Band 713 Espagne Fol. 123 ff. eingebunden, sehr verstümmelt, mit dem Zusatz „reçues le 6. juillet", und mit Metternichs Noten in Wellington: Despatches Cont. I. 394—398) 27. Juli, 14. August, drei Briefe König Ferdinands an Lagarde 18. 21. 25. Juli zur Erläuterung seines Schreibens an Ludwig XVIII. vom 24. Juli 1822. Arch. Paris.

IX.

Der Kongreß von Verona.

Berufung des Kongresses.

Beim Abschluß der Laibacher Konferenzen war bereits ein nächstjähriger Fürstenkongreß in Aussicht genommen worden. Man hatte damals nur die Angelegenheiten der italienischen Staaten im Auge und gedachte ursprünglich, sich in Florenz zu vereinen. Allein die Vorgänge im Westen und Osten Europas drängten zu einer Erweiterung des Programmes. Auch wollte Östreich sich die Ehre nicht rauben lassen, die gekrönten Häupter und ihre Berater wiederum auf seinem Boden zu empfangen. So ward denn Verona als Schauplatz des Kongresses auserseben. Metternich prophezeite, der Kongreß von Verona werde in den Annalen der Weltgeschichte einen Abschnitt bedeuten. „Vielleicht niemals ist die Vereinigung der Monarchen und ihrer Kabinette mit einer größeren und günstigeren Epoche zusammengefallen, um Beschlüssen der Weisheit und der Gerechtigkeit Kraft zu verleihen und Erfolg zu verbürgen.“[1])

Vorverhandlung in Wien. Tod Londonderrys (Castlereaghs) 12. Aug. 1822.

Ehe man aber in Verona ans Werk ging, sollten Vorbesprechungen in Wien den Weg zum Einverständnis ebnen. Der Zar hatte sein persönliches Erscheinen zugesagt. Als Vertreter der drei anderen Großmächte wurden Montmorency, Bernstorff, Londonderry erwartet. Metternich zählte vor allem auf den letzten, „als sein zweites Ich“. Da traf die erschütternde Nachricht ein, daß der viel gepriesene und viel gescholtene englische Staatsmann ein gewaltsames Ende gefunden habe. Spuren geistiger Zerrüttung waren bei dem sonst aller Arbeit und Aufregung Gewachsenen schon seit kurzem hervorgetreten. In einem unbewachten Augenblick durchschnitt er sich am 12. August auf seinem Landgut in Kent die Schlagader am Halse. Sein Tod wurde zu einem Wendepunkt der äußeren und inneren Politik des britischen Reiches. Denn Canning, der unentbehrliche Nachfolger Londonderrys, lenkte alsbald in andere Bahnen ein. Zunächst aber blieb das Verhalten Englands zu den großen Fragen, die in Wien besprochen werden sollten, unverändert. Der Herzog von Wellington, der beauftragt wurde, daselbst

[1]) Metternich an Lebzeltern 4. Aug. 1822 Arch. Wien.

an Stelle Londonderrys zu erscheinen, war an die Instruktionen gebunden, die dieser selbst noch sich vorgezeichnet hatte.

Drängen des Zaren auf Einmischung in Spanien.

Seine Abreise verzögerte sich so lange, daß in Wien von regelrechten Konferenzen nicht mehr die Rede sein konnte. Alles beschränkte sich auf Austausch von Noten und vertrauliche Gespräche. Aus diesen ergab sich nun unleugbar, daß das drohende Gewitter eines russisch-türkischen Krieges sich gänzlich verzogen hatte. Zwar war der Zar sehr ungehalten über das Scheitern der letzten Verhandlungen Strangfords in Konstantinopel. Er warf ihm nach seiner Ankunft sogar vor, daß er die Ehre Rußlands gegen die türkischen Angriffe nicht verteidigt habe. Bald aber ließ er sich beschwichtigen, und Metternich wußte „den Geist der Versöhnlichkeit", der das russische Kabinet angesichts der orientalischen Streithändel beseelte, nicht dankbar genug zu preisen. Dagegen schien sich Alexanders heißes Verlangen, durch ein europäisches Heeresaufgebot dem König von Spanien Hilfe zu bringen, keineswegs abgekühlt zu haben. Er nannte Spanien das Hauptquartier des Jakobinismus, der jedem Lande Europas Verderben drohe. Er machte die Einmischung in Neapel als nachahmenswertes Beispiel geltend. Da er der Zuverlässigkeit der französischen Soldaten mißtraute, so wollte er nur einen Bruchteil der europäischen Streitmacht, welche durch die Pyrenäen vordringen sollte, aus ihnen gebildet wissen. Von den Staatsmännern, die ihn umgaben, schürte der aus Paris herbeigerufene Pozzo di Borgo seinen kriegerischen Eifer.

Vorsichtige Weisungen Villèles.

Im französischen Ministerrat hatte man das Drängen des Zaren zum Bruch mit Spanien vorausgesehen. Aber Villèle blieb bei seinem Satz, daß Frankreich sich keine Vorschriften machen lassen, noch weniger den Durchmarsch fremder Truppen zugeben dürfe. In diesem Sinn waren die Anweisungen gefaßt, nach denen sich die Bevollmächtigten Ludwigs XVIII. richten sollten. Der vordringliche Chateaubriand hatte durchgesetzt, daß ihm neben Laferronnays und Caraman die Vertretung Frankreichs in Verona übertragen wurde. Nur für den Fall, daß man in Wien nicht zu einem greifbaren Ergebnis gelange, sollte Montmorency gleichfalls sich dorthin begeben. Ihn galt es an erster Stelle gegen die Lockungen des Zaren zu wappnen. „Wagen Sie sich nicht zu weit vor, schrieb ihm Villèle, erklären Sie, uns erst hören zu müssen, wenn es sich um irgend einen großen Entschluß handelt, der Ihnen Zweifel erregt. Wir sind imstande uns zu schützen, selbst wenn man uns allein läßt." Am folgenden Tage verkündigte der Moniteur die Ernennung des jüngst erst mit dem Grafentitel geschmückten Villèle zum Präsidenten des Ministerrates. Es war ein deutliches Anzeichen des Vorwiegens seiner kühlen politischen Ratschläge. Auch beruhigte er Wellington, als dieser Paris passirte und ihm die Gefahren eines spanischen Krieges vorstellte,

Wellington in Paris und in Wien.

durch unerwartet friedfertige Versicherungen. Er beteuerte, daß Frankreichs Rüstungen nur darauf zielten, Verletzung seiner Grenzen, Absetzung oder Ermordung des bourbonischen Königs Ferdinand zu ahnden. Dem Kongreß wollte er das Recht nicht zugestehen, Frankreich Befehle zu erteilen, geschweige denn ihm zuzumuten, den Durchmarsch fremder Truppen zu dulden. Doch gab er der Hoffnung Raum, daß gemeinsame Beratungen und Erklärungen der Mächte, betreffend ihr Verhalten im Fall eines Bruches zwischen Spanien und Frankreich, diesem eine moralische Hilfe gewähren würden. Wellington verwahrte sich auch hiergegen. Die englische Regierung wenigstens, die dem Parlament verantwortlich sei, werde nie und nimmer aufs Ungewisse hin sich binden können.

Haltung Montmorencys in Wien.

In Wien angelangt, suchte er dem Zaren zu beweisen, daß es sich in Spanien nicht wie in Neapel um die Gefahr revolutionärer Ansteckung handle. Er verfocht den Satz, daß überhaupt die Einmischung in die inneren Zustände eines anderen Landes nur durch die dringendste Notwendigkeit gerechtfertigt werden könne. Der Zar aber schwärmte noch immer für einen heiligen Krieg der großen Allianz gegen die politischen Ketzer der iberischen Halbinsel. Die Haltung Montmorencys bestärkte ihn darin. Der ritterliche Legitimist fand sich durch seine Instruktionen beengt. In beständigem Verkehr mit General España, dem Sendboten der Regentschaft von Seo de Urgel, und durch die vertraulichen Ansprachen des Zaren geschmeichelt, nahm er aber Villèles Mahnungen nicht allzu ernst. Er ließ durchblicken, daß er den Kampf Frankreichs gegen Spanien für unabwendbar halte, und daß man dringend wünschen müsse, des Beistandes der übrigen Großmächte versichert zu sein. Metternich hatte bei dieser Sachlage einen schwierigen Stand. Er wünschte keine Trennung von England, aber er mußte auch auf die Gefühle des Zaren Rücksicht nehmen. Für Spanien sah er das einzige Heil im Zurückgehen auf die „alten Konstitutionen", wie sie dem Namen nach vor Napoleons Einmarsch bestanden hatten, mit einigen zeitgemäßen Änderungen. Der Gedanke militärischen Eingreifens von außen schreckte ihn auch jetzt noch. Um keinen Preis, darin wußte er sich mit allen übrigen Beteiligten einig, sollten russische Soldaten im Auftrag der Allianz die Grenzen ihres Reiches überschreiten dürfen.

Gedankengang Metternichs.

Die deutschen Angelegenheiten. Baiern.

Inzwischen war der Oktober herangekommen. Kaiser Franz hatte Wien mit seiner Gemahlin verlassen. Den Zaren verlangte es nach baldiger Eröffnung des Kongresses in Verona. Dort war das allgemeine Stelldichein, bei dem auch Montmorency und Wellington nicht fehlen durften. Während der Reise traten Metternich und Bernstorff der schon in Wien erwogenen Frage näher, ob nicht Angelegenheiten der inneren deutschen Politik gleichfalls in Verona zur Sprache gebracht werden sollten. Man mochte auf diese Weise dem eigenwilligen Schwager des Zaren in Stutt-

gart einen Zaum anlegen. Auch ließ sich vielleicht eine heilsame Rückwirkung auf Baiern und Baden erwarten. Zwar war der zweite bairische Landtag im ganzen sehr ruhig verlaufen. Die Liberalen hatten durch Ausschluß des zum Bürgermeister von Würzburg erwählten Behr einen ihrer kampflustigsten Führer eingebüßt. Die Opposition war zaghaft aufgetreten und die Ständeversammlung Anfang Juni 1822 mit gnädigen Worten verabschiedet worden. Aber die Gegner der Verfassung ruhten nicht. Ihre Hoffnungen setzten sie auf den Prinzen Karl, der mit Wrede auf gespanntem Fuße stand. Indessen nahm Max Josef, wie Lerchenfeld dem Kronprinzen Ludwig freudig berichtete, Wredes Entlassungsgesuch nicht an. Noch waren Lerchenfelds Sorgen wegen einer Gefährdung der Verfassung nicht ganz gehoben. Er mißtraute Rechberg, der am 3. Oktober in Salzburg eintraf und daselbst vor Metternich, Bernstorff, Gentz ein Klagelied anstimmte. Er fürchtete eine Nachgiebigkeit seines Königs gegen die beiden Kaiser, die diesem am 7. Oktober in Tegernsee einen Besuch abstatteten. Nur die gleichzeitige Anwesenheit des Kronprinzen und Wredes gewährte ihm einige Beruhigung. Was er nicht zu ahnen schien, war, daß Wrede selbst, wenn den Berichten des östreichischen Gesandten in München zu trauen ist, vom Kongreß Beschlüsse erwartete, die „den Mängeln" der süddeutschen Verfassungen abhelfen sollten. „Konstitutionell" gesinnt, wie er war, leugnete er doch nicht, daß solche beständen. Er erhob u. a. gegen die Öffentlichkeit der Kammersitzungen und gegen die Preßfreiheit Bedenken.[1])

Baden.

Über die Zustände Badens hatten Metternich und Bernstorff noch in Wien aus dem Munde Blittersdorffs erschreckende Schilderungen vernommen. Der ehrgeizige und selbstbewußte Freiherr, seit kurzem Gesandter des Großherzogs beim Bundestag, hatte Frankfurt heimlich verlassen, um die Minister der beiden deutschen Großstaaten zur Rettung seiner Regierung vor der Obmacht demokratischer Kammern und freisinnigen Beamtentums anzuflehen. Der bisherige Verlauf des zweiten badischen Landtags, in dem Adam von Itzstein als liberaler Redner sich zum erstenmal bemerklich gemacht hatte, und der im August ohne Erledigung des Budgets vertagt worden war, steigerte seine Angst ins Ungemessene. Er trug die Farben so dick auf, daß man es für nötig hielt, zunächst Berstett zu vernehmen. Dieser eilte auf Metternichs Geheiß nach Innsbruck. Hier führte er Blittersdorffs Schwarzmalereien auf ein bescheidenes Maß zurück. Übrigens aber war er ganz bereit, die Hand zu ergreifen, die der badischen Regierung zur schmerzlich entbehrten Möglichkeit freierer Bewegung verhelfen würde. Es blieb noch unentschieden, ob dies durch eine neue Auflage der Karlsbader Beschlüsse oder durch einen Druck des Kongresses in Verona erreicht werden sollte. —

[1]) Berichte Trautmannsdorffs 14. 20. Okt., 24. Nov. 1822. Arch. Wien.

Eintreffen der Kongreßmitglieder in Verona.

Um die Mitte des Oktobers traf die Gesellschaft höchster und hoher Personen dort zusammen, und Wochen lang konnten sich die loyalen Zeitungsleser Europas an den blumenreichen Darstellungen von fürstlichen Besuchen und Gegenbesuchen, prunkvollen Ballfesten, Diners, Revuen und Illuminationen erlaben. Seit dem Wiener Kongreß war dem Weltteil ein ähnliches Schauspiel nicht geboten worden. Die prächtigen Renaissancepaläste an den malerischen Plätzen der alten Römerstadt reichten kaum aus, die Menge der herbeigeeilten erlauchten Gäste zu fassen. Den zwei Kaisern mit ihrem staatsmännischen Generalstab, Metternich und Nesselrode an der Spitze, reihten sich König Friedrich Wilhelm III. an, von seinen Söhnen Wilhelm und Karl begleitet. In seinem Gefolge glänzte sein Kammerherr Alexander von Humboldt, der ängstliche Seelen durch manches scharfe Wort erschreckte. Da Hardenberg, dem Ziele seines Lebens schon nahe, nur vorübergehend auftauchte, so hatte Bernstorff wieder die Hauptstimme für Preußen. Die italienischen Fürsten hatten sämtlich ihre Bevollmächtigten entsandt und stellten sich selbst, mit Ausnahme des Pabstes, zeitweilig ein. Frankreichs Vertretung wurde vollzählig mit der Ankunft Montmorencys, dem Chateaubriand den ersten Platz neidete. Unter den Engländern zogen Wellington und Strangford aller Augen auf sich. Dazu die Schar vornehmer Damen und ihres Hofstaates, die Masse diplomatischer Gefolgschaften jeden Ranges, der Troß von Geschäftsmännern, Bittstellern, Neugierigen, „ein Gewühl und Durcheinander ohnegleichen,“ in dem selbst Gentz sich mitunter „erdrückt“ fühlte. Die Gräfin Lieven sammelte die besternten Größen in ihrem Salon zu zwangloser Unterhaltung. Rossini entzückte sie durch den Zauber einschmeichelnder Melodieen. Den Höhepunkt der Schaustellungen bildete ein großes Fest mit Gesang, Tänzen, Pferderennen und Tombola im Riesenbau der antiken Arena, wo sich bis zu den obersten Stufen hinauf Kopf an Kopf drängte.

Östreichische Denkschrift über die pyrenäische Halbinsel.

Von hundertfachen Zerstreuungen unterbrochen, nahmen die Beratungen ihren Lauf.[1]) Daß die spanische Sache allen anderen vorgehen müsse, war von Anfang an entschieden. Metternich brach das Eis, indem er durch Gentz eine Denkschrift ausarbeiten ließ, die unterschiedlos auf beide Reiche der pyrenäischen Halbinsel Bezug nahm. In beiden, hieß es darin, finde sich „der oberste Grundsatz“ der Allianz der großen Mächte Europas, „Erhaltung aller Rechte und legitimen Freiheiten“, gewaltsam verletzt. In beiden sei durch eine Militärrevolution „eine sogenannte

[1]) Außer der reichen gedruckten Litteratur, in welcher Villèle: Mémoires III. (1889) neuerdings eine Hauptstelle eingenommen haben, benutze ich für die Geschichte des Kongresses von Verona die Akten der Archive von Wien, Paris, Florenz. Ich mache aber einzelne Dokumente nur namhaft, wo es sich um Ergänzung oder Berichtigung von Vorgängern (wie Gervinus, H. von Treitschke, Bianchi, Duvergier de Hauranne u. a.) handelt.

Verfassung" erzwungen worden. Nur ihre völlige „Vernichtung", keineswegs ihre Veränderung könne dem Interesse Europas und der zwei Königreiche selbst dienlich sein. Allerdings erscheine einfache Rückkehr zu dem Regiment, „das die Katastrophe hervorgerufen," unratsam. Was insonderheit Spanien anlange, so sei es Sache des Königs, in voller Freiheit, umgeben von vertrauenswürdigen Männern, seinem Volk Institutionen „gemäß den seit Alters geheiligten Formen" zu gewähren. Die Umstoßung des revolutionären Gebäudes würde längst erfolgt sein, wenn es möglich wäre, auf gleiche Weise, wie gegen Neapel und Piemont, vorzugehen. Dies verbiete sich wegen der Gefahren, die dem zum Angriff berufenen Frankreich erwachsen könnten. Aber Frankreich im Stich lassen, falls es von Spanien angegriffen oder bedroht würde, gleiche einer Auflösung der Allianz. Daher sei „eine Verständigung der fünf Kabinette über eine gemeinsame innezuhaltende Linie" nötig. Das ganze Aktenstück mit seinen kühnen Vordersätzen und seinen matten Schlußfolgerungen drückte Metternichs sehnlichen Wunsch aus, zwischen den sich kreuzenden Bestrebungen zu vermitteln.[1])

Montmorencys Anfragen in Sachen Spaniens 20. Okt.

Es war nicht für die Augen Montmorencys bestimmt. Aber dieser kam in einer ersten vertraulichen Sitzung am 20. Oktober der Aufforderung zu einer Verständigung auf halbem Wege entgegen. Umsonst hatte Villèle ihn davor gewarnt, sich zum „Berichterstatter" in der spanischen Sache zu machen und sich durch „Verlesung einer schriftlichen Note in eine schiefe Stellung zu versetzen." Auf Andringen Metternichs und Nesselrodes that Montmorency eben das, was er nicht thun sollte. Er trug ihnen, Bernstorff und Wellington einen Aufsatz vor, der die Wahrscheinlichkeit des Ausbruches eines spanisch-französischen Krieges beweisen sollte und schloß mit Aufwerfung der drei Fragen, ob die Verbündeten Frankreichs Beispiel folgen würden, wenn es sich genötigt sähe, seinen Vertreter von Madrid abzurufen? ob und wie sie Frankreich im Kriegsfall moralisch unterstützen würden, um den Revolutionären aller Länder einen heilsamen Schrecken einzuflößen? ob sie, auf Frankreichs Ersuchen, ihm in bestimmten Grenzen auch thätlichen Beistand leisten würden? Dem Vortrag, dessen Hauptstück abschriftlich den Zuhörern überliefert wurde, folgte der Dank der drei östlichen Minister. Wellington verhielt sich kühl und erklärte sich zu sofortiger Antwort bereit. Die übrigen verschoben sie, um die Meinung ihrer Monarchen einzuholen.

Metternichs Bemühungen für einen Ausgleich der Meinungen.

Anderthalb Wochen gingen darüber hin, ehe man sich wieder um den grünen Tisch versammelte. Für Metternich war dies eine Zeit „der Ungewißheit und Unruhe". Er suchte nach einem Ausweg, um die drohende

[1]) Mémoire confidentiel sur les affaires d'Espagne et de Portugal 15. Okt. 1822. Koncept von der Hand Gentz' (vgl. Gentz: Tagebücher 17. Okt. 1822), mit der Überschrift „Communiqué aux cours d'Autriche, de Russie et de Prusse". Arch. Wien.

Absonderung Englands zu hindern. Gestützt auf Berichte Brunettis aus Madrid warf er den Gedanken einer Vermittlung zwischen Frankreich und Spanien hin. Dagegen wollte der Zar von halben Maßregeln nichts wissen. „Ich werde Verona nicht verlassen, sagte er zu Laferronnays, ohne diesen Handel beendigt zu haben. . . Die Allianz ist gegen die Revolution geschlossen, wir müssen sie heute da angreifen, wo sie sich am furchtbarsten zeigt.“ Er tadelte Villèles Schwäche und vermißte selbst bei Montmorency Entschiedenheit. Dieser fand sich im Gedränge zwischen Alexanders kriegerischem Feuer, Metternichs Beschwichtigungsversuchen und Wellingtons steifer Zurückhaltung und hatte nicht einmal volle Gewißheit darüber, ob man in Paris sein Vorgehen billigen werde. Es herrschte, wie Gentz in seinem Tagebuch vermerkte, in dieser verwünschten spanischen Frage eine „fortdauernde große Verwirrung“.

Beantwortung der Anfragen Montmorencys 30. Okt.

Endlich vereinte man sich am 30. Oktober zu einer zweiten vertraulichen Sitzung, in der die Antworten der Mächte auf Montmorencys Fragen verlesen wurden. Die russische atmete glühende Kampflust. „Seit dem April 1820, begann sie, hat Rußland auf die Folgen des Triumphes der Revolution in Spanien hingewiesen.“ Der Zar sieht mit Freude, daß Frankreich die Notwendigkeit erkannt hat, den revolutionären Brand in Spanien zu ersticken. Er baut fest darauf, daß der allerchristlichste König sich selbst und Europa diesen Dienst leisten wird und gelobt für die von Montmorency angegebenen Fälle seine aufrichtigste Hilfe. Im schroffsten Gegensatz dazu lauteten die Worte Wellingtons: „Seit dem April 1820 hat die britische Regierung keine Gelegenheit versäumt, den Alliirten zu empfehlen, sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Spaniens zu enthalten.“ Das Ziel ihrer auswärtigen Politik ist Erhaltung des Friedens. Sie hofft, daß er auch zwischen Frankreich und Spanien gewahrt bleibe. Für den Fall der unerwarteten Vereitelung dieser Hoffnung im voraus eine Verpflichtung auf sich zu nehmen, ist ihr unmöglich. Der russischen Erwiderung angenähert, aber ohne ihre leidenschaftliche Färbung, waren die östreichische und preußische. Metternich bejahte Montmorencys Fragen und forderte nur, wenn thätliche Hilfe erbeten werden sollte, vorherige Beratung der Alliirten über „ihre Ausdehnung, Beschaffung und Richtung“. Bernstorff zog, noch vorsichtiger, für die Leistung materieller Unterstützung seitens Preußens die Schranke: „insofern die Stellung des Königs und die seinem Reiche schuldigen Rücksichten ihm freie Hand lassen würden“. Alles in allem war nicht zu verkennen, daß sich zwischen den drei Ostmächten und England eine Kluft aufgethan hatte, deren Tiefe in Troppau und Laibach noch verborgen geblieben war. Denn damals hatte Castlereagh nur dem Grundsatz der Einmischung widersprochen, während er ihr in Wirklichkeit den besten Erfolg wünschte. Jetzt aber deckten sich politisches

Gegensatz der drei Ostmächte und Englands.

Princip und thatsächliches Interesse, und Canning war nicht der Mann, diese Doppelwaffe rosten zu lassen.

Laviren Metternichs. Seine Vorschläge vom 31. Okt.

Noch gedachte Metternich, durch Laviren Zeit zu gewinnen. In der ersten förmlichen Konferenz am 31. Oktober regte er zwar genauere Festsetzung „des Bündnisfalles" und der eventuellen Bündnispflichten Österreichs, Rußlands und Preußens an. Zugleich aber machte er verschiedene Vorschläge „friedlicher Intervention", um „den gesunden Teil der Nation" in Spanien zu ermutigen. Hierbei rechnete er auf Beteiligung Englands. Die Rechnung war, wie sich in den Konferenzen der beiden nächsten Tage zeigte, trügerisch. Wellington protestirte gegen Metternichs Äußerungen. Er warnte vor jeder vertragsmäßigen Übereinkunft, in der Spanien notwendig eine Drohung sehen müsse. Auch lehnte er die Übernahme englischer Vermittlung zwischen Spanien und Frankreich ab, da Montmorency sich sogleich gegen sie verwahrte. In dieser Verlegenheit beschloß man, die Konferenzen bis auf weiteres zu vertagen. Inzwischen sollten nach dem Laibacher Recept Instruktionen für die Gesandten der vier unter sich einigen Mächte ausgearbeitet und Wellington mitgeteilt werden. Konnte England bewogen werden, sich diesem Gange anzuschließen, oder nur, dazu zu schweigen, so war schon viel gewonnen.

Die Vertreter der vier festländischen Mächte machten sich ans Werk. Sie waren seit dem Proteste Wellingtons in der Behandlung der spanischen Angelegenheit aufs engste an einander gebunden, übrigens aber noch immer in ungleicher Stimmung. Metternich erschien „der Stand der Dinge nicht rosenfarben". In einer geheimen Denkschrift, die Gentz ihm umarbeitete, betonte er nochmals: „Die Worte der Mächte werden in Spanien gehört werden. Sie werden die Gutgesinnten daselbst ermutigen und auf die Schlechtgesinnten Eindruck machen."[1]) Aber er konnte nicht verkennen und gestand es Montmorency ein, daß die nächste Folge des Druckes, der in Madrid ausgeübt werden sollte, Abbruch der diplomatischen Beziehungen sein werde. In derselben Zwitterstellung befand sich Bernstorff.

Entschiedenheit des Zaren.

Von russischer Seite wurde der diplomatische Bruch als unmittelbare Einleitung des Krieges dringend ersehnt. Der Zar sprach Montmorency Mut ein. Pozzo di Borgo ließ verlauten, wenn Frankreich zurückweiche, werde er sich in Paris an die Spitze der Royalisten stellen und das Ministerium zu Thaten zwingen. Die französischen Bevollmächtigten selbst waren geteilter Ansicht. Chateaubriand und Laferronnays verfochten gegen Caraman den Satz, daß der Krieg Frankreich und seinem Herrscherhaus ersprießlich sein werde. Montmorency war im Grunde seines Herzens der gleichen Ansicht, bestrebte sich

[1]) Mémoire secret. Coup d'oeil sur la position de la question de l'Espagne le 15. nov. 1822 mit Korrekturen und Einschiebungen von Metternichs Hand. Arch. Wien. (Vgl. Gentz: Tagebücher III. 109.)

aber doch, seiner Regierung die Freiheit ihrer Entschlüsse vorzubehalten. So erklärte er den Ministern der drei Ostmächte, daß er nicht ermächtigt sei, die Abberufung des französischen Gesandten von Madrid zu versprechen, für den Fall daß die ihrigen ihre Pässe fordern würden. Alles, was er vorlegen könne, sei nur Entwurf, den er in Paris dem König und seinen Kollegen zur Bestätigung unterbreiten müsse. Die drei Minister setzten unter Würdigung dieses Vorbehaltes ihre Sonderberatungen mit ihm fort.

Protokoll der Ostmächte und Montmorencys vom 19. Nov.

Am 19. November kam man zu einem Abschluß. Die für Madrid bestimmten Depeschen waren so gut wie fertig: ostensibele, die mehr oder weniger scharfen Anklageschriften glichen, und geheime, die den Gesandten die Abreise zur Pflicht machten, falls die spanische Regierung nicht in Wort und That, vornehmlich durch Änderung der Lage des Königs, ihre Reue bezeige. Außerdem ward ein Protokoll unterzeichnet, das nichts anderes bedeutete, als einen gegen Spanien gerichteten Geheimvertrag. Die vier Mächte sagten sich danach sofortige Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten zu, wenn Spanien einen Angriff auf Frankreich unternähme oder zur Rebellion gegen seine Regierung aufforderte, wenn König Ferdinand abgesetzt, wenn gegen ihn oder die Prinzen seines Hauses ein Proceß angestrengt werden sollte, wenn durch einen förmlichen Akt die legitime Thronfolgeordnung Spaniens angetastet würde. Außerdem aber sollten noch in anderen unvorhergesehenen Fällen die übernommenen Pflichten erfüllt werden, wenn die Gesandten der drei Ostmächte in Paris mit dem französischen Kabinet darüber einig würden, daß diese Fälle den Voraussetzungen des Bündnisses entsprächen.

Einspruch Wellingtons 20. Nov.

Am 20. November, nach Gentz' Urteil „einem der wichtigsten und heißesten Tage in Verona", wurde Wellington wieder zugezogen. Es war ihm unter der Hand schon Kenntnis von den Aktenstücken gegeben, die inzwischen fertig geworden waren. Er hatte sein Mißfallen nicht verhehlt, seine Unterschrift unter dem Protokoll geweigert. Dennoch machte die Schärfe, mit der er sich mündlich und am folgenden Tage durch Vorlage einer Note äußerte, den Eindruck peinlicher Überraschung. Er sagte gerade heraus, die Depeschen seien „darauf berechnet, die spanische Regierung zu reizen". Er erklärte es für völlig ausgeschlossen, daß sein König in diesem Fall „dieselbe Sprache wie seine Verbündeten" führen könne. Das einzige, was England übrig bleibe, sei, nach besten Kräften eine Beschwichtigung der voraussichtlichen Aufregung in Madrid zu versuchen. Aus dem Munde eines Wellington, des Tory reinster Gesinnung, klangen diese Sätze besonders stark. Sie machten die Scheidung Englands von der großen Allianz noch gewisser.

Abreise Montmorencys. Hervortreten Chateaubriands.

Während Montmorency nach Paris eilte, um dort die Gutheißung seines Handelns zu erwirken, vereinbarten die Minister der drei Ostmächte, selbst wenn die Regierung Ludwigs XVIII. sich nicht anschließe, ihre Depeschen

nach Madrid abgehen zu lassen. [1]) Statt Montmorencys führte nunmehr Chateaubriand für Frankreich das große Wort. Anfangs hatte man ihn nicht für voll gelten lassen. Gentz war bei einem ersten Zusammentreffen vom Anblick seiner „Schneiderfigur“ enttäuscht und spottete über die „abenteuerlichen Erwartungen“, mit denen er „auf diesen großen Schauplatz getreten“. Pozzo di Borgo nannte ihn eine „in den Kongreß geschleuderte Brandrakete“. [2]) Böse Zungen behaupteten, Kaiser Franz werde ihn nicht empfangen und suchten ihn als „das Licht Europas“ lächerlich zu machen. Er schrieb aus der Stadt der Montecchi und Capuletti einem Freunde: „Ich schaffe wenig, und mitunter kommt es mir vor, als wäre ich beim Grabe Julias, aber nicht bei einem europäischen Kongreß beglaubigt.“ Indessen gewann er an Boden, da er vorsichtig auftrat und seine maßlose Eitelkeit mit einer guten Dosis kluger Berechnung versetzte. Nach Montmorencys Abreise fühlte er sich erst ganz in seinem Element. Nichts hob ihn so sehr wie der freundschaftliche Verkehr mit dem Zaren. Alexanders gleichgestimmte Seele fand an dem staatsmännischen Romantiker und an dem romantischen Staatsmann das größte Gefallen. Auf einsamen Spaziergängen schüttete der eine dem anderen sein Herz aus. Sie schwärmten selbzweit für den erhabenen Gedanken, den Drachen der Revolution jenseits der Pyrenäen zu bekämpfen. In seinem Briefwechsel mit Villèle hatte Chateaubriand gleichfalls von Anfang an die kriegerische Note angeschlagen. Um Eindruck zu machen war er sogar vor falschen Behauptungen nicht zurückgeschreckt. „Wir wußten, erzählte er naiv genug viele Jahre später in seinen Memoiren, daß der Kongreß den Krieg nicht wollte.“ Aber damals meldete er Villèle, daß die Kampfbegier des Zaren von anderen geteilt werde. Er malte ihm mit feuriger Beredsamkeit aus, wie Frankreich in einem raschen Feldzuge die weiße Kokarde mit Ruhm bedecken könne. Er führte ihm den Gewinn eines solchen Erfolges vor Augen, der beim Soldaten die Erinnerung an den „Usurpator“ auslöschen, in Europa das Ansehen des legitimen Königs erhöhen werde. Er entwarf in großen Zügen den Feldzugsplan und nannte bereits den Herzog von Angoulême als gegebenen Führer. Dann gab er doch wieder zu erwägen, daß es „sehr einfach“ sei, den Frieden zu erhalten, für den auch Östreich und Preußen im Grunde seien. Auch ließ er gelegentlich einfließen, daß er für seine Person den Krieg „nicht wünsche“. „Wir wollten uns, gesteht er in seinen Memoiren, nicht unmöglich machen. Wir fürchteten, daß der Ministerpräsident, wenn wir zu offen mit der Sprache herausrückten, uns nicht mehr anhören würde.“

Villèle war von dem Gang der Verhandlungen in Verona sehr

[1]) Procès verbal de la conférence confidentielle du 25. nov. Arch. Wien.

[2]) Bois-le-Comte: Résumé historique du congrès de Vérone 1822. Arch. Paris.

Bedenken Villèles. Spanien und England.

wenig erbaut. Er verhehlte sich und anderen nicht, daß die Regierung seines Vaterlandes durch das Vorgehen ihrer Vertreter auf dem Kongreß vor eine schwere Entscheidung gestellt worden sei. Er sah voraus, daß die Abberufung des französischen Gesandten von Madrid viel ernstere Folgen nach sich ziehen müsse als die der Gesandten der drei Ostmächte. Zugleich aber war er vom tiefsten Mißtrauen gegen die Absichten Englands erfüllt. „England, schrieb er nach Verona, will sich ausschließlichen Einfluß auf Spanien sichern, um es für sich auszubeuten und uns fernzuhalten.“ „Die Engländer werden zusehen, wie wir einige hundert Millionen in Spanien aufbrauchen, sich als die einzigen Schützer der Rechte der Nationen ausgeben, um sich Cuba abtreten zu lassen und sich zu Herren oder doch zu privilegirten Besitzern des Handels der neuen Welt zu machen.“ Lagardes Berichte aus Madrid hielten sein Mißtrauen immer rege.[1] Im September war daselbst als neuer englischer Gesandter William A'Court angelangt. Wie verlautete, stand er mit den dortigen Machthabern auf dem besten Fuß und bereitete den Abschluß eines spanisch-englischen Handelsvertrages vor, der vielleicht der Preis für ein spanisch-englisches Bündnis sein sollte. In Wahrheit war nichts von alledem vollzogen, was England hätte befriedigen können. Noch immer harrten englische Kaufleute, deren Schiffe auf dem Wege nach den abgefallenen südamerikanischen Kolonieen von spanischen Kreuzern weggenommen waren, der Entschädigung. Das Unwesen der Piraterie in den westindischen Gewässern war ärger als je. Der geplante spanisch-englische Handelsvertrag blieb in der Schwebe. Dennoch glaubte Villèle von Canning Aufklärungen fordern zu müssen und wurde durch dessen Antwort keineswegs beruhigt. Da England, wie es hieß, zur Bekämpfung der Korsaren ein Geschwader in See stechen ließ, begann auch Frankreich im Hafen von Brest einige Rüstungen.

Innerer Zustand Spaniens.

Nicht minder unliebsam klangen die Nachrichten über die inneren Zustände des spanischen Staatswesens. Die radikale Regierung hatte dem König die Berufung außerordentlicher Cortes abgezwungen und war im Oktober von diesen mit ungeheuren Befugnissen ausgestattet worden. Sie standen zwar im umgekehrten Verhältnis zur wirklichen Macht, über die das Ministerium im Lande gebot. Aber sie hoben die Bürgschaften persönlicher Freiheit großenteils auf und konnten, wenn die Leidenschaften durch einen Eingriff von außen gereizt wurden, zur Errichtung eines Schreckensregimentes benutzt werden. Auch erwiesen sich die Hoffnungen, welche die ersten Siege der Regentschaft von Seo de Urgel bei den Servilen und ihren fremden Gönnern erweckt hatten, sehr bald als voreilig. Umsonst versuchte der französische Kriegsminister Belluno

[1]) Berichte Lagardes 10. 17. 22. Nov., 1. 21. Dec. 1822. Arch. Paris. Vgl. Villèle: Mémoires III. 183, 172, 240, 245, 246.

durch heimliche Waffen- und Munitionssendungen die „Glaubensarmee“ zu unterstützen.[1] Der tapfere Mina zersprengte während der Herbstmonate mit seiner kleinen, abgehärteten Truppe die feindliche Übermacht. Er verhängte über das eroberte Castellfullit ein blutiges Strafgericht, nahm Balaguer, das den Weg nach Seo de Urgel deckte, und machte sich im November an die Belagerung dieser Festung. Die stolzen Worte der Regentschaft, die sich vor Europa ihrer Erfolge rühmte, wurden durch die Thatsachen Lügen gestraft. Als der erfindungsreiche Finanzmann Ouvrard in Verona erschien, mit dem abenteuerlichen Plan, ihr die Anerkennung der Großmächte und ein Anlehen von 400 Millionen Francs zu verschaffen, war sie schon auf dem Wege der Flucht nach Frankreich.

Dies alles bestimmte Villèle, sich nicht zum Kriege drängen zu lassen. Nur einen Augenblick hatte er, aufgeschreckt durch das Gerücht, Don Carlos solle wegen der Juli-Ereignisse der Proceß gemacht werden, sofortigen Einmarsch eines französischen Heeres in Spanien befürwortet. Er glaubte damals, es handle sich um ein Vorspiel des Processes des Königs. Sobald jene Befürchtung geschwunden war, kehrte er wieder zu dem Grundgedanken zurück, Erhaltung des Friedens mit Ehren sei weitaus das beste. Ganz anders dachten die hitzigeren Ultras, die an hoher Stelle mächtige Freunde hatten. Monsieur hatte schon im Oktober das Wort fallen lassen: „Man kann auf Spanien anwenden, was der Bevollmächtigte Frankreichs nach der Schlacht von Denain dem Groß-Pensionär Hollands sagte: „„Es wird über euch und ohne euch verhandelt werden““; der Zusatz fehlt noch: Gegen euch und bei euch“.[2] Die Blätter der Rechten klagten fast ausnahmslos über die unbegreiflichen Zögerungen des Ministeriums. Eine dieser Zeitungen warf Villèle unverblümt vor, daß er „Frankreich entehre und es mitsamt Europa den Revolutionären und Königsmördern ausliefere.“ Die Siege der Ultras bei den Erneuerungswahlen der Kammer (20. November) rissen die Fanatiker der Partei zu den kühnsten Forderungen hin. Von 86 Sitzen erlangten die Liberalen nur acht. Einige ihrer Führer, wie Benjamin Constant, wurden nicht wieder gewählt. Man frug, ob dieser Triumph der guten Sache im Inneren nicht durch augenblickliche Überschreitung der Pyrenäen und Befreiung König Ferdinands gekrönt werden sollte.

Kriegseifer der Ultras. Ihr Wahlerfolg 20. Nov.

Noch hatte Villèle die Kraft des Widerstandes. Als Montmorency in Paris anlangte, wurde er zwar sehr gnädig vom König empfangen und zum Herzog erhoben. Als er aber im Ministerrat die Drohnote vorlegte, die er in Verona im Einverständnis mit den Vertretern der Ostmächte aufgesetzt hatte, widersprach Villèle ihrer Fassung. Er forderte, daß Frankreich nicht im Schlepptau der Ostmächte fahre und sich zur

Verzögerung des Zusammengehens Frankreichs und der Ostmächte.

[1]) Saint-Chamans: Mémoires 1896 S. 407.

[2]) Bericht Vincents 14. Okt. 1822. Arch. Wien.

Abrufung seines Gesandten von Madrid nicht verpflichte. Man einigte sich endlich darüber, einen Mittelweg einzuschlagen. Am 5. December ging das Ersuchen nach Verona ab, die Entsendung der Depeschen nach Madrid für einen günstigen Zeitpunkt zu verschieben, da sie im gegenwärtigen Moment nur unheilvoll wirken könnten. Der Zar war über diese unerwartete Hemmung äußerst betreten, und Metternich gab sich ihm gegenüber den Anschein, seine Entrüstung zu teilen. Am 12. December beschlossen die Vertreter Rußlands, Östreichs und Preußens, nur einen Aufschub von vierzehn Tagen eintreten zu lassen. So lange war Frankreich Zeit gegönnt, sich über das unmittelbare Zusammengehen mit ihnen zu entscheiden.

Die Stellung Metternichs.

Unleugbar wünschte Metternich, wie er Chateaubriand sehr wohl merken ließ, von Herzen Villèle den Sieg. Denn noch immer erschien ihm die Bekämpfung der spanischen Revolution mit den Waffen als ein höchst gefährliches Abenteuer. Allein er selbst war unverkennbar Schritt für Schritt vor dem fieberhaften Drängen des Zaren zurückgewichen. „Seit Kapodistrias' Entfernung, bemerkte Wellington, war der östreichische Staatskanzler in gewissem Sinn der erste Ratgeber des Zaren geworden. Um sich aber diesen Einfluß zu erhalten, mußte er seiner eigenen Meinung einige Gewalt anthun". Was ihm die Nachgiebigkeit erleichterte, war die volle Gewißheit, daß eine Hauptsorge, die ihn bedrückt hatte, hinfällig geworden war. Mochte Alexander immer noch von der Bereitschaft seiner Truppen sprechen, ihre Fahnen auf spanischem Boden aufzupflanzen: Metternich wußte aus dem Munde der Vertreter Frankreichs, daß die Regierung Ludwigs XVIII. den Durchmarsch dieser unerbetenen Helfer niemals dulden werde. Der tiefste Grund für sein Einlenken in der großen Frage des Westens Europas war ohne Zweifel sein Wunsch, die ihm noch wichtigere des Ostens „in aller Stille zu begraben." Dieser Zusammenhang wurde von manchen Mitspielern in dem diplomatischen Turnier sehr wohl erkannt. Dabei erschien Bernstorff nur als Metternichs getreuer Schildknappe. „Östreich und Preußen, urteilte Villèle, sind wegen Rußlands Unternehmungslust in Unruhe. Sie hoffen durch ihre Ablenkung vom Orient nach Spanien die drohenden Gefahren zu vermindern." „Die Phantasie des Zaren, meinte Montmorency, schwelgt täglich immer mehr in der Idee des Krieges und sieht darin vielleicht einen Trost für das Opfer, das er im Osten zu bringen entschlossen ist."

Der Kongreß und die Angelegenheiten des Orientes.

In der That blieb Alexander in diesem Punkt der Gesinnung treu, die er schon bei seinem Aufenthalt in Wien bezeigt hatte. Da die spanische Sache allem vorging, wurde während der ersten Wochen von den Angelegenheiten des Orientes kaum geredet. Höchstens, daß Strangford mit dem gleichgestimmten Gentz im vertraulichen Austausch türkenfreundlicher Gefühle schwelgte. Erst am 9. November fand, als Fort-

setzung der Wiener Konferenzen (s. o. S. 248), eine Besprechung der russisch-türkischen Streitfragen statt. Tatiščev warf einen Rückblick auf den bisherigen Gang der Verhandlungen. Er beklagte den bösen Willen der Pforte, wies ihre Verdächtigungen mit Entrüstung zurück und faßte noch einmal die russischen Forderungen zusammen. Die Pacifikation Griechenlands sollte durch Zusage von Bürgschaften für Durchführung der östreichischen Vorschläge vom 19. April 1822 (s. o. S. 247) bewirkt werden, falls nicht eine Reihe von Thatsachen Rußland Hoffnung gäbe, seinen Glaubensgenossen ein friedliches und glückliches Dasein gesichert zu sehen. Hinsichtlich der Donaufürstentümer blieb es bei dem Verlangen der Anzeige der Räumung und der Ernennung von Hospodaren. Als etwas Neues schloß sich das Begehren des Widerrufes aller Maßregeln an, welche die Schiffahrt auf dem schwarzen Meer beschränkten.

Die Pforte hatte nämlich nach Stroganovs Abreise von Konstantinopel sardinischen, spanischen, portugiesischen und anderen fremden Kauffahrern, die bisher immer nur unter russischer Flagge eingelaufen waren, den Eintritt in den Bosporus verwehrt und dadurch den Handel der russischen Südprovinzen zu schädigen versucht. Auch war es ihr darum zu thun, die Benutzung der russischen Flagge durch griechische Kauffahrer, die sich mit Leichtigkeit in Kriegsschiffe verwandeln konnten, zu hindern. Für die Schiffahrt einiger anderer Mächte auf dem schwarzen Meer ergab sich daraus ein großer Gewinn. Strangford berechnete, daß sich die englische und ionische verdoppelt habe, und Canning war nicht geneigt, diesen Vorteil, nur Rußland zu Gefallen, aus der Hand zu geben. Wellington hatte daher Nesselrode vorzustellen, daß Großbritannien bei der Pforte nicht darauf dringen könne, aus dem schwarzen Meere ein „baltisches“ zu machen. Übrigens aber bot er die guten Dienste seiner Regierung an, um in Konstantinopel die Ausstellung von Fermans für die Handelsflaggen der Staaten zu erwirken, die bis dahin kein vertragsmäßiges Recht besaßen. Metternich hatte Tatiščev sofort eine Erwiderung zuteil werden lassen, die von dankbaren Lobeserhebungen der „konservativen Politik“ des Zaren überfloß. „Die leeren Hoffnungen einer Faktion,“ rühmte er, sind durch „die glorreiche Eintracht“ der alliirten Höfe vernichtet. Am 26. November antworteten die Vertreter der drei anderen Großmächte gleichfalls befriedigt und hoffnungsvoll. Den Tag darauf schloß Tatiščev die Besprechung mit der Erklärung ab, sein kaiserlicher Herr überlasse den weiteren Gang der Verhandlungen in Konstantinopel ganz und gar der Weisheit seiner hohen Verbündeten.

Mißachtung des Hilfegesuches der Griechen.

Für die Griechen war diese Wendung eine herbe Enttäuschung. Im Spätsommer, als es gelungen war, den furchtbarsten türkischen Ansturm abzuschlagen, hatte die provisorische Regierung Griechenlands es für richtig erachtet, vor dem Kongreß der europäischen Großmächte ihre

Stimme zu erheben. Graf Andreas Metaxas und der französische Philhellene Jourdain segelten nach Italien, ausgerüstet mit einem Schreiben an die in Verona versammelten christlichen Monarchen. „Ströme von Blut, hieß es hier, sind vergossen worden, aber das Kreuzesbanner ist siegreich. . . Die Griechen werden die Waffen nicht eher niederlegen, als bis sie ein unabhängiges nationales Dasein erlangt haben. . . Sie werden keine, scheinbar noch so vorteilhafte, Abmachung anerkennen, wenn nicht zuvor Abgeordnete aus ihrer Mitte gehört sind. . . Wird diese Erklärung, wider alles Erwarten, zurückgewiesen, so gilt sie wie ein Protest, den ganz Griechenland am Throne der göttlichen Gerechtigkeit niederlegt, im Vertrauen auf Europa und auf die große christliche Familie." Das Schreiben der provisorischen Regierung ward von Ancona aus, wo Metaxas und Jourdain in Quarantäne liegen bleiben mußten, nach Verona gesandt, mit wiederholten dringenden Gesuchen an die Fürsten und Minister, den Sendboten Zutritt zu gewähren. In Verona fand man diese Briefe „impertinent". Man würdigte die Bittsteller keiner Antwort und forderte die päbstliche Regierung auf, ihnen zu raten, „sich die Kosten einer Reise zu sparen, die jedenfalls an der östreichischen Grenze ein Ende finden würde". Metternich führte gleichzeitig Klage über die Duldung griechischer Flüchtlinge und philhellenischer Sektirer in Livorno.[1]) Alles war so ziemlich einig in der Ansicht, daß die Rebellen, die eine so selbstbewußte Sprache führten, nicht viel besser seien als die gefürchteten Carbonari. Freilich lauteten die letzten Berichte vom Kriegsschauplatz sehr ungünstig für die Türken, und Gentz wurde es manchmal „schwül", wenn er es unternahm, in scheinbaren Berichten „aus Zante" für den östreichischen Beobachter die Wahrheit zu verhüllen. Aber er beurteilte doch die Lage der Griechen, die sich gegenseitig „die Hälse brechen würden", als „heillos". „Sie sind von allen großen Mächten definitiv verstoßen. Niemand wird heute mehr irgend einen Antrag zu ihren Gunsten machen." —

Die italienischen Angelegenheiten. Politische Verfolgungen.

Erst gegen Ende des Kongresses kamen die italienischen Angelegenheiten zur Sprache, die nach dem ursprünglichen Plan das Hauptstück seines Programmes hatten bilden sollen. Noch war die Rache des meineidigen Königs in Neapel und Sicilien nicht ersättigt. Zwar hatte Canosa, Ferdinands verruchtester Helfer, es so arg getrieben, daß er sich nicht behaupten konnte. Das Haus Rothschild war nur unter der Bedingung der Rückgabe des Finanzministeriums an Medici zur Übernahme eines neuen Anlehens bereit gewesen, und Medici hatte vor seinem Eintritt Canosas Entlassung gefordert. Mit Medici kehrte Tommasi ins Ministerium zurück. Aber beide konnten dem Lauf der grausamen Verfolgungen nicht Einhalt thun. Im lombardisch-venetianischen Königreich hatten diese ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Bisher waren nur die

[1]) Berichte Corsinis 1. Nov., 2. 10. Dec. 1822. Arch. Florenz.

vorlängst als Carbonari Festgenommenen ihres harten Loses gewiß. Auf einem Gerüst der Piazzetta von San Marco war den mit Ketten beladenen Pellico und Maroncelli angesichts einer mitfühlenden Volksmenge verkündet worden, daß die Gnade des Kaisers ihr Todesurteil in vieljährige Kerkerhaft umgewandelt habe. Aber noch schwebte in Mailand der Proceß, der gegen Confalonieri, Pallavicino, Castiglia und ihre Freunde, als geheime Bundesgenossen der letzten piemontesischen Rebellion (s. o. S. 362, 366), eingeleitet war. Ein anderer politischer Proceß war während des Zusammentrittes des Kongresses zu empörendem Abschluß gekommen. Er hatte sich im Herzogtum Modena vor einem außerordentlichen Tribunal zu Rubiera, unter den Augen einer östreichischen Besatzung, abgespielt. Die teilweise mit unerhörten Martern erpreßten Geständnisse hatten einen zweifelhaften Wert. Aber der Herzog erzwang in eigener Person einen Richterspruch, der seinem Haß gegen die Sektirer Genüge that. Von den Angeklagten wurden neun des Todes für schuldig erklärt. Sieben derselben hatten sich durch die Flucht gerettet. Der achte, ein Kaufmann, kam mit zehnjähriger Einkerkerung davon. An dem neunten, einem Priester, wurde, nachdem der Herzog einem seiner Strafdekrete rückwirkende Kraft gegeben hatte, das Bluturteil vollstreckt.

Beschlüsse über die Räumung Piemonts (Vertrag vom 8. Dec. 1822).

Von diesem düsteren Hintergrunde hoben sich die Beschlüsse der Veroneser Versammlung ab, für die eine italienische Nation nicht vorhanden war. Es war durch die Laibacher Vorgeschichte gegeben, daß den drei Ostmächten das Feld überlassen blieb. Und wie in Laibach, so übernahm auch in Verona auf diesem Felde Östreich die Führung. Den französischen Bevollmächtigten war eingeschärft, die italienischen Staaten gegen Östreichs Übergewicht zu schützen. Aber die französische Politik in Italien war, wie ihr Vertreter in Turin bitter beklagte, zur „Nichtigkeit" des Zeitalters Ludwigs XV. herabgesunken.[1]) Die englischen Bevollmächtigten hatten nur darauf zu achten, daß nichts geschehe, „was dem allgemeinen System Europas und den Verträgen widerspreche". Zunächst verständigten sich die Minister Östreichs, Rußlands, Preußens mit della Torre, den sein König zum Minister des Auswärtigen ernannt hatte, über die allmähliche Räumung Piemonts. Karl Felix hatte ursprünglich sofortigen Abmarsch aller östreichischen Truppen beantragen wollen. Er wurde aber durch Wellington, den Metternich vorschob, davon abgebracht. Die Räumung sollte in drei Absätzen vollzogen werden, sodaß Piemont erst im Herbst 1823 die letzten fremden Friedenswächter los würde. Der König beider Sicilien glaubte noch keinen Zeitpunkt angeben zu können, bis zu welchem ihm der Schutz der östreichischen Soldaten entbehrlich wäre. Indessen wurde ihre Zahl auf 35000 Mann herabgemindert. Ein geheimes Protokoll stellte in Aussicht,

Verminderung der Besatzung des Königreiches beider Sicilien (8. Dec. 1822).

[1]) Berichte Latour-du-Pins, z. B. 13. Jan., 8. April, 2. Okt. 1822. Arch. Paris.

daß die Okkupation noch länger dauern werde, als 1821 in Laibach vereinbart worden war.[1])

Ermahnungen der Ostmächte an die übrigen Regierungen Italiens.

Man hatte damals täuschende Grundlinien einer „Rekonstruktion" des Königreiches beider Sicilien entworfen. Auch waren alle italienischen Fürsten auf dies höchst beachtenswerthe Muster einer Reform hingewiesen worden (s. o. S. 180). In Verona hatte nun freilich Fürst Ruffo anzukündigen, daß bisher die Konsulten in Neapel und Palermo nicht berufen worden seien, und daß ihre Trennung in Fragen von allgemeiner Bedeutung nicht bewilligt werden könne. Aber die Ostmächte wollten es sich nicht nehmen lassen, von den bisher durch Revolutionen verschonten Regierungen der Halbinsel zu hören, ob sie ihre väterlichen Mahnungen, „die Ruhe ihrer Unterthanen auf festeren Grundlagen zu sichern", treulich beachtet hätten. So milde drückte sich eine „Erklärung" aus, die Metternich am 11. December den zusammenberufenen italienischen Ministern vorlegte. Er verwahrte die drei Monarchen, für die er sprach, gegen den Vorwurf, eine Einmischung in die inneren Verhältnisse anderer Staaten zu erstreben. „Sie machen nur nochmals ihren Wünschen Luft, die Ruhe Italiens für die Zukunft gegen verbrecherische Unternehmungen geschützt zu sehen. Dies entspricht den Grundsätzen der Solidarität, die heute alle Glieder der großen europäischen Familie das Gute und das Böse gemeinsam empfinden läßt."

Ihre Antworten.

Die Antworten der italienischen Minister erfolgten am 13. December. Sie waren sämtlich reich an Floskeln zur Schau getragener Dankbarkeit, übrigens aber verschieden im Tone je nach Gefühl und Berechnung der einzelnen Regierungen. Kardinal Spina rühmte die erfolgreiche Weisheit des heiligen Vaters, der es auch künftig an Wachsamkeit nicht fehlen lassen werde. Corsini, der manche Beschwerde über die Duldung von Flüchtlingen in Toscana hatte hören müssen, pries die unerschütterliche „Treue und Ergebenheit" der großherzoglichen Landeskinder. Neipperg zählte auf, wie viel Marie Luise für das Herzogtum Parma gethan, in dessen Grenzen denn auch nur wenige Verführte „dem Schwindelgeist des Jahrhunderts" erlegen seien. Die Herzogin von Lucca ließ versichern, daß sie nichts verabsäume, ihr Land vor der Ansteckung der Revolution zu schützen. Am kräftigsten sprach der Herzog von Modena durch den Mund seines Ministers Molza. Er forderte zum Zweck „der Bildung ruhiger Unterthanen" Begünstigung des Klerus, Hebung des Adels, Ausdehnung der väterlichen Gewalt, Schärfung der Gesetze betreffend Majestätsbeleidigung, Änderungen des Gerichtsverfahrens und des Studienwesens, Überwachung der Presse. Er brüstete sich mit den „Verbesserungen", die er in dieser Richtung durchgeführt habe.

[1]) Das geheime Protokoll kenne ich nur aus Gervinus IV. 842 (daselbst wäre zu lesen „drei Jahren") und aus der Andeutung von Gentz: Tagebücher III. 120. 14. Dec. Über Wellingtons Verhandlung mit Karl Felix als Ergänzung zu Wellington: Despatches finden sich Angaben in Bois-le-Comte: Mémoire. Arch. Paris.

Aber es traf die weniger gewaltsamen Regierungen wie eine Anklage, wenn er hinzufügte, daß ohne „allgemeine Übereinstimmung" nichts zu erreichen sei.

Plan einer italienischen Central-Untersuchungskommission.

In diesen Gedankengang würde die Einsetzung einer höchsten Central-Untersuchungskommission, nach Art der Mainzer, vortrefflich gepaßt haben. Der Herzog von Modena wünschte, daß ihr Verona als Sitz angewiesen würde. Metternich wäre schon mit der Wahl einer Stadt außerhalb des östreichischen Gebietes, wie Ferrara, zufrieden gewesen. Auch hätte er sich eine Centralbehörde mit eingeschränkteren Befugnissen, als die Mainzer sie besaß, gefallen lassen. Aber die Furcht vor polizeilichen Eingriffen Östreichs brachte den schlau ersonnenen Plan zu Fall. Der erste Widerstand ging vom Vertreter der päbstlichen Regierung aus, die aufs ängstlichste über ihre Unabhängigkeit wachte. Alsdann schloß Corsini sich Spinas Meinung an, daß hier der Selbständigkeit der italienischen Staaten eine große Gefahr drohe. Er suchte auch della Torre davon zu überzeugen, während Spina die Bevollmächtigten Frankreichs und durch diese den Zaren um Hilfe ansprach. Den wahren Grund des Widerstrebens durfte man nicht laut werden lassen. Man suchte vielmehr nachzuweisen, daß eine Centralbehörde, gleich der geplanten, in Italien ganz anders wirken werde wie in Deutschland. Eine Denkschrift, vermutlich von der Hand des toscanischen Ministers Fossombroni, prophezeite, daß am Ende eines Jahres von den Alpen bis zur Südküste Siciliens nur „ein paar hundert" nicht denuncirte Menschen vorhanden sein würden. Schließlich wurde die Idee aufgegeben. Metternich verdeckte den Rückzug, indem er Laferronnays sagte, er habe Spina und Corsini nur schrecken wollen, um ihnen jene „väterliche Mahnung" der Ostmächte schmackhafter zu machen.[1])

Die Angelegenheit des Prinzen von Carignan.

Wie die Dinge standen, war Östreichs Übergewicht in Italien ohnehin für die nächste Zeit gesichert. Metternich ließ es sich angelegen sein, auch für die weitere Zukunft vorzubauen. Sein Augenmerk war vorzüglich auf Karl Albert, den Prinzen von Carignan, gerichtet, der vom Kongreß „die Entscheidung seines Schicksals" erwartete. Noch hatte der König Karl Felix dem jungen Verwandten kein Zeichen der Aussöhnung gegeben. Zwar widerstrebte es ihm, in Verona „als Ankläger" des Prinzen aufzutreten. Aber es verlautete, wenn man ihn zwingen wolle, dem gehaßten Neffen seine Huld zuzuwenden, sei er entschlossen, abzudanken. Soweit, erklärte Metternich, dürfe man es nicht kommen lassen; besser als dies äußerste sei der Verzicht des Prinzen zu Gunsten seiner Kinder. Inzwischen war vor allen der Großherzog von Toscana für seinen Schwieger-

[1]) Berichte Corsinis 24. 26. Nov., 2. 6. 10. Dec. 1822. Lettera anonima diretta al Signor Cav. Segretario Paver a Verona 2. Dec. 1822 (S. Anhang VII). Arch. Florenz. — Bericht Niebuhrs 17. Okt. 1822. Arch. Berlin. — Bois-le-Comte: Mémoire. Laferronnays an Montmorency 9. Dec. 1822. Arch. Paris.

sohn thätig. Die französischen Staatsmänner liehen ihm die bereitwilligste Unterstützung. Die russischen gaben die Zusicherung, Karl Alberts Rechte dürften nicht angetastet werden. Der Zar sah ihn im Licht eines der Verzeihung würdigen reuigen Sünders. Ebenso urteilte Wellington. Von Bernstorff wußte ein französischer Bericht zu melden, er habe für das einzig Richtige erklärt, Carignan vor die Wahl zwischen Abdankung und Strafproceß zu stellen. Aber wenn er sich wirklich jemals so weit hatte fortreißen lassen, so besann er sich doch darauf, daß man sich einer groben Rechtsverletzung nicht schuldig machen dürfe. Diese Ansicht hatte Metternich schon zu Ende des Jahres 1821 vertreten. Zwar hatte er damals (6. Dec.) in Berlin und Petersburg wissen lassen: „Man kann sich nicht verhehlen, daß der Gedanke an die Nachfolge Carignans, in Anbetracht der Rolle, die er während der letzten Revolution gespielt hat, wohlbegründete Sorgen erweckt.“ Allein er hatte hinzugefügt, die alliirten Fürsten würden ihren eigenen Grundsätzen zuwider handeln, wenn sie daraus Anlaß nehmen wollten, das Erbrecht des Prinzen zu leugnen, zumal seine Schuld nicht „durch materielle Beweise“ habe festgestellt werden können. In Verona wiederholte er: „Den Prinzen depossediren wäre ein Verbrechen und ein politischer Fehler.“ „Man kann, erklärte er in einer Denkschrift vom 25. Oktober, den unabänderlichen Grundsatz der Legitimität nicht ungestraft antasten, ohne die Grundlagen aller Regierungen zu erschüttern.“ [1])

Indessen hatte er einen fertigen Plan, nach dem der Grundsatz der Legitimität gerettet und doch die Gefahr eines künftigen Rückfalles Karl Alberts vermieden werden könne. Der Prinz sollte „dem König von Sardinien, seinem Volk und seinen hohen Verbündeten Bürgschaften künftigen Wohlverhaltens“ geben. Karl Felix sollte ihn wieder zu Gnaden annehmen, unter der Bedingung, daß er gelobe, dereinst „gemäß den bestehenden Gesetzen zu regieren. Unterschrieb Karl Albert ein solches Gelöbnis, so war er gebunden, auf die Einführung einer Verfassung zu verzichten. Er machte sich dadurch gewissermaßen zum Vasallen Östreichs. Er verdarb es vollends mit den italienischen Patrioten, die vordem ihre Hoffnung auf ihn gesetzt hatten. Nach langem Grollen zog der König von Sardinien mildere Saiten auf. Bis dahin hatte er alle Briefe Karl Alberts unbeantwortet gelassen. Als dieser ihm aber die Geburt eines zweiten Sohnes anzeigte (15. November) würdigte er ihn eines freundlichen Glückwunsches. Noch gab er ihm nicht die Erlaubnis, nach Turin zurückzukehren. Aber er war entschlossen, seine Rechte zu achten, sobald der Prinz sich für Aufrechterhaltung der unumschränkten Monarchie verbürgt hätte. [2])

[1]) Vayra: La leggenda di una corona 1896 S. 177.

[2]) Vgl. außer der S. 71, 72, 176, 376 angegebenen Litteratur Bianchi: Documenti relativi ad alcune asserzione del Principe di Metternich intorno al Re

Mit Erledigung der spanischen, orientalischen und italienischen Angelegenheiten war die Hauptarbeit des Kongresses gethan. Daß ihm Zeit und Neigung fehlen würden, sich auch mit deutschen Dingen zu befassen, stand schon nach den ersten Sitzungen fest. Einzig das deutsche Handelsinteresse wurde durch den englischen Antrag berührt, die störrische niederländische Regierung zu mahnen, mit der Zulassung freier Rheinschiffahrt endlich Ernst zu machen. Die Vertreter der übrigen Großmächte stimmten zu.[1]) Nur die französischen behielten sich Berichterstattung nach Paris vor. Die sophistische Auslegung des Vertrages, nach welcher der Rheinstrom nur bis an, nicht bis in das Meer von besonderen Zöllen frei sein sollte, fand in der Folge dort Unterstützung. — Eine Anregung, welche die Schweiz in Mitleidenschaft zog, kam von Seite Sardiniens. Della Torre beschwerte sich bitterlich über die Duldung straffälliger politischer Flüchtlinge auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft. Die drei Ostmächte hatten schon nach dem Schluß des Laibacher Kongresses durch ihre Gesandten vom Vorort die Ausweisung der Flüchtlinge verlangt. Seine Antwort lautete sehr gefügig. Aber dank ihrer Souveränität in Polizeisachen waren die Grenzkantone sichere Asyle geblieben. In Verona erkannten Östreich, Rußland, Preußen neuerdings die Berechtigung der sardinischen Beschwerde an, „da jeder europäische Staat in gleicher Lage gleiche Hilfe von den verbündeten Mächten fordern dürfe." Auch beschlossen sie, zur Verabredung geeigneter Maßregeln, sich mit dem französischen Ministerium ins Benehmen zu setzen.[2])

Die Frage der freien Rheinschiffahrt.

Beschwerden über die Flüchtlinge in der Schweiz.

An irgend welche Mitwirkung Englands bei einem solchen Schritt war selbstverständlich nicht zu denken. Wieder lag ein Fall vor, der es ratsam machte, den Ausdruck „verbündete Mächte" in einem gewissen Halbdunkel zu belassen. Mit derartigen Künsten war aber nicht auszukommen, wenn England sich offen „zum Protektor von Jakobinern und Insurgenten" aufwarf. Nicht anders war, wie Wellington nach London berichtete, den erschreckten festländischen Staatsmännern seine Erklärung vom 24. November hinsichtlich der revolutionären Gemeinwesen Südamerikas vorgekommen. Sie verriet schon etwas vom Geiste Cannings. Allerdings hatten die noch von Londonderry aufge-

Die Angelegenheit der von Spanien abgefallenen Kolonieen.

Carlo Felice ed a Carlo Alberto (Curiosità di ricerche di storia subalpina Vol. V. 1882). Von Archivalien verwerte ich namentlich die Berichte Corsinis 31. Okt., 5. 7. 12. 17. 18. 21. 23. 25. 28. Nov. 1822. Arch. Florenz. — Bois-le-Comte: Mémoire (darin die Notiz, Metternich habe gesagt: „qu'il valait mieux que ce fut le prince de Carignan lui-même qui abdiquât" (statt des Königs), Opinions émises sur la nécessité de priver du trône le Prince de Carignan etc. Arch. Paris.

[1]) Procès verbal 27. novembre. Arch. Wien.

[2]) Procès verbal 14. décembre 1822. Arch. Wien. Vgl. Bianchi II. 128—130, 159 ff., 364—369, 389 ff. Schweizer: Geschichte der schweizerischen Neutralität 1895 III. 659, 673 ff.

setzten Instruktionen den Weg gewiesen. Aber Canning faßte das Ziel schärfer ins Auge und drängte den zögernden Wellington mit Feuereifer vorwärts. In trockenen Worten machte dieser die inhaltschwere Eröffnung: England habe wegen seiner Handelsbeziehungen die „thatsächlich bestehenden Regierungen" der abgefallenen spanischen Kolonieen als kriegführende Mächte betrachtet und werde, um im Verein mit ihnen seine Kaufleute gegen seeräuberische Gewaltsamkeiten zu schützen, „zu weiterer Anerkennung" der einen oder anderen dieser Regierungen schreiten müssen. In Wahrheit gab es einen noch triftigeren Grund, der den Gang der englischen Politik bestimmte. Die Vereinigten Staaten hatten gemäß der Botschaft des Präsidenten Monroe vom 8. März 1822 die Unabhängigkeit der abgefallenen spanischen Kolonieen anerkannt. Canning war entschlossen. der angelsächsischen Unternehmungslust jenseits des Oceans auf dem reichen Feld, das sich in den halbbarbarischen jungen Freistaaten Südamerikas darbot, keinen Vorsprung zu lassen. Legitimistische Bedenken hielten ihn nicht zurück.

Bei den vier anderen Großmächten machte Wellingtons Mitteilung sehr böses Blut. Alle gaben zwar die Berechtigung der englischen Klagen über die Störung des Handels zu. Aber alle protestirten gegen die englischen Drohungen. Metternich erklärte im Namen des Kaisers Franz: „Seine Majestät, getreu den großen Grundsätzen, auf denen die gesellschaftliche Ordnung und die Erhaltung der legitimen Regierungen ruhen, wird die Unabhängigkeit der spanischen Provinzen Amerikas nie anerkennen, so lange nicht S. Katholische Majestät frei und förmlich auf ihre Souveränitätsrechte verzichtet hat." Bernstorff machte ebenfalls aus dem Widerwillen seines Königs gegen „Regierungen, deren Dasein nur auf Revolte und Anarchie beruht", kein Hehl. Der Zar empfahl eine Aussöhnung des Mutterlandes und der Kolonieen, die „der Frage ihrer Unabhängigkeit nicht vorgreife." Chateaubriand, als Wortführer Frankreichs, warnte vor der Gutheißung „einer Staatsordnung, die der in Europa herrschenden wesentlich widerspreche." Er riet eine spätere gemeinsame Verständigung an, um allen Mächten gleiche Vorteile für ihren Handel zu sichern „und die Rechte der Legitimität mit den Forderungen der Politik auszugleichen." Wellington stellte diesen Erwiderungen die kühle Versicherung entgegen, auch seine Regierung habe immer die Aussöhnung Spaniens und der Kolonieen erstrebt. Aber er nahm kein Wort von seiner Erklärung zurück. Jedermann hatte das sichere Vorgefühl, daß die Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten in London nicht mehr lange auf sich warten lassen werde.[1]

[1]) Procès verbal 24. 28. Nov. 1822 mit den Antworten der Mächte auf das englische Memorandum (Wellington: Despatches, Continuation I. 386, 586) als Beilagen. Die Tragweite der Denkschrift Londonderrys mit Bezug auf diesen Punkt (Wellington: Despatches a. a. O. I. 286, 287) ist häufig verkannt worden. Cannings

Von englischer Seite wurde noch auf eine zweite große Frage hingewiesen, die schon den Kongreß von Aachen beschäftigt hatte: die Frage der Unterdrückung des Negerhandels (s. I. 474). Nach wie vor sprach Portugal den Beschlüssen von 1815 Hohn, da es in seinen Besitzungen südlich vom Äquator bislang dem Vertrieb schwarzer Menschenware kein Verbot entgegengestellt hatte. Nach wie vor fuhren Schiffe mit zusammengepferchtem Negervolk als kostbarer Fracht unter französischer Flagge, da Frankreich sich hartnäckig wider die, von anderen Seemächten zugestandene, gegenseitige Einräumung eines Durchsuchungsrechtes sträubte. Laut einer von Wellington vorgelegten Denkschrift waren in sieben Monaten des Jahres 1821 nicht weniger als 38000 Unglückliche von den Küsten Afrikas weggeschleppt worden, deren Qualen keine Feder beschreiben konnte. Wilberforce und seine Freunde hatten immer wieder auf diese Greuel hingewiesen. Von einem seiner eifrigsten Kampfgenossen, Macaulays Vater, waren Canning erst kürzlich erschreckende Aufschlüsse über das ruchlose Treiben der Sklavenhändler an der Sierra Leone zugekommen. Auf dem europäischen Festland konnte man hie und da hören, „die englische Humanität sei mit englischem Egoismus gemischt". Zumal in der kaufmännischen Welt Frankreichs war die Ansicht verbreitet, England gehe nur darauf aus, den Kolonialgebieten seiner Nebenbuhler notwendige Arbeitskräfte zu entziehen. Canning wies diese Beschuldigung zurück. Aber selbst wenn sie nicht ganz grundlos gewesen wäre, hätte er volles Recht gehabt, der Veroneser Versammlung zuzurufen: „Auf England allein ruht die Last der Ausführung aller Verträge, die zur Abschaffung des Sklavenhandels geschlossen sind."

Erklärung über den Sklavenhandel 28. Nov.

Indem Wellington sich seines Auftrags entledigte, stellte er eine Reihe von einschneidenden Anträgen. Danach sollten u. a. Schiffe von Sklavenhändlern als Piratenschiffe betrachtet, Kolonialwaren aus Gebieten, deren Regierungen den Negerhandel noch nicht verboten hätten, von den Märkten der übrigen ausgeschlossen werden. Außerdem wünschte er, durch eine gemeinsame Aufforderung die französische Regierung zu kräftiger Mitarbeit anzustacheln. So sollte sie die Strafen gegen Sklavenhändler verschärfen und Sklavenschiffe, die sich mit der französischen Flagge deckten, dem Erbeuter zusprechen. Aber wie in Aachen, so stieß auch in Verona das Vorgehen Englands bei Frankreich auf den stärksten Widerstand. Die schönsten Redewendungen Chateaubriands konnten das Mißtrauen, das man an der Seine gegen die Beherrscherin der Meere hegte, nicht verhüllen. Daß man Portugal hören müsse, ehe Vorschläge gebilligt würden, die auf seine Regierung gemünzt waren, fanden auch die Vertreter der übrigen Mächte in Ordnung. Die Verhandlung schloß

Gedankengang ergiebt sich am besten aus dem „Memorandum" in Stapleton: Some official correspondence of Canning 1889 I. 48 ff.

mit der Annahme einer feierlichen Erklärung, die nochmals den allgemeinen Abscheu vor „der Geißel" des Negerhandels bekundete, in der Sache aber alles beim alten ließ. Es war ein schwacher Trost, daß Wellingtons Antrag, auf Konferenzen in London weiteres zu verabreden, beifällig aufgenommen wurde. [1])

Rundschreiben der drei Ostmächte 14. Dec.

Jene hochtrabende Erklärung, im Grunde ein beschämendes Armutszeugnis des brüchigen europäischen Fünfbundes, war der Feder Friedrich Gentz' entflossen. Nicht minder hochtrabend war ein Rundschreiben der drei Ostmächte an ihre Gesandtschaften, das er mit sorgfältiger Verbergung zu Tage getretener Gegensätze abfaßte. Es brachte die glückliche Erledigung der italienischen Angelegenheiten zur Kenntnis. Es rühmte das „einstimmige Verwerfungsurteil" der „Rebellion" im Osten des Weltteils. Es bezeichnete „den bejammernswerten Zustand der westlichen europäischen Halbinsel" als abschreckendes Beispiel revolutionären Frevels „gegen die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung". Es hob über jeden Zweifel, „daß das von den Monarchen befolgte System", wie mit der Stärke der herrschenden Gewalten, „so mit dem wohlverstandenen Interesse der Völker in vollkommenstem Einklange stehe". Zum Schluß wurden alle Regierungen zu „treuer und beharrlicher Mitwirkung" ermahnt, auf daß „die Beförderer der gehässigsten Anschläge", die „noch in mehr als einem Lande" auf nichts „als Revolution und Umsturz" sännen, „zu einer vollständigen Ohnmacht" herabgedrückt würden.

Auflösung des Kongresses.

Dies Rundschreiben war gleichsam der Abschiedsgruß der fürstlichen Matadore des Kongresses. Mitte December ging alles auseinander. Der König von Preußen weilte noch auf einer italienischen Reise. Kaiser Franz und der Zar nahmen ihren Rückweg über Venedig. In der letzten Woche des Jahres sah Innsbruck die drei Monarchen in seinen Mauern. Dann kehrte jeder in die Hauptstadt seines Reiches zurück. Alle Welt aber blickte gespannt nach Paris, wo ein Nachspiel des Kongresses stattfand, das ihn selbst an Wichtigkeit beinahe in den Schatten stellte.

[1]) Procès verbal 24. 28. Nov. 1822 Arch. Wien, vgl. Wellington: Despatches a. a. O. 323—329, 390—392, 548—555, 617. Chateaubriand: Congrès de Vérone I. 52—61. Gentz: Tagebücher III. 113—115.

X.

Französische Einmischung in Spanien. Gegenrevolution in Portugal.

Kampf der Kriegs- und Friedenspartei in Paris.

In Paris rangen die Friedensfreunde und die kriegerisch Gesinnten Wochen lang in heftigem Kampfe. Villèle an der Spitze der ersten hatte die handel- und gewerbtreibenden Klassen hinter sich. Aber die adlige Umgebung Monsieurs kümmerte sich wenig um die Sorgen des Kaufmanns und Fabrikanten. Sie fühlte sich durch den Beifall des Thronerben, staatlicher und kirchlicher Würdenträger, leidenschaftlicher Wortführer der glühendsten Ultras in der Presse ermutigt und zählte auf den Sieg Montmorencys. Zu seiner Unterstützung war schon am 4. December Pozzo di Borgo von Verona herbeigeeilt. Am neunten erschien Wellington, mit seinen Wünschen ganz auf der Seite Villèles. In Verona hatte er die Übernahme englischer Vermittlung zwischen Frankreich und Spanien abgelehnt. Jetzt bot er sie, gedrängt durch Canning, in aller Form an. Zwar fand er die Aussichten für ihre Annahme sehr schwach. Aber als er die französische Hauptstadt am 20. December verließ, nahm er den Eindruck mit, vielleicht werde doch noch der Friede erhalten werden. Vier Tage später wurde das englische Anerbieten zurückgewiesen, da es sich um „eine europäische Frage handle", und die britische Regierung aufgefordert, lieber in Madrid ihr Glück zu versuchen, um dort „ruhigeren Ideen" zur Herrschaft zu verhelfen.

Zurückweisung des Angebotes englischer Vermittlung.

Französischer Ministerrat 25. Dec. 1822.

Inzwischen hatte Chateaubriand die Antwort der drei Ostmächte überbracht, die nur einen kurzen Aufschub ihrer früheren Beschlüsse in Sachen Spaniens gewährte. Der Ministerrat konnte sich über die Haltung Frankreichs nicht einigen. Erst am 25. December sollte in Gegenwart des Königs die Entscheidung fallen. Aber die Gesandten der drei Ostmächte ließen sich nicht zurückhalten, zwei Tage vorher die aus Verona empfangenen Drohnoten nach Madrid zu befördern. Unter dem Eindruck dieser Thatsache stimmten sämtliche Minister außer Villèle am 25. December mit Montmorency für Anschluß Frankreichs und gleichzeitige Ab-

rufung seines Vertreters bei der spanischen Regierung. Montmorency verteidigte jeden Satz seiner auf dem Kongreß festgestellten Note und erklärte sich durch seine Ehre an ihre Fassung gebunden. Da kam Ludwig XVIII. mit einem ungewohnt energischen Aufschwung Villèle zu Hilfe. „Die anderen Fürsten, sagte er, sind nicht wie ich mit Spanien in unmittelbarer Berührung. Sie können dies Land und seinen König ohne Schaden und ohne Pflichtverletzung der Revolution und dem Einfluß Englands preisgeben. Ich aber kann meine diplomatischen Beziehungen zu Spanien nur abbrechen, meinen Gesandten aus der Nähe meines Neffen nur abrufen, wenn sofort 100000 Franzosen die Grenze überschreiten, um beiden zu Hilfe zu kommen." Er verwarf Montmorencys Weisung an Lagarde und gab einer anderen, die Villèle gebilligt hatte, den Vorzug.

Entlassung Montmorencys 26. Dec.

Hierauf zögerte Montmorency keinen Augenblick seine Entlassung zu nehmen. Der Triumph Villèles schien zweifellos, der Sieg der kriegerischen Ultras völlig vereitelt zu sein. Indessen fühlte Villèle sich zu unsicher, als daß er über Widersprüche in Worten und Thaten hätte hinauskommen können. Schon die Lagarde übersandte Weisung, die der Moniteur sofort zu allgemeiner Kenntnis brachte, legte die Gefahr eines Bruches der Regierungen zu Madrid und Paris sehr nahe. Sie enthielt zwar kein Ultimatum, keinen Befehl sofortiger Abreise wie die geheimen Instruktionen der Ostmächte. Aber sie führte Klage über die unruhigen Zustände des Nachbarlandes, die Frankreich zwängen, seine Vorsichtsmaßregeln aufrechtzuhalten. Sie drohte sogar mit Abrufung des Gesandten und Anwendung „wirksamer Mittel", falls Frankreichs „wesentliche Interessen bloßgestellt blieben", und falls sich die Hoffnung auf Besserung nicht verwirkliche, die man von den Spaniern und Franzosen so lange gemeinsamen Gefühlen der Liebe zu ihren Königen und zu einer verständigen Freiheit erwarten dürfe".

Chateaubriand Minister des Auswärtigen 28. Dec.

Sodann war der Ersatzmann Montmorencys nichts weniger als gewillt, sich gegen die kriegerische Strömung zu stemmen. Villèle hielt Chateaubriand für unentbehrlich, um sich die festländischen Großmächte nicht zu entfremden. Sahen sie den einen Unterhändler von Verona aus dem Ministerium scheiden, so war ihnen sein Nachfolger als Gehilfe bei den Verabredungen des Kongresses vertraut. Chateaubriand zierte sich kurze Zeit, den Posten anzunehmen, dessen Besitz er seit Monaten heiß ersehnt hatte. Sobald er das Steuer in der Hand hatte, wußte er es ganz nach seinem Willen zu lenken. Er hatte das Gefühl, daß der König ihn „verabscheue". Aber er gab sich die erdenklichste Mühe, „ihm zu gefallen", heuchelte „Ergötzen" an seinen spaßhaften Schnäcken und war, späterem Geständnis nach, „ein so natürlicher Hofmann, daß er lachte, als ob er dazu kommandirt wäre". Er beteuerte Villèle, „daß er ihm ehrlich zu Hilfe kommen wolle" und gab

Canning die Versicherung, „als Freunde und Staatsmänner" würden sie sich eben so leicht „über die praktische Politik" wie über die theoretische einigen. Aber, der Gespräche mit dem Zaren eingedenk, trieb er noch eifriger als Montmorency zum Bruch mit Spanien. Er wähnte Frankreich vor die Wahl „eines Krieges oder einer Revolution" gestellt, während die französische Carboneria damals in den letzten Zügen lag. Er schwelgte in dem Gedanken zu triumphiren, wo ein Napoleon gescheitert war. Er träumte davon, wenn „dies Wunder" vollbracht sei, den König von Spanien „unter Frankreichs Zucht zu einer vernünftigen Regierungsweise anzuhalten", in Amerika als Gegengewicht gegen die Vereinigten Staaten und England „zwei oder drei bourbonische Monarchieen" zu errichten, in Europa die Wiener Verträge zu ändern, um im Bunde mit dem Zaren seinem erstarkten Vaterland bessere Grenzen im Osten zu erwirken, und so gleichzeitig „die Restauration und die Größe Frankreichs" für immer zu sichern.

Beantwortung der Noten der vier Großmächte in Madrid.

Was in Madrid geschah, war Chateaubriands Gelüsten, seinen Vorgänger noch zu übertrumpfen, sehr förderlich. Man konnte sich dort nicht genug thun mit patriotischen Festen und pochte auf die Unbesieglichkeit der heldenmütigen Söhne der Freiheit. In dieser Stimmung empfing man die Noten der Großmächte. Die französische wurde von San Miguel fest in der Sache aber gemessen in der Form beantwortet. Er parirte die erhobenen Vorwürfe mit dem Hinweis auf die Ermutigung und Beschützung spanischer Rebellen durch Frankreich und betonte die unerschütterliche Anhänglichkeit an die beschworene Verfassung von 1812. Weit entfernt davon, irgend welche Nachgiebigkeit zu zeigen, verlangte er umgekehrt Auflösung des französischen Pyrenäenheeres und Ausweisung der flüchtigen Servilen. Gröber klang die Erwiderung auf die Strafpredigten der drei Ostmächte, mittels eines Rundschreibens an die spanischen Geschäftsträger zu Wien, Berlin und Petersburg. Wenn der Zar sich über „meineidige Soldaten" entrüstet zeigte, so war es nicht zu verwundern, daß der mitbetroffene San Miguel gegen „Schmähungen" und „Verleumdungen" loszog. Noch am gleichen Tage (9. Januar) wurden den Cortes die Noten und die Antworten mitgeteilt. Hier brach die Entrüstung gegen das Unterfangen fremder Einmischung in hellen Flammen aus. Auch machte man keinen Unterschied zwischen den Ostmächten und Frankreich. Die diplomatische Kommission erhielt den Auftrag, eine Adresse auszuarbeiten, die den König der vollen Bereitwilligkeit der Cortes versichern sollte, die Verfassung und den konstitutionellen Thron zu schützen. Alles jubelte dem Beschluß zu. Galiano und Argüelles, die feindlichen Parteiführer, umarmten sich unter Thränen. Am 11. Januar ward die Adresse einstimmig angenommen. Abends war Madrid illuminirt.

Wie in Verona verabredet forderten die Gesandten der drei Ost-

Abreise des russischen, preußischen, östreichischen Gesandten 14. 15. 16. Jan. 1823.

mächte unverzüglich ihre Pässe. Am 16. Januar reiste der östreichische, als der letzte, ab. Der Vertreter Frankreichs blieb noch auf seinem Posten. Aber Chateaubriand war fest entschlossen, das Beispiel der Ostmächte nachzuahmen. Schon am 12. Januar hatte er Lagarde angewiesen, sich bei San Miguel über Verletzungen der französischen Grenze zu beklagen und seine baldige Abrufung in Aussicht zu stellen, wenn nicht „eine rasche und entschiedene Änderung" der Ordnung der Dinge in Spanien Platz greife. Wiederum warnte Villèle vor Überstürzung. Allein der Eindruck, den San Miguels Erwiderung in den herrschenden Kreisen machte, lähmte seine Kraft. Am König, der in seine frühere Schlaffheit zurückgefallen war, fand er keine Stütze. Chateaubriand erklärte, längeres Zuwarten sei eine Beleidigung der verbündeten Mächte und eine Ermutigung der Revolutionäre. Am 18. Januar befahl er Lagarde, da alle Hoffnungen Frankreichs getäuscht seien, mit der Forderung seiner Pässe Ernst zu machen und sofort nach ihrem Empfang Spanien den Rücken zu kehren. Vertraulich, aber doch mit dem Auftrag zur Mitteilung, fügte er hinzu, König Ferdinand und der Herzog von Angoulême könnten sich ja angesichts ihrer Truppen am Ufer des Grenzflusses, des Bidasoa, begegnen und einen Friedensvertrag, „eine Modifikation der Verfassung", eine Amnestie verabreden. Dann würden sich nicht nur die französischen Truppen zurückziehen, sondern „Frankreichs Soldaten, Schiffe und Schätze zu Spaniens Verfügung stehen". Eine so phantastische Ausmalung der Zukunft erschien wie die bitterste Ironie. Der Würfel war gefallen. Frankreich kündigte Spanien Fehde an.[1])

Abrufung des französischen Gesandten 18. Jan.

Englisch-spanische Verhandlungen. Mission Somersets.

Diesen stürmischen Verlauf hatten auch neue Beschwichtigungsversuche Englands nicht aufhalten können. In Paris als Vermittler zurückgewiesen, hatte Canning den Madrider Machthabern ins Gewissen reden wollen. Man schien hier endlich eine Anlehnung an England zu suchen. Die Cortes bewilligten am 8. Januar 40 Millionen Realen zur Befriedigung der englischen Ansprüche, und San Miguel erbat vier Tage später die guten Dienste der britischen Regierung zur Verhinderung des Krieges. Aber er wiederholte, daß Spanien kein Zugeständnis zu machen habe, vielmehr vor allem von Frankreich die Auflösung seines Beobachtungsheeres fordern müsse. Nicht besseren Erfolg hatte eine Sendung Lord Somersets, des Adjutanten Wellingtons, die dieser durch ernste Mahnungen an seinen spanischen Freund, den General Alava, unterstützte. Er schilderte ihm, wie vordem dem Grafen Toreno, alle Gefahren eines spanisch-französischen Krieges. Er riet ihm aufs dringendste zum Entgegenkommen durch Verfassungsänderungen im Sinn einer Stärkung der königlichen Gewalt. Er suchte ihm jede Hoffnung auf thätigen Beistand

[1]) Die Korrespondenz Lagardes, Villèles, Chateaubriands Dec. 1822, Jan. 1823 (Bruchstücke u. a. in Chateaubriand: Congrès de Vérone). Arch. Paris.

Englands zu benehmen. Indessen, als Somerset am 21. Januar in Madrid anlangte, fand er unübersteigliche Hindernisse vor sich. Auch die gemäßigtsten Liberalen erklärten das Unterfangen einer Verfassungsänderung für gänzlich aussichtslos. Seinerseits konnte Somerset ihnen nicht einmal angeben, wie weit sie gehen müsse, um Frankreichs Entwaffnung herbeizuführen. Im stillen mochten viele mit San Miguel doch noch glauben, England werde nach dem Einmarsch der Franzosen, wie zur Zeit Napoleons, Spanien zu Hilfe eilen. Mancher berauschte sich auch an den ruhmrednerischen Versicherungen der Zeitungen, die Adler von Marengo, Austerlitz und Jena würden wieder von dem spanischen Löwen zurückgeschreckt werden, und die Throne der Tyrannen in der Runde würden bei seinem Gebrüll zusammenbrechen.

Ermutigung der französischen Kriegspartei.

Die französische Kriegspartei fand in dem Mißerfolg der englischen Vermittlung neue Ermutigung. Wohl hielt Chateaubriand mit zweideutigen Worten Canning noch hin. Aber sein einziger Gedanke war der Krieg „gegen die doppelte Tyrannei der Demagogie und der Soldateska“. Er fürchtete nicht, daß England es wagen würde, Frankreich in den Arm zu fallen. Jedes Wort, das ihm aus London zukam, bestärkte ihn in der Zuversicht auf Innehaltung der englischen Neutralität. Desgleichen vermochten ihn Schilderungen der spanischen Unüberwindlichkeit nicht zu ängstigen. Wie schwach es mit der Sicherung Madrids bestellt sei, wurde eben damals durch den Schrecken bewiesen, den Bessières, ein aus Frankreich stammender Führer aragonesischer Aufständischer, vor sich verbreitete.

Bessières' Streifzug gegen Madrid.

Wider alles Erwarten drang er in Castilien ein, schlug die ihm entgegengesandten Truppen am 23. Januar bei Brihuega und versetzte die Hauptstadt, wo man seine zerlumpten Scharen schon vor den Thoren sah, in die größte Bestürzung. Angesichts der drohenden Gefahr bot die Regierung namhafte Generale, ohne Rücksicht auf ihre politische Vergangenheit, gegen den Feind auf: Ballesteros, den die Comuneros als einen der ihrigen betrachteten, Morillo, der wegen seines Verhaltens während der kritischen Julitage von 1822 noch in Untersuchung stand, Abisbal, der die Farbe so oft gewechselt und sich zuletzt beim Ministerium San Miguel eingeschmeichelt hatte. Ihm gelang es, Bessières' Haufen zu zerstreuen, aber der Eindruck, den dessen kühner Streifzug gemacht hatte, wurde dadurch nicht verwischt.

Eröffnungsrede Ludwigs XVIII. 28. Jan. 1823.

Unterdessen hatte die Rede, mit der Ludwig XVIII. am 28. Januar die Kammern eröffnete, das Halbdunkel der französischen Absichten aufgehellt. Es wird behauptet, Villèle sei noch in letzter Stunde durch die Drohung, die Kammermehrheit werde ihn stürzen, eingeschüchtert worden. Wie dem auch sei: Chateaubriands Sieg über ihn ward aller Welt offenbar. Man hörte den alten König mit kraftloser Stimme ankündigen: „Hunderttausend Franzosen sind marschbereit, um Spaniens

Thron einem Enkel Heinrichs IV. zu erhalten" und „dies schöne Reich mit Europa auszusöhnen." Der Herzog von Angoulême sollte, vom „Gotte Ludwigs des Heiligen" beschützt, das Heer anführen. Der Friede ward nur für den Fall verbürgt, „daß Ferdinand VII. in voller Freiheit seinem Volk Einrichtungen verleihe, die es lediglich von ihm empfangen könne, und die mit der Sicherung seiner Ruhe auch die Sorgen Frankreichs zerstreuen würden". Groß war der Jubel in den Blättern der Ultras über dies rückhaltlose Bekenntnis zur streng legitimistischen Kriegsparole. Canning aber konnte sich nicht enthalten, dem Vertreter Frankreichs in London zuzurufen: „Ihr wollt also einen Kreuzzug für politische Theorieen unternehmen. . . Wißt Ihr nicht, daß das britische System die Frucht zahlreicher Siege ist, welche die Unterthanen über ihre Herrscher davon getragen haben?" Dies Verdammungsurteil fand einen noch viel stärkeren Widerhall in der englischen Presse. Ihre Äußerungen, ohne Unterschied der Partei, waren so erregt, daß es geraten schien, bei Eröffnung des Parlamentes am 4. Februar, die Zusicherung der englischen Neutralität in der Thronrede zu unterdrücken [1]. Auch Wellington, so gewagt ein bewaffnetes Einschreiten Englands zu Gunsten Spaniens ihn dünkte, konnte nicht leugnen, „es werde nicht schwierig sein, das Land zum Kriege fortzureißen". Als der verabschiedete spanische Bevollmächtigte am französischen Hof in England landete, spannte ihm das jubelnde Volk bei der Fahrt nach London die Pferde aus. Im Parlament machte die tiefe Erbitterung über das Vorgehen Frankreichs sich u. a. in den Reden eines Lansdowne, Ellenborough, Mackintosh Luft. Sie leuchtete selbst aus den Worten des ersten Ministers, Lord Liverpools, hervor. Alles Maß überschritt, wie nicht selten, der stürmische Brougham, der seine giftgetränkten Pfeile auch gegen Frankreichs Hintermänner, „die drei Gentlemen von Verona", entsandte.

Jubel der Ultras. Erbitterung in England.

Indessen auf der anderen Seite des Kanales ließ sich die Mehrheit beider Kammern die Ausbrüche englischer Entrüstung nicht anfechten. Bei den Pairs schnitt sie in der Adreßdebatte Talleyrand, Broglie, Dalberg, Molé, in deren Augen die Einmischung in Spanien so ungeschickt wie unerlaubt war, das Wort ab. Bei den Abgeordneten überstimmte sie mit erdrückender Masse die Foy, Sebastiani, Duvergier de Hauranne, die den Ministern den Vorwurf ins Gesicht schleuderten, sich zu Schergen des nordischen Dreibundes herzugeben. Ein unbedachtes Wort Villèles gab diesem Vorwurf den Anschein der Berechtigung. Von den Führern der hitzigsten Ultras beschuldigt, allzulange zwischen Krieg und Frieden

Französische Kammerdebatten.

[1]) Indessen ist die noch bei E. de Vorges: M. Canning et l'intervention des Bourbons en Espagne (Revue d'histoire diplomatique VII. 1893) wiederkehrende Behauptung, Canning habe für Erklärung des Krieges gegen Frankreich gestimmt, nicht haltbar. Vgl. die in Some official correspondence of Canning ed. Stapleton 1887. I. 84—88 abgedruckte Denkschrift.

geschwankt zu haben, flocht er in seine Selbstverteidigung den Satz ein, man habe die Revolution an der Südgrenze zu bekämpfen, wenn man sie nicht an der Nordgrenze verteidigen wolle. Jedermann mußte diese Verlegenheitsphrase dahin deuten, Frankreich handle unter dem Druck auswärtiger Drohungen. Und doch ließ sich dies nicht einmal von Rußland behaupten, geschweige denn von Preußen und Östreich. Die Adreßdebatte war nur das Vorspiel einer noch leidenschaftlicheren Verhandlung über das Begehren eines außerordentlichen Kredites von 100 Millionen. Zum erstenmal fand hier Chateaubriand Gelegenheit, vor den Abgeordneten sein Programm zu entwickeln und die Schwächen desselben durch die Hülle einer glänzenden Rhetorik zu verdecken. Die heuchlerische Beteuerung der Friedensliebe verschwand in dem bunten Gemenge angeblich zwingender Kriegsgründe. Unter ihnen figurirte neben der Bedrohung Ferdinands mit dem Schicksal Karls I. und Ludwigs XVI. das Schreckbild verpestender revolutionärer Ansteckung. Aber auch die Anrufung des nationalen Ehrgeizes fehlte nicht: „Der Krieg wird uns unseren militärischen Rang unter den Völkern wieder verschaffen.“ Am nächsten Tag antwortete ihm Manuel. Kein Mitglied der Opposition war der Rechten so verhaßt wie er. Seine Gegenwart in der Kammer war ihr ein Greuel. Ein Wutgeheul brach los, als er, an Chateaubriands geschichtliche Vergleiche anknüpfend, ausrief: „Muß ich euch daran erinnern, daß die Stuarts vom Thron gestoßen sind, weil sie sich auf die Fremden stützten? Muß ich euch sagen, daß der Augenblick, da die Gefahren der königlichen Familie Frankreichs drohender wurden, derselbe war, in dem das revolutionäre Frankreich genötigt ward, sich durch neuen Kraftaufwand gegen einen Angriff zu schützen?“ Die Mehrheit fand in diesen Worten „eine Verteidigung des Königsmordes“ und nahm sie zum Vorwand, um nach Scenen unbeschreiblichen Tumultes am 3. März Manuels Ausstoßung für die Dauer der Session zu beschließen.

Rede Manuels 26. Febr.

Manuel hatte erklärt, er werde nur der Gewalt weichen. Er löste am 4. März sein Wort ein. Unter dem Jubel der Linken weigerten sich, nach dem Beispiel ihres Sergeanten, die aufgebotenen Nationalgardisten einem rechtswidrigen Beschluß ihren Arm zu leihen. Erst als Gendarmen Manuel ergriffen, ließ er sich abführen. Die ganze Linke gab ihm das Geleite. Sie legte gegen den Gewaltakt schriftlich Verwahrung ein und verschwor sich, den Sitzungen fern zu bleiben, bis ihr geächtetes Mitglied seinen Platz wieder einnehmen könne. Dieser Schritt und Manuels vorausgegangener Widerstand waren von unauslöschlicher moralischer Nachwirkung zum Schaden der augenblicklich triumphirenden Mehrheit. Aber einen unmittelbaren Erfolg hatten sie nicht. Die Entrüstung der Pariser verpuffte in Glückwunschadressen für Manuel, in Ehrenbezeugungen für jenen Sergeanten der Nationalgarde. An eine Volkserhebung, auf die nach Barantes Zeugnis selbst ein so erfahrener



Kenner wie Talleyrand spekulirte, war nicht zu denken.[1] Chateaubriand spottete über „die Farce der Liberalen", die nicht einmal „vier Kaminfeger" zum Aufstand gebracht hätten.

Verlockungen der Soldaten.

Es gab Gegner der Regierung, die nächst einem Aufstand der hauptstädtischen Massen auch auf Widersetzlichkeiten der Truppen rechneten. Der Kampf, der ihnen bevorstand, weckte, abgesehen von Officieren aus dem Kreise der Ultras, durchaus keine Begeisterung. In den Kasernen hieß es mitunter, daß man für die Mönche gegen die Freiheit fechten werde. Paul Louis Courier glaubte die rechte Saite anzuschlagen mit seinem ironischen Tagesbefehl: „Soldaten, eilt zum Siege, und wenn die Schlacht gewonnen ist, so wißt Ihr, was euch erwartet: die Adligen werden avanciren, Ihr werdet wieder Stockschläge bekommen." So bittere Worte sollten sich in den sangbaren Versen Bérangers noch leichter Eingang verschaffen. Auch datirte „aus dem Hauptquartier der Armee der Freien auf den Pyrenäen", eine Adresse, in der die Soldaten aufgefordert wurden, sich um die dort entfaltete Trikolore zu scharen. Ein Manifest, das jeden Angriff auf Spanien für „antinational" erklärte, gab sich sogar als Willensmeinung eines „Regentschaftsrates Napoleons II." aus. Hier hatte man es mit Aufwiegelungsversuchen von Flüchtlingen zu thun, die an der spanischen Grenze ihr Wesen trieben. Zu den Neapolitanern und Piemontesen, denen Spanien ein Asyl bot, gesellten sich Teilnehmer der letzten Verschwörungen, verabschiedete Officiere, ehemalige Mitglieder der Carboneria aus Frankreich. Lafayette hatte zweifellos schon seit Monaten der Regierung in Madrid abenteuerliche Vorschläge für die Aufwiegelung des Grenzheeres und für die Bildung von Flüchtlingslegionen zukommen lassen. Aber sie flößten ebensowenig Vertrauen ein wie die unvorsichtigen Reden seiner jugendlichen Geheimboten. Auch wäre seine ausgesprochene republikanische Neigung bei der Ausführung solcher Pläne hinderlich gewesen.

Fabvier in Spanien.

Praktischer war die Sache von Fabvier, dem unversöhnlichen Feinde der Bourbonen, angegriffen worden. Mit Manuel war er der Meinung, daß es nicht auf große Worte ankomme, und daß man alles vermeiden müsse, was die spanischen Machthaber blosstellen könne. Er hatte unter den italienischen Flüchtlingen in London geworben und sich mit dem radikalen englischen Kriegshelden Robert Wilson in Verbindung gesetzt. Dann war er in Spanien gelandet und unter mancherlei Fährlichkeiten nach Madrid gelangt. Nach längerem Zögern hatten die dortigen Minister Ende Januar einen förmlichen Vertrag mit ihm geschlossen und ihm vier Millionen Realen zugesagt. „Die Sache der Freiheit, lautete der erste Artikel des Abkommens, muß als eine gemeinsame betrachtet werden." Man wollte zusammenstehen „im Kampf der Kabinette gegen

[1] Barante: Souvenirs III. 75 (1893).

die Völker, nämlich die Spaniens, Portugals, Frankreichs, Italiens". Seines Erfolges froh, wenngleich ohne noch einen Real erhalten zu haben, hatte sich Fabvier nach Irun in die Mitte der Flüchtlinge begeben. Bald darauf war er unentdeckt in den Kantonnements des Beobachtungsheeres erschienen und dort mit ihm bekannten Officieren in geheimen Verkehr getreten.

Konflikt zwischen Angoulême und Belluno.

In Paris war man wegen dieser Umtriebe nicht ohne Sorgen. Aber der Polizeidirektor Franchet überschätzte sie. Seine massenhaften leichtfertigen Denunciationen machten sehr böses Blut. Den fanatischen Ultras blindlings ergeben schrak er selbst vor einem Trugspiel nicht zurück, das den ihnen verhaßten Generalstabschef Angoulêmes, einen tapferen Kämpfer von Waterloo, den General Guilleminot, verderben sollte. Sein Adjutant Lostende ward auf gefälschte Anschuldigungen hin in Bayonne verhaftet und als Gefangener nach Paris abgeführt. Gleichzeitig erschien unvermutet der Liebling des Pavillons Marsan, der Kriegsminister Herzog von Belluno, als Guilleminots Ersatzmann im Hauptquartier zu Bayonne. Indessen die Ränkeschmiede fingen sich in ihren eigenen Fallen. Der verleumdete Lostende ging rein aus der Untersuchung hervor und wurde bald darnach mit einem höheren Grade zurückgeschickt. Der gekränkte Prinz von Angoulême forderte seine Entlassung vom Kommando und erzwang durch diese Drohung die baldige Abrufung Bellunos. Es war klar, daß der Prinz sich bei Erfüllung seiner militärischen Pflichten über die Parteileidenschaften erhob. Das Unbehagen, das seine Ernennung bei diesem und jenem erweckt hatte, verschwand. Officiere und Gemeine sahen zu ihm auf. Fabviers Verlockungen zum Abfall fanden taube Ohren. Er hatte am 6. April außer ein paar dutzend Piemontesen nur gegen 130 Franzosen auf dem spanischen Ufer des Bidasoa um sich sammeln können, die beim Herannahen ihrer Landsleute die Trikolore entfalteten und die Marseillaise anstimmten. Aber ein paar wohlgezielte Kanonenschüsse trieben sie in die Flucht. Am folgenden Morgen überschritt die französische Vorhut den Grenzfluß. Denselben Tag noch hielt Angoulême seinen Einzug in Irun.[1])

Fabviers Truppe am Bidasoa zersprengt 6. April.

Es hatte der Kanonenschüsse am Bidasoa nicht bedurft, um die letzten Hoffnungen Cannings auf die Erhaltung des Friedens zu vernichten. Noch Ende Februar hatte er das Parlament auf den Aus-

[1]) Von früher her Bekanntes wird ergänzt durch Debidour: Le général Fabvier (Annales de l'Est VII. 1898, nach Tagebüchern, Briefen u. s. w.), Guillon: Les complots militaires sous la restauration 1895. S. 251—291, Pasquier: Mémoires V. 1894. S. 496—506, St. Chamans: Mémoires 1896. S. 418—422. Unentbehrlich, auch für die ganze folgende Geschichte der französischen Intervention, sind Band 3 und 4 von Villèle: Mémoires 1889. Aus der Fülle der hier mitgeteilten Aktenstücke läßt sich manche der bisherigen Darstellungen im einzelnen verbessern.

gang von Unterhandlungen vertröstet, für deren Erfolg er besonders auf Östreichs Mitwirkung rechnete. In der That wäre Metternich noch immer die Vermeidung bewaffneter Einmischung Frankreichs das liebste gewesen. Abgesehen von allen sonstigen schweren Bedenken: er fürchtete, daß sie im Fall des Sieges mit der Umwandlung der Cortesverfassung in eine spanische „Charte“ endigen werde. Dieser Gedanke hatte ihn seit dem Herbste des Jahres 1822 verfolgt, und der Wortlaut der letzten bekannt gewordenen Weisungen für Lagarde beunruhigte ihn aufs neue. Er ließ durch Vincent in Paris vorstellen, eine bloße „Modifikation„ der Cortesverfassung werde ein „tödlicher Schlag“ für alle monarchischen Staaten sein. Zugleich suchte er Frankreich durch den vorgeschobenen König von Neapel, der damals in Wien zu Gaste war, einen Zügel anzulegen. Dieser höchst unwürdige Kämpe der Legitimität machte, als nächster Verwandter des spanischen Herrscherhauses, da der König von Spanien und seine Brüder „Gefangene“ seien, bei den festländischen Großmächten „seine Rechte“ geltend und suchte der Regierung Ludwigs XVIII. unerbetene Ratschläge aufzudrängen.

Indessen hatte das kriegerische Vorgehen Frankreichs beim Zaren die kräftigste Unterstützung gefunden. Er gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß England eine Sache in Spanien für unangreifbar erkläre, die es weder in Neapel noch in Piemont unterstützt habe. Er riet dem König von Neapel, baldmöglichst in sein Reich zurückzukehren, um sich ausschließlich mit dessen Regierung zu befassen. Er betrieb die Bildung eines Observationskorps in Polen, das als „Heer der Allianz“ bezeichnet werden sollte. Bernstorff äußerte in Wien lebhafte Befürchtungen vor dem Erscheinen dieses Heeres auf deutschem Boden. Der östreichische Gesandte in Petersburg wagte die Bemerkung, die Zusammenziehung einer russischen Armee werde eben so großes Aufsehen in Europa machen wie 1815 die russische Weigerung der Abrüstung. „Ich habe meine Fahne aufgepflanzt, erwiderte ihm Alexander, Ihr habt Beweise genug von meiner Aufrichtigkeit.“ Er versprach, daß seine Truppen sich nur auf Wunsch seiner Alliirten in Marsch setzen würden. Hierdurch erhielt die russische Rüstung den Charakter einer bloßen Demonstration. Aber sie bot nun doch eine Handhabe, nach Metternichs Wunsch eine Art von Kontrolle über Frankreich auszuüben. Wohl oder übel mußte Chateaubriand es dulden, daß sich seit dem 19. April die Gesandten der drei Ostmächte zu regelmäßigen Konferenzen bei ihm zusammenfanden. Den ersten Gegenstand dieser Konferenzen bildete die Gutheißung der Aufstellung „des Heeres der Allianz“ auf russischem Boden. Allein nichts war natürlicher, als ihr Programm zu erweitern und die drei Gesandten während der Dauer des Krieges auf die Stufe einer wohlmeinenden Oberaufsichtsbehörde zu erheben. Auf's neue trat hierbei die scharfe Absonderung

Englands von den übrigen Großmächten Europas zu Tage. Vergeblich hatte Wellington noch einmal mit düsterer Ausmalung der Folgen völliger Niederlage oder übermäßiger Machtverstärkung „des Hauses Bourbon“ bei Metternich sein Glück versucht, um das Bündnis von Verona zu lockern. Metternich, über den Lauf der Dinge einigermaßen beruhigt, gab ihm zur Antwort: „Ich bin dessen gewiß, die britische Regierung wird uns auf dem Wege des gemeinsamen Heiles nachfolgen“ [1]).

Englische Parlamentsdebatten April. Englische Neutralität.

So wenig man in London gesonnen war, diesen freundlichen Rat zu beherzigen, so ließ man sich doch auch nicht von dem Entschluß des Beharrens auf dem Standpunkt der Neutralität beim Kampfe zweier gleich befreundeter Nationen abdrängen. Canning hatte dies durch den englischen Gesandten in Paris mittels einer Depesche vom 31. März offen ausgesprochen. Zugleich aber hatte er Großbritannien die Freiheit vorbehalten, „seine Ehre und seine Interessen“ zu wahren. Sie galten ihm in der alten Welt für verletzt, falls etwa Frankreich das wiederholte Versprechen mißachten würde, auf Landerwerbung, Erneuerung des bourbonischen Familienpaktes oder Einmischung in Portugal zu verzichten. Er hatte aber auch die neue Welt ins Auge gefaßt. Der geheime Wunsch Chateaubriands, jenseits des Oceanes ein paar bourbonische Monarchieen zu errichten, fand bei Canning entschiedenen Widerspruch. Vielmehr war es klar, daß England eines Tages in der Anerkennung von Spanien abgefallener Kolonieen als unabhängiger Freistaaten eine Entschädigung für die Triumphe französischer Waffen jenseits der Pyrenäen suchen sollte. Dieselben Gedanken dienten zur Rechtfertigung der Regierung im Parlament bei der Vorlage der wichtigsten diplomatischen Aktenstücke. Zum Ärger der Ostmächte befanden sich darunter auch manche bisher verborgen gebliebene Urkunden des letzten Kongresses. Zwar gelang es nicht, die heftigen Vorwürfe der Opposition abzuschneiden, die in Verona unverzeihliche Schwäche, nach Verona unverzeihliche Leichtgläubigkeit auf Seite der heimischen Staatsmänner finden wollte. Aber Brougham wurde halb entwaffnet, als Canning am 14. April vor ganz Europa die Bekriegung Spaniens ein Unrecht nannte und dem spanischen Volk von Herzen den Sieg wünschte. Georg IV. hielt seinem Minister diese kühne Sprache vor [2]). Auch Liverpool und Peel mochte

[1]) Als Ergänzung zu Chateaubriand: Congrès, Metternichs Papieren IV. 34—45, Wellington: Despatches, Cont. II. 83, 86, 89—92 u. a. dienen mir die Schreiben Ruffos an Chateaubriand 29. Febr., Chateaubriands an Ruffo 10. März 1823. Arch. Paris. — Weisungen an Lebzeltern 4. 19. Febr. an Zichy 28. März, 10. April, Berichte Vincents 30. Jan., 8. 11. 29 März, 7. 15. 22. April mit den Beilagen, Zichys 3. April, Lebzelterns 12. März, 10. April 1823. Arch. Wien. — Bernstorff an Hatzfeld 15. April 1823. Arch. Berlin.

[2]) Berichte Esterhazys 18. 25. April 1823. Arch. Wien. — Vgl. Georgs IV. Ausdrücke des Bedauerns und Unwillens im Gespräch mit Lieven, nach dessen Berichten mitgeteilt bei Martens: Recueil des traités conclus par la Russie 1895. XI. 309.

sie zu stark erscheinen. Allein in der Mißbilligung des französischen Angriffs auf Spanien stellten sie sich mit Canning ganz auf den gleichen Boden. In diesem Punkt herrschte zwischen der gesamten Regierungspartei und der gesamten Opposition volle Einigkeit.

Den Machthabern in Paris verschlug es nicht viel, ob sie in Worten mit mehr oder weniger scharfer Lauge übergossen wurden. Auch konnten sie es verschmerzen, daß die englische Regierung das Verbot der Waffenausfuhr aufhob, das einst im Hinblick auf den südamerikanischen Kriegsschauplatz erlassen worden war. Genug, daß sie von einer Störung des spanischen Kriegszugs durch thätliches Eingreifen Englands nichts zu besorgen hatten. In Spanien selbst aber wurden alle Voraussagungen eines heroischen Widerstandes zu Schanden. Regierung und Cortes in Madrid hatten schon längst das ihrige gethan, den Glauben an seine Furchtbarkeit zu erschüttern. Bereits am 15. Februar war dem Ministerium San Miguel Vollmacht zur Verlegung der Residenz erteilt worden. Die Comuneros gerieten in Wut darüber und ziehen die herrschende Partei der Feigheit. Noch weniger Gewalt that sich, aus anderen Gründen, der König an. Als die Minister ihm das Dekret mitteilten, überschüttete er sie mit einer Flut von Beleidigungen. Am 19. Februar nach der Schließung der außerordentlichen Cortes erhielten die Minister ihre Entlassung. Erst das Vordringen eines tobenden Volkshaufens ins Schloß schüchterte den König der Art ein, daß er sich um Mitternacht bereit erklärte, sie zurückzurufen. Allein sie waren es müde, sich noch einmal der Gefahr auszusetzen, aufs gröbste beschimpft zu werden. Zu ihren Nachfolgern schlug der Staatsrat Männer vor, die den Comuneros nahe standen. San Miguel und seine Genossen sollten nur so lange noch im Amte bleiben, bis sie den ordentlichen Cortes, die sich am 1. März vereinten, die vorschriftsmäßigen Berichte über ihre Geschäftsführung vorgetragen hätten. Den Cortes lag vor allem an der Verpflanzung des Hofes und der Regierung nach Sevilla. Sie verschoben daher die Entgegennahme der ministeriellen Berichte, bis man dort geborgen sei. Die neuernannten Minister sahen ein, daß sie auf keine Mehrheit zu zählen hätten und traten zurück. Der König suchte sich durch Berufung auf ein ärztliches Gutachten vor der gefürchteten Reise zu retten. Aber ein Gegengutachten, das die Cortes abfassen ließen, kam zu dem Schluß, daß die Bewegung Seiner Majestät ohne Zweifel recht nützlich sein werde. Am 20. März fuhr der königliche Wagenzug, von ein paar Bataillonen Miliz geleitet, aus Madrid ab. Die Minister und die Cortes folgten nach. Sie glaubten, wie Somerset nach London berichtete, eine rettende That vollbracht zu haben. In Wahrheit hatten sie das erste Zeichen der Fahnenflucht gegeben.

Schwankungen des Ministeriums in Madrid.

Verpflanzung der Regierung und der Cortes nach Sevilla. 20. März.

Der französische Feldzugsplan hatte immerhin noch mit der Mög-

Französischer Feldzugsplan.

lichkeit einer Volkserhebung gerechnet. Alles kam auf schnellste Erfolge an, um der Entwicklung des Kleinkrieges keine Zeit zu gewähren. Daher sollte das Hauptheer unter Angoulême mit raschem Vorstoß gegen Vitoria die Ebro-Linie gewinnen. Von da sollte es über Burgos bis Madrid vorzudringen suchen, dessen Schutz unbegreiflicher Weise dem verdächtigen Abisbal anvertraut worden war. In Catalonien war es die Aufgabe des Marschalls Moncey, dem gefürchteten Mina entgegenzutreten. In Navarra und Aragon hatte der General Molitor es mit Ballesteros zu thun. In Asturien und Galicien hatte der General Bourmont vornehmlich Morillo und Quiroga, dem Robert Wilson heimlich eine Legion Freiwilliger zuführte, im Zaum zu halten. Die Teilung der schwachen spanischen Streitkräfte und ihre dürftige Ausrüstung, die Zuchtlosigkeit vieler Rekruten und das Verschulden der Mehrzahl ihrer Führer: dies alles trug viel dazu bei, den Angreifern die Wege zu ebnen. Mina und Quiroga waren die einzigen Gegner, die ernstlichen Widerstand wagten.

Siegreiches Vordringen.

Vitoria und Burgos fielen ohne Schwertstreich in Angoulêmes Hände. Ballesteros gab Zaragoza preis und wich gegen Valencia zurück. Morillo wartete unthätig den Lauf der Dinge ab. Abisbal endlich ließ sich, seiner Natur getreu, durch französisches Gold gewinnen und harrte nur auf den günstigen Augenblick zum Abfall. Im Volke regte sich fast nirgendwo eine Spur des Geistes, der funfzehn Jahre früher tausende zum Aufstand gegen die Eindringlinge getrieben hatte. Gerade die Klassen, in denen damals die glühendste Kampflust entbrannt war, der kleine Mann in Stadt und Land, der Adlige, der Pfarrer, der Mönch, begrüßten die Franzosen jetzt als Erlöser von unverstandenen oder verhaßten Neuerungen. Sie wurden unter Glockengeläute mit dem Rufe „es lebe der König" empfangen. „Das Volk — berichtete Martignac, der Civilkommissär in Angoulêmes Hauptquartier, an Villèle — betrachtet die Franzosen als Befreier, und selbst die, welche kürzlich noch Drohungen und Beleidigungen gegen sie ausgestoßen haben, segnen ihren Schutz, ohne den sie im ersten Augenblick der Befreiung alles zu fürchten hätten."

Verpflegung. Vertrag mit Ouvrard.

Auch die Verpflegung der Truppen ging ohne Druck für die Landesbewohner von statten. Man war beim Beginn des Feldzugs wegen dieser wichtigen Frage im französischen Hauptquartier nicht ohne Sorgen gewesen. Denn die Anstalten des Kriegsministeriums erwiesen sich als sehr unzureichend. Darnach hatte Angoulême die rettende Hand des anrüchigen Finanzkünstlers Ouvrard ergriffen, der sich in sicherer Erwartung ungeheuren Gewinnes, für pünktliche Beschaffung der Lieferungen verbürgte. Ohne Wissen Bellunos ward ein Vertrag mit Ouvrard geschlossen, den nach Angoulêmes Behauptung die bittere Not diktirte. Ouvrard hatte bereits große Vorräte aufgehäuft und verstand es, die spanischen Lieferanten durch glänzende Angebote zu ködern. Fortan ging

den französischen Soldaten nichts ab. Sie hatten nicht nötig, die Hände nach fremdem Hab und Gut auszustrecken, und wurden überhaupt in strenger Mannszucht gehalten. Anders die wilden Banden der „Glaubensarmee“, die sich dem Heer Angoulêmes angeschlossen hatten. Sie führten nach dem Urteil eines Augenzeugen den Krieg „wie wahre Türken“. Mancher französische Officier schämte sich solcher Bundesgenossen, aber ihre Reihen verstärkten sich tagtäglich durch den Zustrom von Deserteuren aus den Regimentern ihrer Landsleute.

Abfall Abisbals 15. Mai.

Angesichts der allgemeinen Zerrüttung hielt Abisbal seine Stunde für gekommen. Statt auf den Schutz Madrids durch Verteidigung der Guadarramapässe bedacht zu sein, erklärte er sich (15. Mai) in einem offenen Brief an den Grafen Montijo für Zurückberufung des Königs, Änderung der Verfassung durch neue Cortes, Wechsel des Ministeriums, Ankündigung einer allgemeinen Amnestie. Er gab zu verstehen, daß die Annahme dieses Programmes durch die übrigen Generäle den Abzug der Franzosen bewirken würde. Der englische Gesandte in Paris wollte wissen, Morillo und Ballesteros seien mit Abisbal im Einverständnis. Allein zunächst fand sein Vorgehen keine Nachfolge. In Madrid selbst rief es unter den Liberalen einen Sturm der Entrüstung hervor. Vergeblich suchte sich Abisbal durch einen zweiten offenen Brief zu rechtfertigen. Aus der Mitte seiner Officiere scholl ihm die Anklage des Verrates entgegen. Er sah sich gezwungen, sein Kommando niederzulegen, und flüchtete mit Lebensgefahr außer Landes.

Einzug Angoulêmes in Madrid. 24. Mai.

Indessen hatte sein zweideutiges Benehmen das Vertrauen seiner Soldaten zur konstitutionellen Sache vollends erschüttert. Es schien nicht ratsam, sie in Madrid zu belassen, wo sich in der leichtbeweglichen Masse schon manches Zeichen eines Umschwunges zu Gunsten der Servilen ans Licht wagte. Nur eine kleine Besatzung unter dem Befehl des Generals Zayas blieb zurück. Dieser beeilte sich, eine Kapitulation mit Angoulême abzuschließen. Aber noch ehe dessen Vorhut im Anmarsch war, suchte Bessières mit seiner beutelustigen Rotte in die Stadt einzudringen. Zayas trieb ihn am 20. Mai zurück, zersprengte das Straßengesindel, das mit Bessières' Banditen gemeinsame Sache hatte machen wollen, und räumte drei Tage nachher den französischen Soldaten den Platz. Unter deren Augen vergriff der royalistische Pöbel sich sofort am Cortespalast und an den Häusern der Konstitutionellen. Erst die Ankunft Angoulêmes am 24. Mai gebot den ärgsten Gewaltthaten Einhalt.

Die provisorische Junta Eguias.

Bis dahin war der Feldzug über Erwarten glücklich verlaufen. Aber nun erst schienen die Schwierigkeiten zu beginnen. Zunächst handelte es sich um die Herstellung einer Regierungsbehörde. Vor Überschreitung der Grenze hatte Angoulême den Spaniern angekündigt: „Die Provinzen, die unsere Soldaten durchschreiten, werden im Namen Ferdinands durch

spanische Autoritäten verwaltet werden." Dies hatte die Einsetzung einer provisorischen Junta nötig gemacht, in der man alle Teile des Lagers der Royalisten vertreten zu sehen gewünscht hätte. Allein an der Rivalität des alten Eguia und Matafloridas, des Hauptes der zersprengten Regentschaft von Seo de Urgel, war dieser Plan gescheitert. Mataflorida, dem der fanatische Erzbischof von Tarragona zur Seite stand, hatte einfache Anerkennung seiner Regentschaft gefordert. Eguia, mit dem es der gemäßigtere Baron Eroles hielt, hatte sich auf eine neuerdings ausgestellte Vollmacht König Ferdinands berufen.[1]) Schließlich war man über Matafloridas Einspruch hinweggegangen, und hatte die Junta unter Vorsitz Eguias bestellt. Ihre erste Proklamation hätte ebensogut von seinen unversöhnlichen Nebenbuhlern unterzeichnet sein können. Sie befahl einfache Wiederherstellung der gesamten Verwaltung auf den Stand, wie sie vor Beschwörung der Verfassung durch den König gewesen war. Dies gab das Signal zur Ächtung aller konstitutionellen Beamten. Blieben sie an ihrem Wohnort, so waren sie ihrer Freiheit, mitunter selbst ihres Lebens nicht sicher. Ergriffen sie die Flucht, so drohte ihnen nach Beschluß der Junta eine vorläufige Beschlagnahme ihrer Güter. Villèle mahnte: „man darf diese Herren nicht alles machen lassen, was ihnen beliebt, man hat ihnen nötigenfalls zu zeigen, daß ihre Befreier auch durchführen wollen, was gerecht und billig ist". Chateaubriand umgekehrt äußerte die Besorgnis, daß Angoulême zu viel Rücksicht auf die spanischen Konstitutionellen nehmen werde. Indessen war man darüber einig, die Macht der Junta an den Thoren von Madrid enden zu lassen und den grollenden Eguia mit der Ernennung zum Generalkapitän von Neucastilien abzufinden.

Ihre Auflösung 24. Mai.

An Stelle der Junta sollte eine zeitweilige Regentschaft treten, über deren Bildung vor Angoulêmes Einzug in Madrid langwierige Verhandlungen zwischen ihm und dem Ministerrat in Paris stattgefunden hatten. Den Prinzen mit unmittelbarer Ernennung der Mitglieder zu betrauen erschien nicht angemessen. Vielmehr wurde dies Geschäft, um der Regentschaft eine möglichst „nationale und regelmäßige Grundlage" zu geben, zum Schein den alten „Räten von Castilien und Indien" überwiesen. Unter den fünf von ihnen bezeichneten Regenten ragte der Herzog von Infantado als bedeutendstes Mitglied weltlichen Standes hervor. Das kirchliche Element war durch den Bischof von Osma, nachmals Haupt eines Geheimbundes der Servilen, „des Würgengels", vertreten. Auch bei Verteilung der Ministerien ging der Klerus nicht leer aus. Der

Einsetzung einer Regentschaft.

[1]) Bekanntes wird ergänzt durch Schreiben Matafloridas an Ludwig XVIII. und Chateaubriand 21. Jan., Eguias an Calderon, Toledo, Erro 29. Jan., Toledos und Calderons an Chateaubriand 8. März, Ferdinands VII. Vollmacht für Eguia 19. Febr. Berichte de Caux' aus dem Hauptquartier an Chateaubriand 17. 22. April 1823. Arch. Paris.

ehemalige Beichtvater des Königs, Saez, wie Martignac wähnte, ein „Mann von versöhnlichem Charakter“, in Wahrheit ein verbohrter, rachedurstiger Zelot, erhielt interimistisch das Auswärtige. Dazu stimmte, daß der „Restaurador“, die halbamtliche Zeitung der Regentschaft, von zwei Mönchen geleitet wurde.

Ihr reaktionärer Übereifer.

Bald zeigte sich, wie wenig die Regentschaft dem Wunsch Villèles entsprach, sich „mit Weisheit zu benehmen“ und alles zu vermeiden, „was die Geister trennen oder aufreizen könne“. Sie erklärte die seit dem Ausbruch der Revolution abgeschlossenen Anlehen für nichtig. Sie schleuderte ein flammendes Strafdekret gegen die pflichttreuen Soldaten des Generals Zayas. Sie stellte die geistlichen Orden genau so wieder her, wie sie am 7. März 1820 gewesen waren, und befahl, den Zehnten nach demselben Fuß wie damals zu bezahlen. Sie gab den Jesuiten ihre Besitzungen zurück. Sie wies die früheren Eigentümer von Nationalgütern an, sich nötigenfalls mit Gewalt ihrer wieder zu bemächtigen.

Verlegenheit Villèles.

Angoulême war empört über die Ausschreitungen einer Regierung, die nur mit Vorschüssen aus dem französischen Staatsschatz ihr Dasein fristen konnte. Villèle wußte ihm nichts besseres zu raten, als „die durch lange Verfolgung erbitterten Menschen zur Mäßigung anzuhalten“, aber zugleich „ihren Leidenschaften Rechnung zu tragen“. Er hoffte alles von der Befreiung des Königs, nach der es leichter sein werde, auf eine Politik der Versöhnlichkeit zu dringen. Dann, meinte er, werde auch der richtige Augenblick für Frankreich gekommen sein, „sich freimütig darüber auszusprechen, welche Entschlüsse der König von Spanien zum besten seines Volkes und zur Sicherung der eigenen Herrschaft zu fassen habe“. Er dachte dabei nicht wie Angoulême an die sofortige Einführung von „zwei Kammern“, sondern an die allmähliche Umwandlung der „alten Cortes“. Keinesfalls sollte das siegreiche Frankreich der „einfachen Rückkehr zur unumschränkten Regierung“ zustimmen. Und er tröstete sich mit dem Satz: der spanische Thron kann sich ohne ein starkes Heer und ohne große Ausgaben nur „mit Hilfe vernünftiger Institutionen“ erhalten. Freilich stiegen ihm dann und wann schwere Bedenken auf. Würde König Ferdinand Vernunft annehmen? Würden die spanischen Volksklassen, auf die man sich bisher gestützt hatte, nicht den „absoluten König“ zurückfordern? Villèle war nicht einmal der vollen Übereinstimmung mit seinen eigenen Freunden, mit Chateaubriand, mit Monsieur ganz sicher und der Gegnerschaft der Ultras des äußersten rechten Flügels nur allzu gewiß. Endlich hielt er sich überzeugt davon, daß Rußland, Östreich und Preußen „mit ganzer Kraft die einfache Wiederherstellung der Absolutie in Spanien“ anstrebten.

Vorschiebung und Abweisung des Königs von Neapel.

Diese Mächte hatten die Zusage gegeben, gleichzeitig mit Ludwig XVIII. ihre Gesandten bei der Regentschaft in Madrid zu beglaubigen. Aber ein

Zwischenfall, der aufs neue das Mißtrauen gegen Frankreich kundthat, verzögerte ihre Abreise. Noch einmal drängte sich der König von Neapel, als Werkzeug Metternichs, mit seinen Ansprüchen vor. Er hatte schon gegen die Einsetzung der provisorischen Junta unter Eguia protestirt. Der Regentschaft in Madrid stellte er seine eigenen angeblichen Rechte, als nächster freier Erbe des spanischen Thrones, gegenüber. Der scharfblickende Laferronnays durchschaute Metternichs geheime Absichten. „Man sagt, berichtete er von Petersburg nach Paris, daß wir, die Taschen vollgestopft mit Verfassungen, nach Madrid kommen." In der That äußerte Metternich die Besorgnis, die französische Regierung werde „mit der Revolution kapituliren" und sich dafür der Regentschaft in Madrid bedienen wollen. Kein besseres Mittel konnte es geben, den französischen Einfluß daselbst abzuschwächen als Begünstigung der neapolitanischen Ansprüche. In Paris aber wies man sie mit Entrüstung zurück und rief die bewährte „Großmut" des Zaren an. Auch in Berlin wurden wegen der verächtlichen Persönlichkeit des Neapolitaners und wegen der gerechtfertigten Reizbarkeit Frankreichs Bedenken erhoben. Der König von Neapel mußte sich eine Ablehnung seiner Forderungen, soweit sie auf die Gegenwart berechnet waren, gefallen lassen. Andrerseits band sich Chateaubriand, keine Verhandlung mit den Cortes durch die Madrider Regentschaft anknüpfen zu lassen. Ihre Thätigkeit sollte sich auf die laufende Verwaltung des Landes und Mithilfe für die Befreiung des Königs beschränken. Unter dieser Bedingung ward die Regentschaft, laut Protokoll der Pariser Gesandtschaftskonferenz (7. Juni), von den drei Ostmächten anerkannt. Hierauf zögerten die früheren Vertreter Rußlands und Östreichs, die Grafen Bulgari und Brunetti, nicht länger, nach Madrid abzureisen. Preußen entsandte den bei Monsieur sehr gut angeschriebenen Herrn von Royer. Für Frankreich wurde der Marquis Talaru beglaubigt, der sich den Ultras als einer der Gründer des „Conservateur" empfahl, und dem Chateaubriand noch besonders einschärfte, darüber zu wachen, „daß der Revolution ja kein Zugeständnis gemacht werde".[1])

Beglaubigung von Vertretern der vier Mächte bei der Regentschaft.

Die „königlichen Freiwilligen."

Die Regentschaft in Madrid hatte schon bisher ihre Aufgabe ganz anders gefaßt, als die verbündeten Großmächte sie ihr vorzeichnen wollten.

[1]) Mit den urkundlichen Aufschlüssen in Chateaubriand: Congrès de Vérone II, Villèle: Mémoires IV. (nach denen Brunetti selbst zuerst in Madrid noch Schwierigkeiten machte), Metternichs Papieren IV. 45—57 verbinde ich Vincents Berichte 23. 27. Mai, 3. 8. 10. Juni (Lettre particulière) 14. August (Personalangaben über Le Royer) 1823. Arch. Wien. — Hatzfelds Berichte 17. Mai (danach sollte eventuell der Prinz von Lucca den König von Neapel vertreten) 26. Mai, 18. Juni, 9. Juli. Weisungen Bernstorffs 27. Mai, 3. 7. 16. Juni (Beilage: Friedrich Wilhelm III. an den König von Neapel 10. Juni) 1823. Arch. Berlin. — Castelcicala an Chateaubriand 6. Juni, 4. Juli, Protokoll der Gesandtenkonferenz 7. Juni, Instructions pour M. de Talaru 9. Juni 1823. Arch. Paris.

Statt sich auf die laufende Verwaltung zu beschränken, hatte sie eine Reihe von Dekreten erlassen, die aus dem Drange hervorgingen, die Schöpfungen der konstitutionellen Aera zu vernichten. Die Glaubensbanden, die sie unter dem Titel „königlicher Freiwilliger“ in Sold nahm, gaben gleichzeitig in Stadt und Land der rohen Masse das schlechteste Beispiel. Sie thaten sich mit Plünderungen, Erpressungen, Diebstählen, Einkerkerung der „Schwarzen“ gütlich. Der Regentschaft fehlte, von dem Mangel an Mitteln zu schweigen, der bloße Wille, den trüben Wogenschwall der Verfolgungswut einzudämmen. Sie steigerte sich noch, als verlautete, welche Entschlüsse von den nach Sevilla entwichenen Cortes gefaßt worden waren.

Suspension des Königs in Sevilla 11. Juni.

Hier hatte man viele Wochen mit hohlen Deklamationen und weitschweifigen Beratungen verstreichen lassen. San Miguel war nach endgiltiger Auflösung seines Ministeriums auf den Kampfplatz zu Mina geeilt. Dem neuen Ministerium, an dessen Spitze Calatrava trat, fehlte selbst in seiner nächsten Umgebung jeder Halt. Man hatte die Gewißheit des unabwendbaren Vordringens der Franzosen nach Süden. Man schwebte in beständiger Furcht vor den Umtrieben der Servilen Sevillas. Man war der Disciplin der mitgenommenen Madrider Milizen, die sich in nächtlicher Meuterei auf die Häuser mehrerer dieser verhaßten Sevillaner stürzten, nicht mehr sicher. Es schien nur eine Möglichkeit der Rettung zu geben: Rückzug hinter die Wellen und Mauern von Cadiz, der ruhmvollen Geburtsstätte der Verfassung und der Revolution. Im Einverständnis mit Galiano, dem Führer der sehr zusammengeschmolzenen Cortes, brachte Calatrava am 11. Juni dies in Antrag. Da sich aber der König der Abreise mit Entschiedenheit widersetzte, trug man kein Bedenken, den von Galiano angegebenen Ausweg zu betreten. Man half sich mit der Annahme augenblicklicher moralischer Unzurechnungsfähigkeit des Monarchen und ernannte, gestützt auf Artikel 187 der Verfassung, für die Zeit der Übersiedelung nach Cadiz eine Regentschaft. Einem Handstreich, der den Hof in der Nacht aus seiner Zwangslage befreien sollte, kam die Entdeckung zuvor. Nach langem Zaudern mußte die königliche Familie am Abend des 12. Juni die Wagen besteigen, die sie unter militärischer Bedeckung nach Cadiz zu verbringen hatten. Nicht sobald waren die Cortes auf dem Guadalquivir ihr nachgefahren, als das wilde Heer der Servilen mit dem Ruf: „es lebe der absolute König, es lebe die heilige Inquisition“ plündernd und mordend in Sevilla losbrach. Nur für ein paar Tage gewann Lopez Baños die Stadt zurück. Am 21. Juni fiel sie in die Gewalt der Franzosen.

Übersiedelung der Regierung und der Cortes nach Cadiz 12. 13. Juni.

Wutausbrüche der Servilen.

Die Nachricht der zeitweiligen Absetzung und der erzwungenen Entfernung des Königs stachelte seine Getreuen weit und breit zur äußersten Wut. In Cuença ließ Bessières alle Angehörigen der Mitglieder der Cortes und

der Provinzialjunta festnehmen. In Valladolid stieg die Zahl der Verhafteten auf dreihundert. In Zaragoza wurden die Häuser hinter Schloß und Riegel verbrachter „Schwarzen“ bis auf die nackten vier Wände ausgeraubt. Berüchtigte Banditen gingen mit fanatischen Mönchen, als Verteidiger von Thron und Altar, Hand in Hand. In Madrid hielt die Gegenwart Angoulêmes und der starken französischen Garnison die Ausbrüche politischer Leidenschaft und gemeiner Instinkte einigermaßen in Schranken. Aber die Regentschaft gab mit Freuden dem Druck der lärmenden Volkshaufen nach. Sie entwarf ein Dekret, welches Angoulême so sehr an die barbarischen Erlasse des Konventes erinnerte, daß er auf seiner Änderung bestand. Auch in der endgiltigen Fassung vom 22. Juni war es noch ein Schreckensgesetz. Es erklärte u. a. die Cortesmitglieder, die sich bei den letzten Beschlüssen in Sevilla beteiligt hatten, des todeswürdigen Verbrechens der Majestätsbeleidigung für schuldig und gebot, ihre Güter, wie die der Regenten, der Minister, der Milizofficiere, die bei der Überführung des Hofes nach Cadiz mitgewirkt hätten, sofort mit Beschlag zu belegen. Wenige Tage später wurde die Absetzung aller seit dem 7. März 1820 Angestellten verfügt und eine Anzahl von „Reinigungsjunten“ bestimmt, die nach Vernehmung von drei Wohlgesinnten das politische Betragen der früher Angestellten prüfen sollten. Am 23. Juli beraubte ein neues Dekret alle Spanier, die in der freiwilligen Miliz gedient oder geheimen Gesellschaften angehört hatten, unter Vorbehalt weiterer Maßregeln, ihrer Besoldungen, Pensionen und Auszeichnungen.

Drakonische Dekrete der Regentschaft 22. Juni 23. Juli.

Der Prinz von Angoulême hatte alle „diese Thorheiten“ der Regentschaft sehr widerwillig geschehen lassen. Als er Ende Juli sein Hauptquartier nach Andalusien verlegte, wehrte er ihr Verlangen, ihn ins Feld begleiten zu dürfen, energisch ab. Er gab ihr bei diesem Anlaß zu hören, daß sie nur für die Verwaltung des Reiches geschaffen sei, und daß ihr Thun und Treiben die schlimmsten Folgen nach sich ziehen werde. Zwei Wochen später geriet er, in seiner Stellung als Oberfeldherr, in einen noch viel ernsteren Konflikt mit ihr. Der Verlauf der kriegerischen Unternehmungen hatte immer häufiger zu Kapitulationen spanischer Festungen und Heerhaufen geführt. Manchem General, der von Anfang an nur mit halbem Herzen bei der Sache war oder an der Möglichkeit weiteren Widerstandes verzweifelte, boten die gewagten Cortesbeschlüsse vom 11. Juni den erwünschtesten Vorwand, von der Verteidigung der konstitutionellen Regierung abzulassen. So ergab sich Morillo am 10. Juli in Lugo. Dies verschaffte den Franzosen ein solches Übergewicht in Galicien, daß Quiroga, an der Rettung Coruñas verzweifelnd, sich nach Cadiz einschiffte. Ballesteros, von Murcia nach Granada zurückweichend, stellte sich am 28. Juli bei Campillo de Arenas zum Kampf, streckte aber, nach kurzer Gegenwehr besiegt, die Waffen. Seinen

Unzufriedenheit Angoulêmes.

Kapitulation Morillos 10. Juli, Ballesteros' 28. Juli u. a.

Officieren wurde Grad und Sold, seinen Truppen, mit Einschluß der Milizen, Schutz vor Verfolgung und sichere Heimkehr verbürgt. Es blieb jedoch sehr fraglich, ob die Rachgier der Servilen, wenn man ihr keinen Zügel anlegte, diesen Vertrag in Kraft bestehen lassen würde. Wiederholt hatten sie den Wortlaut der Kapitulationen gröblich mißachtet. Eben damals erfuhr Angoulême, daß vor kurzem nach Burgos zurückgekehrte Milizen vertragswidrig in den Kerker geworfen worden waren. Der französische Kommandant in Burgos hatte sie allerdings nebst anderen willkürlich Verhafteten befreit. Aber die Regentschaft in Madrid verlangte „schleunige Genugthuung“ für diesen Eingriff der fremden Militärgewalt.

Angoulêmes Ordonnanz von Andujar 8. August.

Da riß Angoulême die Geduld. Er erließ am 8. August aus seinem Hauptquartier zu Andujar eine tief einschneidende Ordonnanz und verfügte, daß sie durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht werde. Den spanischen Behörden ward verboten, ohne Zustimmung des französischen Befehlshabers irgend eine Verhaftung in ihrem Bezirk vorzunehmen. Den französischen Korpskommandanten ward eingeschärft, alle wegen ihrer politischen Ansichten Verhafteten, insbesondere solche aus der Zahl heimgekehrter Milizen, in Freiheit zu setzen und Zuwiderhandelnde festzunehmen. Alle Zeitungen und Zeitungsschreiber wurden ihrer Aufsicht unterstellt.

Protest der Regentschaft.

Als diese Ordonnanz in Madrid ruchbar wurde, stand man daselbst unter dem frischen Eindruck wüster Ausschreitungen, die das falsche Gerücht der Befreiung des Königs veranlaßt hatte. In der Regentschaft bäumten sich, abgesehen vom Schrecken vor den Mordgesellen der eigenen Partei, spanischer Stolz und royalistischer Übereifer gegen Angoulême auf. Sie erklärte dem Platzkommandanten, Marschall Oudinot, daß sie sofort abtreten werde, wenn er das Aktenstück veröffentliche. Zugleich kam sie scheinbar einen Schritt entgegen, indem sie ein wertloses Dekret von 1814 erneuerte, das damals bestimmt gewesen war, dem Übermaß der Verhaftungen Liberaler zu steuern. Hierauf wandte sie sich klagend an die Gesandten der fremden Mächte, die unter Talarus Vorsitz zu tagen pflegten. Einige Wochen vorher hatte Villèle sich von der vollen Eintracht und von den mäßigenden Ratschlägen der Gesandten sehr viel versprochen. Indessen das eine ließ so viel zu wünschen übrig, wie das andere. Brunetti war äußerst argwöhnisch gegen Bulgari, dem er zutraute, als Pozzos Agent die Rolle eines zweiten Tatiščev in Spanien spielen zu wollen. Talaru beschwerte sich über den Eigenwillen seiner Kollegen, die sämtlich bestrebt schienen, Frankreich nicht die Vorhand in den spanischen Angelegenheiten zu lassen.

Schwäche der Gesandten.

Als nun den Gesandten der Protest der Regentschaft gegen Angoulêmes Tagesbefehl eingereicht ward, nahm Bulgari mit Feuer ihre Partei. Brunetti gab zwar zu, daß sie Fehler begangen habe, betonte aber, daß

es sich bei diesem Streit „um das Heil Europas" handle. Dieselbe Meinung lag Royers Antrag zu Grunde, Angoulême das Bedauern der Gesandtenkonferenz wegen der Ordonnanz vom 8. August kundzugeben. Dazu konnte sich Talaru beim besten Willen nicht verstehen.[1]) „Vor der Welt, wies Chateaubriand ihn an, müssen Sie für alles eintreten, was von einer französischen Autorität herrührt." Aber er fügte hinzu: „Im geheimen müssen Sie versuchen, alles zu glätten."

So geschah es in der That zu hoher Befriedigung der Ultras auf beiden Seiten der Pyrenäen und ihrer Gesinnungsgenossen an den Höfen der Ostmächte. In Madrid unterblieb die Veröffentlichung der Ordonnanz von Andujar. In den Provinzen wurde sie häufig durch die Führer der königlichen Freiwilligen hintertrieben. In Navarra kam es sogar zur Absendung einer Adresse an die Regentschaft, die sie versicherte, Spanien werde sich eher „in ein Leichenfeld verwandeln, als die Schande eines fremden Joches erdulden." Ohne das Einschreiten Oudinots wäre diese Adresse in tausenden von Exemplaren verbreitet worden. Angoulême waren durch Befehle, die ihm aus Paris zugingen, die Hände gebunden. Er hatte die Korpskommandanten anzuweisen, die spanischen Gerichte gewähren zu lassen und sich mit den Ortsbehörden über die Anwendung der Ordonnanz zu verständigen. „Wir können, schrieb Chateaubriand Angoulêmes Generalstabschef, nichts vor uns bringen ohne Einvernehmen mit der royalistischen Bevölkerung, so gewaltthätig sie auch sein mag. Dies Übel muß ertragen werden."

Resignirte Stimmung Angoulêmes.

Schon vor dem letzten beschämenden Zwischenspiel hatte sich Angoulême mit der traurigen Überzeugung erfüllt, „daß es unmöglich sein werde, in Spanien Gutes zu schaffen". An „Modifikationen der Verfassung von 1812" oder an „Auflegung einer fertigen Verfassung" sei nicht mehr zu denken. „Was wir auch thun mögen, vermeldete er am 3. August, der Absolutismus wird immer obsiegen. Die gegenseitige Erbitterung der Parteien ist zu groß, als daß es anders sein könnte." Ähnlich lautete das Urteil Talarus: „Man kann wohl die Oberfläche Spaniens mit den jetzigen Ideen Europas bewegen, aber in der Tiefe ist dies Volk noch dasselbe wie zur Zeit Ferdinands des Katholischen und Isabellas. Man kann die alten Institutionen umwandeln, aber neue werden nie Wurzel fassen."

Das Programm der Ostmächte und Frankreichs Anbequemung.

Selbst so pessimistische Ansichten hätten noch keine zwingende Nötigung enthalten, das Schicksal Spaniens ganz und gar der Gnade seines Herrschers und der Kamarilla, die ihn selbst jeweilen beherrschte, preiszugeben. War der Absolutismus wirklich unabwendbar, so frug sich, ob ihm nicht

[1]) Zur Ergänzung der von Baumgarten benutzten Berichte Royers verwerte ich die Brunettis 28. Juni, 24. Juli, 18. August 1823. Arch. Wien. — Talarus 12. 18. 22. 25. Juli, 1. 8. 12. 14. 15. 21. August 1823. Arch. Paris.

durch äußeren Druck eine für das Wohl des Landes günstige Richtung gegeben werden konnte. Ließ sich nur an die „alten“, in Wahrheit ganz in Vergessenheit geratenen Einrichtungen anknüpfen, so war die Art und Weise ihrer Umwandlung das Entscheidende. Für beides mußte aber vor der Befreiung Ferdinands ein fester Boden gewonnen werden. Auch waren für irgend welche Versprechungen greifbare Bürgschaften zu leisten, wenn nicht alles auf Gaukelwerk hinauslaufen sollte. Indessen hatten die Ostmächte gegen diesen Gang der Dinge den stärksten Widerwillen. Sie hatten zwar, wie die Anweisungen für ihre Gesandten darthaten, eine lebhafte Erinnerung an die spanische Mißregierung der Jahre 1814 bis 1820. Aber erst dem befreiten König sollte „die Vergangenheit ins Gedächtnis zurückgerufen“ und der gute Rat seiner fürstlichen Freunde zuteil werden. Die französische Politik hatte sich unter dem Einfluß Monsieurs und seiner Gefolgschaft immer mehr diesem Programm der Ostmächte anbequemt. Nur „zur Beschwichtigung des Gewissens“, wie Villèle selbst Angoulême eingestand, ward vom Ministerrat in Paris ein Schreiben aufgesetzt, das der Prinz am 17. August aus seinem Hauptquartier Santa Maria nach Cadiz an Ferdinand absandte. Es empfahl dem König im Namen Ludwigs XVIII. Erlaß einer Amnestie und Berufung der alten Cortes. Es verbürgte die Unterstützung von „ganz Europa“ zur Durchführung solcher „That der Weisheit“. Chateaubriand fand leichten Herzens heraus, daß die Ehre Frankreichs und das Wohl Spaniens durch diesen Schritt am besten gewahrt seien. „Was mich betrifft, versicherte er Talaru, ich gehe rein und fleckenlos aus der Sache hervor, wie sie auch ausfallen möge“.

Belagerung von Cadiz. Scheitern der Verhandlungen.

Das Schreiben Angoulêmes hatte die Ankündigung enthalten, wenn binnen fünf Tagen keine befriedigende Erwiderung einlaufe, oder der König dann noch nicht frei sei, werde er mit Gewalt gegen Cadiz vorgehen. Die spanischen Minister ließen den wieder als zurechnungsfähig behandelten König antworten, seine Freiheit sei nur durch die französischen Waffen beschränkt. Herstellung der seit drei Jahrhunderten vergessenen Cortes widerspreche der Würde der Krone ebenso sehr wie dem Wohle des Volkes. Übrigens wünsche er den Frieden und habe deshalb Unterhandlungen mit England angeknüpft, dessen Vermittlung ja auch Ludwig XVIII. erbeten habe. Diese letzte Behauptung widersprach den Thatsachen. Wohl aber war es richtig, daß die Cortes den englischen Gesandten A'Court zu Hilfe gerufen hatten, der nach der zeitweiligen Entsetzung des Königs von Sevilla nach Gibraltar gegangen war. Von dort aus entbot er Angoulême, in Cadiz sei man zur Unterwerfung bereit, wofern er nur die Erhaltung einer Repräsentativverfassung verbürgen wolle. Angoulême war dazu nicht ermächtigt und begann seine

Drohung wahr zu machen. Er kannte die Schwäche der feindlichen Besatzung und war voll Zuversicht des Sieges.

Erstürmung des Trocadero 31. August.

In der Nacht vom 30. auf den 31. August ward das Fort Trocadero erstürmt, das die Spanier für unbezwinglich gehalten hatten. Bald waren die Franzosen Herren der ganzen Insel San Luis. Das Feuer ihrer Batterieen bedrohte schon die Magazine gaditanischer Kaufherren, und ein bis dahin ziemlich unthätiges französisches Geschwader, dem ein paar spanische Fahrzeuge nicht gewachsen waren, machte ernstliche Anstalten, in den Kampf einzugreifen.

In der Stadt verbreitete die Kunde der Räumung des Trocadero ein Gefühl tiefer Entmutigung. Nur ein Teil der Bevölkerung war für Widerstand bis zum äußersten. Die einsichtigeren Minister entsandten den General Alava mit einem neuen Briefe des Königs an Angoulême, um einen Waffenstillstand zu erwirken, während dessen über einen ehrenvollen Frieden verhandelt werden sollte. Angoulême verwies auf den Inhalt seines Schreibens vom 17. August, forderte aber, seiner Vollmacht getreu, zunächst, daß die königliche Familie unter den Schutz der französischen Truppen gestellt werde. An dieser Forderung scheiterten alle Bemühungen, dem hoffnungslosen Kampf Einhalt zu thun.[1] Man kannte den König zu gut, um nicht fürchten zu müssen, daß er, Herr seines Willens, die bestgemeinten Ratschläge mißachten werde. Indessen handelte es sich bei der Verteidigung der Löweninsel nur noch um Tage. An Entsatz oder nur an eine Störung der Belagerung war nicht zu denken. Es war ein tollkühner Verzweiflungsstreich Riegos gewesen, sie zu versuchen. Aus Cadiz entwichen, hatte er in Malaga den Oberbefehl an sich gerissen und Ballesteros zum Bruch der Kapitulation gedrängt. Allein Ballesteros war es nicht Ernst. Seine Soldaten nahmen eine feindliche Haltung gegen Riego an. Das Anrücken französischer Truppen zwang ihn zum Abmarsch. Mehrmals geschlagen, flüchtete er mit ein paar Officieren in die Berge der Sierra Morena, wo er am 15. September entdeckt und verhaftet ward.

Verfehlte Expedition Riegos. Seine Verhaftung 15. Sept.

Fortschritte der Belagerung. Aufgabe des Widerstandes 28. Sept.

In Cadiz war sein Schicksal noch unbekannt, aber die Fortschritte der Belagerer benahmen auch dem Mutigsten jede Hoffnung auf Rettung. Am 20. September ergab sich das Fort Santi-Petri. Drei Tage darauf gelang es dem Admiral Duperré, ein paar hundert Bomben in die Stadt zu werfen. Sendlinge der Regentschaft verlockten die Truppen zum Abfall. Die offene Empörung eines Linienbataillons mußte in Blut er-

[1] Ein letzter Vorschlag der Belagerten war: Verhandlung des Königs und Angoulêmes auf einem englischen Kriegsschiff auf Grundlage des Versprechens von Amnestie und einer „den Gewohnheiten" und den gemachten „Erfahrungen" angepaßten Repräsentativregierung. Bericht Vincents 27. Sept. 1823 (Beilagen: Luyando an A'Court 7. Sept., A'Court an Angoulême 11. Sept., Angoulême an A'Court 13. Sept. 1823). Arch. Wien.

stickt werden. Die Cortes fühlten den Boden unter ihren Füßen schwanken. Sie hatten vom König nichts als die allgemein gehaltene Zusage „des Vergessens alles Geschehenen“ erlangt. Aber ihre Kraft war gebrochen. Am 28. September beschlossen sie, auf Grund militärischer Gutachten, vom Widerstand abzulassen. Sie stellten dem König frei, sich zur Festsetzung möglichst günstiger Bedingungen ins französische Hauptquartier zu begeben. Ein letztes Hindernis bereitete die Erbitterung der Milizsoldaten, die mit Gewalt auf stärkeren Bürgschaften bestanden.

Versprechungen des Königs. Seine Abfahrt ins französische Lager 1. Okt.

Der König erbot sich sofort, sie zu leisten. Er trieb die Falschheit so weit, dem Entwurf eines ihm vorgelegten Dekretes am 30. September eine genauere Fassung zu geben.[1] „Aus freiem Willen“ und unter Einsetzung seines „königlichen Wortes“ versprach er allgemeine, vollständige, ausnahmslose Amnestie, Anerkennung aller Schulden der konstitutionellen Regierung, Erhaltung der Grade und Besoldungen der Officiere, Schutz der Milizen gegen irgend welche Verfolgung. Außerdem verhieß er, falls die Notwendigkeit eine Änderung der bestehenden politischen Einrichtungen fordere, eine Regierungsform, welche den Spaniern ihre Freiheit und ihr Eigentum sichere. Hierauf stand seiner Abfahrt nichts mehr im Wege. Am 1. Oktober geleitete der Admiral Valdes, einer der in Sevilla ernannten Regenten, bislang Gouverneur von Cadiz, unter dem Donner der Geschütze die königliche Familie über die Bucht nach Puerta de Santa Maria. Dort warteten ihrer Angoulême mit seinem Generalstab und Talaru, der Herzog von Infantado und Saez, königliche Freiwillige, Mönche und Volkshaufen, aus deren Mitte der Racheruf erscholl: „es lebe der absolute König.“

Saez Universalminister. Erste Dekrete.

Ferdinand war dieser Ruf ein lange entbehrtes Labsal. Für Angoulême hatte er nur eine flüchtige Begrüßung. Der Mann seines Vertrauens war der zum Universalminister erhobene Beichtvater Saez, mit dem er sich alsbald über den Erlaß tief einschneidender Dekrete verständigte. Durch einen Federstrich wurden alle Handlungen, und damit sämtliche Gesetze, Verträge, Anlehen, der „sogenannten“ konstitutionellen Regierung für nichtig erklärt. Dagegen sollten die ungeheuerlichen Verfügungen der provisorischen Junta und der Regentschaft zu Madrid vorläufig in Kraft bleiben. Den beim Verlassen Sevillas ernannten drei Regenten, von denen einer erst auf Ferdinands Rat die Wahl angenommen hatte, wurde der Galgen zugedacht. Am folgenden Tage, bevor der König sich nach Jerez auf den Weg machte, hatte Angoulême mit ihm eine Unterredung, die seinen schlimmsten Befürchtungen Recht gab. Auf die ernste Mahnung, die Amnestie möglichst weit zu erstrecken und Bürgschaften für die Zu-

[1]) Sein kürzlich veröffentlichtes Tagebuch von 1823 (Estudios historicos por el conde de Casa Valencia. Madrid 1895 S. 139—249) giebt u. a. auch hierüber Aufschlüsse.

kunft zu leisten, erhielt er nur zur Antwort: „man werde sehen" und: „der Volkswille sei für den Absolutismus." Der Prinz dankte Gott, sich ganz auf seine militärische Aufgabe beschränken und die politischen Geschäfte Talaru überlassen zu dürfen. „Ich habe, schrieb er Villèle, mein Gewissen erleichtert. Ich werde nichts mehr sagen, aber ich versichere Ihnen, daß alle Thorheiten geschehen werden, die möglich sind."

Ächtungsdekret vom 4. Okt.

Ein neues Dekret des befreiten Königs, am 4. Oktober aus Jerez erlassen, bestätigte diese Voraussage. Er verbannte u. a. alle Spanier, die nach Annahme der Verfassung in den Cortes gesessen, ein höheres Staatsamt oder einen Officierposten in der Miliz bekleidet hatten, für immer bis auf fünfzehn Meilen Entfernung aus Madrid und den übrigen königlichen Residenzen. Diese Ächtung traf z. B. in Sevilla neun von zehn der bekanntesten Familien[1]). Sie gab einen Vorgeschmack dessen, was Unzählige erwartete, wo sie nicht von den Franzosen gegen die ärgsten Ausschreitungen beschützt wurden. Der Strom der Flüchtlinge, der sich gleich nach der Übergabe von Cadiz außer Landes ergossen hatte, schwoll mächtig an. Valdes und seine beiden Genossen in der ehemaligen Sevillaner Regentschaft konnten sich auf einem französischen Kriegsschiff nach Gibraltar und von dort nach England retten. Argüelles, Galiano, Isturiz, Calatrava, Quiroga, Alava und so viele andere, welche die Rache des Tyrannen zu fürchten hatten, fanden gleichfalls ein Asyl auf englischem Boden. Ballesteros, dem seine Unterwerfung keinen Lohn versprach, schlug bald darauf den Weg über die Pyrenäen ein. Selbst Morillo hielt es für geraten, sich dorthin zu wenden. Allen „verruchten Schwarzen" wurde im „Restaurador" angekündigt, daß der Tag der Sühne gekommen sei, und die strafenden Worte, die der König während seiner Reise gegen die „Faktion der Gottlosen" schleuderte, reizten die rohe Masse unter geistlicher Führung zu barbarischen Thaten an.

Flucht der Liberalen.

Besorgnisse der französischen Regierung.

Zu spät erkannte man in Paris, welchen dämonischen Gewalten Frankreich seinen Arm geliehen hatte. Chateaubriand sah mit Schrecken, daß Spanien „in die Anarchie zurückfallen werde", wenn man die Reaktion in ihrem wahnwitzigen Lauf nicht aufhalte. „Wir wollen, ließ er Talaru wissen, nicht für Mitschuldige der Dummheit und des Fanatismus gelten." Er wies darauf hin, daß ganz Europa „die Regierung der Cortes anerkannt habe", und daß es „allem Völkerrecht zuwiderlaufe", durch ein einziges Wort sogar das zu vernichten, was bis zur Abrufung der Gesandten von Madrid geschehen sei. Er forderte Aufhören „der Massenverbannungen." Er drohte mit Zurückziehung der französischen Truppen hinter den Ebro, falls Ferdinand „nicht auf vernünftigen Rat hören wolle." Ein anderes Mittel, den „unsinnigen Delirien" des Mi-

[1]) Bericht Brunettis, Sevilla 17. Okt. 1823. Arch. Wien.

nisteriums Saez ein Ende zu machen, faßte Villèle ins Auge. Er empfahl, die Quellen der Geldhilfe, die bis dahin der Sache des Königs zu gute gekommen war, zu verstopfen. Nach seiner Rechnung schuldete Spanien dem französischen Staat bereits 30 Millionen Francs für Vorschüsse und Lieferungen. Er wollte Frankreich Freigebigkeit von nun an Schranken setzen. „Nur die Finanznot, schrieb er Angoulême über Spanien, kann in diesem unglücklichen Lande ein verständiges Regierungssystem herbeiführen." Angoulême selbst wurde seinem Vorsatz zu schweigen untreu. Er benutzte den Anlaß, den ihm die Ablehnung des Titels „Prinz des Trocadero" darbot, um Ferdinand den Text zu lesen. Endlich (30. Okt.) erinnerte Ludwig XVIII. den König an seine Versprechungen vom 24. Juli 1822 (s. o. S. 286). „Eine blinde Willkürherrschaft, belehrte er ihn, dient nicht zur Stärkung der Macht der Monarchen, sondern zu ihrer Schwächung. Erkennt diese Macht kein Gesetz an, so erliegt sie bald ihren eigenen Launen." [1])

Benehmen der Gesandten der Ostmächte.

Auch die Gesandten der Ostmächte, die dem König nach Sevilla entgegengereist waren, konnten sich nicht verhehlen, daß sein Verfahren einer neuen Schreckensherrschaft gewonnenes Spiel gebe. Aber noch immer voll Mißtrauen gegen die Absichten Frankreichs, hielten sie nicht einmal bei der Empfehlung eines Amnestieerlasses gleichen Schritt mit Talaru. Selbst ihre gemäßigteren Forderungen blieben unerfüllt. Saez brach die eingeleiteten Verhandlungen über ein Amnestiedekret ab, und der König erklärte, daß er erst in Madrid die Entschlüsse seines „väterlichen Gemütes" kundthun wolle. „In Madrid, erwiderte er auch auf die Vorwürfe Angoulêmes, werde ich bestimmen, was dem Wohle meiner Unterthanen frommt." Angoulême hatte keine Neigung, das Ergebnis der väterlichen Überlegungen Ferdinands abzuwarten. Der Krieg war so gut wie zu Ende. Schon einige Wochen vor der Übergabe von Cadiz war der letzte Widerstand in Galicien gebrochen worden. Mit Cadiz' Fall entschied sich auch das Erlöschen des Kampfes in Catalonien. Mina schloß am 1. November in Barcelona eine ehrenvolle Kapitulation mit Moncey ab und folgte den Unglücksgefährten, von denen keiner an heroischer Spannkraft ihm gleichgekommen war, nach England. Es war Angoulême nicht zu verübeln, wenn er seine Aufgabe für vollendet erklärte und seine Heimkehr beschleunigte.

Ende des Krieges. Heimkehr Angoulêmes.

Hinrichtung Riegos 7. Nov. Einzug des Königs in Madrid 13. Nov.

Er entging dadurch der Nötigung, Zeuge der Hinrichtung Riegos zu sein, mit der gleichsam eine Vorfeier des Einzugs Ferdinands in seine Hauptstadt veranstaltet wurde. Der Unglückliche war nach seiner Gefangennahme von den Franzosen der Rache der Servilen ausgeliefert und während der Abführung nach Madrid kaum vor den Fäusten des mordgierigen Pöbels geschützt worden. Völlig gebrochen vernahm er sein

[1]) Zu Chateaubriands und Villèles Mitteilungen dient mir als Ergänzung die amtliche diplomatische Korrespondenz. Arch. Paris.

Todesurteil, demütigte sich durch Ablegung eines reuigen religiös-politischen Bekenntnisses und wurde am 7. November zum Richtplatz geschleift. Sechs Tage darauf wurde das Königspaar, von dienstbeflissenen Händen auf einem prunkvollen Triumphwagen durch die geschmückten Straßen gezogen, zum Palast geführt. Der Augenblick war nun gekommen, die Welt über die Entschlüsse der königlichen Weisheit aufzuklären. Aber diese beschränkte sich auf die einfache Übernahme des Ministeriums der Madrider Regentschaft, in welchem Saez fortfuhr die Hauptrolle zu spielen, und auf die Bildung eines Ministerrates, wie er unter Karl III. bestanden hatte. Von „Institutionen gemäß den seit Alters geheiligten Formen", deren in Verona gedacht worden (s. o. S. 293), war keine Rede. Der Amnestieerlaß blieb in der Schwebe. Die königlichen Freiwilligen dienten der Verfolgungswut weiter als Werkzeuge. Tausende hatten für ihre Freiheit, für ihr Eigentum, für ihr Leben zu zittern. Sogar die Herstellung der Inquisition mochte nur noch als eine Frage der Zeit gelten.

Ministerium Casa Irujo-Ofalia 2. Dec.

Eine scheinbare Wendung zum besseren brachte Pozzo di Borgo hervor, der sich zu diesem Zweck mit Ugarte, dem alten, abgefeimten Günstling Ferdinands und seinem zweideutigen Anhang, verbündete. Der russische Staatsmann war in außerordentlicher Mission nach Madrid entsandt worden, wo Chateaubriand ihn im Sinne der Mäßigung arbeiten zu sehen hoffte. Pozzo begann in der That einen geheimen, erfolgreichen Kampf gegen „den Leviten" Saez und „seine Brüderschaft", deren Vormacht ihm das Haupthindernis jeder einigermaßen verständigen Geschäftsführung zu sein schien. Zur Überraschung aller, welche die jeweilige Macht einer Kamarilla am Hofe Ferdinands vergessen hatten, wurde das Ministerium Saez verabschiedet und am 2. December durch ein neues von ganz anderem Gepräge ersetzt. Männern wie Lopez Ballesteros, Ofalia, Salazar, de la Cruz, die an die Spitze des Finanz-, Justiz-, Marine- und Militärwesens traten, ging der Ruf bedeutender Fähigkeiten und Einsichten voraus. Casa Irujo, der Minister des Auswärtigen, 1818 durch Tatiščev gestützt (s. o. S. 24), hatte sich wenigstens als Diplomat in Amerika und Europa umfassende Personal- und Sachkenntnis erworben. Unter den gegenwärtigen Umständen, urteilte auch der östreichische Gesandte, seien die neuen Minister die besten, die möglich wären. „Läßt man ihnen Zeit, meinte Pozzo, so werden sie einiges Gute schaffen können." [1])

Verträge mit Frankreich 5. 12. Jan., 9. Febr. 1824.

In der That bemühten sie sich, etwas Ordnung in die Verwaltung des Landes zu bringen und die wildesten Orgien der Rachsucht einzu-

---

[1]) **Maggiolo: Pozzo di Borgo** S. 276, 277. Berichte Brunettis (der jedoch an Pozzos Einwirkung nicht glauben wollte) 15. 18. Nov., 1. 7. Dec. 1823. Arch. Wien. Berichte Talarus (der vor allem über Ugartes Umtriebe empört war) 13. 16. 21. 29. Nov., 3. 4. 6. 7. 11. 21. Dec. 1823. Arch. Paris.

dämmen. Auch schloß Ofalia, nach Casa Irujos plötzlichem Hinscheiden Leiter des Auswärtigen, höchst nötige Verträge mit Frankreich ab, die dessen finanziellen Forderungen Genüge thaten und das vorläufige Verbleiben eines Besatzungsheeres von 45000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Bourmont sicherten. Aber der Klerus, der in den neuen Ministern verkappte Gönner der Liberalen sah, bedachte sie mit den stärksten Angriffen. Am Hofe fand er in Don Carlos den feurigsten Anwalt. Erzbischöfe und Bischöfe forderten in dringlichen Adressen Versagung einer Amnestie der Sünder und Wiedererrichtung der heiligen Inquisition. Führer der Glaubensbanden und der Freiwilligen weigerten sich, ihre Mordwaffen aus den Händen zu geben. Dazu die Fortdauer willkürlicher Einkerkerungen, der Staatskredit vollkommen zerrüttet, das Steuerwesen durch so viele Stöße und Gegenstöße heillos verwirrt, Räuberei und Schmuggel in üppigem Wachstum, die große Frage des Verhältnisses zu den abgefallenen Kolonieen noch ungelöst. Es herrschte nach Chateaubriands Eingeständnis „die vollste Anarchie", und es war ein magerer Trost, wenn er hinzufügte: „das unglückliche Volk wird daran nicht zugrunde gehen".

Fortdauer der Anarchie.

Ergebnis der Politik der Einmischung.

Diesen Erfolg hatte eine bewaffnete Einmischung, die bestimmt gewesen war, im Namen der Legitimität die Anarchie der Revolution zu bekämpfen. Es war ihr ohne großen Kraftaufwand gelungen, ein locker gefügtes, schon untergrabenes und durchlöchertes Staatsgebilde zu Fall zu bringen, das der festen Grundlage des Wohlstandes, der Gesittung, der Aufklärung in den breiten Schichten des spanischen Volkes ermangelte. Aber es war ihr nicht gelungen, der Wiederkehr einer fluchwürdigen Willkürherrschaft vorzubeugen, die in der Rohheit, dem Stumpfsinn und dem Aberglauben der gegängelten Masse den günstigsten Nährboden fand. Die Belebung und Umwandlung jener „alten Einrichtungen", in denen französische Staatsmänner die Bürgschaft für eine gedeihliche Zukunft Spaniens zu finden gehofft hatten, blieb ein frommer Wunsch. Sie mußten sich mit dem Bewußtsein begnügen, die gedemütigte Herrschermacht eines Bourbonen wieder aufgerichtet zu haben. Seiner Willkür rechtzeitig auch nur die kleinste Schranke zu setzen war gänzlich von ihnen versäumt worden. Bei den Ostmächten vollends, so unerwünscht ein Rückfall in die Mißwirtschaft der früheren spanischen Regierung ihnen war, überwog die Freude über die vernichtende Niederlage einer Sache, die sie einhellig feierlich verdammt hatten. Der Sturz der Cortesverfassung galt ihnen als ein Triumph „aller Throne Europas", und dieser Triumph sollte nicht durch irgend welche Begrenzung der hergestellten königlichen Gewalt entweiht werden.

Die fürstlichen Veroneser Bundesbrüder hatten die portugiesische Revolution nur als ein Anhängsel der spanischen betrachtet und sich in dem stillen Wunsche vereint, den Verfassungen beider Länder das gleiche Schicksal bereitet zu sehen. In der ersten auf dem Kongreß vorgelegten Denkschrift hatte Metternich unter Berufung auf „den obersten Grundsatz der Allianz“ die Revolution von Portugal wie die von Spanien verurteilt. In dem letzten Rundschreiben der drei Ostmächte, mit dem sie von Verona Abschied nahmen, war, ohne ausdrückliche Erwähnung Portugals, doch des „bejammernswerten Zustandes“ der ganzen „westlichen Halbinsel Europas“ gedacht worden. Indessen verbot die Rücksicht auf England weiter zu gehen. Man wußte ganz genau, daß die englische Neutralität bei einer Einmischung in Portugal ein Ende haben werde, lange bevor Canning im Parlament ankündigte, England werde „die Unabhängigkeit seines alten und treuen Verbündeten“ mit aller Kraft schützen. Aber man hatte Grund zu erwarten, daß der Stoß, der gegen das neue Regierungswesen in Spanien geführt wurde, mittelbar auch in Portugal seine zertrümmernde Kraft äußern müsse.

Rückwirkung auf Portugal.

In der That war hier der Bau der konstitutionellen Ordnung um nichts fester gegründet als dort. Mit der Vollendung der Verfassung vom 23. September 1822 war nur die nach spanischem Muster entworfene Façade gegeben. Mit der Fülle rhetorischer Prachtstücke und sich überstürzender Gesetze der Cortes war der moralische und physische Zustand des Volkes noch nicht gebessert. Man wies mit Stolz auf die völlige Umgestaltung der Rechtspflege, die sich bis zur Einführung von Geschworenen in Civilprocessen erstreckte. Man rühmte die gründliche Neuordnung der Verwaltung, die dem Staat eine fähige Beamtenschaft sichern, den Gemeinden eine weit bemessene Selbständigkeit gewähren sollte. Man beeiferte sich, Maßregeln zu beschließen oder zu erwägen, die der Förderung von Landbau, Handel, Gewerbe, der Ausbreitung des Volksunterrichtes, der Armen- und Krankenpflege dienen sollten. Aber häufig vergriff sich die Unerfahrenheit der Gesetzgeber im einzelnen. Auch hielten sie, wie beim Versuch einseitiger Änderung des drückenden englisch-portugiesischen Handelsvertrages, den Gebrauch zweischneidiger Waffen für erlaubt. In der Regel fehlte es außerdem, wie in Spanien, an geeigneten Werkzeugen und hinreichenden Mitteln, um die glänzenden Versprechungen der neuen Zeit augenblicklich einzulösen. Alle Welt klagte über die Schwäche der Polizei und die Zunahme der Verbrechen gegen Leben und Eigentum. Vom August 1821 bis zum März 1822 zählte man in dem kleinen Staat 747 Mordthaten, in Lissabon allein neun im Laufe eines Monats.[1]) Unter den Soldaten riß Desertion ein, und die Deserteure wurden großenteils Wegelagerer, die Pachthöfe und Dörfer

Schwierigkeiten und Mißerfolge der konstitutionellen Regierung.

[1]) Olfers' Berichte März 1822. Arch. Berlin.

brandschatzten. Die Einnahmen aus Steuern und Zöllen blieben weit hinter den Erwartungen zurück. Das Budget von 1822 ergab ein starkes Deficit, und das Mißtrauen der heimischen Kapitalisten zeigte sich bei der Hinzögerung der Übernahme von Aktien einer neu gegründeten Bank.

Abfall Brasiliens. Dom Pedro Kaiser 12. Okt. 1822.

Die bitterste Enttäuschung bereitete den Schöpfern der Verfassung der sich vollziehende Abfall Brasiliens. Sie hatten gehofft, durch dies Geschenk der Revolution das Mutterland und die Kolonie inniger zu verbinden, wenn nicht gar in ihr früheres Verhältnis zurückzuversetzen. Statt dessen machte dort die Unabhängigkeitsbewegung reißende Fortschritte. Die schnöde Behandlung der brasilianischen Abgeordneten in Lissabon und die herrschsüchtigen Beschlüsse der Cortes reizten jenseits des Oceans zum kräftigsten Widerstand. Nach einigem Schwanken übernahm der Regent Dom Pedro seine Leitung. Der Vater hatte ihn bei der Abfahrt von Rio angewiesen, sich selbst die Krone zu wahren, falls er sie ihm nicht wahren könne. Danach handelte er. Er trotzte der Aufforderung, nach Europa zurückzukehren, entließ die meuterischen portugiesischen Truppen in die Heimat und trat den Versuchen republikanischer Erhebungen siegreich entgegen. Die Cortes konnten den Lauf der Dinge in Brasilien durch verspätete Zugeständnisse ebensowenig aufhalten wie durch machtlose Drohungen. Dom Pedro entbot eine konstituirende Versammlung nach Rio und ließ sich daselbst am 12. Oktober 1822 zum Kaiser des unabhängigen Brasilien ausrufen. Der portugiesische Nationalstolz bäumte sich gegen diesen Schlag auf. Aber es war nicht abzusehen, wie der Satz der Verfassung, der Brasilien unter den Teilen des Gesamtgebietes „aller Portugiesen beider Hemisphären“ aufführte, jemals wieder zur Wahrheit gemacht werden könnte.

Umtriebe der Verfassungsfeinde.

Je mehr sich die neue konstitutionelle Regierung in ihrem Gange gehemmt sah, desto höher schwoll ihren Feinden der Kamm. Vom Adel und Klerus, denen so manche Vorrechte und Einkünfte abgesprochen wurden, hielten sich viele grollend abseits. Beim Anhang des geistlichen Standes im Volke wurde das Mißvergnügen durch Aufhebung des Patriarchates und Säkularisation von Klöstern verstärkt. Unter den Officieren fehlte es nicht an neidischen Nebenbuhlern Sepulvedas und seiner Freunde. Gerüchte von Verschwörungen tauchten schon im Frühling 1822 auf. Im Mai gab es Soldatentumulte in Lissabon. Anfangs Juli wiederholten sie sich unter der Besatzung des Kastelles von St. Georg. Man wollte den Ruf „nieder mit der Verfassung“ gehört, aufrührerische gedruckte Proklamationen entdeckt haben und behauptete einen Zusammenhang aller dieser Vorfälle mit den gleichzeitigen Umtrieben der spanischen Servilen.[1])

[1]) Olfers' Bericht 13. Juli 1822. Arch. Berlin. — Berichte Borels 19. Mai, 8. Juni, 6. 13. Juli 1822. Arch. Wien.

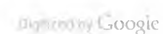
Königin Carlota. Dom Miguel.

In Wirklichkeit gewannen die als „Bucklige“ (s. o. S. 59) verspotteten Verfassungsfeinde im geheimen einen festen Rückhalt am Hofe. Zwar durften sie sich auf den phlegmatischen, kraftlosen König keine Rechnung machen. Johann VI. hatte sich vom Augenblick seiner Rückkehr an den äußersten Zumutungen willig gefügt. Er hatte sich damals von Palmella sofort getrennt, den ihm aufgedrungenen Ministern das vollste Vertrauen bezeugt, alle Cortesbeschlüsse ohne Widerrede bestätigt. Als Dom Pedro der heimischen Regierung den Gehorsam aufkündigte, erklärte er ihn seiner königlichen und väterlichen Güte für unwürdig. Als ihm die vollendete Verfassung zur Beschwörung vorgelegt ward, fügte er seinem Eide den herzlichsten Ausdruck hoher Befriedigung hinzu. Eine Zeit lang schien die Königin Carlota mit ihm, dem sie sonst in allen Stücken entgegen war, in der Bezeugung liberaler Gesinnungen zu wetteifern. In Wahrheit haßte sie das Verfassungswesen mit der ganzen Glut ihres leidenschaftlichen Herzens. Wie ihr Bruder, der spanische Ferdinand, in Ränken jeder Art geübt, machte sie ihr Schloß Queluz zum verborgenen Stelldichein aller Unzufriedenen. Ihr zweiter Sohn Dom Miguel, der Erbe ihres wilden, heimtückischen Sinnes, von Jugend auf durch rohen und gemeinen Umgang verderbt, war ihre Hoffnung. Der Prinz durfte allerdings nicht wagen, als alle Staatsbehörden am 3. November dem Beispiel des Königs folgten, den Schwur auf die Verfassung zu weigern. Die Königin aber, an die das gleiche Ansinnen erging, dünkte es ungefährlich, endlich die Maske zu lüften. Sie erklärte, ihr Gewissen erlaube ihr nicht, den Eid zu leisten. Man wollte ein Dekret auf sie anwenden nach welchem sie das Land zu verlassen gehabt hätte, begnügte sich aber auf ärztlichen Einspruch mit ihrer Verbannung auf den abgelegenen Landsitz von Ramalhão. Dort lebte sie, in ein grobes Gewand gehüllt, scheinbar nur mit Bußübungen und Gebeten für das sündige Land und den irregeleiteten König beschäftigt, während sie bei heimlichen Besuchen Dom Miguels mit diesem finstere Rachepläne schmiedete.[1])

Erbitterung der Liberalen gegen die Ostmächte und Frankreich.

Was ihr den Mut zum Widerstand gegeben hatte und was sie in ihrer Lage aufrecht hielt, war die Hoffnung auf die Rückwirkung gegenrevolutionärer Triumphe an anderen Stellen Europas. Die Machthaber in Lissabon schienen es für die beste Politik zu halten, ihnen durch die Äußerungen des stärksten Selbstgefühls zuvorzukommen. Sie hatten den Vertretern fremder Staaten für erlittene Beleidigungen keine Genugthuung gewährt und den Abbruch diplomatischer Beziehungen mit stolzen Worten erwidert oder selbst hervorgerufen. Sie hatten Östreichs Einmischung in Neapel mißbilligt und über die Bedrohung Spaniens

[1]) V. A. Huber: Bruchstücke eines Tagebuchs aus Lisboa in den „Skizzen aus Spanien“ III. 1833 (Dichtung und Wahrheit gemischt). Berichte Borels 28. Nov. 13. Dec. 1822. Arch. Wien.



durch Frankreich Klage geführt. Als im Sommer 1822 die Gefahr eines Zusammenstoßes Spaniens und Frankreichs wuchs, hatten sie den Plan eines Schutz- und Trutzbündnisses mit dem Nachbarreich erwogen. Sie ließen ihn allerdings fallen, sobald Canning erklärte, dadurch werde Englands Verpflichtung gegenüber Portugal gemindert, und scheuten selbst vor Verhandlungen über eine bloße Defensivallianz mit Spanien zurück. Aber die Veroneser Beschlüsse wurden in Lissabon mit lauter Entrüstung aufgenommen. Im Theater rief ein Oberstlieutenant bei der Aufführung eines Ballettes „Wilhelm Tell" aus seiner Loge: „Mögen alle Tyrannen Europas zugrunde gehen." In den Cortes wurde beschlossen, das Heer auf den Kriegsfuß zu setzen. Die liberalen Zeitungen fluchten „der Allianz, die, im Namen der heiligen Dreieinigkeit geschlossen, die Standarte Mohammeds gegen die des Kreuzes beschütze und bereits zwei Völker zur Sklaverei verdammt habe." Die Redner des liberalen Hauptklubs forderten zum Vernichtungskampf gegen die Despoten auf, und selbst der Kriegsminister ließ sich zu persönlichen Beleidigungen Ludwigs XVIII. hinreißen.[1])

Aufstand Amarantes und Silveiras.

Inzwischen wartete der junge Graf Amarante den Einmarsch der Franzosen in Spanien nicht ab, um im Februar 1823 die Provinz Traz os Montes gegen die konstitutionelle Regierung aufzuwiegeln. Sein Oheim Silveira, seit dem Winter 1820 ein erbitterter Gegner der neuen Ordnung (s. o. S. 58), schloß sich ihm an. Eine Regentschaft, unter Vorsitz des Erzbischofs von Braga, erhob, wie die von Urgel in Spanien, den Anspruch, statt des unfreien Königs die Zügel zu führen. Noch gelang es der Regierung, diesen Brand zu ersticken, der seine Funken selbst nach Lissabon zu werfen drohte. Sie erhielt außerordentliche Vollmachten, durch die sie ihre Widersacher in der Hauptstadt schreckte, und ließ die Aufständischen durch den General Rego zu Paaren treiben. Amarante wie Silveira flüchteten nach Spanien. Sie boten sich den dortigen Royalisten und Angoulême als Bundesgenossen an und erwarteten von ihnen Gegendienste. Indessen schenkte man, um England nicht zu reizen, ihren Anträgen kein Gehör. Aus demselben Grunde nahm man an der Seine die bitteren Worte, die von den Ufern des Tejo gegen Frankreich geschleudert wurden, mit scheinbarer Ruhe hin. Selbst die Abrufung des portugiesischen Gesandten aus Paris wurde erst geraume Zeit nachher, Mitte Mai, durch Rücknahme der Beglaubigung des französischen Geschäftsträgers in Lissabon beantwortet, der als Generalkonsul auf seinem Posten verblieb.

Ihre Besiegung und Flucht.

Ermutigung der Verfassungsfeinde durch Angoulêmes Erfolge.

Damals hatten die über Erwarten raschen Erfolge Angoulêmes den Mut der portugiesischen Ultras bereits wieder gehoben. Die Königin und

[1]) Berichte Borels 8. Aug., 18. Dec. 1822, 1. Jan., 14. 19. 20. Febr. 1823. Arch. Wien. — Berichte Poppes 14. 19. Febr. 1823. Arch. Berlin.

Dom Miguel unterstützten sie heimlich mit Rat und That. Beim kleinen Mann, den in Folge hoher Kornzölle die Brodpreise drückten, fanden ihre Lockrufe immer stärkeren Anklang. In den Cortes selbst erwog die Partei der Gemäßigten die Rätlichkeit einer Verfassungsänderung, die das absolute Veto des Königs und das Zweikammersystem enthalten sollte. Aber diese Partei war durch Fernandez Thomaz' Tod ihres Hauptführers beraubt, und ihr gegenüber stand die Partei der portugiesischen Exaltados, die jeden Buchstaben „des neuen Gesellschaftsvertrages" für unabänderlich erklärten. Auch ging den Helden des Tages die Erhebung einer Kriegssteuer, die Rüstung der Miliz und die Sammlung des Heeres an der spanischen Grenze allem anderen vor. Unbekümmert um die inneren Gefahren versprachen sie sogar Pepe, der kampflustig aus seinem englischen Asyl herbeigeeilt war, falls die spanische Regierung mitwirke, ihre Unterstützung für eine Schilderhebung in seinem Heimatlande Neapel [1].

Die Gegenrevolution. Abfall Sampayos 27. Mai 1823.

In eben diesen Tagen hielten die Franzosen ihren Einzug in Madrid. Amarante schickte sich zur Rückfahrt an. Rego, sein Besieger, säumiger Ausnutzung seiner Übermacht beschuldigt, war des Kommandos entsetzt worden. Andere Officiere, denen die herrschende Partei mißtraute, wie der Oberst Sampayo, wurden entlassen. Das gab den Anstoß zur Gegenrevolution. Sampayos Regiment, dem befohlen war, von Lissabon in die Provinz Beira zu dem dort gesammelten Observationskorps abzurücken, fiel am 27. Mai vor den Thoren der Hauptstadt seinem alten beliebten Anführer zu. Dieser erklärte sich sofort gegen das Ministerium und für die Einsetzung des Königs in seine volle Würde unter Vorbehalt einer Amnestie und besserer konstitutioneller Einrichtungen. Der Infant Dom Miguel, durch Raketensignale von dem Geschehenen benachrichtigt, verließ den Palast und langte mit einem Reitertrupp, dessen Kommandant im Geheimnis war, bei Sampayo an. Er wurde mit Jubel empfangen, und sah seine Streitkräfte durch den Zuzug von Officieren, Soldaten, und Bauernhaufen wachsen. Seinem Vater schrieb er, daß er die Entwürdigung des Thrones nicht länger habe ansehen können und ihm dienend die Nation zu befreien gedenke. Die bestürzten Cortes hofften noch alles dadurch zu retten, daß sie das Vaterland in Gefahr erklärten, vom König die Ernennung eines neuen Ministeriums erbaten und Sepulveda mit dem Oberbefehl betrauten. Aber eben dieser einstige Bahnbrecher der Revolution war mit dem Gange, den sie genommen hatte, höchst unzufrieden. Auch er gehörte zu denen, welche die Einführung von zwei Kammern wie die Einräumung des absoluten Veto für unumgänglich hielten und machte kein Hehl daraus. Seines Lebens nicht mehr sicher, verließ er am 29. Mai Lissabon, um zu Dom Miguel zu

Verbindung mit Dom Miguel.

Abfall Sepulvedas 29. Mai.

[1]) Pepe III. 409. Berichte Borels 20. 26. März, 11. 19. April, 10. 24. Mai 1823, Arch. Wien.

stoßen. Fast die ganze Garnison, die so eben erst an einer glänzenden Procession teilgenommen hatte, folgte ihm mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen.

Entführung des Königs. Proklamation vom 31. Mai.

Noch ruhte das Vertrauen der Cortes auf dem König, der dem rebellischen Sohn in einer Proklamation strenge Strafe androhte. Allein ihre Rechnung war ohne das Reiterregiment gemacht, das Sepulveda ihm als Wache zurückgelassen hatte. Auch dieses war für die Gegenrevolution gewonnen. Unter den Rufen „nieder mit der Verfassung“ nötigte es den erschreckten König, einen Wagen zu besteigen und entführte ihn in Dom Miguels Hauptquartier nach Villafranca de Xira. Von dort erließ der willenlose Monarch am 30. Mai eine neue Proklamation, in der er die bestehende Verfassung als Quelle der Anarchie, des Bürgerkrieges, der Reichsauflösung bezeichnete und einen Ersatz durch heilsamere politische Einrichtungen in sichere Aussicht stellte. Unter diesem letzten Stoß brach die Herrschaft der Cortes zusammen. Die auf ihren Wunsch ernannten Minister, von denen mehrere kaum thätlichen Mißhandlungen entgingen, dankten ab. Anträge auf Einsetzung einer Regentschaft und Errichtung einer Diktatur wurden verworfen. Hervorragende Liberale flüchteten auf ein englisches Fahrzeug, an dessen Bord auch Pepe sich wieder einschiffte.

Einstellung der Cortessitzungen 2. Juni.

Die zurückbleibenden Cortesmitglieder stellten am 2. Juni unter Protest gegen jede einseitige Verfassungsänderung ihre Sitzungen ein. In Lissabon regte sich raublustiges Gesindel, gegen dessen drohende Angriffe die Bank und die Magazine geschützt werden mußten. Man ersehnte die Rückkehr der bewaffneten Macht, und auf der Straße nach Villafranca strömte Vornehm und Gering zum König ins Feldlager.[1])

Verheißungen des Königs 3. Juni.

Es klingt nicht unglaublich, daß die Fanatiker der Gegenrevolution es ursprünglich auf seine Ersetzung durch eine Regentschaft der Königin abgesehen hatten. Dieser Plan wäre jedoch nur ausführbar gewesen, wenn der König sich nicht von den Cortes getrennt hätte. Seine Entführung durch die Soldaten, bei der Sepulveda die Hand mit im Spiel gehabt haben mag, machte jene Berechnung zunichte. Auch hinderte die Mitwirkung so vieler Überläufer, die der konstitutionellen Regierung gedient hatten, die sofortige Anpreisung der unumschränkten monarchischen Gewalt. Die Männer, die Johann VI. in seinen Rat berief, darunter Manuel Pamplona, 1821 für kurze Zeit Kriegsminister, hüteten sich vor einem solchen Schritt. Ein Aufruf des Königs vom 3. Juni verhieß nochmals eine Verfassung, aus der jedoch alle Grundsätze ausgemerzt sein sollten, die mit dem friedlichen Dasein eines Staates unverträglich seien. Die große Masse der Bevölkerung, auch die der Hauptstadt, nahm dies mit stumpfer Gleichgiltigkeit auf. Beim Einzug des Königs in

[1]) Berichte Borels 28. 30. 31. Mai, 1. 2. 5. Juni 1823 mit vielen Beilagen. Arch. Wien. — Berichte Poppes 17. 31. Mai, 7. Juni. Arch. Berlin.

Lissabon am 5. Juni empfing sie den ihm in stolzer Haltung voraus- reitenden Dom Miguel mit jubelnden Zurufen, in die sich Verfluchungen der gottlosen Liberalen mischten. Der junge Prinz galt auch dem ganzen legitimistischen Europa als ritterlicher Kämpe. Sein schönster Lohn, schrieb ihm der Zar bei Übersendung eines Ordens, bestehe im allgemeinen Dank und in der Erinnerung der Geschichte.[1]

Einzug in Lissabon 5. Juni.

So war in Portugal, noch ehe das kriegerische Drama in Spanien zu Ende gegangen, die Gegenrevolution auf unblutige Weise zum Ziele gelangt. Unleugbar war dies nicht zum wenigsten dem Rückschlag der französischen Waffenerfolge in dem Nachbarlande zu danken. Den neuen Vertreter Frankreichs in Lissabon, Hyde de Neuville, dünkte denn auch die Zeit gekommen, England daselbst auszustechen. Er betrieb die Absendung portugiesischer Schiffe, um bei der Blokade von Cadiz, portugiesischer Truppen, um bei der Belagerung von Badajoz einzugreifen. Dafür sollte Frankreich dem Hause Braganza eine zuverlässige Armee bilden helfen und gegen künftige Erschütterungen im Inneren dauernden Schutz gewähren. Das Erscheinen eines englischen Geschwaders im Tejo genügte, um die hochfliegenden Pläne des übereifrigen französischen Diplomaten zu durchkreuzen.[2] Aber die Erfolge Angoulêmes wurden in Lissabon gefeiert, als wären es eigene Ruhmesthaten. Nach dem Übergang von Cadiz verkündigten die Festungswerke Lissabons mit Freudenschüssen die Befreiung des spanischen Königs, und beim Empfang eines außerordentlichen Botschafters Ferdinands VII. pries Johann VI. „die Macht des göttlichen Segens, die beide Staaten von einem bösartigen Einfluß gerettet habe“. Die Vorfechter der fürstlichen Legitimität schwelgten in dem erhebenden Gefühl eines Sieges über die Revolution, die überall jenseits der Pyrenäen wie jenseits der Apenninen mit leichter Mühe erstickt zu sein schien.

Sieg der Gegenrevolution.

[1]) Zar Alexander an Dom Miguel 24. Nov. 1823 (Beilage zu Lebzelterns Bericht 1. Dec. 1823). Arch. Wien.

[2]) Den in Wellington: Despatches, Continuation II. abgedruckten Aktenstücken reihen sich neuerdings die Aufschlüsse der Mémoires de Hyde de Neuville III. 1892 an. Daneben benutze ich Binders Berichte Arch. Wien.

XI.

Die Reaktion in den romanischen Ländern.

Portugal. Strafen und gesetzgeberische Rückschritte.

Die Reaktion, die auf den Zusammenbruch des konstitutionellen Regierungswesens in Portugal folgte, hielt sich von Maßlosigkeiten fern, wie sie der Wiederaufrichtung des unumschränkten Königtums in Spanien zur Schande gereichten. Aber sie erstreckte sich im Persönlichen und Sachlichen doch auf ein weites Feld. In den ersten Wochen kam es schon zu Landesverweisung, Verhaftung, Amtsentsetzung einer Anzahl von Männern, die sich während der letzten zwei Jahre im liberalen Lager hervorgethan hatten. Auch Sepulveda entging der Verfolgung nicht. Umgekehrt wurden die Silveira, Amarante, Sampayo u. a. reich belohnt. Im Officierskorps suchte Dom Miguel, dem die Stelle des Generalissimus zufiel, seinen nächsten Freunden Raum zu schaffen. Die neuen Municipalitäten, die hie und da mit Verbesserungen, z. B. auf dem Gebiete der Gesundheitspflege, begonnen hatten, mußten wieder den alten, aus engem Kreise Bevorrechteter erwachsenen Behörden Platz machen. Die Preßfreiheit, soweit sie Zeitungen und Flugschriften betraf, ward aufgehoben, das Patriarchat wiederhergestellt, das eingezogene Klostergut zurückgegeben. Wenig später wurde jenes Edikt von 1818 in Erinnerung gebracht, nach welchem die Teilnahme an einer geheimen Gesellschaft als Verschwörung gegen den König und den Staat betrachtet werden sollte (s. o. S. 54). Alle Civil- und Militärbeamten wurden angehalten, sich durch schriftliche Erklärung zu verpflichten, keiner derartigen Gesellschaft, wie der der Freimaurer, der Carbonari u. a. anzugehören. Die einzige Milderung des Ediktes bestand in der Umwandlung der Todesstrafe in die Strafe mehrjähriger Verbannung nach Afrika und einer erheblichen Geldzahlung.

Junta zur Beratung einer „Charte“.

Die wichtigste Frage war, ob unter dem Druck der rückläufigen Strömung die königliche Zusage eines Ersatzes der Cortesverfassung auf-

recht erhalten werden würde. Am 18. Juni 1823, bald nach dem Einzug Johanns VI. in Lissabon, war eine Junta zur Beratung „einer Charte“ unter dem Vorsitz Palmellas, des Ministers des Auswärtigen, eingesetzt worden. In dem Berufungsdekret hieß es, die Verfassung von 1822 habe auf leeren Theorieen geruht, das alte Grundgesetz der Monarchie aber könne den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr genügen. Daher sei ein neues Grundgesetz zu schaffen, das die Ausübung der höchsten Gewalt mit der Sicherheit des Volkes in Einklang bringe. Die Junta begann ihre Beratungen, aber es verlautete nichts von ihrem Ergebnis. Indessen war es ein öffentliches Geheimnis, daß Dom Miguel jeder Beschränkung der Krongewalt ewigen Krieg geschworen hatte. Seine Egeria war die in alle ihre Rechte wiedereingesetzte Königin, durch die vorher erlittene Demütigung noch mehr erbittert und verhärtet. Ein Teil des hohen Adels und Klerus empfing von dieser rührigen Nebenregierung des Infanten und seiner Mutter die Parole. Aus Spanien kam die eigensüchtige Mahnung, durch Verzicht auf „eine völlig monarchische Reorganisation“ kein schlechtes Beispiel zu geben. Die Vertreter der Ostmächte ließen es nicht an sich fehlen, wenigstens von einer Nachahmung der französischen Charte dringend abzuraten. Namentlich suchte der östreichische Gesandte, durch briefliche Lehren Metternichs unterstützt, den König und Palmella davon zu überzeugen, daß zwischen der augenblicklichen Lage Portugals und derjenigen Frankreichs im Jahre 1814 gar keine Ähnlichkeit bestehe. Portugal, erklärte der Östreicher, darf nicht einen Weg für sich gehen, es muß sich den Grundsätzen der verbündeten Großmächte anschließen. „Rechnet nicht auf England, fügte er hinzu, der politische Proselytismus hat gegenüber anderen Staaten nie eine Rolle in seinem Verhalten gespielt.“ Selbst der Abgesandte des Geburtslandes der „Charte“ sprach wenig ermutigend. Hyde de Neuville, ein überzeugter, wenngleich nicht fanatischer Ultra, sah in der Verpflanzung eines Ablegers dieses Baumes auf den fremden südlichen Boden eine „Überstürzung“, und Chateaubriand gab ihm vollkommen Recht.

Gegenwirkungen Dom Miguels, der Königin, der Ostmächte.

Verhalten Frankreichs. Hyde de Neuville.

Unter diesen Umständen kühlte sich der Eifer Palmellas, dem die ehrliche Einlösung des königlichen Wortes zuerst als heilige Pflicht erschienen war, allmählich ab. Schon im Herbst beteuerte er dem östreichischen Gesandten, noch sei nicht gesagt, daß Portugal eine geschriebene Verfassung erhalten werde; man werde sich jedenfalls nach dem Vorgang Spaniens und nach den Wünschen der verbündeten Mächte richten. Im November versicherte er, die Junta werde noch ein paarmal versammelt, aber dann aufgelöst werden, da der König die Arbeit in seine eigene Hand zu nehmen gedenke. Im Januar 1824 konnte es als gewiß gelten, daß es höchstens zu einer Wiederauf-

Aussichtslosigkeit einer „Charte“.

frischung der alten, nach den drei Ständen gegliederten, seit beinahe anderthalb Jahrhunderten vergessenen Cortes kommen werde.[1])

Der Königin, Dom Miguel und ihren Getreuen galt auch dies als eine nie und nimmer zu duldende Demütigung der Krone. Sie arbeiteten aus allen Kräften, um sie abzuwenden und rechneten dabei auf den Zwiespalt des Grafen Palmella, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und des Ministerpräsidenten, des zum Grafen Subserra erhobenen Kriegsministers Pamplona. In der That bestand zwischen diesen Männern ein starker Gegensatz der Anschauungen. Er wurde durch ihre Stellung zu den beiden ausländischen Mächten bedingt, die sich um den vorherrschenden Einfluß in Portugal stritten. Palmella, auf seiner früheren diplomatischen Laufbahn nirgendwo so heimisch geworden wie in London, war der alten Verbindung seines Vaterlandes mit England von Herzen zugethan. Im Sommer 1823, als in Spanien noch gekämpft wurde, hätte er viel darum gegeben, wenn für alle Fälle eine englische Schutztruppe in Portugal gelandet wäre. Im Herbste desselben Jahres, als Hyde de Neuville ihn mit seinen Anträgen bedrängte, wünschte er eine Art von Verbürgung der Ruhe Portugals durch England zu erhalten.[2]) Das eine wie das andere war zwar unerreichbar. Aber die englischen Kriegsschiffe im Tejo erinnerten an die Macht, deren Fahnen wiederholt auf diesen Küsten geweht hatten. Das englische Geld war für ein portugiesisches Anlehen nicht zu entbehren, und nach dem englischen Gesandten Thornton suchte der Marschall Beresford das Übergewicht Großbritanniens im Rate des Königs Johann VI. wiederherzustellen. Dem äußeren Anschein nach hatte der Wunsch, persönliche und finanzielle Verhältnisse in Portugal zu ordnen, Beresford dorthin zurückgeführt. Wellington aber meinte, Palmella könne nichts besseres thun, als ihm aufs neue den Oberbefehl der zuchtlosen, portugiesischen Truppen zuzuspielen.

Palmella und England.

Wiedererscheinen Beresfords.

Subserra und Frankreich.

Auf der Gegenseite, mit dem französischen Gesandten verbündet, stand Subserra. Er hatte zur Zeit Napoleons gegen seine eigenen Landsleute gekämpft, in Spanien und Rußland mitgefochten und danach Jahre lang in Frankreich gelebt. Englisches Wesen war ihm unleidlich. Er erklärte, im Falle von Beresfords Wiedereintritt in portugiesische Dienste werde

[1]) Hyde de Neuville: Mémoires III. 126—129. Metternich an Lebzeltern 29. Juli 1823. Berichte Binders 21. Sept., 11. Okt., 8. Nov., 20. Dec. 1823, 6. 14. 24. Jan. 1824. Pozzo an Borel und Nesselrode 3. 14. Juli 1823 (Beilagen zu Lebzelterns Bericht 11. Aug. 1823). Arch. Wien.

[2]) Berichte Binders 25. Okt., 24. Dec. 1823, 14. Jan. 1824. Arch. Wien. Leider vermißt man auch in Wellington: Despatches Cont. II. 1867 viele Briefe Beresfords. Unbegreiflicher Weise heißt es in dem Artikel „Beresford" in der National Biography IV. 384 (1885): „He never (nach 1822) revisited the country" (Portugal).

er seine Entlassung nehmen. Im Volk betrachtete man ihn, dem erst durch die Begnadigungsakte der Cortes 1821 die Grenzen des Vaterlandes geöffnet worden waren, als einen Verräter. Beim König aber hatten ihm spätere Beweise von Ergebenheit die höchste Gunst verschafft. Man wollte wissen, daß Subserra ihn in jenen stürmischen Frühlingstagen des Jahres 1823 zu Villafranca vor den Ränken der Königin und Dom Miguels gewarnt habe, welche die Gegenrevolution zu seiner Entthronung hätten ausbeuten wollen.

Frage der Amnestie.

So wenig Palmella und Subserra mit Rücksicht auf das Ausland in ihren Neigungen übereinstimmten, so gingen sie doch in dem Bestreben Hand in Hand, im Inneren einer Politik der Mäßigung und Versöhnlichkeit den dauernden Sieg zu verschaffen. Die Entdeckung eines Geheimbundes in Porto, die fortdauernde Gärung im Heere, die fühlbare Unsicherheit von Handel und Verkehr mahnten sie, auf die Anwendung von Beruhigungsmaßregeln bedacht zu sein. Unter diesen sollte ein Amnestieerlaß die erste Stelle einnehmen. Zu Anfang des Jahres 1824 gelang es ihnen, zwei Kollegen, die der Verwerfung eines solchen Erlasses das Wort geredet hatten, aus ihren Ämtern zu entfernen. Die Partei der Königin mußte fürchten, ihr Spiel zu verlieren. Ihre letzte Ausflucht war der Versuch, den schwachen König durch eine Gewaltthat einzuschüchtern. Sein erklärter, von ihm unzertrennlicher Günstling war der Marquis von Loulé, eine Hauptstütze Subserras, gleich diesem ehemals ein Überläufer zu den Franzosen, aber schon in Rio wieder zu Gnaden aufgenommen. Sein Name war in breiten Schichten der Nation nicht minder verrufen wie der Subserras. Am Morgen des 24. Februar 1824 fand man Loulé unweit des Schlosses zu Salvaterra, wo der König den Karneval feierte, ermordet. In Lissabon las man gleich danach Maueranschläge des Inhaltes: „Loulé ist todt, Subserra wird ihm in einer Woche nachfolgen". Die Vermutung drängte sich unwiderstehlich auf, daß die Blutthat auf sehr hochstehende Anstifter zurückzuführen sei. Spätere Aussagen des Marquis Abrantes, der sofort als einer der Mörder bezeichnet wurde, haben Dom Miguel belastet. Der König fürchtete, Subserra werde das nächste Opfer sein. Er glaubte sich umringt von Meuchelmördern. Er ließ sich auch von Hyde de Neuville, dem er seine Sorgen vertraute, nicht beruhigen. Von anderer Seite suchte man seine Angst auszunützen. Er mußte hören, Beresfords feste Hand allein sei stark genug, das Heer zu führen und den Staat zu retten. Beresford selbst trat, wie der östreichische Gesandte in Erfahrung brachte, als Ankläger Subserras, der das Land an Frankreich verrate, vor den König.[1])

Ermordung Loulés. 29. Febr. 1824.

[1]) Hyde de Neuville: Mémoires III. 181 ff. — Wellington: Despatches a. a. O. S. 226 ff. — Berichte Binders 5. 16. 28. März, 20. April 1824. Arch. Wien. — Bericht Royers 30. April 1825 (über Abrantes' Geständnisse, durch die Dom Miguel belastet wurde) Arch. Berlin.

Aufstand Dom Miguels 30. April.

Noch war das letzte blutige Ereignis durch die eingeleitete Untersuchung nicht aufgehellt, als am 30. April eine neue Überraschung erfolgte. Eine Proklamation Dom Miguels mahnte das Heer, eine andere beschwor das Volk, unter seiner Leitung „die teuflische Sekte der Freimaurer" zu vernichten, die an allem Unglück des Reiches schuld sei. Er gelobte, das unsterbliche, am 27. Mai des vorigen Jahres begonnene Werk, zum Heile des Königtums, der Nation und der heiligen Religion zu vollenden. Seinem Vater erklärte er brieflich, von den schändlichen Umtrieben „der Freimaurer" unterrichtet, habe er sich entschlossen, die Soldaten zu den Waffen zu rufen. Er schlug sein Hauptquartier auf dem Rocioplatz auf, befahl den Regimentern sich dort zu sammeln, ernannte einen neuen Polizei-Intendanten an Stelle dessen, der die Verfolgung der Mörder Loulés betrieben hatte. Auf Geheiß des prinzlichen Diktators wurden ein paar hundert Personen, darunter die Mehrzahl der Minister, verhaftet, und die Zugänge zum königlichen Palast Bemposta besetzt. Ein Hirtenbrief des Patriarchen bestätigte die gegen „die Freimaurer" geschleuderten Anklagen. Die plötzliche Ankunft der von Queluz herbeieilenden Königin lieh dem Gerücht Stärke, sie solle zur Regentin ausgerufen werden. In der That war es, wie Hyde de Neuville die Sache ansah, geplant, dem König nach Subserras Ermordung den Verzicht auf die Krone abzupressen. Allein Subserra war rechtzeitig gewarnt und von Hyde de Neuville vorläufig in seinem Gesandtschaftshotel geborgen worden. Dieser Vertreter Frankreichs war es auch, der mit dem diplomatischen Korps durch die Soldateska zum gefangen gehaltenen König vordrang und dem Zitternden etwas Mut einsprach. Dom Miguel, nach Hyde de Neuvilles ohne Zweifel allzu wohlwollender Auffassung, „nur blindes Werkzeug" einiger „Elenden", wagte es nicht, die Dinge zum äußersten zu treiben. Er erschien auf Befehl des Vaters im Palast. Hier tischte er auch den Gesandten das Märchen einer großen Verschwörung der Geheimbünde auf, deren Entdeckung ihn gezwungen habe, das Schwert zu ergreifen. Auf Verlangen der ungläubigen Zuhörer versprach er alsdann Zurückziehung der Truppen und Freilassung Palmellas. Das Volk begrüßte den König bei seinem Erscheinen auf dem Balkon des Schlosses mit huldigendem Zuruf. Abends war die Stadt illuminirt.

Schreckensherrschaft in Lissabon.

Indessen dauerte die Schreckensherrschaft während der nächsten Tage fort. Die Soldaten blieben auch nach dem Abmarsch unter den Waffen. Die Kerker füllten sich aufs neue mit Verhafteten aus allen Ständen. Ein Kavallerieregiment geleitete einen langen Wagenzug mit Gefangenen nach dem Hafenplatz Peniche, von wo man sie, wie es hieß, nach Afrika deportiren wollte. Dom Miguel soll selbst Schergendienste geleistet und der Folterung des abgesetzten Polizei-Intendanten beigewohnt haben.

Der König war so gebrochen, daß er am 3. Mai ein Dekret erließ, in dem er die Willkürhandlungen seines Sohnes für vollkommen gerechtfertigt erklärte und die von ihm entlarvten verbrecherischen Anschläge der Geheimbünde durch summarischen Proceß zu ahnden befahl. Sollte ein rettender Umschwung eintreten, so mußte vor allem der für sein Leben bebende Fürst in Sicherheit gebracht werden. Hyde de Neuville hätte gewünscht, ihm ein französisches Kriegsschiff als Asyl anbieten zu können. Aber er ließ die nationale Eifersucht schweigen, da ein solches nicht gleich zur Stelle war, und verständigte sich mit Thornton über die Rettung Johanns VI. auf die englische Fregatte „Windsor Castle". Am 9. Mai glückte endlich das Werk. Beim König und seinen Töchtern fanden sich Beresford, die Gesandten, die Minister Subserra und Palmella und andere Würdenträger an Bord des Windsor Castle ein. Der militärische Oberbefehl wurde Dom Miguel entzogen. Der Infant, dem wegen seiner Jugend verziehen sein sollte, ward vorgefordert, um den Willen seines Königs zu erfahren. Die Freilassung aller seit dem 30. April widerrechtlich Verhafteten sollte unverzüglich stattfinden. In Lissabon atmete man auf. Dom Miguel gab seine Sache verloren. Er warf sich als reuiger Sohn dem Vater zu Füßen und erhielt Verzeihung für seine angeblich „unfreiwilligen Irrtümer", ehe er am 13. Mai seinen wirklich unfreiwilligen Entschluß ausführte, mit Erlaubnis des Königs für einige Zeit auf Reisen zu gehen. Jeder tiefer Blickende sah ein, daß es für die Ruhe des Landes noch wichtiger sei, das dämonische Weib, die Königin Carlota, zu entfernen, deren Hand die Schritte des Infanten gelenkt hatte. Auch die Gesandten kamen in Besprechungen mit den Ministern zu diesem Schluß. Sogar der spanische Ferdinand riet der Schwester, zeitweise Portugal zu meiden. Aber „in dem kleinen Körper dieser Frau lebte, wie Hyde de Neuville bemerken konnte, ein eiserner Wille". Sie legte sich, Krankheit heuchelnd, ins Bett, ließ sich durch nichts in ihrem Widerstand erschüttern, und verstieg sich zu der tollen Behauptung, der König sei der Großmeister der gottlosen Geheimbünde.[1])

Flucht Johanns VI. auf ein englisches Schiff 9. Mai.

Unterwerfung Dom Miguels. Seine Abreise 13. Mai.

Amnestiedekret 5. Juni.

Vorderhand fanden Subserra und Palmella für die Wiederaufnahme ihres gleichartigen Programmes der inneren Politik die Bahn frei. Sie hatten sich das Wort gegeben, zusammen zu stehen und zu fallen. Als ihr gemeinsames Werk konnte ein Amnestiedekret vom 5. Juli gelten, das die Teilnehmer der Revolution von 1820 über ihr Schicksal beruhigen sollte. Freilich enthielt es einige harte Ausnahmen, wie zu

[1]) Hyde de Neuville: Mémoires a. a. O. Berichte Binders 1. Mai, Pflügls 22. 30. Mai, 20. 24. Juni 1824. Arch. Wien. — Berichte Schaffgotschs 16. 21. 29. Mai, 12. Juni 1824. Arch. Berlin. Zu den Irrtümern der Darstellung von Gervinus, der freilich auf dürftiges Material angewiesen war, gehört die Behauptung, Beresford sei am 7. Mai zum Oberbefehlshaber ernannt worden.

Ungunsten der ersten Aufständischen von Porto und gewisser Cortesmitglieder. Auch vernichtete ein anderes Dekret vom 5. Juni mit einem Schlage fast das ganze Gesetzgebungswerk der konstitutionellen Zeit. Doch blieb u. a. die grundsätzliche Aufhebung der Bannrechte bestehen.

Versprechen der Herstellung der alten Cortes.

Endlich trat am gleichen Tage das lange erwogene Dekret ans Licht, das die Herstellung der alten Cortes nach Ständen verkündigte. Im Widerspruch mit früheren Erklärungen ließ Johann VI. sein Volk wissen, daß es hierin den passenden Ersatz für die Verfassung von 1822 zu sehen habe. Zugleich ward eine Junta eingesetzt, um die nötigen Vorbereitungen für den Zusammentritt der Cortes zu treffen.

Erfolgreiche Gegenwirkungen.

Der Gesandte Ferdinands von Spanien, dem schon die Erinnerung an die alten Cortes des Nachbarreiches verhaßt war, sprach sich sofort beim König gegen ihre Berufung aus. Die Gesandten der drei Ostmächte schlossen sich in Audienzen und Unterhaltungen mit den Ministern seinen Vorstellungen an. Metternich fand den Augenblick, ein gewagtes Experiment zu machen, wie der König von Portugal es im Sinn habe, sehr übel gewählt. Bernstorff warnte durch Ancillons Feder: „Die Formen der Cortes mögen alt sein, ihr Geist würde neuerungssüchtig werden". Wies man in Lissabon auf das Versprechen des Königs hin, so hatte der Vertreter Friedrich Wilhelms III. die Antwort bereit, sein Herr habe sich gleichfalls durch ein Versprechen gebunden, aber je strenger sein Gewissen sei, desto mehr habe er es als seine Pflicht betrachtet, nichts auszuführen, was seinem Volke zum Schaden gereichen müsse. Auch Hyde de Neuville, der zuerst mit dem Dekret des 5. Juni einverstanden war, hielt sich später vorsichtig zurück.[1]) Das Ministerium Subserra hatte die Hoffnung gehegt, für die Erleichterung seiner finanziellen Nöte und für die Sicherung der Thronfolge an den alten Cortes eine Stütze zu finden. Aber es setzte dem starken Druck der Diplomatie wenig Widerstand entgegen. Die Umtriebe der Partei Dom Miguels verstärkten diesen Druck. Sie war noch so kräftig, daß sie der Untersuchung des letzten Komplottes die Spitze abzubrechen wußte und im Oktober eine neue Verschwörung anzetteln konnte. Die Polizei hatte alle Hände voll zu thun und griff zu den bedenklichsten Mitteln. Die Berufung der Cortes aber wurde auf unbestimmte Zeit vertagt.

Wettkampf Englands und Frankreichs.

So zaghaft die Haltung des Ministeriums in dieser wichtigsten inneren Angelegenheit war, so wenig zeigte es sich den Bedrängnissen der äußeren Politik gewachsen. Wie zuvor handelte es sich vornehmlich um das Ver-

[1]) Bericht Pflügls 3. 8. 12. Juni, 26. Juli (danach hätte Hyde de Neuville, der früher für Berufung der alten Cortes gewesen, behauptet, er habe nur einen „conseil d'état" angeraten), 13. 21. 14. Okt. 1824. Weisungen Metternichs an Pflügl 1. Juli, 8. Okt., an Lebzeltern 14. Juli 1824. Arch. Wien. — Berichte Schaffgotschs 14. 26. Juni, 13. 21. Aug., 27. Sept. 1824, Berichte Royers 8. 11. Dec. 1824, Weisungen Bernstorffs an Schaffgotsch 1. Aug., 23. Sept. 1824. Arch. Berlin.

hältnis Portugals zu England und Frankreich. Diese Macht, deren Vertreter während des jüngst erlebten Dramas eine bedeutende Rolle gespielt hatte, schien anfangs einigen Gewinn davon zu tragen. Marschall Beresford, dessen Benehmen, nach Hydes de Neuville Zeugnis, vom 30. April bis zum 9. Mai sehr zweideutig gewesen war, verließ im Sommer 1824 das Land, da seiner Übernahme des militärischen Oberbefehls unübersteigliche Hindernisse im Wege standen. Canning glaubte sogar sichere Kunde zu haben, daß Hyde die französische Garnison von Badajoz zum Schutz Johanns VI. habe aufbieten wollen. Er war entschlossen, dies niemals zu dulden. Es wurde daher geplant, durch englische Vermittlung dem König von Portugal ein paar tausend Mann hannoveranische Truppen zur Verfügung zu stellen. Wellington nahm sich des Gedankens mit Wärme an, und Metternich traf schon seine Maßregeln, falls die Sache beim Bundestag zur Sprache komme. Aber die leiseste Regung französischer Eifersucht genügte, um auch diesen Plan scheitern zu lassen[1]). Da Thornton allzu nachgiebig gegen seinen französischen Kollegen zu sein schien, beschloß man in London, ihn durch den thatkräftigeren A'Court zu ersetzen. Mit dessen Ankunft in Lissabon wandte sich das Blatt wieder zu Gunsten Englands. A'Court begann sofort, am Sturze Subserras zu arbeiten. Zu Beginn des Jahres 1825 verlor dieser mit der Abberufung Hydes de Neuville seinen treuesten Bundesgenossen[2]). Aus der Mitte des Volkes regten sich seine alten Ankläger. Der viel Gehaßte wurde sogar beim König beschuldigt, sich durch Plünderung der Staatskasse bereichert zu haben. Dies alles machte Johann VI. mürbe. Durch A'Court englischer Unterstützung versichert, falls ihm wieder wie im Frühling 1824 eine Gefahr von Seite der Partei Dom Miguels drohen solle, entschloß er sich am 15. Januar 1825, das Ministerium Subserra zu entlassen[3]).

Entfernung Beresfords.

Ersetzung Thorntons durch A'Court.

Abreise Hydes.

Entlassung des Ministeriums Subserra 15. Jan. 1825.

Die tiefste Ursache des Sturzes Subserras lag in seinem Widerstreben gegen die von England begünstigte Lösung der portugiesisch-brasilianischen Streithändel. Sie hatten bereits in die inneren Wirren Portugals hineingespielt. Der König hatte der Cortesverfassung bei ihrem Bruch am 31. Mai 1823 die Losreißung „jenes wichtigen Be-

[1]) Wellington: Despatches a. a. O. 281—289. Hyde de Neuville: Mémoires a. a. O. S. 227 ff. Villèle: Mémoires V. 79 ff. Weisungen Metternichs an Lebzeltern 14. Juli. 11 August. Berichte Pflügls 14. Okt. 9. Dec. 1824. Arch. Wien. — Berichte Schaffgotschs 12. Juli, 2. Aug., Royers 1. 15. Dec. 1824 14. 22. Jan. 17. April 1825. Arch. Berlin.

[2]) Wie sich aus Some official correspondence of Canning 1887. I. 286, 256 (vgl. 195, 196) ergiebt.

[3]) Bericht des im Dec. 1824 von Madrid nach Lissabon versetzten Royer 19. Nov. 1826 Arch. Berlin. (S. Anhang VIII.) Danach hätte A'Courts schriftliches Versprechen sich nicht auf einen Handstreich der Konstitutionellen bezogen.

standteiles der Monarchie" schuldgegeben. Ein Jahr danach bei der Schilderhebung Dom Miguels war in dessen Aufruf ans Volk von der Ehrenpflicht die Rede, „die Bewohner jenes weiten Gebietes der Erde zum Gehorsam zurückzuführen". Schon damals aber war dies ein ganz hoffnungsloses Unterfangen. Dom Pedro hatte 1823 mit Hilfe des englischen Seehelden Thomas Cochrane, (vgl. I. 185.) der sich bereits als chilenischer Admiral in Südamerika mit Ruhm bedeckt hatte, die portugiesischen Streitkräfte aus ihren letzten Stellungen verdrängt. Auch war ihm die Bewältigung demokratischer Gegner und die Zersprengung einer ihm lästigen konstitutionellen Versammlung geglückt. Mit dem Geschenk einer im Januar 1824 proklamirten Verfassung wußte er Widerstrebende zu versöhnen, und die entscheidenden Niederlagen der aufständischen Republikaner im Sommer des Jahres machten ihn zum unbestrittenen Herrn des Landes. Gegenüber der Regierung von Lissabon vertrat er nach wie vor den Gedanken voller Unabhängigkeit Brasiliens. Er enttäuschte dadurch alle die Gutgläubigen, die in ihm nur einen Bekämpfer der anmaßlichen Cortes gesehen hatten, und zwang den Ministern seines Vaters die schmerzliche Erkenntnis auf, daß es sich nur noch um die Einzelheiten der Auseinandersetzung zwischen dem Mutterland und der Kolonie handeln könne.

Englische Vermittlung.

Nichts lag ihnen näher, als hierfür die guten Dienste Englands in Anspruch zu nehmen. Dieser Staat war gemäß den Überlieferungen seiner Politik und den Interessen seines Handels in gleicher Weise bei der Versöhnung der streitenden Parteien beteiligt. Auch bot sich der englischen Regierung die längst ersehnte Gelegenheit, bei diesem Anlaß auf endgiltige Sperrung des „einzigen noch erlaubten Sklavenmarktes, Brasilien", hinzuwirken.[1]) Canning war zu einer Vermittlung ganz bereit und betrieb sie, ohne sich für die eigene Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens die Hände gebunden zu haben, auf 1824 in London eröffneten Konferenzen. Inzwischen arbeiteten die Veroneser Verbündeten, Cannings Einspruch zum Trotz, darauf hin, wie Spanien so Portugal zur Anrufung eines europäischen Areopags zu bewegen, der den abgefallenen Kolonieen seinen Spruch zu verkünden habe. Nebenher lief eine von Canning gleichfalls gutgeheißene Sonderverhandlung über die Vermittlung des Kaisers von Östreich, des Schwiegervaters Dom Pedros.[2]) Im Hintergrund aller diplomatischen Züge und Gegenzüge blieb, so lange das Ministerium Subserra am Ruder war, die Absicht in Lissabon bestehen, durch Drohungen, Rüstungen, Zögerungen Verlorenes zurückzugewinnen oder den für

[1]) Stapleton: Some official correspondence of G. Canning 1887. I. 62.

[2]) Weisungen Metternichs an Binder 29. Febr., 1. Juli, 21. Dec. 1824. Berichte Binders 20. Okt. (Beilage: Palmella an Binder 19. Okt.), 4. 20. Dec. 1823, 4. 11. 20. April 1824. Arch. Wien

die Trennung beider Reiche geforderten Preis schrittweise zu steigern. „Es handelt sich darum zu wissen, hatte daher A'Court geäußert, ob Graf Subserra es über das Interesse beider Welten davontragen soll.“ [1])

Vertrag vom 29. Aug. 1825.

Das neue Ministerium ließ den Anspruch der Oberherrschaft des Mutterlandes fallen. Dank den Bemühungen Charles Stuarts, den Canning nach Lissabon und Rio entsandte, kam am 29. August 1825 ein Vertrag zustande, der die Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal besiegelte. Ein englisch-brasilianischer Handelsvertrag, in dem auch der Abschaffung des Sklavenhandels gedacht war, sollte sich anschließen. [2]) Zwar wußte man in Portugal wie in Brasilien vieles an dem getroffenen Abkommen auszusetzen. Namentlich beklagten alle Portugiesen, die ihr Land vor neuen Anschlägen der Königin und Dom Miguels sicher gestellt zu sehen wünschten, daß die Erbfolge Dom Pedros nicht ausdrücklich anerkannt sei. Aber die heilsamen Wirkungen des Verzichtes auf einen leeren Rechtstitel und die Folgen der Herstellung des Friedens blieben nicht aus. Es war nicht gleichgiltig, daß ein Teil der Verzinsung der drückenden Staatsschuld auf das neue Kaiserreich abgewälzt wurde. Der überseeische Handel kam nach langer Stockung wenn auch langsam wieder in Fluß. Den Truppen konnte der Sold, den Beamten der Gehalt regelmäßig bezahlt werden. Der Finanzminister suchte durch Erhöhung der Tabakspacht und durch Reformen seines Dienstzweiges neue Einnahmen zu erschließen. [2]) Eine Junta beschäftigte sich mit der Umwandlung der Bann- und Jagdrechte. Alles ließ sich dazu an, den Stoß der Gegenrevolution, die 1823 zum Siege gelangt war, einigermaßen abzuschwächen.

Spanien. Fanatismus der „Apostolischen.“

In Spanien umgekehrt schien die Reaktion ins Grenzenlose ausgreifen zu wollen. Das von Pozzo und Ugarte geschaffene Ministerium, das anfangs bescheidene Hoffnungen auf ihre Ermäßigung geweckt hatte, besaß zu wenig Kraft, um sie auf die Dauer zu zügeln. Die „Apostolischen“, wie sich hier die Ultras des äußersten Flügels nannten, ließen sich nicht bei Seite schieben. Sie führten ihren Gehilfen Calomarde, einen geschmeidigen Emporkömmling, dessen bisheriges Leben ein unsauberes Gewebe von Lug und Trug bildete, als Justizminister in die Regierung ein. Sie schreckten den König durch die verblümte, wenn nicht unverhüllte Drohung, seinen Bruder Don Carlos auf den Schild erheben zu wollen. Sie verhetzten die blutigen Glaubensbanden zum Widerstande gegen den Befehl der Auflösung und erhielten den Geist der Unbotmäßigkeit bei den königlichen Freiwilligen. Es galt ihnen nur als Vorspiel einer gründlichen Sühne, wenn Militärkommissionen unzählige Liberale um Brod

[1]) Berichte Royers 8. 15. 29. Okt., 23. Nov. 1825. Arch. Berlin.

[2]) Seine Genehmigung erfolgte erst 1827.

und Freiheit brachten, und auf einen Ketzer, der in Valencia zum Galgen geschleppt wurde, rechneten sie hundert andere, die sie mit der Herstellung der Inquisition auf dieselbe Weise enden zu sehen hofften.

Schwäche und Mißhelligkeiten der Großmächte.

Die verbündeten Großmächte standen diesem Treiben ganz wehrlos gegenüber. Briefe der Souveräne an König Ferdinand machten keinen Eindruck. Ratschläge der wiederaufgenommenen Gesandtenkonferenzen in Paris verfehlten ihren Zweck. Pozzos „Roman“ von der starken geordneten Regierung, die er in Spanien geschaffen habe, wurde Tag für Tag durch die Wirklichkeit widerlegt. Chateaubriands stolze Weisung für Talaru: „Setzen Sie sich in den Kopf, daß Sie König von Spanien sind“, war in den Wind gesprochen. Auch stand es um die Einigkeit unter den fremden Mahnern und Beratern durchaus nicht zum besten. Das erneute Bestreben Rußlands, die führende Rolle in Madrid zu übernehmen, wurde in Wien sehr übel vermerkt. Metternich hielt sich über „den persönlichen Ehrgeiz, die kindische Eitelkeit“ Pozzos auf. Er glaubte ihm schuldgeben zu dürfen, daß er auch in Paris „den wohlthätigen Einfluß der Allianz“ zu lähmen suche, ja selbst bei den portugiesischen Wirren seine Hand im Spiel habe. Pozzo wiederum fand in Madrid bei Bulgari, einem Gegner Ugartes, keine Unterstützung und drang auf seine Ersetzung durch einen anderen Bevollmächtigten des Zaren.[1]) Ebenso kämpfte Talaru, der sich allmählich mit dem Ministerium Ofalia befreundete, gegen Bourmont, den Oberkommandanten der französischen Okkupationstruppen, der Ofalia und seinen gemäßigten Kollegen zur Freude der Apostolischen das Leben erschwerte. Erst als man sich in Paris entschloß, den übereifrigen General abzurufen, wurde wenigstens diese Quelle der Zwietracht verstopft.

Amnestieakte vom 1. Mai (erschienen 20. Mai) 1824

Es kann kaum Wunder nehmen, daß bei einer solchen Lage der Dinge der Amnestieerlaß, den die verbündeten Mächte seit Monaten forderten, noch immer auf sich warten ließ. Der König erklärte sich im Gespräch mit Brunetti zwar bereit, seinen Unterthanen endlich ein Pfand der Beruhigung zu gewähren. Aber er verwies auf den Widerstand der Apostolischen. „Hier denkt man nur daran, sagte er in einem scheinbaren Anflug von Schwermut, sich gegenseitig zu bekämpfen. Sie werden mein Los gewiß nicht beneiden.“ Talaru drohte mit dem Rückzug der französischen Truppen nach Ablauf der zunächst festgesetzten Frist der Okkupation. Aber wieder verstrichen Wochen, bis am 20. Mai 1824 ein Dekret erschien, das sich als Akte allgemeiner Verzeihung ausgab. Das ganze diplomatische Korps sprach dem König in Aranjuez seinen Dank aus. Die französischen Regierungsblätter rühmten den davongetragenen Sieg.

[1]) Weisungen Metternichs an Lebzeltern 7. Febr., 5. März, 17. April, 22. Mai, Berichte Brunettis 29. 31. Jan., 10. Mai 1824. Arch. Wien. — Bericht Hatzfelds 4. Febr. 1824. Arch. Berlin.

Allein sie konnten niemanden darüber täuschen, daß dies Dekret mit seinen fünfzehn Klassen Ausgenommener und mit seiner Masse von Vorbehalten das gerade Gegenteil allgemeiner Verzeihung bedeutete. Im übrigen sorgten Generalkapitäne, Polizei-Intendanten, Gerichtsbehörden dafür, es zu mißachten, wenn nicht gar für neue Verfolgungen auszunutzen. In den baskischen Provinzen war es Mitte Juni noch nicht einmal veröffentlicht.

Erbitterung der Apostolischen.

Indessen fachte das bloße Wort Amnestie in den Reihen der Apostolischen die Erbitterung zu hellen Flammen an. In Aragon rief der berüchtigte royalistische Guerrillero Capapé schon im Mai seine alten Waffengefährten zum Kampf auf, um den König aus den Händen „der Freimaurer und Franzosen“ zu befreien. Er wurde, noch ehe sein Unternehmen größere Ausdehnung gewann, gefangen genommen. Man wollte eine Verbindung dieses Komplottes mit den Anschlägen der Partei Dom Miguels entdeckt haben. Ferdinand VII. verstand sich daher zur Ausweisung einiger Häupter der apostolischen Partei aus Madrid. Das Ministerium suchte ihr, trotz Calomardes Gegenwirkungen, immer noch Schranken zu setzen. Auch Zea Bermudez, zuletzt spanischer Gesandter in London, den Ugarte im Juli an Ofalias Platz zu stellen wußte, blieb diesem Bestreben möglichst treu. Als aber im August waghalsige flüchtige Liberale von Gibraltar aus an der andalusischen Küste einen Aufstand anzettelten, das Städtchen Tarifa einnahmen und sich daselbst zwei Wochen lang gegen die Angriffe der Franzosen behaupteten, gewannen die Lehren der unerbittlichen Fanatiker das Übergewicht.

Ministerium Zea Bermudez Juli. Aufstandsversuch der Liberalen Aug. 1824

Steigerung des Terrorismus.

Der König, von Calomarde beraten, erließ einen Schreckensbefehl nach dem anderen. Sechzig der in Tarifa Ergriffenen, mehr als vierzig, die an anderen Plätzen der unsinnigen Lockung zum Aufstand gefolgt waren, wurden auf dem Fleck erschossen oder gehängt. Der den Apostolischen besonders verhaßte Kriegsminister de la Cruz eröffnete die Reihe der Beamten, die über Nacht abgesetzt wurden und, in Haft genommen, eine empörende Behandlung zu erdulden hatten. An de la Cruz' Stelle trat der brutale General Aimerich, der den königlichen Freiwilligen bei der Jagd auf „die Schwarzen“ die Zügel schießen ließ. Mit ihm wetteiferte ein neuer Ober-Intendant der Polizei, der seinen Agenten die „Ausrottung“ der Liberalen ausdrücklich zur Pflicht machte. Haussuchungen, Verhaftungen, Ausweisungen wurden der Art überstürzt, daß mitunter Verwechselungen zum Schaden in der Wolle gefärbter Serviler vorkamen. Die Reinigungsjunten, Brutstätten der Angeberei, erstreckten ihre Prüfung guter Gesinnung bis auf Unterofficiere und Schüler. Den Militärkommissionen ward eingeschärft, noch größere Strenge walten zu lassen als bisher. Wer ein Bild Riegos besaß, war für zehnjährige Einschließung in einer der afrikanischen Festungen reif. Wer, wennschon im Zustande der Trunkenheit, ausrief: „es lebe die Verfassung“, war des

Todes schuldig. Freimaurer, Comuneros und andere Sektirer, die sich nicht selbst denuncirten und damit der Amnestie für unwürdig erklärten, hatten gleichfalls das Leben verwirkt. Damit niemand den Netzen der Verfolger entschlüpfen könne, sollte durch die Polizei eine Namensliste aller Verdächtigen beiderlei Geschlechtes im Gesamtbereich des Staates angefertigt werden. Man hat berechnet, daß in der einzigen Provinz Catalonien bis zum Herbst des Jahres 1825 allein von Officieren und Soldaten des konstitutionellen Heeres über 1800 der Wut des zum Morden aufgereizten Pöbels erlegen sind. Wie viel Opfer das sogenannte Rechtsverfahren während dieser neuen Auflage des weißen Schreckens in ganz Spanien gefordert hat, entzieht sich der Schätzung.

Vergebliche Gegenbestrebungen der Verbündeten.

Wiederum erschöpften sich die verbündeten Großmächte in fruchtlosen Mahnungen, um das grauenvolle Schauspiel abzukürzen, für dessen Duldung keine die Verantwortlichkeit vor Europa tragen wollte. Die Gesandtenkonferenz in Paris erwog, ob es ratsam sei, die Besetzung Spaniens durch französische Truppen fortdauern zu lassen. Die Vertreter der Mächte in Madrid suchten nach Mitteln, die Regierung Ferdinands in andere Bahnen zu lenken. Aber man blieb zur Rolle unwilliger, wenn nicht beschämter Zuschauer verurteilt. Brunetti sah nur in der Gewalt eines einzelnen Mannes, der den Weisungen der Alliirten folge und zugleich dem launischen König imponire, das Heil für ein Land, „in welchem die gehässigen Parteileidenschaften nicht einmal an der Thüre des Kabinets oder am Fuß der Altäre Halt machten.“[1]) Ein solcher Mann war im damaligen Spanien nicht zu finden. Ugarte, den Pozzo als Helfer betrachtet hatte, war nur ein geldgieriger Ränkeschmied. Er wußte sich auch als Sekretär des Staatsrates und des Ministeriums nicht auf einen höheren Standpunkt zu erheben. Als er sich im März 1825 mit dem Turiner Gesandtschaftsposten abfinden ließ, schien der Minister Zea an Boden zu gewinnen, ein erfahrener, arbeitsamer Geschäftsmann, dem das System maßloser Verfolgung widerstrebte. Sofort aber gelang es den Verfechtern desselben, die Schlingen, in denen ihre Opfer gefangen werden sollten, noch zu vervielfachen. Es kam soweit, daß selbst der unschuldige Empfänger eines Briefes, in welchem Regierungsmaßregeln getadelt wurden, Strafe zu gewärtigen hatte.

Entfernung Ugartes März 1825.

Anfänge der Mäßigung Juni 1825.

Endlich im Jahre 1825 wurde Ferdinand des Kriegsministers Aimerich überdrüssig. Sein Nachfolger ließ von den blutigen Verfolgungen ab. Die Militärkommissionen wurden aufgehoben, den ordentlichen Gerichten ihre vollen Befugnisse zurückgegeben. Die Apostolischen reizte der Wankelmut des Königs zu einer Wiederholung des Wagnisses, durch Anwendung von Gewalt die Regierung sich unterthan zu machen. Diesmal war jener

[1]) Berichte Vincents 4. Sept., 18. Okt. 1824 mit beiliegenden Berichten Brunettis. Arch. Wien.

Bessières, vor dessen wilden Scharen Madrid 1823 wiederholt gezittert hatte, ihr Hauptwerkzeug. Er suchte im August unter den neucastilischen Freiwilligen und Bauerschaften einen Aufstand zu erregen, dem gleichzeitige Empörungen in Zaragoza, Granada, Tortosa nachhelfen sollten. Die Verschwörer hatten sich jedoch verrechnet. Sie fanden nirgends nennenswerten Anhang. General España, ehemals Sendling der Regentschaft von Urgel, bemächtigte sich Bessières' und ließ ihn, vielleicht um die Spuren eigener Mitwissenschaft zu verwischen, ohne Verhör erschießen. Aber als ob es gelte, die Wage grausamer Züchtigung auf beiden Schalen gleich zu belasten, wurde eben damals einer der berühmtesten Freiheitskämpfer, der Empecinado, nach langen Martern zum Hochgericht geführt. Auch Zea konnte sich nur bis zum Oktober 1825 behaupten. Der Herzog von Infantado, der ihn ablöste, war nicht der Mann, als im Februar 1826 eine neue wahnwitzige Schilderhebung liberaler Flüchtlinge in Alicante stattfand, einen Rückfall in das Schreckensregiment zu hindern.

Unterdrückung apostolischer Empörungen Aug. 1825.

Es ist unmöglich zu sagen, auf welchem Felde des Gemeinwesens die verheerenden Wirkungen dieser Art von Regierung am krassesten hervortraten. In der Finanzverwaltung nahm die Not kein Ende. Die Zurückführung des Abgabesystems auf den Fuß von 1817 war das ungeeignetste Mittel, die Staatskassen zu füllen. Auch konnte bei fortdauernden Übergriffen roher Gewalt, in welches Kleid sie sich auch hüllen mochte, an regelrechten Eingang der geforderten Abgaben nicht gedacht werden. Auf die Verwüstungen des Bürgerkrieges folgten die Drangsale und Ächtungen, die bedeutende Kapitalien ins Ausland trieben. Nach späterer Schätzung des kundigen Javier de Burgos wurden 130000 Familien allein dadurch ruinirt, daß der Ankauf geistlicher Güter im Werte von 1200 Millionen Realen durch königlichen Machtspruch für ungiltig erklärt worden war. In anderer Richtung wirkte der Wortbruch des Königs, demzufolge er sämtlichen Schuldverträgen der konstitutionellen Regierung die Anerkennung weigerte. Kein fremdes Bankhaus wollte sich nach diesem Vorgang zur Hilfe verstehen. Die Regentschaft hatte vor der Befreiung des Königs in Paris mit dem Hause Guebhard ein Anlehen von 334 Millionen Realen abgeschlossen, von dem im April des Jahres 1824 noch nicht 14 Millionen eingezahlt waren. Bei neuen Versuchen, den ausländischen Geldmarkt zu gewinnen, stieß die spanische Regierung auf unüberwindliches Mißtrauen der großen Banquiers, das auch durch die Herstellung eines abgesonderten Tilgungsfonds nicht sobald gemindert wurde.[1])

Zerrüttung des Finanzwesens.

---

[1]) Borrego: De la dette publique et des finances de la monarchie Espagnole 1834 S. 69 ff. Berichte Vincents 24. März, 8. Mai 1824 (mit Beilagen von der Hand Brunettis, Rothschilds u. s. w.). Arch. Wien.

Öffentliche Unsicherheit. Schleichhandel.

Wo kaum für den nächsten Tag gesorgt werden konnte, blieb für die dringendsten Erfordernisse der allgemeinen Wohlfahrt und Kultur nicht viel übrig. In den Schilderungen der Reisenden, die ihr Weg über die Pyrenäen führte, waren Klagen über den trostlosen Zustand von Straßen, Brücken und Unterkunftshäusern noch immer ein unerschöpfliches Kapitel. Fast alle Hauptposten pflegten sich, nach der Versicherung des Engländers Inglis, von den Räubern Schutz zu erkaufen. Nicht viel besser war es mit der öffentlichen Sicherheit in vielen Städten beschaffen. Drückte die Polizei nicht selten ein Auge zu, wenn es sich um einen Mord oder Diebstahl handelte, so setzten sich die Behörden mit den Schmugglern häufig in förmliches Einvernehmen. Obrigkeitlicher Duldung gegen hohe Prämien versichert, mit Waffen und Geldmitteln reichlich ausgerüstet, bildeten sie eine Art militärischer und kommercieller Körperschaft. So lange aber die Belastung fremder Waren mit ungeheuerlichen Zöllen aufrecht erhalten wurde, war der Anreiz zum Schleichhandel und damit die Pflanzschule der Bestechung und des Betrugs unausrottbar. In dieser Schule wurde ein Teil der spanischen Jugend groß, aus deren Mund die Liedchen zum Preise des kühnen „Contrabandista“ erklangen.

Lähmung der Volksbildung und der geistigen Kultur.

Die Cortes hatten mit ihrer Unterrichtsordnung, sehr anfechtbar in vielen Punkten wie sie war, wenigstens das Bestreben kundgethan, dem heranwachsenden Geschlecht nützliche Kenntnisse und weltliche Bildung zuzuführen. Der neubefestigten königlichen Despotie war die Gründung einer Schule für Stierfechter wichtiger als die Pflege der Volksschule. Die Studienpläne, die sie entwerfen ließ, wurden von Dienern der Kirche nach geistlichem Maße zugeschnitten. Gleichzeitig wurden Besitz und Einfuhr von Büchern, Zeichnungen, Kupferstichen, ja selbst von Makulatur, ohne Auswirkung obrigkeitlicher Erlaubnis, unter Strafe gestellt. Bei Rückfall trat körperliche Züchtigung ein. Die eingezogenen, verbotenen Werke waren beim Bischof der Diöcese zu hinterlegen, in der die Wegnahme stattgefunden hatte. Von den einheimischen Zeitungen durften nur zwei, die in Madrid unter den Augen der Regierung erschienen, politische Nachrichten mitteilen. Englischen und französischen Blättern sperrte sie die Grenzen des Landes.

Elender Zustand von Heer und Flotte.

Inzwischen dienten ihr die französischen Truppen, obschon ihre Zahl durch Vertrag vom 10. December 1824 auf 22000 Mann herabgemindert war, vorläufig auf unbestimmte Zeit als Beschirmer. Die Neuordnung der eigenen, völlig zerrütteten bewaffneten Macht ging überaus langsam vonstatten. Am frühesten wurde man mit der Herstellung der Garde fertig, die allmählich bis auf die Stärke von zwölf Regimentern und einer Artillerie-Brigade gebracht wurde. Der großartige Heeresetat, den ein Dekret vom 18. März 1825 feststellte (100000 Mann Infanterie, 18000 Mann Kavallerie im Frieden) wäre auch ohne den gänzlichen Mangel an Geld-

mitteln auf dem Papier stehen geblieben. Denn die Reinigungskommissionen hatten im Officierskorps die furchtbarsten Lücken gerissen, und die Rekruten liefen trotz Herabsetzung der Dienstzeit von acht Jahren auf sechs in Massen davon. Hingegen stieg die Zahl der verhätschelten königlichen Freiwilligen, für deren Erhaltung die Beisteuern loyaler Stadtgemeinden und Privatpersonen erhoben wurden, nach freilich unsicheren Angaben bis auf 200000. Aber diese „zuverlässigsten Stützen der Legitimität", wie ein königliches Dekret sie nannte, spotteten aller Disciplin. Noch trauriger sah es, trotz löblicher Anstrengungen des Ministers Salazar, mit der Kriegsmarine aus. Ihr Hauptstolz war ein Korps von mehr als 600 Officieren, die aber großenteils dienstunfähig waren, und für die es einer Verfünffachung der Mannschaft und der Schiffszahl bedurft hätte. In den Arsenalen fehlte es am nötigsten Material. Von den drei Linienschiffen stammte eines aus dem Jahre 1755, ein anderes aus dem Jahre 1771. Eine vierte Fregatte wurde 1826 vom Stapel gelassen, aber sie war, wie ein Nachfolger Salazars 1834 erklärte, aus so schlechtem Holz erbaut, daß an ihrer Seetüchtigkeit gezweifelt werden mußte.

Gänzlicher Verlust der Kolonieen in Südamerika.

Auch eine anders geartete und gerüstete Regierung hätte dem Spanien des neunzehnten Jahrhunderts seine Herrschaft über das ganze, weite Gebiet außereuropäischer Pflanzstaaten nicht wahren können. Es zeugt von seltener Verblendung, daß in Madrid noch immer der Gedanke einer Oberhoheit über die abgefallenen Kolonieen festgehalten wurde. Dies machte eine friedliche Auseinandersetzung, wie sie Portugal und Brasilien aussöhnte, ganz unmöglich. Inzwischen gingen die Ereignisse über die stolzesten Äußerungen nationaler und monarchischer Ansprüche hinweg. Wenn ein Dekret vom 25. December 1823 in allen amerikanischen Besitzungen die Abstattung eines feierlichen Tedeums zum Dank für die Befreiung des Königs anordnete, so reizte das nur die Spottlust derer, die den geringen Umfang des Machtbereiches Ferdinands in Amerika kannten. Vorübergehende Waffenerfolge seiner Generale in Peru wurden Ende 1824 durch die eine Entscheidungsschlacht von Ayacucho vernichtet. Das wenige, was sich auf dem amerikanischen Festlande noch in spanischen Händen befand, war rettungslos verloren.

Restaurationspläne der Veroneser Verbündeten.

Lange ehe es soweit gekommen war, hatten die Veroneser Verbündeten sich abgemüht, die Fahne der Legitimität auch in dem transoceanischen Spanien, wo sie nicht mehr wehte, wieder aufzupflanzen. Denn sie betrachteten, wie Graf Bernstorff sich ausdrückte, „die Kolonialfrage als eine europäische". Sie sahen „die gesellschaftliche Ordnung in der alten Welt den größten Gefahren ausgesetzt", wenn „in der neuen Welt das republikanische Princip den Sieg davon trüge". Chateaubriand jagte seinem Traume nach, in Amerika ein paar bourbonische Monarchieen

zu errichten. Die Ostmächte hätten sich diese Lösung als besten Notbehelf gefallen lassen und waren gewillt, „um die Principien zu retten“, nach Kräften an ihr mitzuarbeiten. Aber England, das in Verona eine verständliche Sprache geführt und bereits eine Anzahl von Konsuln in den abgefallenen Gebieten Südamerikas zum Schutze seines Handels beglaubigt hatte, war nicht dafür zu haben.

Widerspruch Cannings.

Canning hatte schon im Oktober 1823 Polignac, dem französischen Gesandten in London, erklärt, jede thätliche oder drohende Einmischung in den Streit Spaniens mit seinen Kolonieen werde deren Anerkennung durch England beschleunigen, und diese könne nicht durch die Erwägung bedingt werden, ob ihre Regierungsform monarchisch oder republikanisch sei. Er fand einen starken Rückhalt an der Botschaft Monroes, die bei Eröffnung des Kongresses am 2. December 1823 in Washington jeden Versuch der alliirten Mächte, ihr System auf irgend einen Teil Amerikas auszudehnen, als eine Gefahr für den Frieden und die Sicherheit der Vereinigten Staaten bezeichnete. Er weigerte sich, eine Konferenz der Großmächte in Paris zu beschicken, zu der das Ministerium Ofalia, um sich ihrer Hilfe „bei der Ordnung der Angelegenheiten der aufständischen Provinzen Amerikas“ zu versichern, auf das Drängen Frankreichs am 26. December 1823 Einladungen versandt hatte. Er ließ sich auch nicht von seinem Weg abbringen, als am 9. Februar 1824 dasselbe Ministerium unter demselben Druck den Grundsatz des Freihandels mit den Kolonieen verkündigte, dem eine einschränkende Klausel zu Gunsten Spaniens sofort den Hauptwert entzog. Sein Angebot „der guten Dienste Englands“ hatte die Anerkennung der Unabhängigkeit freigewordener Pflanzstaaten zur Voraussetzung. Die Leiter der französischen Politik erkannten, daß Englands Stellung unantastbar sei. „Werden die Mächte des Festlandes, frug Chateaubriand, etwa das Schwert ziehen, wenn England sich für die Unabhängigkeit der Kolonieen ausspricht und sich mit den Vereinigten Staaten verbündet?“ Er bemühte sich, Hand in Hand mit Canning zu gehen, ihm die Beteiligung an gemeinsamen Beratungen oder die Übernahme der Vermittlung mundgerecht zu machen. Aber Spaniens Trotz, den die Ostmächte ermutigten, verhalf Canning zu einer Vergeltung für die Demütigungen, die sie noch jüngst ihm zugedacht hatten.

Anerkennung von Buenos Aires, Columbien, Mexiko durch England 1. Jan. 1825.

Während man in Madrid mit Rüstungen einer neuen Expedition beschäftigt war, die von Cuba aus den Kampf wider „die Rebellen“ aufnehmen sollte, reifte in London der Entschluß, diesen Rebellen in aller Form das Recht der Selbständigkeit zuzusprechen. Die Regierung wurde durch Petitionen aus kaufmännischen Kreisen vorwärts gedrängt. Im Juli 1824 ward der englische Generalkonsul in Buenos Aires ermächtigt, einen Handelsvertrag mit diesem Staat zu schließen. Gegen Ende des Jahres errang Canning die Zustimmung des Königs zu gleichem Vorgehen in Columbien

und Mexiko. Am 1. Januar 1825 erhielten die fremden Mächte die amtliche Mitteilung der Anerkennung der Unabhängigkeit jener drei Republiken durch die englische Regierung. Es war gleichsam ihre Antwort auf den soeben erneuerten spanisch-französischen Vertrag, der die Besetzung spanischer Plätze durch französische Soldaten auf unbestimmte Zeit ausdehnte. Den Bannerträgern der Legitimität in den großen unumschränkten Monarchieen Europas blieb nichts übrig als bittere Klage über die rücksichtslose Ermutigung des Ungehorsams. Die spanische Regierung ergoß ihre überschäumende Entrüstung in eine leidenschaftliche Protestnote. Aber die Thatsache des endgiltigen Sieges der Revolution in den unerreichbaren Fernen der westlichen Erdhälfte war nicht hinwegzuräumen.

Frankreich. Eindruck des spanischen Feldzugs.

In Frankreich war, nach Chateaubriands Zeugnis, die öffentliche Meinung, „und selbst die Meinung der Royalisten", in Sachen der spanischen Kolonieen „sehr lau". Man stand ganz unter dem Eindruck der lange entbehrten kriegerischen Erfolge. Wie glänzend waren alle düsteren Vorhersagungen widerlegt worden! Wie rasch und sicher hatte sich der militärische Spaziergang von Irun nach Cadiz vollzogen! Der leicht erworbene Ruhm, der der Fahne Frankreichs von den Pyrenäen bis zum Meere gefolgt war, schien das Heer für immer mit dem Königtum versöhnt zu haben und den Thron der Bourbonen gegen jede Gefahr einer Erschütterung zu festigen. Die Zunahme der politischen und kirchlichen Reaktion während des Jahres 1823 war eine gegebene Begleiterscheinung der auswärtigen Triumphe. Man hörte, daß ein liberaler Journalist mit einem krätzigen Sträfling zusammengefesselt ins Zuchthaus abgeführt, und daß den Theilnehmern einer Aschermittwochs-Kavalkade für ihren Frevel Geld und Gefängnisstrafe zuerkannt worden sei. Jeder Tag brachte neue Quälereien der Polizei, Amtsentsetzungen, Tendenzprocesse. In gewissen Kreisen der Ultras fühlte man sich so siegesgewiß, daß man ziemlich deutlich zu verstehen gab, die Charte habe kein besseres Los verdient als die Cortesverfassung. Zum mindesten forderte man eine strenge Sichtung der gottlosen Gesetzbücher, denen der Stempel des revolutionären Zeitalters aufgeprägt war.

Übermut der Ultras.

Die Regierung ließ sich, wiewohl sie selbst die Farbe der Ultras trug, von dieser gefährlichen Strömung nicht blindlings fortreißen. Aber sie gedachte die Gunst des Augenblickes auszunutzen, um einige alte Lieblingswünsche der Partei zu erfüllen und ihre eigene Stellung noch stärker zu machen. Vor allem war dies Villèle Bedürfnis, der sich vom Mißtrauen des äußersten Flügels der Ultras verfolgt wußte. Sie trugen ihm nach, daß er sich so lange gegen die bewaffnete Einmischung in Spanien gesperrt hatte. Sie machten ihn für die Entlassung ihres Lieblings, des

Stellung Villèles.

Kriegsministers Herzogs von Belluno, verantwortlich, auf der Angoulême, durch mehr als einen Vorfall gereizt (s. o. S. 319. 323) noch vor seiner Heimkehr entschieden bestanden hatte. Bellunos Nachfolger, der General Baron von Damas, zählte allerdings zu den gesinnungstüchtigen Emigranten, aber Belluno, der ehemalige Marschall Napoleons, hatte viel stärkere Proben seines royalistischen Übereifers abgelegt. Daß dieser „Vater und Schöpfer der Armee“ den Laufpaß erhalten hatte, konnten die Herausgeber der „Quotidienne“ und der „weißen Fahne“ der Regierung nicht verzeihen. Auch die beiden gesetzgeberischen Hauptmaßregeln, die sie plante, waren nicht imstande, die Grollenden des eigenen Lagers vollkommen mit ihr auszusöhnen: die Aufhebung der jährlichen Ergänzungswahlen für die Kammer der Abgeordneten und die Entschädigung der ihrer Güter verlustig gegangenen Emigranten.

Auflösung der Kammer 24. Dec. 1823. Neuwahlen. Siege des Ministeriums.

Die Einführung der Gesamterneuerung hatte schon auf dem Wunschzettel der „unfindbaren Kammer“ gestanden, die sich dadurch für einen langen Zeitraum gegen jeden Einbruch feindlicher Kräfte zu verschanzen gedachte (s. I. 84). Man hatte damals im Sinn gehabt, mit Beseitigung des Artikels 37 der Charte, die Gesamtwahlen alle fünf Jahre eintreten zu lassen. De Serre, Broglie, Guizot u. a. waren 1819 bei ihrem Gesetzentwurf über „die Organisation der Legislatur“ nach englischem Muster auf den noch längeren Zeitraum von sieben Jahren verfallen (s. I. 501). Diese Idee eignete das Ministerium Villèle sich an. Die Ernennung von 27 neuen Pairs, darunter Lainé und Bonald, und die Auflösung der Kammer leiteten am 23. und 24. December 1823 den Feldzug ein, welcher der Regierung für sieben Jahre die Unterstützung einer unzerreißbaren Mehrheit verbürgen sollte. Die große Masse der Ultras jubelte diesen Beschlüssen zu. Nur die Mißvergnügten des äußersten Flügels der Rechten sahen in der Auflösung einer Kammer, die so viel für die gute Sache gethan, eine schreiende Ungerechtigkeit. Die Liberalen, durch die Rückwirkung der spanischen Ereignisse sehr entmutigt, hatten Mühe, ihre Besorgnis vor dem Ausgang der Wahlen durch kühne Worte zu verbergen. Ihre Niederlage wurde noch viel größer als sie gefürchtet hatten. Sie zählten, das linke Centrum mitgerechnet, in der neuen Kammer nur neunzehn Vertreter. Lafayette, Manuel, d'Argenson, Sainte-Aulaire, von so vielen anderen zu schweigen, kehrten nicht ins Palais Bourbon zurück. Seine Berühmtheiten waren decimirt. Auch de Serre, der sich um einen Sitz beworben hatte, wurde ferngehalten und starb bald danach, durch diese Enttäuschung schwer betroffen, ohne sein Vaterland wiedergesehen zu haben. Niemals zuvor war der Apparat, den die Regierung dank der Centralisation der Verwaltung in Bewegung setzen konnte, so schamlos mißbraucht worden. Empfehlung von Kandidaten, Bedrohung der Beamten, Fälschung der Wählerlisten, hatten sich wechsel-

weise ergänzt. Die Bischöfe waren mit ihren Ermahnungen der Gläubigen nicht hinter den Ministern und Präfekten zurückgeblieben. Das Ergebnis war eine „wiedergefundene" Kammer, von der sich erwarten ließ, daß sie ganz in die Wege ihrer Vorgängerin von 1815 einlenken werde. „Das Werk der Royalisten, rief die Quotidienne triumphirend aus, ist nicht vollendet, es beginnt erst."

Eröffnung der Kammern 23. März 1824.

Bei Eröffnung der Kammern deutete der König in mühsam verlesener Rede auf die beiden wichtigsten Gesetzentwürfe hin, die ihrer Beratung warteten: die Erstreckung der Legislaturperiode auf sieben Jahre und die Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsschuld. Er spielte auf die geplante Emigranten-Entschädigung an, wenn er sagte, die Rentenumwandlung solle nicht nur dazu dienen, die Steuerlast zu mindern, sondern auch „die letzten Wunden der Revolution zu schließen". Indessen zeigte sich sehr bald, daß hier, wo es sich um den Geldbeutel handelte, das Interesse der Partei nicht alles vermochte. Auch griff die vorgeschlagene Maßregel zu tief in das Dasein von vielen tausend kleinen Rentenbesitzern ein, als daß sie nicht die Gesamtheit breiter Bevölkerungsschichten aufs tiefste hätte erregen sollen. Villèle war auf diesen Sturm nicht gefaßt gewesen. Er war stolz auf die Leistungen seiner Finanzkunst, die während des spanischen Krieges allen Anforderungen genügt hatte, auf den Glanz des öffentlichen Kredites, der in dem hohen Kurs der Staatspapiere zu Tage trat. Im Juli 1823 hatte er mit den Gebrüdern Rothschild ein Anlehen zu unerwartet günstigen Bedingungen abschließen können, und am 17. Februar 1824 stand die 5% Rente auf Pari. Er hielt es für sein Recht und für seine Pflicht, ihren Inhabern zwischen der Umwandlung in 3% Rentenbriefe zum Preise von 75 Francs oder der Rückzahlung des Kapitals die Wahl zu lassen und verständigte sich zur Durchführung des Unternehmens mit einer Gruppe großer Banquiers. Auf diese Weise sollte dem Staate jährlich soviel erspart werden, daß er nach Erleichterung der Steuerpflichtigen noch genug für die Entschädigung der Emigranten übrig behielte.

Gesetzentwurf über die Rentenkonversion.

Angriffe. Annahme in der 2. Kammer 5. Mai.

Man konnte fragen, ob der augenblickliche hohe Kursstand nicht einer künstlichen Steigerung zu danken sei, ob der Staat bei der Vergrößerung seines Schuldkapitals wirklich den unerwarteten Gewinn davontragen werde, ob nicht, bei Ansetzung kurzer Entscheidungsfrist, ein unerlaubter Zwang gegen die Rentner ausgeübt werde. Aber viel stärkeren Eindruck machten leidenschaftliche Deklamationen, die sich zu den Vorwürfen eines „versteckten Bankerottes", einer „Beraubung" unzähliger Familien zuspitzten. Man wies auf die Masse verabschiedeter Beamten, kleiner Kaufleute, Krämer, Handwerker, die ein Fünftel ihres sicheren Zehrpfennigs verlieren sollten. Man behauptete, daß allein in Paris über 100000 Staatsgläubiger lebten, deren Rente zwischen zehn und tausend Francs

betrage. Um den Preis ihres Ruines oder auf die Gefahr der Anreizung zum Börsenspiel, erklärten selbst gute Ultras, dürfe die Entschädigung der Emigranten nimmermehr erkauft werden. Was mehr oder minder sachverständige Schriftsteller gegen den Plan Villèles vorbrachten, wiederholte in schärferer Form eine Schar von Rednern der zweiten Kammer, gegen die ihm, außer Corbière, keiner der übrigen Minister zu Hilfe kam. Es war bezeichnend, daß Labourdonnaye von der äußersten Rechten mit Casimir Périer von der Linken in der Bekämpfung des Gesetzentwurfes Hand in Hand ging. Indessen war die ministerielle Mehrheit so fest gefügt, daß seine Annahme außer Frage stand. Die Opposition mußte es schon als unerwarteten Gewinn ansehen, wenn sich bei der Abstimmung am 5. Mai eine Minderheit von 145 Stimmen ergab.

Verwerfung durch die Pairs 3. Juni.

Anders war der Verlauf der Debatten bei den Pairs. Hier saßen alte Anhänger Richelieus und Montmorencys, die dem Ministerpräsidenten eine Niederlage gönnten. Roy und Mollien, zwei ehemalige Finanzminister, um deren Zustimmung er sich bemüht hatte, brachten das Gewicht ihrer abweichenden Ansichten zur Geltung. Die Gruppe der „Kardinalisten“ (s. I. 483.) arbeitete im stillen der Vorlage entgegen, weil viele ihrer Mitglieder als stark beteiligte Renteninhaber den Zinsenverlust fürchteten. Den erwünschtesten Vorwand für die Ablehnung bot ihnen eine salbungsvolle Rede des Erzbischofs von Paris, der sein gewöhnliches Schweigen brach, um für die kleinen Rentner seiner Diöcese Schonung zu erbitten[1]). Damit war dem Gesetzentwurf bei den Pairs der Gnadenstoß gegeben. Umsonst hatte Villèle ihnen mehr Vertrauen gezeigt als den Abgeordneten, indem er ihnen einigen Einblick in seine Vorverhandlungen mit den großen Bankhäusern gewährte. Umsonst erklärte er sich in letzter Stunde bereit, den Inhabern von Renten unter tausend Francs für eine Reihe von Jahren den Zinsgenuß von 5% zu sichern. Am 3. Juni wurde die Vorlage von den Pairs mit 128 Stimmen gegen 94 verworfen. Abends waren die Häuser der Altstadt illuminirt.

Entlassung Chateaubriands 6. Juni.

Wie schwer Villèle auch durch die Vereitelung seines Finanzplanes getroffen wurde, der Gedanke, deshalb vom Platze zu weichen, lag ihm fern. Im Gegenteil: mit einer starken Mehrheit der Abgeordneten hinter sich, vom König beschworen, „ihn nicht im Stich zu lassen“, und der Zustimmung Monsieurs so gut wie sicher, ergriff er den Anlaß, sich eines Amtsgenossen zu entledigen, dessen Benehmen ihm mehr als zweideutig erschienen war. Schon seit Monaten bestand zwischen ihm und Chateaubriand eine Spannung. Sie hatte tiefere Ursachen als kindische Eifersüchtelei beim Nachrechnen empfangener oder vorenthaltener Ordens-Aus-

---

[1]) S. die neuen Aufschlüsse in den Souvenirs du duc de Broglie (1886) II. 401. Was Villèle: Mémoires V. 1890 über diesen Zeitabschnitt enthalten, war im wesentlichen schon bekannt.

zeichnungen. Der nüchterne, vorsichtige, nur seiner Sache ergebene Rechner und der stürmische, auf blendende Wirkungen erpichte, selbstgefällige Dichter-Staatsmann konnten auf die Dauer nicht an einem Strange ziehen. Das spanische Unternehmen, gegen das Villèle sich ängstlich gesträubt hatte, war für sie nicht zum Kitt eines herzlichen Einvernehmens geworden. Dem Gesetzentwurf in betreff der Gesamterneuerung der Kammer hatte Chateaubriand allerdings zugestimmt, aber erst, nachdem er mit seinem Vorschlag nicht durchgedrungen war, sie jedes Jahr eintreten zu lassen und für die Wählbarkeit der Abgeordneten die vorgeschriebene Altersgrenze zu erweitern. Den Plan der Rentenumwandlung hatte er gebilligt.[1]) Aber angesichts des Widerstandes, auf den dieser Plan stieß, hütete er sich, zu seiner Verteidigung das Wort zu nehmen. Villèle argwöhnte, daß er sogar insgeheim diesen Widerstand ermutigt habe. Der König, seit alter Zeit dem Romantiker im Ministerkleid abgeneigt, hielt seinen „Verrat“ für gewiß. Auf seinen persönlichen Antrieb war die ausgesucht grobe Form der Entlassung Chateaubriands zurückzuführen. Der tiefgekränkte Mann, der das Bewußtsein hatte, auf dem Boden Spaniens „in sechs Monaten“ vollbracht zu haben, was ein Napoleon „in sieben Jahren“ nicht hatte vollbringen können, warf sich sofort in die grimmigste Opposition gegen das Ministerium und machte das Journal des Débats, bislang eine der treuesten Stützen Villèles, zu seiner Waffe. Im Ausland wurde die Nachricht von Chateaubriands Sturz ziemlich kühl aufgenommen. Metternich sah ihn nicht ungern, da er der Hinneigung des Veroneser Unterhändlers zur Politik Rußlands immer mißtraut hatte. Er sagte voraus, er werde außerhalb der Regierung mächtiger sein als in ihr. Der Zar dagegen rühmte die Dienste, die der Gestürzte der Allianz geleistet habe, und warnte vor Villèle, dem vorläufig das Auswärtige übertragen worden war.[2])

Annahme des Gesetzes betr. die siebenjährige Gesamterneuerung 8. Juni (sanktioniert 16. Juni).

Inzwischen war die zweite große Gesetzesvorlage glücklich unter Dach gebracht worden. Die Abgeordneten hatten sich am 8. Juni mit noch viel stärkerer Mehrheit als die Pairs für Einführung der siebenjährigen Gesamterneuerung der zweiten Kammer erklärt und diese Änderung der Charte ohne weiteres auf die erwählte Versammlung angewandt. Im Grunde täuschten sich Rechte und Linke über die volle Tragweite des Beschlusses. Einige Jahre später erlebte man, daß die Gesamterneuerung die Niederlage jener und den Erfolg dieser viel wirksamer machte, als es bei einer Teilerneuerung jemals hätte der Fall sein können. Labour-

[1]) Seinen verdächtigen Behauptungen (s. neuerdings noch Hyde de Neuville: Mémoires III. 269) steht die Aussage Villèles (Mémoires V. 14, 30, 41) entgegen. Gervinus VII. 682 verwechselt die Debatte über die Rentenumwandlung mit der Debatte über die siebenjährige Legislatur.

[2]) Weisung an Zichy 16. Juni, an Lebzeltern 14. Juli. Berichte Vincents 16. Juni, Lebzelterns 8. Juli 1824. Arch. Wien.

donnaye war einer der wenigen Ultras, der das Kommende ahnte, und er beschwor sogar das Schreckbild „einer republikanischen Regierung“, als Folge parlamentarischer Allmacht herauf. Er begegnete sich mit Royer-Collard, der den Ministern vorwarf, daß sie ihre eigene Macht auf Kosten der königlichen für sieben Jahre zu sichern wünschten und, statt der Unbeständigkeit entgegenzuarbeiten, durch diese Änderung der Charte nach englischem Vorbild sie vielmehr beförderten. Dagegen hätten Foy und Benjamin Constant an sich gegen die Abschaffung der Teilwahlen nichts einzuwenden gehabt, wäre nur der Bestand anderer Artikel der Charte nicht gleichzeitig in Frage gestellt, und wäre den Franzosen auch englische Preßfreiheit und Selbstverwaltung gewährt worden. Worauf es der herrschenden Partei zunächst ankam, hatte Frayssinous, der Bischof von Hermopolis, bei den Pairs durchblicken lassen. Er nannte den siebenjährigen Aufschub der Wahlen „einen Damm“, der „den Strom der Neuerungen“ abwehren solle. In der That aber hoffte die Mehrheit, während der Zeit ihrer Obmacht Frankreich mit einem Regen befruchtender Neuerungen in ihrem Sinn zu erquicken.

Weitere Debatten. Schluß der Session 4. August.

Mitunter wehte etwas durch die Debatten wie Luft vom ancien régime. Man hatte schon bemerken können, daß der Widerwille gegen das Rekrutirungsgesetz, das der Marschall Saint-Cyr sich zum Ruhme anrechnete, wieder auflebte. Zunächst blieb es bei Ausdehnung des aktiven Dienstes auf acht Jahre, Erhöhung des Kontingentes der jährlich Auszulosenden auf 60000, Abschaffung der Reserve von „Veteranen“. Aber das Wort eines Adligen, alle royalistischen Herzen seien durch die geltenden Regeln des Avancements tief betrübt, weckte die Befürchtung, dem Rekrutirungsgesetz von 1818 stehe dasselbe Schicksal bevor wie dem Wahlgesetz von 1817 und dem Preßgesetz von 1819. Man hatte bei Beratung einer drakonischen Gesetzesvorlage, die u. a. gewaltsamen Diebstahl in Gotteshäusern mit dem Tode bedrohte, kirchliche Eiferer über das ungenügende Maß staatlichen Schutzes klagen hören. Sie forderten, daß auch „Heiligtumsschändung“ (Sakrileg) und „Entweihung“ (Profanation) als Verbrechen bezeichnet und daß dabei Gotteshäuser anderer Bekenntnisse den katholischen nicht gleichgestellt würden. Die Regierung, der dieser Zelotismus doch zu weit ging, zog darauf ihre Vorlage zurück. Aber man durfte bezweifeln, ob sie sich ein anderes Mal nicht willfähriger erzeigen würde. Vorläufig fühlte sie sich erleichtert, als sie nach Bewilligung des Budgets am 4. August die Session schließen konnte.

Damas Minister des Auswärtigen.

Bis dahin war Chateaubriands Stelle leer geblieben. Madame de Cayla setzte alle Hebel an, sie dem Herzog von Doudeauville, dem Vater ihres Freundes Larochefoucauld, zu verschaffen. Dieser sah, über die Maßen eingebildet wie er war, sich selbst schon als Nachfolger Corbières. Es war nicht das erstemal, daß Villèle sich solcher Ansprüche der Favoritin

und ihrer Gefolgschaft zu erwehren hatte. Indessen gelang es ihm, den General Damas in das auswärtige Amt vorzuschieben, wo er, der Geschäfte unkundig, auf seine Leitung angewiesen war. Für Damas fand sich im Marineminister Clermont-Tonnerre, für diesen in Chabrol, einem tüchtigen Beamten, dem aber sein neues Fach völlig fremd war, ein Lückenbüßer. Doudeauville wurde mit dem Ministerium des königlichen Hauses abgefunden, von dem man die Direktion der Künste für seinen Sohn abzweigte. Bald danach (26. August) wurde Abbé Frayssinous, der Bischof von Hermopolis, zum Leiter eines neugeschaffenen Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichtes ernannt, das die Befugnisse des Großmeisters der Universität in sich einschloß. Durch alle diese Maßnahmen suchte Villèle die herrschende Partei zu befriedigen und seine eigene Vormacht zu stärken. Aber für Chateaubriands berühmten Namen war kein Ersatz geboten. Das Ministerium hatte, nach dem unparteiischen Urteil des Herzogs von Broglie, „mit seinem Dichter seinen ganzen Glanz verloren".

Frayssinous Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichtes.

Chateaubriand fand bald genug das günstige Feld für einen wuchtigen Angriff. Die Preßgesetze von 1822, jene verhängnisvolle Morgengabe des Ministeriums Villèle, hatten doch nicht zu hindern vermocht, daß eine Anzahl von Zeitungen der ultraroyalistischen und der liberalen Opposition den ihnen gelegten Schlingen entschlüpften. Der Freund Madame de Caylas, Larochefoucauld, verfolgte daher längst den Plan, mit Hilfe der geheimen Fonds, der Civilliste und anderer ihm zur Verfügung gestellter Mittel möglichst viele Zeitungen zu erwerben. Schon war es ihm mit der „weißen Fahne", einem Hauptblatt der äußersten Rechten, gelungen, danach mit den Tablettes universelles, in denen seit kurzem die Thiers, Mignet, Rémusat mit scharfer Feder die liberale Sache führten. Die „Oriflamme", „der Blitz", die „Gazette de France" und andere Journale wurden gleichfalls heimlich gekauft. Einige ließ man eingehen, andere wurden zu Werkzeugen der Regierung. Fraß dies Gift weiter, so gab es bald keine unabhängige Presse mehr, und nach dem bestehenden Gesetz konnte jedem neuen Zeitungsunternehmen die Erlaubnis versagt werden. Indessen mißglückten alle Versuche, sich sämtlicher Aktien der „Quotidienne" zu bemächtigen. Das freche Wagestück, ihren Herausgeber, den berühmten Historiker und erprobten Monarchisten Michaud gewaltsam zu verdrängen, führte zu einem spannenden Proceß. Die unerhörten Machenschaften, in die auch der Minister Corbière verwickelt erschien, wurden enthüllt. Der ehrliche Michaud erhielt unter brausendem Beifall der Zuhörer am 25. Juni sein volles Recht. Labourdonnaye brachte die aufgedeckten Skandale bei der Budgetberatung unter den schärfsten Ausfällen gegen die Regierung zur Sprache. Bald danach erlitt sie eine zweite Niederlage durch die Freisprechung des „Courrier", dessen Erscheinen sie unterbrochen und schließlich

Herstellung der Censur 16. August.

verboten zu sehen gehofft hatte. Es wurde mit jedem Tage klarer, daß die Magistratur sich auf die Würde ihres Amtes besann. Am 15. August entschied der höchste Gerichtshof der letzten Instanz zu Gunsten der Herausgeber des „Aristarch", eines Blattes der unversöhnlichen Ultraroyalisten gegen die Regierung. Am folgenden Tage stellte eine königliche Ordonnanz mit einem Seitenhiebe gegen die herrschende Rechtsprechung gemäß den Vorbehalten des Gesetzes vom 17. März 1822 (s. o. S. 267) die Censur für politische Zeitungen und Zeitschriften wieder her. Diese Rückkehr zur Anwendung des Knebels rief eine tiefgehende Entrüstung hervor. Chateaubriand gab ihr in einer meisterhaften Flugschrift Ausdruck, die zahlreiche andere, derselben Sache gewidmete, in den Schatten stellte, und von der sofort 15000 Exemplare verkauft wurden. In Wien schalt man mit Gentz auf „den Unhold", der seinen Feinden „das Dach über ihren Köpfen in Brand steckte", und in Petersburg wagte man nicht mehr sein Lob zu singen.

Tod Ludwigs XVIII. 16. Sept. 1824.

Die Herstellung der Censur war die letzte wichtige Regierungsäußerung, welche Ludwigs XVIII. Unterschrift trug. Der alte gichtbrüchige König war mit allen Zeichen des Verfalles und der nahen Auflösung behaftet. Seine Willenskraft genügte noch, um bis in die erste Septemberwoche die Formen der Etikette zu wahren, aber sein schlafsüchtiger Zustand ließ sein bevorstehendes Ende ahnen. Nicht ohne Mühe erreichte Frau von Cayla von dem Sterbenden, der sich ans Leben klammerte, die Annahme der kirchlichen Heilsmittel. Am 16. September hatte er ausgelitten, und durch die Tuilerien erscholl der Ruf: „Der König ist todt, es lebe der König". Der Graf von Artois hieß nun Karl X. Die Nebenregierung des Pavillon Marsan verwandelte sich in die legitime Herrschaft, der sechs Jahre genügten, um das Haus Bourbon zu entwurzeln und das Werk der Restauration zu erschüttern.

Italien. Lombardei.

Von allen romanischen Völkern wurde das italienische am wenigsten durch den Ausgang der französischen Heeresfahrt des Jahres 1823 berührt. Denn auf der apenninischen Halbinsel war der Rückschlag gegen die Revolution schon früher erfolgt, und die herrschenden Gewalten brauchten den leichten Sieg, der ihnen zuteil geworden war, nur auszunutzen. Dies ließ sich vor allem die östreichische angelegen sein. Sie handelte dabei in ihrer doppelten Eigenschaft als europäische Großmacht, die ihren vorwaltenden Einfluß in ganz Italien geltend zu machen suchte, und als Inhaberin des lombardisch-venetianischen Königreiches.

Proceß Confalonieris u. a. Das Urteil 19. Dec. 1823.

Hier war, wie früher erwähnt, (s. o. S. 303) zur Zeit der Verurteilung Silvio Pellicos und seiner Schicksalsgenossen der große Proceß gegen den Grafen Confalonieri und seine Freunde noch im Gange.

Seine Leitung lag vornehmlich in der Hand Salvottis, dessen Name seitdem einen ähnlichen Klang in Italien hatte wie der von Kamptz bei einem großen Teile des gebildeten Deutschlands. Zweiundeinviertel Jahr dauerte die Untersuchungshaft in Mailand, voll ausgesuchter seelischer und körperlicher Qualen der Eingekerkerten. Das Urteil lautete für sieben auf Tod, ebenso für Pecchio, Arrivabene, Ugoni und sechs andere, die sich wie sie durch die Flucht hatten retten können. Confalonieris Name eröffnete die Reihe. Neben dem seinigen stand der des Franzosen Andryane, den der alte Verschwörer Buonarroti angestiftet hatte, in der Lombardei die Sekte der Maestri sublimi auszubreiten. Als kein Zweifel mehr über den Ausgang des Processes möglich war, hatten sich Confalonieris Gattin Therese, sein Schwager, sein Vater und sein jüngerer Bruder auf den Weg gemacht, um in Wien die Gnade des Kaisers anzuflehen. Er erklärte den Männern, die er allein vor sich ließ, er müsse ein Beispiel statuiren, und riet ihnen, so schnell wie möglich nach Mailand zurückzukehren, wenn sie ihren Verwandten noch am Leben treffen wollten. Indessen bewirkte, nächst der Fürbitte der Kaiserin, die Hoffnung, ausführliche Geständnisse zu erhalten, eine Umwandlung der Strafe. Im tiefsten Vertrauen teilte Metternich dies dem preußischen Gesandten mit, der keinen Zweifel daran hegte, daß man in Confalonieri „einen der Leiter" des „geheimen Pariser Revolutions-Komites" gefaßt habe[1]).

Der kaiserliche Gnadenakt 8. Jan. 1824.

Für Confalonieri und Andryane bedeutete die kaiserliche Gnade lebenslängliche, für die anderen vieljährige schwere Kerkerhaft. Am 21. Januar 1824 wurden sie in bitterer Winterkälte barhäuptig, mit Ketten an Händen und Füßen am Pranger ausgestellt. Dann folgte der traurige Transport nach dem Spielberg. Unterwegs beim Aufenthalt in Wien empfing Confalonieri den unerwarteten Besuch Metternichs. Der mächtige Minister ließ sich herab, ehe er sich zu einem Ballfest begab, dem armen Gefesselten ein paar Stunden einschmeichelnder und lehrhafter Unterhaltung zu widmen. Es kam ihm besonders darauf an, Näheres über die Beziehungen der Lombarden zum Prinzen von Carignan zu erfahren. Er stellte dem Grafen eine gänzliche Änderung seines Schicksals und eine Milderung des Loses seiner Genossen in Aussicht, wenn er ihm oder dem Kaiser weitere Aufschlüsse geben wolle.[2]) Aber der Überfall wurde abgeschlagen, und der Spielberg nahm seine Opfer auf. Was

[1]) Berichte Hatzfelds 30. Dec. 1823. 9. 27. Jan. 4. 16. Febr. 1824. Arch. Berlin. — Salvotti, wie Kamptz, ein hervorragender Jurist, wird in der Allg. Deutschen Biographie XXXI. 774. gegen die Beschuldigungen von Andryane: Mémoires, die Confalonieri: Memorie e Lettere bestärkt, in Schutz genommen.

[2]) Eine Veröffentlichung von d'Ancona: Relazione del principe di Metternich a S. M. l'Imperatore Francesco sul colloquio col conte Confalonieri, Pisa 1891 ist mir leider nicht zu Gesicht gekommen. Vgl. übrigens d'Ancona: Confalonieri (Nuova Antologia 1890).

Confalonieri hier mit seinen Unglücksgefährten geduldet hat, in enger grabähnlicher Zelle, aller Bequemlichkeiten des Daseins beraubt, bei ungesunder Kost, Monate lang ohne Licht und ohne Bücher, gezwungen, wollene Socken zu stricken oder Lumpen aus dem Spital zu Charpie zu zerfasern, von einem Elenden gepeinigt, der die Rolle des Beichtvaters und des Spions zu verbinden wußte, das alles muß man in seinen eigenen Aufzeichnungen, der besten Ergänzung zu Silvio Pellicos berühmteren Kerkererinnerungen, nachlesen.

Meinungsäußerungen Strassoldos.

Nach den Berichten Strassoldos, des Gouverneurs der Lombardei, hätte der Gnadenakt des Kaisers in allen Klassen der Bevölkerung den besten Eindruck gemacht. Nicht das gleiche konnte er von einer geschichtlichen Darstellung des Processes melden, die in Wien unter Billigung des Kaisers fabricirt, aber in die Mailänder Zeitung unter dortigem Datum eingerückt worden war. Man fand Ungehörigkeiten und Ungenauigkeiten der Darstellung leicht heraus. Strassoldo hatte zu beklagen, daß es nicht gelungen sei, „der öffentlichen Meinung eine heilsame Richtung zu geben.“ Übrigens glaubte er sehr bald zu bemerken, daß während des Karnevals außer den Verwandten der Verurteilten niemand an den Proceß zurückdenke. Alle Welt ersehne vielmehr die Herreise des Kaisers, der sich persönlich davon überzeugen werde, daß die Masse der Lombarden vom Geiste der Revolution und der Sekten unberührt geblieben sei.[1]) Der Kaiser kam denn auch im Frühling 1825 über die Alpen, und der unterwürfige Empfang, den er fand, konnte über alle künftigen Gefahren hinweg täuschen. Auch ließ sich nicht leugnen, daß ein großer Teil der Bevölkerung, vor allem der ländlichen, für die guten Seiten der östreichischen Verwaltung (s. I. 244) empfänglich war. Unter den Gebildeten aber gab es viele, die dadurch mit dem fortdauernden polizeilichen und geistigen Druck der Fremdherrschaft nimmermehr ausgesöhnt werden konnten. Wie einer Heiligen gedachten sie der edlen Therese Confalonieri, von der Manzonis Grabschrift in der Kirche San Fedele rühmte, daß „der Gram sie aufgezehrt, aber nicht besiegt habe“.

Kaiser Franz in Mailand Mai 1825.

Neapel. Letzte Regierungsjahre Ferdinands I. († 4. Jan. 1825).

Bei jenem Besuche des Kaisers Franz erschien die Mehrzahl der italienischen Fürsten wie zur Huldigung in Mailand: außer seiner Tochter, der Herzogin von Parma, und dem Herzog von Modena die neuen Beherrscher Neapels und Toscanas. In Neapel hatte König Ferdinand I. am 4. Januar 1825 sein lästerliches Leben geendet. Seine letzten Regierungsjahre waren nicht dazu angethan gewesen, die schmerzlichen Eindrücke der reaktionären Blütezeit zu verwischen. Im Jahre 1823 wußte

---

[1]) Weisungen Metternichs an Strassoldo 12. Jan. 1824 („je crois devoir vous observer que les corrections et changements qui ont été faits ici à l'extrait juridique ont été soumis à S. M. et ont reçu sa sanction“). 14. Febr. 1824. Berichte Strassoldos 26. Jan., 11. 21. Febr., 5. März 1824. Arch. Wien.

ein gelehriger Schüler Canosas, der Intendant von Cosenza, de Mattheis, den Meister beinahe zu überbieten, nachdem er die Vollmacht zur Verfolgung einer angenommenen Verschwörung in Calabrien erlangt hatte. Er machte, mit Settembrini zu reden, aus seiner Intendantur „eine Folterkammer“ und erfand selbst gräßliche Martern, um Geständnisse zu erpressen. Nach dem Spruch einer Militärkommission wurden drei der Angeklagten hingerichtet, zehn zur Kettenstrafe verurteilt. Zwar erwirkte Medici Mattheis' Abrufung und Untersuchung seiner Amtshandlungen. Aber der Proceß schleppte sich Jahre lang hin, und was Mattheis im großen getrieben hatte, wurde von anderen im kleinen nachgeahmt. Da es neben erfundenen Komplotten auch nicht an wahren Umtrieben phantastischer Geheimbünde fehlte, erschien das Verbleiben der östreichischen Hilfstruppen, wennschon in verminderter Stärke, durchaus unentbehrlich. Denn mit der Neubildung des neapolitanischen Heeres ging es sehr langsam vorwärts. Ein fremder Beobachter, der im Herbst 1824 in Neapel einer großen Parade beiwohnte, spottete über „die 12000 Lazzaroni“, denen außer den glänzendsten Uniformen alles fehlte, was zum Soldaten gehörte.[1]) So bot auch der Zustand der Finanzen für herbe Urteile überreichen Stoff. Einige ausländische Anlehen hatten nur unter sehr ungünstigen Bedingungen abgeschlossen werden können. Unmäßige Erhöhung von Zöllen kam vor allem den Schmugglern und ihren Gönnern in Amt und Würden zugute. Bei einem Deficit von 6¹/₄ Millionen Dukaten verschlang der königliche Hofhalt über ein Zwölftel der Jahreseinnahmen.

In Sicilien, dessen Finanzverwaltung seit 1821 von der des Festlandes getrennt war, erbitterte die Steigerung der Grundsteuer, da man von der Förderung des Straßenbaues, für die sie bestimmt war, wenig bemerkte. Selbst einsichtige Maßregeln wurden mißtrauisch aufgenommen und hatten nicht den erwarteten Erfolg. Dahin gehörte ein Gesetz von 1824, das die Tilgung gewisser feststehender Schuldverpflichtungen, für welche die Gutserträgnisse verpfändet waren, durch Abtretung von Grund und Boden ermöglichte. Thatsächlich dauerte das Latifundienwesen mit allen seinen verderblichen Folgen fast ungeschwächt in vielen Teilen der Insel fort. Während die politische Kluft, die sie vom Festland schied, unausgefüllt blieb, bewahrten ihre eigenen Zustände im großen und kleinen den Charakter halbbarbarischer Zeiten.[2])

Franz I.

Unter Franz I., der schon als Kronprinz so manche Hoffnung getäuscht hatte, fraßen die offenen und versteckten Schäden des Gemeinwesens weiter. Am Hofe, wo ein Kammerdiener und eine Kammerfrau Stellen und Ehren verschacherten, barg sich das liederlichste Treiben in

[1]) Bombelles an Fossombroni 9. Sept. 1824. Arch. Florenz.

[2]) Baer: S. 688 der o. S. 98 citirten Arbeit.

der Hülle scheinheiliger Übungen. Der Adel wurde in die Jagd nach Genuß und Gewinn mit fortgerissen. Den Bürgerstand suchte man durch mönchische Erziehung und polizeiliche Überwachung niederzuhalten. Neue drückende Auflagen, wie eine Gehalts-, Mahl- und Gewerbesteuer in den festländischen Provinzen, konnten das Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben nicht herstellen. Die Zinsen der Staatsschuld, die 1820 in runder Summe 1420000 Dukaten betragen hatten, stiegen bis 1827 auf 5190850 Dukaten.

Abzug der Östreicher. Schweizer Söldner.

Erst zu Beginn dieses Jahres zogen die letzten Östreicher aus Neapel ab. Damit verschwand ein großer Posten aus dem Ausgabeetat des Reiches.[1]) Aber ein anderer war 1825 durch den Abschluß der Kapitulationen in ihn eingestellt worden, welche die Anwerbung von vier Schweizerregimentern gestatteten. Die starken Söhne der Berge Helvetiens, Reisläufer wie ihre Vorväter, sollten in Zukunft den Thron des bourbonischen Königs an den südlichen Meeresgestaden schützen helfen. Inzwischen erklärte sich die östreichische Regierung bereit, im Notfall wieder mit ihren eigenen Kräften „den Feinden der Ordnung und des Friedens" entgegenzutreten. Sie hatte sich nur sehr ungern zum Abzug der letzten Garnisonen aus Neapel verstanden. Da sie aber der Zustimmung aller Großmächte zu ihrem längeren Verbleiben nicht sicher war, leistete sie Verzicht darauf.[2]) Sie ließ jedoch diese Truppen als mobiles Korps vorläufig im lombardisch-venetianischen Königreich stehen. Alle Fürsten Italiens hatten, nach Metternichs Worten, darin „eine neue Probe der beständigen Sorgfalt" zu erblicken, „die Östreich der Erhaltung der Ruhe in diesem schönen Teile Europas widme". Kaiser Franz fügte in einem Schreiben an den König von Neapel noch die vertrauensvolle Mahnung bei, „in den Formen der Regierung seines Reiches niemals eine Änderung zuzugestehen". Die Antwort des Königs lautete so gefügig wie möglich. Man durfte ihn, der als Generalstatthalter ehemals die Cortesverfassung beschworen hatte, in der Wiener Hofburg als den zuverlässigsten Gefolgsmann betrachten.

Parma. Modena. Lucca.

Auch mit den Regierungen der Kleinstaaten Parma, Modena, Lucca hatte sie Grund zufrieden zu sein. In dem zuletzt genannten Herzogtum machte Karl Ludwig, seit 1824 Nachfolger seiner Mutter, obwohl ein Sonderling von unberechenbaren Launen, noch keine Miene, sich der östreichischen Leitung zu entziehen. In Parma behauptete sich der östreichische Feldmarschall-Lieutenant Neipperg bis zu seinem Ende (1827)

[1]) Im Herbst 1824 war die Stärke der Okkupationsarmee bis auf 30000 Mann herabgemindert, nach der Mailänder Konvention vom 28. Mai 1825 kehrte Frimont mit 11500 Mann nach Venedig zurück, im März 1826 blieben nur noch 12000 Mann in Neapel. Nach Bianchini: Storia delle finanze del Regno di Napoli (s. Poggi: Storia d'Italia I. 517) hätte die Okkupation den Staat 85 Millionen Dukaten gekostet.

[2]) Metternich an Bombelles 9. Febr. 1827 (Rußland, Weisungen). Arch. Wien.

an der Spitze der Verwaltung, ohne die ihm zustehende weitreichende Macht zu mißbrauchen. Der Herzog von Modena dagegen fuhr fort, durch maßlose Überspannung seiner fürstlichen Gewalt über die Grenzen seines Ländchens hinaus bei allen freiheitlich Gesinnten Italiens sich verhaßt zu machen. Sein ungeheuerliches Censuredikt des Jahres 1828 gemahnte an die krassesten spanischen Muster, und seine Geheimpolizei that es jeder anderen in der Verfolgung politisch Anrüchiger zuvor. Sie erstreckte ihre Überwachung auf Toscana, wo nach dem Scheitern der neapolitanischen Revolution Poerio, Colletta, Borelli u. a. eine Zuflucht gefunden hatten. Auch durfte hier Vieusseux' „Antologia“ der Sprechsaal gleichstrebender Patrioten bleiben (s. o. S. 77). Diese Duldsamkeit übte der Großherzog Leopold II., den der frühe Tod seines Vaters 1824 zur Herrschaft berief, ebenso wie sein Vorgänger. Er folgte in der Pflege der materiellen Interessen gleichfalls den Überlieferungen seines Hauses. Ein Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben von beinahe drei Millionen Lire im Jahre 1828 und der Beginn der großartigen Entsumpfungsarbeiten im Gebiet der Maremma boten dafür das glänzendste Zeugnis. Zugleich aber stand der Minister Fossombroni wie vordem auf dem Posten, die Selbständigkeit der Regierung nach Möglichkeit gegen den östreichischen Druck zu wahren.[1]

Toscana.

Das gleiche Bestreben war unverkennbar in Rom. Nach dem Hinscheiden des einundachtzigjährigen Pius VII. (20. August 1823) trat es in dem Konklave deutlich zu Tage. Wider Metternichs Wünsche wurde einer der entschiedensten Zelanti, Consalvis Gegner, der Kardinal della Genga, zum Pabst gewählt, der den Namen Leo XII. annahm. Consalvi legte sofort sein Amt nieder, das in die Hände des greisen Somaglia, auch eines der Zelanti, überging, und überlebte seinen Rücktritt nur um wenige Monate. Die bedeutendste legislatorische Leistung aus der Zeit seiner Verwaltung, das Grundgesetz vom 6. Juli 1816 (s. o. S. 169), wurde durch ein päbstliches Motu proprio vom 5. Oktober 1824 abgeändert. Manche Unvollkommenheit des Bestehenden mochte dadurch beseitigt werden. Aber was der Gesetzgebung Leos den Stempel aufdrückte, war die Ausdehnung des Wirkungskreises der Delegaten, die Erweiterung der bischöflichen Gerichtsbarkeit und die Zusage der Wiederherstellung aufgehobener Privilegien des Adels. Der Rückfall in die vorrevolutionären Zustände machte sich auch in einer Reihe von einzelnen Edikten des neuen Pabstes bemerklich. Die Juden verloren das Recht auf Grundeigentum, gerieten unter die alte Gerichtsbarkeit der Inquisition

Kirchenstaat. Tod Pius' VII. und Consalvis 20. Aug. 1823, 24. Jan. 1824.

Leo XII. Tendenzen seiner Regierung.

[1] Polizeiliche Forderungen finden sich z. B. erwähnt in Briefen Fossombronis an Bombelles Arch. Florenz. Die nach Zobi: Memorie etc. oft wiederholte Erzählung, Bombelles habe sich nach Ferdinands III. Tod „in die Nachfolge mischen wollen“, (Gervinus VII. 886, ähnlich Poggi I. 479, Tivaroni II. 18 u. a.) scheint der Beglaubigung zu ermangeln.

und mußten sich beim Anbruch des Abends wieder im Ghetto einsperren lassen. Der Zwang der Kuhpockenimpfung wurde aufgehoben. Die Straßenbeleuchtung ward als eine „französische Einrichtung“ in den Provinzen abgeschafft und in Rom nur der Fremden wegen erhalten. Das ganze Unterrichtswesen stand fortan unter der Oberleitung einer Kongregation von Kardinälen. In diesem Kollegium saß neben Männern von Bildung auch ein Cavalchini, der dem Abbate Scarpellini die aus eigenen Mitteln bestrittene Anschaffung einer Sammlung astronomischer und physikalischer Instrumente mit den Worten zum Vorwurf machte: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, heißt es in den Psalmen, aber nicht diese elenden Werkzeuge“.[1])

Ein anderer hervorstechender Zug der Regierungsthätigkeit Leos XII. war der puritanische Eifer, durch Gebieten und Verbieten, Spioniren und Denunciren die erschlaffte Sittenzucht seiner Unterthanen beiderlei Geschlechtes zu stählen. Fleischliche Vergehungen sollten aufs strengste geahndet werden. Winkelkneipen, in denen es nicht selten stürmisch herging, wurden schleunigst geschlossen. Den Frauen ward vorgeschrieben, wie sie sich zu kleiden, den Wirten, welches Quantum Wein sie über die Gasse auszuschenken hätten. Es war der glühende Wunsch des Pabstes, nach Ausschreibung des Jubiläums für das Jahr 1825, den aus weitester Ferne herbeiströmenden Wallfahrern ein vom Nimbus reiner Frömmigkeit und scheuer Weltflucht umflossenes Rom zu zeigen. Aber durch überspannte Strenge wurde nur der äußere Schein gerettet. In keiner Stadt, urteilte Niebuhrs Nachfolger, Bunsen, gab es so viel unerlaubte Verhältnisse von Frauen wie in Rom. Er hatte von Studenten zu berichten, die bei einer Procession statt der Litaneien unzüchtige Lieder sangen.[2])

Enttäuschungen.

Der Pabst, dem der unruhige Schaffensdrang, aber nicht das Zeitverständnis eines Sixtus V. eigen war, erlebte als italienischer Landesherr im Laufe seiner Regierung noch manche herbe Enttäuschung. Zwar wußte man zu rühmen, daß er die Spitäler mit seinem Besuch überraschte, um sich der richtigen Verpflegung der Kranken zu versichern. Auch ward es als ein schöner Zug gepriesen, daß er den wegen Schuldhaft Eingekerkerten mit eigener Hand die Gefängnisthüre öffnete und aus eigener Tasche für ihre Verpflichtungen aufkam. Allein wenn seine Vielgeschäftigkeit den Rahmen persönlichen Handelns überschritt, gab sie in vielen Fällen zu gewichtigen Bedenken Anlaß. Er setzte eine Behörde ein, die den Beamten auf die Finger sehen und Klagen über ihre Amtsführung entgegennehmen sollte. Aber das tiefe Geheimnis, mit dem die ganze Einrichtung umgeben war, kam dem Denunciantenwesen und der privaten Rachsucht zustatten. Er erhöhte die Zölle auf ausländische Kleiderstoffe und suchte seine Unterthanen dahin zu bringen, sich nach seinem Beispiel

[1]) Bericht Bunsens 1. Mai 1824 (nach Scarpellinis eigener Erzählung). Arch. Berlin.
[2]) Berichte Bunsens mit vielen Beilagen 18. Dec. 1824, 16. Juni 1825. Arch. Berlin.

mit Erzeugnissen der heimischen Manufaktur zu begnügen. Aber diese war dem Wettkampf nicht gewachsen, und dem Einzelnen blieb gewöhnlich nichts übrig, als die fremde Ware teurer zu bezahlen als vorher. Die Unterdrückung der den Delegaten beigeordneten Räte kränkte den ganzen Laienstand. Nicht einmal der Adel wurde durch die auffallende Gunst, die ihm winkte, befriedigt. Große aristokratische Häuser, wie die Borghese, Barberini, Rospigliosi lehnten die Übernahme der ehemaligen feudalen Gerichtsbarkeit und der Waffnung ihrer „Vasallen" entschieden ab, da sie bei dem Zustand der Dinge, wie er war, in Geldsachen sich besser gestellt wußten.

Finanzwesen.

Als beste Seite der Regierung Leos XII. durfte man wohl die Verwaltung des Finanzwesens ansehen. Die Abschaffung einer Auflage, die bisher in Rom für Erhaltung einer ziemlich wertlosen Bürgergarde zu zahlen gewesen war, fand bei der städtischen Bevölkerung Beifall. Die Minderung der Grundsteuer um ein Viertel des bisherigen Betrages wurde von den Grundeigentümern dankbar aufgenommen. Verschuldeten Gemeinden wurde der Verkauf eines Teiles ihrer Güter gestattet. Noch wichtiger schien die Begründung eines Fonds zum Zweck allmählicher Tilgung der konsolidirten Staatsschuld werden zu sollen, die eine jährliche Zinszahlung von 1400000 Scudi erforderte. Allein es gab für die Unverletzlichkeit dieses Fonds keine sichere Gewähr, und die Einkünfte, aus denen er gespeist werden sollte, flossen auch in andere Kanäle ab. Die Wiedererrichtung unterdrückter Klöster kostete große Summen. Bei der Verwaltung der öffentlichen Gelder ging es, wenn auch nicht so unehrlich wie in Neapel, doch nicht immer untadelhaft zu, und mancher Beamte, der die Maske der Gottseligkeit zur Schau trug, hatte sich sehr unverdienter Maßen das Vertrauen des leicht zu täuschenden Herrschers erschlichen.[1])

Politische Sekten.

Es waren nicht nur bezahlte östreichische Späher, die zu vermelden wußten, daß der Pabst mit den Jahren immer mehr an Volksgunst einbüße. Der mittelalterliche Geist der Regierung und die mönchische Überwachung des Alltaglebens, in der sie sich gefiel, wurden noch schwerer ertragen als die der Priestermacht, inmitten der modernen Staatenwelt, unausrottbar anhaftenden Mängel. Daher blieb, namentlich in den Legationen und in den Marken, das Feld für die heimliche Arbeit der politischen Sekten sehr günstig. Carbonari und Sanfedisten lauerten sich gegenseitig auf, und die unbezähmbaren Dämonen des Hasses und der Rache drückten manchem den Dolch in die Hand.

Verfolgungen. Rivarola.

Allerdings schritt Leo XII. mit äußerster Schärfe wie gegen die Räuber so gegen die Carboneria und ihre Abzweigungen ein. Der fanatische, von seiner früheren Wirksamkeit her sattsam bekannte Kardinal Riva-

[1]) Berichte Bunsens 26. Nov., 19. Dec. 1828, 31. Jan. 1825, 12. Juli 1827. Arch. Berlin. Der Scudo = 4,33 Mark.

rola hatte 1824 als außerordentlicher Bevollmächtigter sein Hauptquartier in Ravenna aufgeschlagen und von hier aus den liberalen Sektirern einen Vernichtungskrieg angedroht. Auf massenhafte Haussuchungen und Verhaftungen, namentlich von Beamten, Kaufleuten, Advokaten, Schriftstellern, Handwerkern, folgte ein Proceß bei verschlossenen Thüren, ohne Zeugenverhör und ohne Zulassung von Verteidigern. Am 31. August 1825 endigte er mit einem Richterspruch, dessen wörtliche Ausführung doch nicht als möglich erschien. Aber wenngleich nur zwei Bluturteile zum Vollzug kamen, ließ es sich nicht verwinden, daß so viele Familien durch die mehr oder minder harte Behandlung ihrer Angehörigen in Mitleidenschaft gezogen wurden. Nachfolgende Edikte, die u. a. Verbergung von Waffen und Unterlassung der Anzeige eines Geheimbündners mit Strafen von je zwanzig und sieben Jahren Zwangsarbeit belegten, wirkten weniger abschreckend als anreizend. Rivarola, durch einen Mordanfall tief erschüttert, betrat nun den Weg der Milde, räumte aber bald danach seinen Platz dem Monsignore Invernizzi. Dieser kehrte anfangs wieder die rauhe Seite heraus, wandelte Klöster in Gefängnisse um, da die Kerker nicht ausreichten, und hielt den Ravennaten das Schreckbild von vier an einem Tage Gehängten vor Augen. Alsdann versprach er jedem Angehörigen eines liberalen Geheimbundes, der sich selbst anzeige und schriftlich seine Reue kundthue, volle Verzeihung. Viele gingen den Handel ein, aber für die Ausrottung des Carbonarismus in den Legationen und Marken war, wie sich nachmals zeigte, auch auf diese Weise nichts gewonnen.

Invernizzi.

Piemont. Karl Felix.

In Piemont dagegen schien die Unterdrückung jeder Art von politischem Sektenwesen vollkommen gelungen zu sein. Der Bürgerstand, zurückgesetzt hinter dem Adel, gegängelt von geistlichen Lehrern, lebte in dumpfer Ruhe hin unter einem Fürsten, dem selbst das ruhige Genießen seiner Würde über alles ging. Seine Regierung wurde, abgesehen von einer Kodifikation für die Insel Sardinien, durch keinen nennenswerten gesetzgeberischen Fortschritt bezeichnet. Auch im Heer waren die Spuren der Bewegung von 1821 völlig verwischt. Übrigens wurde die Landmacht, vielleicht in Erinnerung an die damaligen Ereignisse, vom König Karl Felix sichtlich zu Gunsten der Kriegsmarine vernachlässigt. Diese hatte Gelegenheit, den Beherrscher eines der afrikanischen Raubstaaten, den Dey von Tripolis, mit Kanonenschüssen für seine Rechtsbrüche zu züchtigen. Ein Freund des Seewesens weilte der König mit Vorliebe in Genua. Dort empfing er auch im Frühling 1825 den Besuch des Kaisers Franz und Metternichs, die allen Grund hatten, seiner guten Gesinnung versichert zu sein.

Karl Albert, Prinz von Carignan.

Karl Albert, der Prinz von Carignan, war damals gleichfalls anwesend. Seit mehr als Jahresfrist war der Prinz mit dem Oheim voll-

kommen ausgesöhnt. Er hatte mit Einwilligung des Königs unter französischer Fahne am spanischen Feldzug teilgenommen und bei der Erstürmung des Trocadero Beweise seiner Tapferkeit gegeben. Es war, nach Bernstorffs Urteil, wie eine Art von Sühne erschienen, daß er „für die Sache der Legitimität und socialen Ordnung" kämpfte. In Metternichs Augen hatte freilich die Gefahr überwogen, ihn mit französischen Officieren in Berührung zu bringen, „die für die 1821 von ihm verfochtene Sache schwärmten". Allein der Schritt, zu dem der Prinz sich vor der Heimkehr verstand, war einigermaßen beruhigend. Er stellte dem Marchese Karl Emanuel Alfieri, dem französischen Gesandten in Paris, eine Erklärung aus, durch die er sich verpflichtete, nach seiner Thronbesteigung einen Staatsrat zum dauernden Schutz der bestehenden Regierungsform zu bilden. Dies war freilich nicht die formelle „Bürgschaft", die Metternich in Verona vorgeschwebt hatte. Allein man mochte es einem feierlichen Verzicht auf konstitutionelle Pläne gleichachten. Bei der Zusammenkunft in Genua ließen die östreichischen Gäste es sich ohne Zweifel angelegen sein, den sardinischen Thronerben vor Rückfällen in seine politischen Jugendsünden zu warnen. Kaiser Franz sprach mit ihm „wie zu einem Sohne", und Metternich gönnte ihm Stunden lange Belehrungen. „Er wird, ließ er nach Petersburg wissen, für sich und sein Volk eine glückliche Zukunft vorbereiten."[1])

Fortdauer der östreichischen Obmacht in Italien.

Überblickte Metternich die Zustände Italiens, so fand er sie von seinem Gesichtspunkt aus recht tröstlich. Im Norden erfreute ihn „die völlige Vernichtung der Revolution". Im Süden dünkte ihn, so vieles ihm auch im Kirchenstaat und Neapel grundfaul vorkam, die Gefahr ihrer Wiederbelebung nicht erheblich. In jedem Fall hielt sich Östreich bereit, wenn es sein müßte, ihr aufs neue entgegenzutreten. Seine politisch-militärische Vormacht in Italien war durch den Abschluß von Verträgen über die Besetzung von Piacenza, über die Auslieferung von Deserteuren, über Postverbindungen und gegen Schleichhandel ergänzt worden. Keine fremde Großmacht, auch nicht Frankreich, die alte mißtrauische Rivalin, wagte es, die Wege der östreichischen Regierung zu kreuzen, welcher der erprobte Grundsatz des Teilens und Herrschens zur Richtschnur diente. Im italienischen Volk selbst aber hatte, dem äußeren Anschein nach, der Gedanke nationaler Einheit ebensowenig tiefe Wurzeln

[1]) Die Angaben in Metternichs Papieren IV. 254—459 werden berichtigt von Bianchi in der o. S. 362 Anm. 2 angeführten Arbeit. Als Ergänzung derselben und der Mitteilungen über Karl Alberts Gelöbnis von D. Berti (s. dessen Werk: Cesare Alfieri 1887 S. 77, vgl. Vayra: La leggenda di una corona 1896 S. 183 ff.) dienen mir die Weisung Bernstorffs an Truchseß 30. Mai 1823 (Beilage zur Weisung an Hatzfeld 3. Juni 1823). Arch. Berlin. — Vincents Berichte 3. Mai, 25. Dec. 1823, 11. Jan. 1824. Metternichs Weisungen an Lebzeltern 19. Jan. 1824, 18. Juni 1825. Arch. Wien.

gefaßt, wie der Gedanke verfassungsmäßiger Freiheit. Man durfte nach Strassoldos Urteil aus den gelegentlichen Worten Einzelner nicht auf künftige Thaten der Masse schließen. In der Begeisterung, welche Niccolinis „Foscarini“ bei den Zuschauern weckte, erblickte Bunsen nur eine Huldigung, die dem Zauber der Poesie und Geschichte dargebracht wurde.[1] Eine Erfüllung des italienischen Einheits- und Freiheitstraumes, der erlesenen Geistern in das Elend der Verbannung und in das Dunkel des Kerkers folgte, war nicht abzusehen.

[1]) Bericht Strassoldos 31. März 1827. Arch. Wien. — Bericht Bunsens 1. Aug. 1827. Arch. Berlin.

XII.

Die Reaktion in Deutschland.

In dem allgemeinen Bilde politischer Rückschläge und Stillstände, das ein großer Teil des europäischen Festlandes nach Besiegung der romanischen Revolutionen dem Auge bot, nahm Deutschland gewiß nicht den bescheidensten Platz ein. Aber die deutsche Reaktion ging bei der Verfolgung ihres Weges geräuschloser zu Werke als die der bisher betrachteten Schauplätze und weckte bei den nicht unmittelbar betroffenen Zeitgenossen eine viel geringere Teilnahme. Es war der bitterste Schmerz aller derer, die ihre vaterländischen Hoffnungen ehemals auf Preußen gesetzt hatten, daß dieser Staat am wenigsten gesonnen zu sein schien, sie zu erfüllen. Seit der denkwürdigen Zusammenkunft in Teplitz hatte Friedrich Wilhelm III. eine wachsende Geneigtheit bewiesen, selbst in inneren Angelegenheiten sich von Metternichs Ratschlägen leiten zu lassen. Daher glaubte Gentz während des Veroneser Kongresses in seinem Briefwechsel mit Pilat den König überschwänglich als den „Retter von Deutschland und Europa" preisen zu dürfen. Er rühmte „die ungeheuren Fortschritte zum Guten", die Preußen seit drei oder vier Jahren gemacht habe. „Es fehlte, fügte er hinzu, diesem Staate nichts als katholisch zu sein, und er ist neben uns die kräftigste Stütze der Welt. Kehren Sie sich gar nicht mehr an einzelne störende Erscheinungen; die sind nichts als die letzten Zuckungen der elenden Partei, die den armen, moralisch todten Kanzler umgiebt, den der König aus Gutmütigkeit nicht ganz zur Ruhe setzen will. In dem Augenblick, wo der Kanzler von der Bühne abtritt, wird sich zeigen, was Preußen geworden ist."

Preußens Belobung durch Gentz.

Das Siegesbewußtsein, das aus diesen Worten sprach, erhielt die glänzendste Rechtfertigung durch den Ausgang der preußischen Verfassungsangelegenheit. Schritt für Schritt war Hardenberg zurückgewichen, um wenigstens das Gebilde eines „allgemeinen Landtags", mochte er noch so dürftig ausfallen, zu retten. Aber auch dies ward ihm versagt, seitdem die hinter seinem Rücken ernannte Kommission die Entwürfe von Kommunal- und Kreisordnung, die der Zusammensetzung

Die preußische Verfassungsfrage.

von Provinzial- und Reichsständen als Grundlage dienen sollten, ohne langes Zögern zerrissen hatte. So war es im Frühling 1821 geschehen, während Hardenberg von Laibach nach Rom gereist war, um dort die endlich mit der Kurie getroffene Übereinkunft Preußens zu besiegeln. Als er heimkehrte, empfing ihn der Kommissionsbericht vom 19. März, in dem die Erteilung einer Gesamtverfassung widerraten wurde. Statt ihrer sollten nach Anhörung von Notabeln der einzelnen Provinzen nur Provinzialstände geschaffen werden. Diese hätten bei der Festsetzung von Kreis- und Landgemeindeordnung für jede Provinz ihr Gutachten abzugeben. Einzig die Stein'sche Städteordnung wäre mit einigen Abänderungen auf die ganze Monarchie auszudehnen. Der alte Staatskanzler sah, was auf dem Spiel stand. Er war bereit, durch eine neue Kommission unter dem Vorsitz des Kronprinzen Kreis- und Gemeindeordnung und alsdann, mit Zuziehung berufener Vertrauensmänner, Provinzial- und Reichsverfassung ausarbeiten zu lassen. Aber er mahnte eindringlich, diese Krönung des Baues dürfe nicht mangeln. Er rief Friedrich Wilhelm ins Gedächtnis, daß die Verordnung vom 22. Mai 1815 „als eine öffentlich ausgesprochene Zusage aufrecht erhalten werden müsse“.

Der Kommissionsbericht vom 19. März 1821.

Stimmung des Königs.

Indessen war der König durchaus nicht in der Stimmung, sich diesen Mahnruf zu Herzen zu nehmen. Erst kürzlich war jene ihm anstößige Benzenbergische Lobschrift auf Hardenberg, als Förderer „des Repräsentativsystems“ (s. o. S. 133) durch eine französische Bearbeitung Benjamin Constants in maßloser Weise aufgebauscht worden. Ihr Titel verkündigte den „nahen Sieg der konstitutionellen Grundsätze in Preußen“. Was noch unliebsamer war: Constant, der das Original durch Hardenbergs Vertrauten Koreff mit dem Vermerk „de la part de l'auteur“ empfangen hatte, hielt ihn für den Verfasser und führte die Schrift auf amtlichen Ursprung zurück. Zwar ließen Koreff und Hardenberg selbst es nicht an Widerspruch fehlen, und die preußische Staatszeitung brachte sofort eine Strafpredigt des östreichischen Beobachters gegen „die Gaunerei der revolutionären Faktion“ zum Abdruck. Allein der üble Eindruck, den das Vorkommnis auf den König gemacht hatte, wurde nicht verwischt. Die gelungene Flucht des „Demagogen“ Mühlenfels und der tolle Aufruf eines westpreußischen Oberförsters von Hedemann, dem es an der Zeit schien, „mit den Waffen in der Hand eine Verfassung zu fordern“, waren nicht geeignet, seine Laune zu verbessern. „Eine Verzweigung der Carboneria“ sollte sich, Meldungen aus Magdeburg zufolge, sogar bis nach Hannover erstrecken.[1])

Kabinetsbefehl vom 11. Juni 1821.

Als ein von Schuckmann aufgesetzter, vom Kronprinzen unterzeichneter Kommissionsbericht nochmals die Beschränkung auf Einführung von Provinzialständen anempfahl, sprach Friedrich Wilhelm das entscheidende

[1]) Berichte Zichys 3. Febr., 5. 12. 29. Mai, 9. 23. Juni 1821. Arch. Wien.

Wort. Ein Kabinetsbefehl vom 11. Juni 1821 schärfte dem Staatskanzler ein: „Das Weitere wegen Zusammenberufung der allgemeinen Landstände bleibt der Zeit, der Erfahrung, der Entwicklung der Sache und meiner landesväterlichen Fürsorge anheimgestellt.“ Eine Denkschrift, durch welche Hardenberg diese Entscheidung rückgängig zu machen suchte, wurde einer neuen am 30. Oktober berufenen Kommission überwiesen. Ihren Vorsitz führte der Kronprinz. Außer den Mitgliedern des letzten Ausschusses, der Kreis- und Landgemeindeordnung zu Fall gebracht hatte, gehörten zu ihr noch Vincke, Schönberg und der ehemalige Minister von Voß. Metternich sah ihn mit großer Freude in diesen Kreis aufgenommen. Er war der erbitterte Gegner aller Reformgesetze, denen Preußen seit dem Tilsiter Frieden seine Wiedererhebung verdankte. Schon 1817 hatte er sich dahin ausgesprochen, man müsse mit Provinzial- und Kreisständen beginnen und hinsichtlich ihrer Zusammensetzung „die Überbleibsel der alten Stände“ hören. (S. I. 437). Die Anhänger des Feudalismus gewannen durch seinen Zutritt eine bedeutende Verstärkung.

Kommission vom 30. Okt. 1821 unter Vorsitz des Kronprinzen.

Der Staatskanzler ließ sich stillschweigend bei Seite schieben. Er nahm seine letzte Kraft zusammen, um wenigstens die bedrohte Verwaltungseinheit der Monarchie zu retten. Den Klagen über das „zu viel Regieren“ der Centralbehörden und über die Eingriffe der „Berliner Bureau-Beamten“ hatten sich im Laufe der Jahre wachsende Beschwerden wegen der Kostspieligkeit der modernen Verwaltung zugesellt. Die altständisch Gesinnten, wie Marwitz, dem Reichsstände als „neue demagogische Erfindung“ galten, ersehnten auch in der Verwaltung gänzliche Auflösung der Reichseinheit. Der streitbare Junker hoffte noch den Fall „aller Sach-Minister“ nebst ihrem gesamten Personal und die Wiedereinsetzung von Provinzial-Ministern zu erleben, die „in den Provinzen“ wohnen sollten. Unter ihnen wollte er sich Landräte, auf einige Jahre gewählt, gefallen lassen, neben ihnen Provinzialstände wie Kreisstände zur Seite des Landrates, über ihnen einen Staatsrat, mit Ausschluß „aller bloßen Theoretiker“, als nötiges Bindungsmittel. Eine Schrift von Schmaltz, die Preußen gleichsam für ein Gefüge von einzelnen Staaten erklärte, kam diesen zersetzenden Meinungen zu Hilfe. Sollte es sich nur darum handeln, den Gefahren überspannter Centralisation entgegenzuarbeiten, so waren mehrere der freisinnigen hohen Beamten nicht abgeneigt, mit den feudalen Wortführern ein Stück Weges zusammenzugehen. In einem Ausschuß, den Hardenberg damals einberief, um über Verbesserungen der Verwaltung zu beraten, konnte man z. B. Vincke gleichfalls die Rückkehr zur Einrichtung von Provinzialministerien, neben denen er nur vier Fachministerien erhalten wissen wollte, sehr warm empfehlen hören. Es war ein großes Verdienst W. von Humboldts, dessen Gutachten Vincke erbat, diesen Gedanken mit sieghaften Gründen zu bekämpfen. „Das Regieren, betonte

Bedrohung der Verwaltungseinheit.

Humboldt, verlangt zuerst Einheit in allen Maßregeln, die von dem obersten Regierungspunkt ausgehen.“ Zugleich aber gab er dem entmutigten Freunde seine alte Überzeugung kund, „daß es sehr bedenklich sein würde, Provinzialstände, ohne allgemeine zu errichten.“ Die Frage, ob dies oder das Umgekehrte geschehen solle, war für ihn ungefähr dieselbe wie die, „ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder ein Staat bleiben solle.“

Die Kommission und die Notabeln.

Die neue Verfassungskommission, mit dem romantisch fühlenden Kronprinzen an der Spitze, dachte anders. Auch war ihr durch königlichen Entscheid das Ziel gesteckt. Eines ihrer Mitglieder versicherte dem östreichischen Gesandten, „das monarchische Princip“ werde siegen, die Gegenpartei suche in ihrer Verzweiflung den Kronprinzen in den Augen des Volkes herabzusetzen.[1]) Bei der Einberufung von Notabeln aus den einzelnen Provinzen wurde der Adel noch weit mehr, als bei der Umfrage Altensteins, Klewiz' und Beymes im Jahre 1817, bevorzugt. Mit jeder Gruppe der Einberufenen fand eine besondere, ins tiefste Geheimnis gehüllte Verhandlung statt. Jede wurde vornehmlich wegen der Zusammensetzung der künftigen Stände ihrer Provinz zu gutachtlicher Äußerung aufgefordert. Hinsichtlich ihrer Befugnisse und aller übrigen Fragen von Belang faßte die Kommission nach eigenem Ermessen Beschlüsse. An dem Grundsatz, daß die ständischen Verbände mit den bestehenden Provinzen sich zu decken hätten, hielt sie im allgemeinen fest. Nur ausnahmsweise wurden u. a. die klagenden Altmärker in den ehemaligen ständischen Verband von Brandenburg aufgenommen. Aber ebenso unzweideutig sollte der Grundsatz zur Anschauung kommen, daß es sich nicht um eine „Charte“ für den Gesamtstaat, sondern um besondere, wenn auch beinahe übereinstimmende „Charten“ der einzelnen Provinzen handle. Nur in kürzester Form, als Einleitung der verschiedenen Sonderurkunden, wurde die Zuständigkeit der künftigen Provinzialstände durch ein allgemeines Gesetz vorgezeichnet. In diesem ward weder das Verfassungsversprechen des 22. Mai 1815 noch die reichsständische Klausel des Staatsschuldenediktes von 1820 (s. I. 610) mit einer Silbe erwähnt. Das Volk sollte sich an den unverbindlichen Worten des Königs genügen lassen: „Wann eine Zusammenberufung der allgemeinen Landstände erforderlich sein wird, und wie sie dann aus den Provincialständen hervorgehen solle, darüber bleiben die weiteren Bestimmungen Sr. Majestät landesväterlicher Fürsorge vorbehalten.“

Sieg der bureaukratisch und altständisch Gesinnten.

Die Verhandlungen im Schoße der Kommission verliefen nicht ganz ohne Kampf. Vincke und Schönberg bildeten gleichsam ihre Linke. Aber sie konnten gegen die Partei der bureaukratisch und altständisch Gesinnten, die sich in Schuckmann und Wittgenstein, Ancillon und Voß ver-

[1]) Berichte Zichys 30. August 1821. 16. Januar 1822. Arch. Wien.

körperten, wenig ausrichten. Das Urteil der zuletzt Genannten, mit denen der Kronprinz als gelehriger Leser Hallers in der Verwerfung papierener Verfassungen sich begegnete, fiel für die Bildung seiner eigenen Meinung schwer ins Gewicht. Um nichts zu versäumen, erbat er sich auch das Gutachten des von ihm hochverehrten Stein, ohne dessen Stimme, wie er ihm in jugendlicher Begeisterung schrieb, es bei Ordnung „ständischer Angelegenheiten“ unmöglich „in preußischen Landen abgehen könne“. Es war freilich mehr ein Akt der Höflichkeit, da die wichtigsten Beschlüsse der Kommission bereits feststanden. Stein sprach sich über ihre Arbeit mit gewohntem Freimut aus. „Soll das ganze Werk, antwortete er am 20. November 1822, nur eine Schau-Anstalt gleich denen österreichischen sein, so unterlasse man lieber das Spiel, es täuscht niemand, erregt nur Erbitterung und Ekel“. Die amtliche Anfrage des Kronprinzen hatte sich nur auf die Einrichtung der Provinzialstände bezogen. Doch hatte er den Wunsch geäußert, „bei Gelegenheit“ auch die Ansicht des großen Staatsmannes „über zukünftige allgemeine Stände der preußischen Monarchie, über ihre Form, ihre Größe, ihre Zusammensetzung und vorzüglich über den Zeitpunkt ihrer Organisation“ zu vernehmen. Stein versprach, der Beantwortung dieser Frage seine „ungeteilte Aufmerksamkeit zu widmen“ und erklärte zunächst: „Ich halte die Provinzialstände für eine Vorübung zu dem schwierigen Beruf der allgemeinen Stände“. Daß es bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms III. jemals dazu kommen werde, wagte er schwerlich zu hoffen.

Gutachten und Schreiben Steins an den Kronprinzen 6. 10. Nov. 1822.

Nur wenige Wochen vorher war Hardenberg einer Mitteilung der fertigen Entwürfe des allgemeinen Gesetzes und der Anordnung von Ständen für die Provinz Brandenburg gewürdigt worden. Bis dahin hatte man ihm, dem Staatskanzler, in die Arbeiten der Kommission keinen Einblick gewährt. Der König entzog dem in Schulden verstrickten, durch lockere Sippschaft ausgebeuteten greisen Lebemann sein Vertrauen in demselben Maß, in dem er es dem ordnungsliebenden, sittenreinen Voß zuwandte. Mitte September ließ Hardenberg es sich bieten, daß dieser alte Widersacher zum Vicepräsidenten des Ministeriums und des Staatsrates ernannt wurde. Die provinzialständischen Entwürfe übergab er, im Begriff zum Kongreß nach Verona zu reisen, dem vertrauten Friese zur Begutachtung, der sie in einer Denkschrift vom 2. November entschieden verurteilte. Es wurde Hardenberg erspart, zu erleben, daß dieser verspätete Einspruch ohne jede Wirkung verhallte. Von Verona aus reiste er in Gesellschaft seiner nichtswürdigen Geliebten nach Genua, wo ihn am 26. November nach kurzer Krankheit der Tod ereilte. So endete ein thatenreiches Dasein, bei dessen Betrachtung, wie Goethe am siebzigsten Geburtstag Hardenbergs gerühmt hatte, dem Rückblickenden wohl „die Gedanken vergehen“ konnten. Hatte der Dichter aber damals

Mißachtung Hardenbergs. Voß Vicepräsident des Staatsrates Sept. 1822.

Hardenbergs Tod 26. Nov. 1822.

neben dem „freien Geist" und dem „Vertrauen" auch „das feste Handeln" des Jubilars gepriesen, so gaben die letzten Lebensjahre des Staatskanzlers diesem poetischen Lob durchaus nicht Recht.

Voß. Sein Tod 30. Jan. 1823.

Es war nicht überraschend, daß Voß sein Nachfolger wurde. Der Berliner Witz spottete über diesen „Marschall Rückwärts", der auf den Adressen seiner Briefe das „Hochwohlgeboren" allein dem Adel vorbehielt. Im östreichischen Gesandtschaftshotel aber galt er neben Wittgenstein als bester Bürge dafür, daß „Preußen sich endgiltig aus dem Geleise der Tagesideen entfernt habe". Des Kronprinzen war der zeitige Vertreter Östreichs noch nicht unbedingt sicher. Das politische Glaubensbekenntnis, das dieser bei Entlassung der rheinischen Notabeln ablegte, klang ihm zu stark „deutschgesinnt" und „folglich etwas dem Liberalismus zugewandt." Der Thronfolger sollte den Notabeln u. a. erklärt haben, es werde kein Schritt rückwärts gemacht werden, noch sei nichts fertig, alles hänge von den Ständen ab. Auch die reichsständische Klausel des Staatsschuldenediktes von 1820, obwohl man sie mit Stillschweigen überging, bereitete dem Östreicher einige Sorgen. Er wollte wissen, daß Voß, um sie unwirksam zu machen, daran denke, die Schuldenverwaltung unter Aufsicht der Provinzialstände zu stellen. Indessen bereits nach wenig Wochen hatte er zu melden, daß Voß am 30. Januar 1823 seinem Vorgänger ins Grab nachgefolgt sei[1]).

Aufhebung des Ministerpräsidiums.

Mancher Vaterlandsfreund mochte, wie Gneisenau schon nach Hardenbergs Tod, seine Augen auf Stein hinwenden. Stein selbst gab den Plan einer Berliner Reise auf, „um sich nicht dem Verdacht von Absichtlichkeit und Intrigue auszusetzen". Allein es war nicht daran zu denken, daß der König diesen Feuergeist jemals wieder in seine Nähe rufen werde. Ebenso blieb er den Ratschlägen Witzlebens unzugänglich, der mit vielen anderen in Humboldt den rechten Mann für die Stelle des leitenden Ministers sah. Er hatte die Absicht, sie einem berühmten Soldaten, dem Feldmarschall Kleist von Nollendorf, anzuvertrauen. Als auch dieser noch im Laufe des Winters starb, entschloß er sich, das Amt des Ministerpräsidenten ganz aufzuheben. Vergeblich brach Witzleben nochmals für Humboldts Präsidium eine Lanze. Es sollte fortan nur ein Kollegium selbständiger Fachminister geben, was die Gefahr in sich barg, daß jeder seinen Weg für sich ging. Außer den Ministern des Auswärtigen und des Krieges, Bernstorff und Hake, hatte Graf Lottum, der das Schatzministerium abtrat, dem König regelmäßig Vortrag zu halten. Er war nach Vinckes Urteil „ein sehr braver, verständiger Mann", dem aber „die notwendige Energie gänzlich fehlte", bestehende Übel „an der Wurzel" an-

[1]) Berichte Hügels 22. Sept. 18. Jan. 1. Febr. 1823. Noch am 27. Nov. 1827 berichtete Werner: „Feu le ministre de Voss avait le projet de renverser de fond en comble cette législation (seit 1808) de nivellement." Arch. Wien.

zugreifen.[1]) In der That machte er keinen Anspruch darauf, den Willen des Königs zu bestimmen, den ein geschmeidiger Ratgeber wie Wittgenstein weit eher mit gewohnter Kunst zu lenken suchen konnte. Den östreichischen Machthabern war die Lösung der preußischen Ministerkrise, so wie sie vor sich ging, sehr erwünscht. Sie hatten zudem die Freude, seit dem 1822 erfolgten Tode Krusemarcks Preußen in Wien durch den Fürsten Hatzfeld vertreten zu sehen, der ganz ein Mann nach ihrem Herzen war. Hatzfeld, bis dahin Gesandter in Brüssel, hatte als Gouverneur von Berlin im Unglücksjahre 1806 und nachher als Vergötterer Napoleons eine traurige Berühmtheit erlangt. Die besten preußischen Patrioten, u. a. Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Gruner waren einst von ihm als „Sektirer und deutsche Jakobiner" angeschwärzt worden. Der „deutsche Jakobinismus" blieb auch nach den Befreiungskriegen sein Schreckgespenst, und in Metternich verehrte er mit sklavischer Unterwürfigkeit den Schutzgeist der Ruhe und Ordnung des Gesamtvaterlandes.

Hatzfeld in Wien.

Die öffentliche Meinung in Preußen verhielt sich gegenüber diesen Personalveränderungen ebenso zurückhaltend wie gegenüber der Versagung von Reichsständen und einer Verfassungsurkunde. Man hörte keine Mahnung an das Königswort vom 22. Mai 1815, als am Geburtstag Friedrich Wilhelms das allgemeine Gesetz über die Provinzialstände vom 5. Juni und die besonderen Gesetze vom 1. Juli 1823 über ihre Anordnung für Brandenburg, Preußen und Pommern veröffentlicht wurden. Am 27. März 1824 folgte die Bekanntmachung der Gesetze für Sachsen, die Rheinprovinz, Schlesien, Westfalen und Posen.

Allgemeines Gesetz über die Provinzialstände und erste Provinzialordnungen 5. Juni 1. Juli 1823.

Ungeachtet mannichfacher Unterschiede in der ständischen Vertretung der einzelnen Provinzen waren die Grundzüge ihrer Zusammensetzung gleichartig. In allen enthielt die ständische Versammlung Abgeordnete der Ritterschaft, der Bürger, der Bauern. In vier Provinzen gab es noch einen ersten Stand von ehemals Reichsunmittelbaren mit Virilstimmen. Die Wählbarkeit war durchweg an zehnjähriges Grundeigentum und wie das Wahlrecht an die Gemeinschaft mit einer der christlichen Kirchen gebunden. Für die Wahlfähigkeit wurde das vierundzwanzigste, für die Wählbarkeit das dreißigste Lebensjahr angesetzt. Der zweite und dritte Stand hatten ihre Abgeordneten in der Regel mittelbar zu wählen, während dem ersten die unmittelbare Wahl auf den Kreistagen oblag. Die Wahl galt für sechs Jahre, dergestalt, daß alle drei Jahre die Hälfte der Abgeordneten jeden Standes ausschied.

Zusammensetzung der Provinzialstände.

Ein flüchtiger Blick auf die näheren Bestimmungen lehrte, daß „der Geist der älteren deutschen Verfassungen", den der König in dem allgemeinen Gesetz anrief, doch nur unvollkommen in dem preußischen Versuch ihrer Nachbildung zum Ausdruck gelangt war. Die großen socialen Wand-

[1]) Vincke an Stein 5. Juni 1823. Stein'sches Archiv Nassau.

lungen der Revolutions- und Reformzeit, vornehmlich Folgen der Säkularisation und des Wechsels der ländlichen Besitzverhältnisse, hatten gebieterisch Berücksichtigung gefordert. Im Westen der Monarchie erschien es nicht denkbar, dem katholischen Klerus seine alte Stelle in der Standschaft einzuräumen. In die Ritterschaft mußte man wohl oder übel den bürgerlichen Eigentümer eines „Rittergutes" einbeziehen, soviel Schwierigkeiten es machte, diesen nur dem Osten geläufigen Begriff klar zu umschreiben. Auch die Verpflichtung der Abgeordneten, nach Instruktionen ihrer „Stände" zu stimmen und die Trennung des Provinziallandtages in ständische Kurien fielen fort. In der kleinen ungeteilten Versammlung entschied Zweidrittelmehrheit. Nur über Fragen, „bei denen das Interesse der Stände gegeneinander geschieden" sei, war ihre gesonderte Abstimmung gestattet. Nach der wohlbegründeten Ansicht Steins war dies ein sehr schlechter Ersatz der regelmäßigen Trennung in Kurien, die er als „eine altherkömmliche, durch die Erfahrung bewährte Form" verteidigte. Ebenso zutreffend war seine Rüge der Klausel, nach welcher Handel- und Gewerbtreibende im zweiten Stand ohne den Nachweis eines gewissen städtischen Grundeigentums von der Wählbarkeit ausgeschlossen waren. Steins Denkungsart sprach sich aber auch darin aus, daß er die Übergehung der Kirche und die Vernachlässigung der „adligen Koporationsrechte", die er freilich nicht nur an den „Stammbaum" gebunden wissen wollte, entschieden tadelte. Humboldts modernerem Urteil lief dieser Tadel zuwider. „Die Kirche, schrieb er dem Freunde, hat bei den Evangelischen ein wahrer Stand sein zu können aufgehört, bei den Katholiken sind nur Trümmer übrig geblieben. Der Adel hat, schon vor der Einwirkung der Revolutionen, durch eigene Lauigkeit und Schlaffheit, frivole Verschuldung, Veräußerung seiner Güter, wo ihm nur das Gesetz nicht geradezu in den Weg trat, Abweichen von Einfachheit und Reinheit vorväterlicher Sitte sich selbst die Grube gegraben. . . Es hat sich ein Mittelstand erhoben, . . dem man Tüchtigkeit, Betriebsamkeit, Intelligenz und wohlwollenden Vaterlandseifer nicht absprechen kann."

Übergewicht des Großgrundbesitzes.

Dieser Mittelstand war bei der Zusammensetzung der Provinzialstände sichtlich zu kurz gekommen. Zu schweigen von ihrem rein physiokratischen Gepräge: es war der große Grundbesitz, der in ihnen eine maßlose Bevorzugung genoß. Ihm wurde, außer in der Rheinprovinz, Westfalen und Ostpreußen, ungefähr die Hälfte, den Städten ein Drittel, den Bauern ein Sechstel der Abgeordneten zugeteilt. Friese hatte im Sinne Hardenbergs für jeden Stand ein Drittel gefordert. Aber manchem der adligen Notabeln war das angenommene Stimmenverhältnis noch zu ungünstig erschienen. Es war ein weiteres Zugeständnis an den Geist des Feudalismus, daß der König sich vorbehielt, „den Besitz bedeutender

Familien-Fideikommißgüter" in der Vertretung des „ersten Standes zu bevorrechten".

Befugnisse der Provinzialstände.

Frug man nach den Befugnissen dieser Provinzialstände, so fand sich, daß ihnen, mit Überlassung der sogenannten provinziellen „Kommunalangelegenheiten", wie der Verwaltung von Armen-, Irren-, Blindenanstalten, ein engbegrenztes Feld eigener Thätigkeit unter staatlicher Aufsicht zugewiesen war. Aber das Recht des Beschließens, das Stein, hierin mit Humboldt ganz einig, gefordert hatte, ward ihnen versagt. Sie hatten Gesetzentwürfe, welche die Provinz als solche angingen, in geheimen Verhandlungen nur zu beraten. Außerdem ward ihnen in Gnaden erlaubt, „Bitten und Beschwerden", die sich auf das Wohl der Provinz oder eines Teiles derselben bezögen, bei der Regierung anzubringen. Aus dem Lande Beschwerden entgegenzunehmen sollte ihnen nicht zustehen. Beim Verzicht auf die gleichzeitige Bildung von Reichsständen war es dem Kronprinzen und der Kommissionsmehrheit geboten erschienen, vorläufig auch die Überweisung allgemeiner Gesetzentwürfe für provinzialständische Beratung in Aussicht zu nehmen. Dies geschah mit der Einschränkung auf Gesetze, die „Veränderungen in Personen- und Eigentumsrechten und in den Steuern" enthielten, „soweit sie die Provinz betreffen" würden. Humboldt durchschaute das Gefährliche dieser Halbheit. Er sagte voraus, daß die Regierung „vielerlei Hemmung" an den Provinzialständen erleben und durch „ewiges Bemühen, sie in Schranken zurückzudrängen", ermüdet werden würde. Auch fürchtete er gleich Stein und Friese den bedenklichen Einfluß der Provinzialstände, mit ihrem Übergewicht der Privilegirten, auf die Gestaltung der Landgemeinde- und Kreisordnung. Von jener war nach dem letzten mißglückten Anlauf zunächst keine Rede. Die Bollwerke des Junkertums, gutsherrliche Polizeigewalt und patrimoniale Gerichtsbarkeit, blieben daher für unberechenbare Zeit in vollem Umfang gesichert. Die Anordnung der künftigen Kreisstände wurde aber ausdrücklich von den Vorschlägen der ersten Provinziallandtage abhängig gemacht. — So war das Werk beschaffen, zu dessen Herstellung sich feudaler Eigennutz und bureaukratische Furchtsamkeit die Hand gereicht hatten. Konnten die preußischen Provinzialstände auch nicht auf die Stellung der östreichischen Postulatlandtage herabgedrückt werden: die preußische Verfassungsfrage, die für die östreichische Regierung so lange ein Schreckbild gewesen war, schied für zwei Jahrzehnte gänzlich aus dem Bereich ihrer Erwägungen aus.

Sieg des Feudalismus und der Bureaukratie.

Östreichisch-preußisches Zusammenwirken im Bundestag.

In den deutschen Bundesangelegenheiten durfte Östreich sich gleichfalls einer Reihe von Erfolgen rühmen, die ohne Preußens Fügsamkeit nicht möglich gewesen wären. Zwar fielen Anmaßungen des reizbaren



Präsidialgesandten Buol in Frankfurt seinem schwachen preußischen Amtsgenossen Goltz mitunter lästig. Auch erkühnte sich 1822 ein Unterbeamter des Grafen Goltz, der Legationsrat Küpfer, in einer geheimen, nach Jahren ans Licht gezogenen Denkschrift, das einstige „Aufhören der preußisch-östreichischen Allianz“ und „die Bildung einer festen preußischen Klientel“ ins Auge zu fassen. Allein dieser Ehrgeiz lag der damaligen Regierung des Staates Friedrichs des Großen ganz fern. Sie schloß sich vielmehr, wie in der europäischen, so in der deutschen Politik möglichst enge an Östreich an. Mit ihm vereint suchte sie vor allem den kecken Widerstand einer Partei zu brechen, die sich am grünen Tisch der Diplomatenversammlung in der Eschenheimer Gasse gegen die beiden Großmächte geschart hatte.

Die Oppositionspartei unter Wangenheim.

Der anerkannte Führer dieser Partei war Wangenheim, der Gesandte König Wilhelms von Würtemberg. Der geistvolle, von Kampf- und Lebenslust sprühende Edelmann hatte allerdings an dem rheinbündischen Sirenengesang, den der Verfasser des „Manuskriptes aus Süddeutschland“ anstimmte, kein Gefallen. Aber an seinem Lieblingsgedanken, eines „Bundes im Bunde“, hielt er fest. Die Mittel- und Kleinstaaten sollten als dritte Gruppe, als „reines Deutschland“ gegen die beiden Großen zum Schutze „der Souveränität“ der Einzelregierungen und „der legitimen Rechte der Völker“ fest zusammenstehen. König Wilhelm hatte eine unverhohlene Freude an den Reden, Anträgen und Gutachten, durch die sich sein unermüdlicher Gesandter in der Versammlung und in den Ausschüssen hervorthat. Der Sachse von Carlowitz, die beiden Hessen von Harnier und Lepel, leisteten ihm häufig Gefolgschaft. Der Baier von Aretin ließ sich durch die feurige Beredsamkeit des liebenswürdigen würtembergischen Kollegen auch nicht selten bestricken. Selbst beim ehrgeizigen badischen Freiherrn von Blittersdorff machte der Wunsch einer Belebung des Bundestags mitunter der gläubigen Bewunderung Metternichs das Feld streitig. Von den Gesandten der freien Städte ballte wenigstens, nach Wangenheims eigenem Ausdruck, dieser und jener „die Faust in der Tasche“. Nicht gewohnt, seinen Worten einen Zaum anzulegen, sagte er gelegentlich einem Mitglied der diplomatischen Tafelrunde ins Gesicht, er betrachte „die Bundes- und Schlußakte als Aktenstücke, aus welchen man alles machen könne“.[1]) Man erzählte sich schaudernd, daß er in der Weinlaune einmal ein Hoch auf die Republik ausgebracht habe.

Das Bundeskriegswesen. „Allgemeine Umrisse“ 9. April, „Nähere Bestimmungen“ 11. Juli 1821.

Die Opposition, der er das Banner voraustrug, würde ein reineres Andenken hinterlassen haben, wenn sie sich nicht dann und wann mit großen vaterländischen Interessen in Widerspruch gesetzt hätte. Dies war der Fall bei Gelegenheit der erregten Verhandlungen über das Bundeskriegswesen. Nach langjährigen Zänkereien wurden am 9. April 1821

[1]) Bericht Buols 20. April 1822. Arch. Wien.

„allgemeine Umrisse“ der deutschen Heeresverfassung in 24 Artikeln, und bis zum 11. Juli 1822 dazu gehörige „nähere Bestimmungen“ vereinbart. Die zehn Armeekorps des Bundesheeres umfaßten nach einer auf fünf Jahre festgestellten Matrikel wenig mehr als 300000 Mann, von denen Östreich und Preußen in je drei Armeekorps etwa 95000 und 80000 zu stellen hatten. Den Mittel- und Kleinstaaten verblieben vier Armeekorps in einer Gesamtstärke von etwas über 125000 Mann. Von diesen vier Truppeneinheiten erschien das neunte Armeekorps, das u. a. die räumlich weit von einander getrennten Sachsen und Nassauer, Kurhessen und Luxemburger in sich einschloß, als eine buntscheckige Merkwürdigkeit ersten Ranges. Buntscheckig waren auch Uniformirung und Bewaffnung fast sämtlicher Aufgebote der Mittleren und Kleinen. Die Eifersucht auf ihre Souveränität trat bei diesem gefährlichen Spiel mit äußerlichen Besonderheiten ebenso unverhüllt zu Tage wie in den beliebten Einschränkungen der Macht des Oberfeldherrn. Für den Kriegsfall von der Bundesversammlung erwählt und beeidigt, hatte er derselben „nach getroffenen Einleitungen“ die „Umrisse“ seines Operationsplanes vorzulegen. In seinem Hauptquartier war „zur vollen Beruhigung“ der einzelnen Bundesstaaten ein höherer Officier für jedes Armeekorps aufzunehmen, der „die Interessen“ des Korps zu vertreten hatte. Nimmt man dazu die Verschiedenheiten hinsichtlich der Wehrpflicht und Dienstzeit, die Möglichkeit starker Beurlaubungen, die mangelnde Vorsorge für gemeinsame Friedensübungen und regelmäßige Inspektion, so versteht man erst recht den tiefen Sinn des achten Artikels dieser deutschen Heeresverfassung: „Nach der grundgesetzlichen Gleichheit der Rechte und Pflichten soll selbst der Schein von Suprematie eines Bundesstaates über den andern vermieden werden.“

Streit über die kleinsten Kontingente.

Eine Quelle des Haders, die auch durch die Annahme der Grundzüge der Heeresverfassung nicht verstopft wurde, war die Frage wegen der Gestaltung der kleinsten Kontingente. Es mußte jedem Kinde einleuchten, daß sich die „streitbare Mannschaft“ der 55 Lichtensteiner oder der 145 Hohenzollern-Hechinger für die Stellung aller Waffengattungen schlechterdings nicht eignete. Aber dies verbot sich auch bei etwas stärkerem Anschwellen der Truppenzahl. Daher war auf gütliches Übereinkommen der Glieder zusammengesetzter Korps und Divisionen gerechnet. Äußersten Falles behielt die Bundesversammlung sich die Entscheidung vor. Der Landgraf von Hessen-Homburg hatte jedoch den sehnlichen Wunsch, außer 147 Infanteristen auch noch ihm zugeteilte 29 Kavalleristen, 14 Artilleristen und 2 Pioniere „in natura“ aus der Mitte seiner Landeskinder zu liefern, weil er damit billiger als durch „ausländische“ Vertretung abzukommen hoffte. Der Herzog von Nassau dagegen forderte mit unbezähmbarer Heftigkeit Erlaß jeder Leistung von Reiterei und erbot sich dafür zu

verhältnismäßig stärkerer Stellung von Infanterie und Artillerie. Mischte sich in solche Händel noch die Streitfrage ein, ob Stimmeneinheit erforderlich sei, oder Stimmenmehrheit genüge, so war vollends kein Ende des beschämenden Schauspiels abzusehen. Auch die Angelegenheit der Bundesfestungen gelangte noch nicht zum Abschluß. Wangenheim versuchte u. a. dem Bund ein Bestätigungsrecht der Gouverneure und Kommandanten zu sichern. Die Übernahme von Mainz, Landau und Luxemburg ward zum Schaden der Wehrfähigkeit dieser Plätze verzögert. Hinsichtlich der vielumstrittenen neuen Schutzmauer Süddeutschlands kam man nicht über das Schwanken zwischen Ulm, Rastatt, Germersheim hinaus.

Die Bundesfestungsfrage.

Auf einem anderen Felde richtete die Opposition ihre Spitze gegen eine der Großmächte, die preußische, allein. Es war das preußische Zollgesetz, dem der Kampf galt. Außerhalb der Bundesversammlung wurde im nahen Darmstadt auf jenen schon zu Wien verabredeten Konferenzen (s. I. 625) an der Herstellung eines Zollvereines für das „reine Deutschland" gearbeitet. Wangenheim war die treibende Kraft der Konferenzen. Darmstadt wurde nach der Ansicht des preußischen Bundestagsgesandten „ein Theater der Intrigue". Er klagte bitterlich über die „unbegreifliche Schwäche" der dort vertretenen Regierungen und rügte die Einmischung „verdächtiger und gefährlicher Schwindler." Aber auch Metternich betrachtete diese Zusammenkunft, an die der List'sche Handelsverein überschwängliche Hoffnungen knüpfte, mit Argwohn. Er setzte sich mit Rechberg ins Einvernehmen und ließ nach Karlsruhe und Biebrich, Darmstadt und Weimar den Warnungsruf ergehen: „Aus allem, selbst dem Einfachsten, wird heute Gift gesogen, und alles dient den Schlechten zu lebendigen Waffen." [1]) Seinen Abmahnungen kam der Gegensatz der Parteien zu Hilfe. Baiern hielt zu Gunsten seiner Industrie an hohem Schutzzoll fest. Die handeltreibenden rheinischen Gebiete umgekehrt fanden bei seiner Milderung ihre Rechnung. Die thüringischen Staaten verhandelten gleichzeitig unter sich. Das Großherzogtum Hessen drohte bald, sich von den anderen gänzlich zu trennen.

Die Darmstädter Zollkonferenzen.

Während Wangenheim Zeit und Kraft verschwendete, um in Darmstadt einen Zollbund der Mittel- und Kleinstaaten anzubahnen, ward ihm in Frankfurt Gelegenheit geboten, wider Preußens verhaßtes Zollgesetz unter Berufung auf das Bundesrecht einen erbitterten Krieg zu führen. Die heftigen Beschwerden des Herzogs von Anhalt-Köthen, der schon auf den Wiener Konferenzen das offenkundigste Schmuggelgeschäft unter den Schutz seiner Souveränität zu stellen gesucht hatte (s. I. 621)

Streit Preußens und Anhalt-Köthens.

[1]) Goltz' Bericht 21. Nov. 1820. Arch. Berlin. — Weisung Metternichs an Buol 5. Okt. 1820 (Beilagen: Metternichs vertrauliche Schreiben an Berstett, Marschall, Grollmann, Fritsch 1. Sept. 1820). Arch. Wien.

fanden an ihm einen feurigen Anwalt. Er ließ die spitzfindige Scheidung von Rechts- und Interessenstreitigkeiten nicht gelten, durch die Preußen einer Einmischung des Bundes auswich. Er forderte, falls keine Vermittlung zustande komme, Unterwerfung unter den Spruch einer Austrägal-Instanz. Buol that alles, was in seinen Kräften stand, um dem Streit seine Schärfe zu nehmen. Er suchte den Herzog bei einem Aufenthalt desselben in Frankfurt durch persönliches Zureden für einen gütlichen Ausgleich zu gewinnen. Metternich fand bei dem Abschluß der Elbeschiffahrt-Akte, Anhalt könne, wenn keine Änderung seiner Grenzen stattfinde, nichts besseres thun, als sich dem preußischen Zollsystem anzuschließen. Auch mißbilligte er aufs stärkste die Hetzereien Adam Müllers, „zu welchen ihm seine Stellung als Geschäftsträger bei den anhaltischen Häusern kein Recht erteilte“.[1]) Aber die Fehde zwischen den beiden Mächten Preußen und Anhalt dauerte noch manches Jahr und fand erst lange nach Wangenheims Abschied aus Frankfurt ihre Erledigung.

Es war nicht zum wenigsten das warme Mitgefühl für den Schwachen beim Kampf gegen den Starken, was ihn in diesen häßlichen anhaltisch-preußischen Händeln auf den Plan führte. Dieselbe Gesinnung bewährte er aber auch bei würdigeren Anlässen, wenn es darauf ankam, Verfassungsrechte oder Rechte Einzelner gegen fürstliche Willkür in Schutz zu nehmen. Seine Wahl in die Kommission, welche die Einhaltung der Censurvorschriften überwachen sollte, erschien „beinahe wie eine Satire auf die Karlsbader Beschlüsse“.[2]) Bei einem Zwist über die einseitige Aufhebung der alten Verfassung in Lippe-Detmold ergriff er gegen die Regierung Partei. Ebenso geschah es, als er sich der schleswig-holsteinischen Ständesache annahm. Seit Jahren hatte das dänische Königtum darauf hingearbeitet, seine unumschränkte Macht auch in den beiden Herzogtümern festzustellen, die ursprünglich nur durch Personalunion mit ihm verknüpft waren, und sie in völlig unselbständige Provinzen des Gesamtkörpers der Monarchie zu verwandeln. Diese Pläne waren durch den erzwungenen Zutritt König Friedrichs VI. zum deutschen Bunde für Holstein nicht beseitigt. In den Herzogtümern wurde von der deutsch redenden Masse die drohende Gefahr noch kaum empfunden. Die zähen und bedachtsamen Bauern, Städter, Seeleute niedersächsischen und friesischen Stammes hatten sich in Freude und Leid als treue Angehörige des dänischen Staates erwiesen und trugen bislang die Übergriffe der dänischen Herrschaft mit Geduld.

Die schleswig-holsteinische Frage.

[1]) Berichte Buols 1821 (besonders bemerkenswert 30. Juni, 6. 11. Juli). Weisungen Metternichs an Zichy und Buol 11. 16. Jan. 1822. Arch. Wien. Die von mir eingesehene Korrespondenz Buols mit Metternich ergiebt keinen Beweis für H. von Treischkes Behauptung (III. 296): „Buol hatte anfangs dem Streit mit Schadenfreude zugesehen.“ Ebenso bedarf das III. 42 über Östreichs „doppeltes Spiel“ Gesagte der Korrektur.

[2]) Goltz' Bericht 19. Dec. 1820. Arch. Berlin.

Dahlmann. Der Weckruf erscholl zuerst aus dem Kreise der Gelehrten, die sich 1815 an der Landesuniversität zur Herausgabe der Kieler Blätter vereinigt hatten (s. I. 286). An der Spitze der kleinen Schar stand Dahlmann, der Professor der Geschichte, als schwedischer Unterthan in Wismar zur Welt gekommen, aber von Jugend auf durch den Glauben an die unzerstörbare Kraft des deutschen Volkstums getragen. Maßvollen Sinnes und gewaltsamen Erschütterungen abgeneigt, zugleich aber unbeugsam im Verharren bei dem für recht Erachteten, selbstlos und furchtlos nach oben wie nach unten, mit einem starken Zug doktrinärer Strenge, die auch seine Schriften und Worte kennzeichnete, war er ganz dazu gemacht, eine Art deutscher Royer-Collard zu werden. Schon 1814, vor der Entscheidung des Wiener Kongresses, hatte seine, in unsern Tagen ans Licht gezogene, politische Erstlingsschrift seinen Befürchtungen wegen des Schicksals Schleswig-Holsteins Ausdruck gegeben: „Es ist ein vernichtender Gedanke für die Bewohner dieser Länder, von der vollen Gemeinschaft mit dem Volke, als dessen Brüder sie sich fühlen, verstoßen zu sein." In seiner Rede zur Feier des Sieges von Waterloo hatte er ausgerufen: „Wenn auch der Schleswiger nie im deutschen Bunde gewesen ist, er gehört ihm durch den verbrüderten Holsteiner an, dem er seit Jahrhunderten die treue Hand gereicht hat, mit dem er in Verfassung, Freiheiten und Gerechtsamen innigst verschmolzen ist." Von diesen Ideen war er durchdrungen, als er neben seiner Professur das Amt eines Sekretärs des ständischen Ausschusses der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft auf sich nahm. Er verteidigte zunächst zwar nur die durchlöcherten Vorrechte einer Korporation. Aber es erschien denkbar, sie zu einem verfassungsmäßigen Volksrecht umzubilden. Dadurch konnte dem alten Satz „Up ewig ungedeelt", der die Untrennbarkeit Schleswigs und Holsteins verkündete, neue Kraft gegeben, und in beiden Herzogtümern Freiheit und Deutschtum zugleich gesichert werden.

Allmählich erwärmten sich auch die Bürgerschaften. Städte diesseits und jenseits der Eider schlossen sich dem Adel in dem Verlangen einer gemeinsamen Verfassung an. In Kopenhagen hatte man ganz anderes im Sinn. Zwar bestätigte der König am 17. August 1816 die Privilegien der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft. Aber die Urkunden waren für jedes Herzogtum besonders ausgestellt und lauteten verschieden. Von der Berufung eines gemeinsamen „den Zeitumständen angemessenen Landtags", den die Ritterschaft schon während des Wiener Kongresses erbeten hatte, war keine Rede. Schleswig galt in jedem Betracht als Teil der absoluten Monarchie Dänemarks. Für Holstein allein wurde, um dem Artikel 13. der Bundesakte scheinbar zu genügen, Entwerfung einer ständischen Verfassung zugesagt und vorgenommen. Aber die Arbeit ward bald bei Seite gelegt.

Inzwischen fuhr die Regierung fort, willkürlich ausgeschriebene Steuern zu fordern. Auf manchem Adelsgut erschienen Dragoner zur Eintreibung. Bitten und Proteste fanden kein Gehör. Endlich entschlossen sich 1822 Prälaten und Ritterschaft Holsteins, die Bundesversammlung um Hilfe anzurufen. Ihre von Dahlmann verfaßte Denkschrift lieh der sicheren Erwartung Worte, „daß in deutschen Landen ein Zufluchtsort für unterdrückte Gerechtigkeit zu finden“ sei. Die Folge lehrte, daß diese Hoffnung trügerisch war. Die von Wangenheim geführte Partei konnte, von den Großmächten und ihrem Anhang überstimmt, nichts ausrichten.

Beschwerde der holsteinischen Prälaten und Ritter beim Bundestag 4. Dec. 1822.

Kein besseres Schicksal erwartete die Verteidigung der bedrängten hessischen Domänenkäufer (s. I. 316). Ein 1818 gefällter Spruch des Kasseler Oberappellationsgerichtes war ihnen günstig gewesen. Aber einer neuen kurfürstlichen Verordnung zufolge wurden ihre Klagen abgewiesen, und der Fiskus setzte seine Eigenmächtigkeiten fort. Es folgten neue Beschwerden der Geschädigten beim Bundestag. Sie wurden auf die lange Bank geschoben, da es an Instruktionen fehlte. Die Sache ward auf den Wiener Konferenzen vorgebracht und von diesen an den Bund zurückgewiesen. Aber wieder mußte man auf ausgebliebene Instruktionen warten. Während der träge sich hinschleppenden Verhandlungen hatte Wangenheim kräftig den Satz verfochten, der Bund habe dafür zu sorgen, daß der Gang der Justiz in keinem deutschen Lande durch Kabinetsbefehle und Verordnungen mit rückwirkender Kraft gehemmt werde. Indessen erreichte er bis zum Sommer 1821 nichts als Festsetzung eines Termines der Abstimmung. Dieser verstrich gleichfalls, ohne daß es zu einer solchen gekommen wäre. Metternich ließ dem Bundestag vertraulich mitteilen, sein Kaiser lebe nach dem im Februar 1821 eingetretenen kurhessischen Regentenwechsel „der schönen Hoffnung einer zu bewirkenden gütlichen Ausgleichung“[1]). Als anderthalb Jahre später das Schweigen in der Frankfuter Diplomatenversammlung gebrochen wurde, entschied sich Wangenheims Niederlage.

Die westfälischen Domänenkäufer in Kurhessen.

Auf dem Register seiner liberalen Sünden, die ihm weder in Wien noch in Berlin verziehen wurden, stand auch sein Angriff auf die Mainzer Centraluntersuchungskommission. Von Anfang an erlebten ihre Schöpfer wenig Freude an ihr. Ihre Hauptmitglieder, der Östreicher Schwarz und der Preuße Grano, konnten sich nicht über „einen kräftigen Gang“ vereinigen. Grano klagte über die „laxe Stimmung“ der Kommission, die sich u. a. den „Vagabunden“ Wilhelm Snell habe entgehen lassen. Auf seine Beschwerden hin wurde Schwarz, „der Mann des Gesetzes, dem jede politische Berechnung fern lag“, abberufen. Von seinem Nachfolger im Präsidium, dem Preußen Kaisenberg, versprach man sich mehr. Indessen ließ er im Sommer 1820 verlautbaren, die Kommission habe seinem Bedünken nach ihren wesentlichen Zweck erreicht: „Sie hat den

Die Mainzer Central-Untersuchungskommission.

[1]) Weisung an Buol 18. Juni 1821. Arch. Wien.

Übelgesinnten gezeigt, daß in Deutschland mehr Einsicht herrscht, als sie selbst geglaubt haben. Sie haben dadurch die Erfahrung gemacht, daß nicht dieses oder jenes Territorium sie gegen gerichtliche Verfolgung und Strafe sichere." Es erübrige nur noch die Lieferung einer aktenmäßigen Darstellung, um darzuthun, „nicht nur, daß revolutionäre Verbindungen bestanden haben, sondern, daß diese auch weit ernsthafteren Charakters waren, als das Publikum bisher hat glauben wollen." Alsdann könnten die Untersuchungen in den einzelnen Staaten weitergehen. Bernstorff und Metternich ließen diese Meinung gelten. Buol erhielt bereits von Wien genaue Weisung, was er, im Fall der Zustimmung aller übrigen Teilnehmer der Kommission zu ihrer Auflösung, in Frankfurt als „klares, gediegenes Resultat" ihrer Arbeiten rühmen solle. Allein diese Zustimmung blieb, wie schon Kaisenberg vermutet hatte, aus. Eine Reihe von Untersuchungen sollte vor der Trennung erst abgeschlossen, wenn nicht gar eingeleitet werden.[1]) Am wenigsten schien der Baier Hörmann, den seine rheinbündische Gesinnung zur Verfolgung der Deutschtümler entflammte, geneigt, das Heft aus der Hand zu geben.

Wangenheims Antrag betreffend ihre Berichterstattung und Auflösung 14. März 1822.

Die Bundesversammlung erhielt inzwischen von der Kommission keine Kunde. Wiederholte Beschlüsse, ihr den schuldigen Bericht zu erstatten, blieben unbeantwortet. Diese Mißachtung reizte Wangenheim und seine Freunde, als im November 1821 ein neuer Vorschuß von ein paar tausend Gulden für die Mainzer Inquisition gefordert wurde, zu einer unzweideutigen Rüge. Noch einmal wurde für die Berichterstattung eine Frist gesetzt. Als auch diese verstrich, drang Wangenheim am 14. März 1822 auf Einsendung der Akten und Auflösung der Kommission. Er legte Nachdruck darauf, daß in Folge ihrer Nachforschungen „von keiner Verhaftung irgend eines bedeutenden Individuums zu hören gewesen", und daß jeder Bundesstaat zur Ergreifung von Vorsichtsmaßregeln „alle Mittel in seiner inneren Verfassung finden" werde. Eine große Anzahl von Gesandten der mittleren und kleineren Staaten stimmte ihm bei. Die Erstattung des Berichtes ließ sich nicht länger vermeiden. Aber es war dafür gesorgt, daß er in Wien und Berlin „der genauesten Prüfung"

Verhandlung Metternichs und Hardenbergs über den Bericht.

unterworfen wurde, ehe man ihn vorlegte. Metternich suchte sich insgeheim „zum wahren Besten der Sache" mit Hardenberg über „die Redaktion" zu verständigen und betraute Gentz mit „der mühsamen Arbeit der Revision". Die beiden Minister wurden bald einig. Nur eines schien Metternich nicht ganz geheuer: alle verdächtigten Persönlichkeiten, darunter selbst

[1]) Goltz' Berichte 22. Febr., 21. März (Beilage: Gesuch Wilhelm Snells an die Bundesversammlung 17. Jan. 1820) 9. Mai 1820. Arch. Berlin. — Bericht Zichys 6. Febr. 1820 (Beilage: Schreiben Granos an Wittgenstein 1. Febr. 1820). Weisungen Metternichs an Zichy 26. Dec. 1819, 12. Jan., 3. April, 17. Aug. 1820, an Buol 1. Sept. 1820 (Beilagen: Kaisenbergs Bericht an Hardenberg 6. Juli, Bernstorffs Weisung an Krusemarck 12. Aug. 1820). Arch. Wien.

Stein, mit Namen zu nennen. Hardenberg seinerseits fand dies ganz unverfänglich. Er gewann es über sich, nach Wien zu schreiben: „Wir müssen wohl der Centralkommission zutrauen, daß sie ohne leidenschaftliche Aufwallung vorgeschritten sei und zu einer Erwähnung jenes Mannes in der Art, wie es geschehen, die besten Gründe gehabt habe“.... Noch weniger hatte er etwas gegen Schleiermachers und Reimers Nennung einzuwenden. „Man wird die ganze Untersuchung für ein Hirngespinnst, und, wenn nur die verführten jungen Leute genannt werden, höchstens für einen Studentenunfug halten.“ Auch gab er zu erwägen, ob es sich nicht empfehle, wegen neuentdeckter „burschenschaftlicher Verbindungen“ die Kommission nur zu vertagen. Nachdem sich noch Hörmann für Verlängerung ihrer Befugnisse ausgesprochen hatte, schien es Metternich geraten, die Frage der Auflösung vorläufig ruhen zu lassen und sich auf die Vorlegung des Berichtes zu beschränken.[1])

Vorlage des Berichtes 30. Mai. Fortdauer der Kommission.

Sie erfolgte nach langem Harren am 30. Mai 1822 mit einem Begleitschreiben der Kommission, aus dem man vernahm, noch seien verschiedene wichtige Untersuchungen nicht abgeschlossen. Dies war für Wangenheims Wünsche von übler Vorbedeutung. Auch erhielt er in die Aktenbündel, deren Masse zu ihrem Inhalt in lächerlichem Mißverhältnis stand, keinen Einblick. Wie vorher zwischen den Großen ausgemacht, ging der versiegelte Bericht nebst seinen 32 versiegelten Beilagen in die Hände eines siebenköpfigen Ausschusses über. Dieser mußte am 4. Juli 1822, mit den Worten der Mainzer Ausspürer selbst, gestehen, die „Aufruhr predigende Schrift“ des noch dazu durch ein Kriegsgericht „von aller Schuld losgesprochenen“, hessischen Lieutenants Wilhelm Schulz (s. I. 554. 586) sei „beinahe die einzige in den Akten vorgekommene Handlung“. Allein die Auflösung der kostspieligen schwarzen Kommission unterblieb. Man wollte die Nachträge zu ihrem Bericht erwarten und erst nach deren Einlieferung durch einen Auszug aus einem Schlußbericht veröffentlichen, „was für das größere Publikum nötig und zweckmäßig gefunden werde“. Wangenheim hätte daran erinnern können, bei der Einsetzung der Kommission sei eine „öffentliche Bekanntmachung“ ihrer „gesamten Verhandlungen“ zugesagt worden. Er würde damit nur neues Ärgernis gegeben haben.

Plan einer „Purifikation“ des Bundestages.

Schon längst bestand in Wien und Berlin der Plan, den „Nabulisten“ aus Frankfurt zu entfernen, wo „seine Sophismen“ nur weiteres Unheil anstiften könnten. Damit verband sich der Gedanke einer all-

[1]) Bericht Handels (in Vertretung Buols) 22. Nov. 1821, Buols 5. Jan. 1822. Weisungen an Buol 27. Nov. 1821 (Beilage: Reskript an Roth Nov. 1821) 13. Mai 1822. (Beilagen: Metternich an Hardenberg 18. Febr., Hardenberg an Metternich 21. März 1822 S. Anhang IX., vgl. Gentz: Tagebücher III. 12—15, Hardenberg an Goltz 2. April 1822) 15. Mai 1822 (Beilage: Gutachten Hörmanns s. d.), Weisung an Zichy 18. Febr. 1822. Arch. Wien.

gemeinen „Purifikation des Bundestags". „Die beiden großen Mächte, urteilte Hatzfeld, verlieren dort an Einfluß zu Gunsten der kleinen Souveräne, die ihren gefährlichen Ehrgeiz hinter der Maske der Freiheit verstecken." Die Vertreter Östreichs und Preußens am Bundestag mußten ihm, nach ihren persönlichen Erfahrungen, Recht geben.[1]) Wangenheim ahnte, was im Werke sei. Er war so keck, unter dem Namen des östreichischen Generals Langenau, des Vorsitzenden der Militärkommission, eine Denkschrift in Umlauf zu setzen, die sich nach einer launigen Charakteristik einzelner Gesandten zu dem Satz zuspitzte: „Die Bundesversammlung muß epurirt werden." Im August des Jahres 1822 ward ihm durch den Tod Aretins ein Amtsgenosse entrissen, auf dessen Beistand er häufig hatte rechnen können. Blittersdorff sah das Heil nur noch in engstem Anschluß an die beiden deutschen Großmächte. Carlowitz war vorlängst auf Metternichs Drängen vor „jeder vertraulichen Annäherung" an „die Opposition" auf dem Bundestage von seiner Regierung gewarnt worden. Es wurde einsamer um den kampflustigen Vertreter des Königs von Würtemberg. Er aber ließ nicht ab, die Großen zu reizen und ihnen durch herausfordernde Benutzung der Zeitungen manchen Possen zu spielen.

Die Stuttgarter Presse.

Die würtembergische Residenz war das Hauptquartier der Presse, die sich ungestraft versteckte Angriffe auf die Karlsbader Beschlüsse und auf die Vorherrschaft der drei Stifter der heiligen Allianz erlauben durfte. Manche erwünschte Mitteilung floß unmittelbar aus Wangenheims Händen. In Stuttgart erschienen die liberale „Neckarzeitung" und die „politischen Annalen", die der Kurhesse Friedrich Murhard von Frankfurt aus leitete. Noch schlechter war bei Beurteilern von Gentz'scher Sinnesweise Lieschings „Deutscher Beobachter" angeschrieben. Auch Lindner genoß nach wie vor den Schutz des Schwabenkönigs. Eine Art von Ergänzung des „Manuskriptes aus Süddeutschland" in Form einer Denkschrift „über die gegenwärtige Lage von Europa" wurde auf ihn zurückgeführt und in Wien einer Widerlegung aus Gentz' Feder gewürdigt.

Selbstgefühl des Königs von Würtemberg.

Kurz vor dem Zusammentritt des Veroneser Kongresses hatte Wintzingerode seinen König gewarnt, den Bogen nicht zu straff zu spannen. Er hatte ihn beschworen, sich „die Erhaltung des guten Einvernehmens mit Östreich und Preußen, in zweiter Linie mit Rußland" recht angelegen sein zu lassen. Der König erwiderte dem Minister sehr selbstbewußt: „Mein Charakter und die Verhältnisse meines Landes erlauben mir nicht, den chien couchant zu spielen. Ich habe ihn nicht gegen Napoleon in

[1]) Berichte Zichys 16. Jan., Buols 7. März, 20. April, 29. Juni. Weisungen Metternichs 17. März, 13. Mai, 9. Juli (Beilage: Ministerialschreiben an Carlowitz 7. Juni) 1822. Arch. Wien. — Berichte Hatzfelds 18. Juli 1822, Goltz' 28. Juli 1821, 15. Jan. 1822. Arch. Berlin.

einer weit gefährlicheren Zeit gespielt und will nicht jetzt, wo ich einen begründeten Ruf habe, damit anfangen einem Menschen gegenüber, den ich so gründlich verachte wie Metternich." Nach dem Schluß des Kongresses, zu Weihnachten 1822, hatte er in Mittenwald eine Zusammenkunft mit seinem Schwager, dem Zaren, und ließ sich auch durch dessen Vermahnungen nicht beirren. Noch war das scharfe Rundschreiben der drei Ostmächte vom 14. December, das seine Spitze so deutlich gegen Würtemberg richtete (s. o. S. 310), nicht veröffentlicht. Aber König Wilhelm kam ihm am 2. Januar 1823 durch Entsendung einer Cirkulardepesche an die würtembergischen Gesandtschaften zuvor. Er klagte über die bedenkliche „Vormundschaft der Erben des Einflusses, den Napoleon in Europa sich angemaßt habe". Er erklärte, „wenn sie je durch weniger erleuchtete oder edelmütige Souveräne" ausgeübt werde, „die Unabhängigkeit der kleineren Staaten" für ernstlich bedroht. Auf Kongressen, die sich im Interesse „aller Glieder der europäischen Familie" versammelten, sollten nach der ziemlich unverblümten Ansicht des Herrschers am Nesenbach jedesmal auch die „zweiten Ranges" gehört werden. Vollends unverzeihlich fand er es, daß über die spanischen, italienischen und griechischen Angelegenheiten nicht einmal der deutsche Bund zu Worte gekommen sei.

Würtembergische Cirkulardepesche vom 2. Jan. 1823.

Dies Manifest der Auflehnung gegen die Ostmächte blieb nicht geheim und sollte auch nicht geheim bleiben. In Wien und Petersburg erfolgte zwar keine amtliche Mitteilung. Aber in Berlin brachte der würtembergische Geschäftsträger das Aktenstück dem zeitigen Vertreter Bernstorffs, Ancillon, zu Gehör, der ihm sofort eine derbe Zurückweisung zuteil werden ließ. In Frankfurt machte es unter den Bundestagsgesandten die Runde. Bald fand es auch den Weg in die Presse. Der Zar war über die Sprache seines Schwagers empört und richtete seine Vorwürfe unmittelbar nach Stuttgart[1]). Bei Metternich aber mischte sich in das Gefühl der Empörung das der Freude über die „blinde Wut" des Widersachers. Er ließ das würtembergische Cirkular durch Gentz scharf beleuchten und meinte im Vorgefühl des Sieges: „Es ist doch wunderlich, wie der Zorn unbesonnene Geister fortwährend dazu verleitet, sich selbst Übles zuzufügen."

Entrüstung der Ostmächte.

In der That hätte König Wilhelm keinen ungünstigeren Augenblick für seine Schilderhebung wählen können. Hatte er auf Unterstützung anderer Bundesglieder „zweiten Ranges" gerechnet, so wurde er gründlich enttäuscht. Da sich in Verona für die Verhandlung der deutschen Angelegenheiten keine Zeit gefunden hatte, war zwischen Metternich und

Isolirung Würtembergs. Vorbereitung neuer Wiener Konferenzen.

[1]) Weisung an Lebzeltern 30. Jan. Bericht Bombelles' (Petersburg) 21. Febr. Ochsners (Stuttgart) 11. März 1823. (Beilage: Nesselrode an Benkendorf 18. Febr. 1823). Arch. Wien.

Bernstorff die Berufung einer neuen Konferenz nach Wien vereinbart worden. Man hatte diesmal nicht wie 1819 Vertreter aller siebzehn Stimmen der engeren Bundesversammlung geladen, sondern nur eine ausgewählte Anzahl. Auch Wintzingerode gehörte dazu, aber sein Herr hielt es für ratsam, ihn nicht erscheinen zu lassen. Um sich Baierns ganz zu versichern, hatte Metternich beim Rückweg von Verona in München vorgesprochen und sich bemüht, Max Josef für das, was im Werke war, zu gewinnen. Lerchenfeld, dem treuesten Wächter der bairischen Verfassung, ahnte nichts Gutes. Auch Kronprinz Ludwig geriet in Unruhe. Er beeilte sich, den Marschall Wrede zum Widerstand aufzurufen. Wrede erklärte dem östreichischen Gesandten, die beschworene Verfassung werde er nicht „verstümmeln" lassen. Aber zugleich wiederholte er ihm, (s. o. S. 291) an die Abstellung ihrer Mißbräuche könne gedacht werden, und vollzog den Auftrag des Königs, dem „schlecht beratenen" Lerchenfeld „den Kopf zu waschen" [1]). Auf Rechberg glaubte man in Wien zählen zu dürfen. Er blieb in München auf seinem Wachtposten und entsandte wieder wie drei Jahre zuvor Zentner zu den Konferenzen. Der Großherzog von Baden, heftig gereizt durch einen neuen Zusammenstoß mit seinem Landtag, war durch Blittersdorff vertreten, dessen Leidenschaftlichkeit zu der Ruhe des gleichfalls geladenen Mecklenburgers Plessen einen starken Gegensatz bildete.

Wiener Konferenzen Jan., Febr. 1823.

In wenig Wochen, von Mitte Januar bis zum Beginn des Februar, kamen die Versammelten überein. Eine Denkschrift aus Gentz' Feder diente ihren Beratungen als Unterlage. Er nahm zuerst „die Opposition" am Bundestag aufs Korn, der durch Revision der Geschäftsordnung, Einschränkung der Veröffentlichung des Protokolles, Verkürzung der jährlichen Sitzungsdauer für die Zukunft der Boden entzogen werden sollte. Demnächst stellte er den Satz auf, der Bund müsse, „falls einzelne Regierungen, durch eine traurige Erfahrung belehrt", seine „Unterstützung mit Rat und That" für Verfassungsänderungen erbäten, nach einhelliger Beistimmung seine „Gesamtkraft" einsetzen. Inzwischen sei ohne Zögern dafür zu sorgen, daß nicht die Autorität des Bundes „in öffentlichen Schriften verkannt oder auf der Rednerbühne verworfen und verhöhnt werde". Desgleichen sei die Bekanntmachung von Kammerverhandlungen „mit allen Auswüchsen einer populären, durch nichts gezügelten, oft allen Anstand verletzenden Beredsamkeit" zu hindern. Endlich forderte er strengere Ausführung jenes Artikels der Karlsbader Beschlüsse, welcher der „ungebundenen Freiheit der Presse" gegolten hatte. Er nannte zum Beweise der herrschenden „Zügellosigkeit" die verhaßten Stuttgarter Blätter. Er bestand auf gründlicher Erneuerung der „halb ausgestorbenen

[1]) Berichte Trautmannsdorffs 13. 23. Jan., 3. Febr. 1823. Arch. Wien. Vgl. Aus Lerchenfelds Papieren. S. 159.

Preßkommission des Bundes und auf rechtzeitiger Verlängerung des Preßgesetzes von 1819.

Von diesen Vorschlägen stieß der eine, der dem Bund die Befugnis zuschrieb, unter Umständen in die Verfassungen der Einzelstaaten einzugreifen, bei Bernstorff, Zentner und Plessen auf unbesieglichen Widerspruch. Sie verwiesen auf die Bestimmungen der Wiener Schlußakte, die nicht verletzt werden dürften. Auch Metternich schrak davor zurück, und Blittersdorff klagte wiederholt in seinen Berichten, daß die östreichische Regierung ihren eigenen Vorteil nicht begreife.[1]) Die übrigen Punkte aber wurden fast durchaus im Sinne der Gentz'schen Denkschrift erledigt. Auch über die Notwendigkeit der „Reinigung" des Bundestags war man einig. Mit Wangenheim, dem einzigen Bundestagsgesandten, von dem für Mitteilung des Veroneser Rundschreibens der Ostmächte in Frankfurt kein uneingeschränkter Dank zu erwarten war, sollten seine beiden Freunde, die Hessen Harnier und Lepel, fallen. Da Metternich mit Buols Leitung der Bundesversammlung sehr unzufrieden war, entschloß er sich, ihn durch den Baron Münch-Bellinghausen, vormaligen Stadthauptmann von Prag und Präsidenten der Elbeschiffahrtskommission, zu ersetzen. Münch war noch jung und wurde von den stolzen Trägern altadliger Namen über die Achsel angesehen. Aber Metternich hoffte viel von seiner „Festigkeit", und Hatzfeld rühmte ihn seinem König als den einzigen Mann, welcher der ihm obliegenden Aufgabe gewachsen sei. Sein Gesamturteil über die Wiener Konferenzen lautete sehr befriedigend. „Wenn die Mehrheit in Frankfurt gegen den ersten, der nicht gehorchen will, auf der Stelle Exekution beschließt, so wird der revolutionäre Geist, der im Süden Deutschlands so große Fortschritte gemacht hat, ohne Zweifel erstickt werden." Er ließ es sich nicht nehmen, daß der König von Würtemberg die Puppe in der Hand eines Stuttgarter „Comité directeur" sei, welches selbst den Hauptverschwörern in Paris nur als Werkzeug diene.[2])

Bestimmung Münchs zum Präsidialgesandten in Frankfurt.

Mittlerweile begann König Wilhelm auf Wintzingerodes Zureden hin etwas einzulenken. In der Stuttgarter Hofzeitung erschien ein beschwichtigender Artikel, der sich wie eine halbe Rücknahme des Rundschreibens vom 2. Januar las. Dies bot Metternich und Bernstorff eine Handhabe, gleichsam als Pfand künftigen Wohlverhaltens die Abrufung Wangenheims zu fordern. Eine solche augenblickliche Demütigung glaubte selbst Wintzingerode widerraten zu müssen. Er verstand sich vorläufig nur zur Mitteilung von Instruktionen nach Wien, durch die Wangenheim zur Mäßigung ermahnt wurde. Aber die beiden deutschen Großmächte, so gut wie gewiß, daß Rußland ihrem Beispiel folgen werde, machten Ernst. Sie

Verhalten des Königs von Würtemberg.

[1]) S. Fr. von Weech: Aus alter und neuer Zeit 1878 S. 217.
[2]) Berichte Hatzfelds 4. 10. 16. 20. Febr. 1823. Arch. Berlin.

Abrufung der Gesandten der Ostmächte von Stuttgart.

riefen Ende April ihre Gesandten aus Stuttgart ab. Der russische, schon seit einiger Zeit krankhaft gereizt und von seinem Posten abwesend, wurde angewiesen, nicht auf ihn zurückzukehren. Der französische erhielt auf Metternichs Betreiben unbestimmten Urlaub. War Metternich zu glauben, so hatten die „antibourbonischen Tendenzen" der Stuttgarter Presse in den Tuilerien böses Blut gemacht. Der Einwohnerschaft der kleinen würtembergischen Hauptstadt kamen die Ereignisse ganz unerwartet. Kaufleute, Handwerker und Arbeiter klagten hie und da über fühlbare Minderung ihrer Kundschaft. Auch König Wilhelm mochte nicht an die Verwirklichung der vernommenen Drohungen geglaubt haben. Aber er beließ seine Vertreter, als wäre nichts geschehen, in den Residenzen der Ostmächte, wo sie sich in keiner angenehmen Lage befanden. Dem in Stuttgart zurückgebliebenen französischen Geschäftsträger drückte Wintzingerode sein Bedauern über Frankreichs Verhalten mit den unvorsichtigen Worten aus: Napoleon würde unter ähnlichen Umständen einem Staate zweiten Ranges sicher mehr Schutz gewährt haben.[1])

Unterdrückung des „Deutschen Beobachters" durch den Bundestag 30. Mai.

Währenddessen fiel ein zweiter Schlag in Frankfurt. Beim Abgang auf seinen dortigen Posten war Münch von Metternich eingeschärft worden, den Kampf gegen „die feindselige Partei, die fortwährend danach strebt, den Geist der Gärung und Unzufriedenheit zu verbreiten, „mit aller Energie aufzunehmen. Zunächst galt es, „die teils gänzlich unterbliebene, teils mit äußerster Nachlässigkeit und Lauigkeit betriebene Vollziehung" des Preßgesetzes von 1819 ins Werk zu setzen. „Die Fruchtbarkeit der revolutionären Presse" in Würtemberg war erschreckend, und daß der Stuttgarter Hof „thätig auf die demagogischen Publicisten wirkte", schien außer Zweifel zu stehen. Daher war allen preußischen Postämtern bereits der Befehl zugegangen, selbst den Durchgang der würtembergischen Zeitungen zu hindern, die „den öffentlichen Geist zu korrumpiren" suchten. Aber auch der Bundestag sollte ein Wort mitsprechen. Schon vor Münchs Ankunft war Harnier, eine der Stützen Wangenheims, abgerufen worden. Seine alten Genossen waren eingeschüchtert. Er sah sich verlassen, als die Bundesversammlung auf eine Beschwerde der Mainzer Central-Untersuchungskommission am 30. Mai die Unterdrückung des „Deutschen Beobachters" verfügte. Gentz dünkte das Ereignis wichtiger „als die Eroberung von Spanien". „Wenn die Kontinentalstaaten einander wechselseitig halten wollen, schrieb er bald danach dem Freunde Pilat, heißt das oberste Gesetz des Bundes: Censur." Metternich hoffte, daß nun-

[1]) Berichte Lebzelterns 11. 21. März, Zichys 16. März, 3. 10. 23. April (Beilage: Bernstorff an Schöler 22. April) Öchsners 19. April, 7. 18. Juni. Weisungen an Zichy 8. März, 10. April, an Münch 15. April (Beilage: Wintzingerode an Gremp 23. März) an Öchsner 28. Mai 1823. Arch. Wien. — Berichte Hatzfelds 1. 6. 23. 29. März, 4. 23. 28. April, 10. Mai, 2. Juni. Weisung an Hatzfeld 28. April 1823. Arch. Berlin.

mehr „die rein revolutionäre“ Neckarzeitung an die Reihe kommen werde. Nach dem Urteil der Ostmächte hätte Münch seine Thätigkeit in Frankfurt nicht besser einleiten können. Der Preuße Goltz und der Russe Anstett sangen von dort aus um die Wette sein Lob. „Er hat, berichtete dieser nach Petersburg, einen tödlichen Streich gegen die Erzeugnisse eines elenden Skriblers geführt, für den die Majestät der Throne, Priester, Altäre, Legitimität und konservativen Grundsätze der Gesellschaft Gegenstände des Angriffes oder des Spottes sind.“ [1])

Wangenheims Bericht über die Beschwerden der westfälischen Domänenkäufer 5. Juni.

Er hätte etwa mit den gleichen Worten über Wangenheim urteilen können, dessen nächste amtliche Äußerungen seinem staatsmännischen Ruf bei den Hütern der Legitimität den Rest gaben. Am 5. Juni erklärte er als Berichterstatter über die Beschwerden der westfälischen Domänenkäufer, der Kurfürst habe sich zum Richter in eigener Sache gemacht und sei von Bundes wegen anzuhalten, der völlig unabhängigen Prüfung und Entscheidung der Landesgerichte freien Lauf zu lassen. Er wies auf die beim Wechsel der Herrscher dauernden Verpflichtungen des Staates hin und berief sich dabei u. a. auf Klübers „öffentliches Recht des deutschen Bundes“, ein angesehenes Werk, dessen freigesinnter Verfasser damals als preußischer Beamter in Frankfurt weilte. Er hatte die Kühnheit, die ketzerischen Worte fallen zu lassen: „Die Staatsgewalt kann nur zur Erreichung und Förderung des Staatszweckes ausgeübt werden. Sie berechtigt das regierende Subjekt nur dazu, wozu sie dasselbe verpflichtet“. Metternich und Hatzfeld waren einig darüber, „etwas so Revolutionäres und Subversives hinsichtlich aller Rechte der Legitimität und der Ehre der Souveräne sei noch niemals öffentlich gesagt worden.“ Wenig milder urteilte Bernstorff. Übrigens hatte Metternich seine helle Freude daran, daß der Gesandte König Wilhelms von Würtemberg „sich selbst den Proceß mache“. Er hoffte von diesem nunmehr die Abberufung des Revolutionärs zu erzwingen, falls er seine Grundsätze nicht etwa vor aller Welt zu billigen wage [2]).

Sein Bericht über die holsteiner Beschwerde 10. Juli.

Bald danach am 10. Juli trat Wangenheim als Korreferent für die holsteiner Bittsteller in die Schranken. Er wahrte dem Bunde die Befugnis, die zwischen ihnen und ihrem Landesherrn schwebende Streitsache vor sein Forum zu ziehen. Er wandte allen Scharfsinn auf, um die Berechtigung der ständischen Begehren und ihrer Berücksichtigung in einer neuen Verfassung zu erweisen. Zum Schluß forderte er, daß

---

[1]) Allgemeine und besondere Instruktion für Münch 15. April. Weisungen an Münch 12. Mai (Beilage: Öchsner an Metternich 1. Mai, Metternich an Öchsner s. d.) 31. Mai, 1. Juni, 1. Juli. Berichte Münchs 31. Mai (Beilage: Wangenheim an Münch 22. Mai) Lebzelterns 25. Juni (Beilagen: Anstett an Nesselrode 9. 17. Juni) 1823. Arch. Wien.

[2]) Bericht Hatzfelds 26. Juni. Weisung an Hatzfeld 5. Juli. Arch. Berlin.

dem König von Dänemark ein Termin von sechs Monaten gesetzt werde, bis zu welchem er sich wegen Erteilung einer solchen zu äußern hätte. Münch lehnte sich gegen dies Ansinnen sofort auf. Sein Kaiser werde es niemals für angemessen finden, daß den souveränen Fürsten zur Erteilung von Verfassungen durch die Bundesversammlung Fristen gesetzt würden. Goltz schloß sich, wie in anderen Punkten, so auch in diesem dem Tadel der von Wangenheim vertretenen Meinung an.

Seine Abrufung. Juli.

Es war das letztemal, daß er der Mehrheit seiner Kollegen Ärgernis gegeben hatte. Auf Vorschlag Münchs wurde eine neue Reklamationskommission, mit Ausschluß Wangenheims, gewählt, und triumphirend berichtete der Präsidialgesandte nach Wien: „Die wahre Werkstätte der Umtriebe in Bundesangelegenheiten ist zerstört“ [1]). Länger konnte König Wilhelm es nicht über sich gewinnen, das von Östreich und Preußen geforderte Opfer zu weigern. Wangenheim verlor seinen Frankfurter Posten. Sein Abgang fiel mit dem Scheitern der Darmstädter Konferenzen zusammen, auf denen er sich bemüht hatte, einen Zollbund für das „reine Deutschland“ zustande zu bringen. Nicht lange nach Wangenheim fiel Wintzingerode. Er hatte mehr als einmal, um König Wilhelm zu decken, seine bessere Überzeugung verleugnet. Aber in Wien und Berlin traute man ihm nicht, und der König selbst wußte ihm so wenig Dank, daß er ihm ohne den geringsten Gnadenbeweis den erbetenen Abschied gab. Indessen dauerte die Spannung zwischen Würtemberg und den beiden deutschen Großmächten fast noch ein Jahr. Auch der Zar fand, daß es für die Erziehung seines Schwagers nutzbringend sein werde, ihn noch eine Weile auf Verzeihung warten zu lassen. Erst im Sommer 1824 söhnte er sich mit ihm aus. Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III. folgten einige Monate später seinem Beispiel, nachdem der König von Würtemberg der Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse zugestimmt und in reuigen Briefen vorgekommene „Mißverständnisse“ bedauert hatte. Sein Stolz war gebrochen. Fortan wagte er es nicht mehr, die Veroneser Verbündeten zu reizen und in Deutschland dem Willen Metternichs entgegenzutreten.

Entlassung Wintzingerodes 2. Okt.

Aussöhnung der drei Ostmächte und Würtembergs.

Beherrschung des Bundestags durch Östreich und Preußen.

In Frankfurt war bald nach Wangenheims Fall fast jede Spur einer Opposition verschwunden. Die von ihm vorausgesehene „Reinigung“ des Bundestages wurde gründlich durchgeführt. Noch im Herbste des Jahres 1823 verstand sich der Kurfürst von Hessen zur Abrufung Lepels. Bis dahin hatte er mit einer Halsstarrigkeit, die nach Hatzfelds Ansicht an Wahnsinn grenzte, auf seinen souveränen Willen gepocht, so wenig

[1]) Berichte Münchs 28. Juni 17. Juli 1823. Arch. Wien. — Bericht Goltz' 11. Juli 1823. Arch. Berlin. Einige interessante Notizen über Wangenheims Sturz finden sich in Therese Hubers Briefen an Usteri. Sie schreibt diesem am 30. Dec. 1823, daß sie einen Brief von Wangenheim erhalten habe, „voll Geist, heitrem Sinn, heiliger fester Hoffnung auf den Sieg des Guten“. Usteri'sches Familienarchiv. Zürich.

ihm die Grundsätze seines Gesandten behagen mochten. Die Preßkommission hielt scharfe Aufsicht. Friedrich Murhard wurde der Aufenthalt in Frankfurt und in der Nähe der Stadt verwehrt. Der wackere Klüber, dessen Bundesrecht als ein ganz „revolutionäres“ Buch gebrandmarkt ward, nahm tief empört seinen Abschied aus dem preußischen Dienst, nachdem Bernstorff ihn ungehört durch ein ministerielles Strafurteil hatte richten und die Benutzung seiner Schriften auf den preußischen Universitäten hatte verbieten lassen. In Stuttgart konnte Lindner, der dem König Wilhelm in der Maske eines Liberalen gedient hatte, sich nicht länger halten. Nach seiner Ausweisung verweilte er kurze Zeit in Straßburg und Paris. Dann suchte er in Baiern ein Unterkommen, richtete an Metternich das Gesuch, ihm nicht hinderlich sein zu wollen, und wurde hiernach vollends unschädlich.[1])

Abweisung der kurhessischen Domänenkäufer 4. Dec.

Gegen Ende des Jahres 1823 fiel auch die endgiltige Entscheidung zu Ungunsten der schutzsuchenden Käufer westfälischer Domänen. In der Sitzung vom 4. December kam Münch auf die jüngst von Wangenheim verfochtenen „gefährlichen staatsrechtlichen Theorieen“ zurück, „deren Geist so wenig dem im europäischen Staatenvereine so glücklich zum Wohl der Gesamtheit und jedes Einzelnen bestehenden erhaltenden System entspreche.“ Er schloß, es liege keine Rechtsverweigerung vor, da der Kurfürst als Souverän von der ihm beiwohnenden obersten gesetzgebenden Gewalt unanfechtbaren Gebrauch gemacht habe. Demgemäß war er wegen mangelnder Kompetenz für Abweisung der Beschwerdeführer. Die Versammlung stimmte zu. Ein preußischer Antrag, den Kurfürsten wenigstens um nähere Nachweisung gütlich noch nicht erledigter Streitfälle zu ersuchen, wurde verworfen.

Abweisung der holsteinischen Beschwerdeführer 27. Jan. 1823. 15. Jan. 1824.

„Mangelnde Kompetenz“ bot auch den Grund zur Abweisung der holsteinischen Ritter und Prälaten. Die vorläufige Abstimmung vom 10. Juli hatte dies schon voraussehen lassen. Nach den Ferien kam die Sache am 27. November wieder zur Verhandlung. Abgesehen von Hannover, das hier einen ehrenvollen Weg für sich ging, und von einigen, die sich der Abstimmung enthielten, schloß sich niemand von dem östreichischen Votum aus. Es war durch Münchs früher gehörte salbungsvolle Aussprüche schon sattsam beleuchtet worden: „Der bedächtige Deutsche wird um des umsichtigen und alles wohl erwägenden Vorgangs seines Königs willen nicht Mißtrauen in die Reinheit des Willens seiner Regierung setzen, und der treue Deutsche wird in dieser, alle Rücksichten mit landesväterlichem Sinne wohl umfassenden Sorgfalt sich nur noch inniger an seinen

1) Berichte Hatzfelds 9. 23. April, 9. 15. Sept. 1823, Goltz' 28. Sept. 1823, 18. Jan. 1824. Arch. Berlin. — Berichte Münchs 28. Dec. 1823, 21. Jan. 1824. Lebzelterns 15. März 1825. (Lebzeltern hatte den Gedanken, man möge Lindner eine Stelle in der Redaktion des östreichischen Beobachters anbieten.) Arch. Wien.

Landesfürsten anschließen." Keinen besseren Trost hatte Preußen diesen „treuen Deutschen" zu bieten gehabt, obwohl Bernstorff genau wußte, daß es in Kopenhagen vorzüglich auf Trennung von ihren schleswigschen Brüdern abgesehen war.[1]) Er ließ die Berufung auf Artikel 56 der Wiener Schlußakte nicht gelten, da die landständische Verfassung des Herzogtums Holstein nicht mehr „in anerkannter Wirksamkeit bestehe". Aber er entschlug sich auch absichtlich einer Würdigung des Artikels 54, nach dem die Bundesversammlung „darüber zu wachen" hatte, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen „stattfinden" sollten. Der König von Dänemark war für diese Willfährigkeit sehr dankbar. Es lag eine beißende Ironie darin, wenn sein Gesandter in Frankfurt der wiederholten Erklärung, Holsteins Verfassung werde die älteren Rechte möglichst berücksichtigen, gesprächsweise beifügte: man habe in Kopenhagen nur auf „ein Muster in anderen deutschen Staaten warten wollen, die neue preußische auf das landständische Princip gebaute Verfassung würde die dänische Regierung veranlassen, die Redaktion der Holstein zu gebenden Verfassung aufs neue vorzunehmen."[2]) Der Bundestag wies die Reklamanten an, „dieser Verfassung mit jenem Vertrauen entgegenzusehen, welches die unumwundene Erklärung Sr. Majestät des Königs bei treu ergebenen Unterthanen notwendig erzeugen muß".

Eine zweite von Dahlmann aufgesetzte Eingabe der holsteinischen Prälaten und Ritterschaft wurde von Münch zurückgehalten, bis die Abstimmung erfolgt war. Hierauf ließ er die tausend gedruckten Exemplare dieser Eingabe mit Beschlag belegen. Am 15. Januar 1824 wurde sie von Blittersdorff, als Berichterstatter, wegen unangemessener Sprache scharf getadelt und, wie die erste, abgewiesen. Gleichzeitig ward beschlossen, daß in Zukunft Denkschriften, die der Bundesversammlung in gedruckter Form eingereicht werden sollten, einer Censur zu unterwerfen seien. Das war die Frucht, die dem deutschen Volk aus diesem ersten Hilfegesuch seiner verlassenen Söhne in der Nordmark erwuchs.

Beschluß doppelter Protokollführung 1. Juli 1824.

Einige Monate später am 1. Juli wurde der Bundeskanzlei vorgeschrieben, zweierlei Protokolle zu führen: öffentliche, die für den Druck einer strengen Auswahl von Ergebnissen der Verhandlungen dienen, und geheime, die, vervielfältigt, zur Mitteilung an die einzelnen Regierungen gelangen sollten. Seitdem wurde die Ausgabe der Protokolle immer magerer. Sie fand keine Abnehmer mehr und hörte bald gänzlich auf. Der Bundestag erschien dem Volk nur noch als eine gemeinsame, im Finsteren wirkende Polizeianstalt. Es gewöhnte sich daran, kräftige Lebenszeichen lediglich

[1]) Bericht Dohnas Kopenhagen 11. Jan. 1823. Arch. Berlin.

[2]) Bericht Münchs 26. Dec. (Beilage: Kopie eines Berichtes Eybens an den Minister Rosencrantz 29. Nov. 1823). Arch. Wien.

dann von ihm zu erwarten, wenn die Unterdrückung freiheitlicher und nationaler Bestrebungen in Frage stand.

Münchs Vorschläge für Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse 6. Jan. 1824.

Noch im Sommer des Jahres 1824 erhielt man davon einen Beweis durch die Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse. Sie war, soweit es sich um das für fünf Jahre geltende Preßgesetz handelte, schon auf den Wiener Konferenzen angeregt worden. Sie wurde hienach durch ausführliche Vorschläge Münchs von Frankfurt aus sorgfältiger vorbereitet. Er entwickelte in einer Denkschrift vom 6. Januar 1824, daß die Beschlüsse hinsichtlich der Universitäten und Schulen sowie der Central-Untersuchungskommission auf keine Zeitfrist beschränkt seien. Die provisorische Exekutionsordnung war durch die auf Grund der Wiener Schlußakte dauernd festgesetzte erloschen. Einer ausdrücklichen Verlängerung bedurfte nach Münchs Ansicht also nur das „vortreffliche“ Preßgesetz. Er empfahl, von einer nach Jahren bemessenen Frist abzusehen und das Gesetz erst nach Vereinbarung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit, wie die Bundesakte sie in Aussicht stellte, erlöschen zu lassen. Für einen solchen Beschluß schien ihm Stimmeneinhelligkeit, mit deren Forderung „an ein Gelingen der Sache kaum zu denken“, nicht notwendig. Dagegen hielt er eine Rücksprache mit dem Berliner Hof für höchst wünschenswert. Ebenso dünkte ihn eine Verständigung mit dem Münchener Kabinet unerläßlich, da in Baiern verfassungsmäßig die Censur nur für politische Zeitungen und Zeitschriften bestand. Eine Opposition Würtembergs zählte für ihn nicht mehr mit. Alles in allem betrachtete er die Karlsbader Beschlüsse als „ein vorzügliches Denkmal hoher und voraussehender Weisheit“, das nur einer bestimmten Ergänzung bedürfe. Auch sämtliche Privatschulen, beantragte er in einer neuen Denkschrift, müßten unter Aufsicht des Bundes gestellt werden. In der Mehrzahl ihrer Lehrer sah er Leute, „die in den letzten Schwindeljahren auf deutschen Hochschulen verderbliche Grundsätze eingesogen haben.“ „Alles, jammerte er, arbeitet darauf hin, die Jugend der politischen Sekte zuzuführen, welche den Umsturz des Bestehenden sich zum Ziele gesetzt hat“ [1]).

Badische Anregung einer Hinwirkung des Bundes auf Verfassungsänderung.

Für Metternich waren andere Vorschläge, die Münch zu machen hatte, noch wichtiger. Er zeigte einen Weg, auf dem man trotz der Wiener Schlußakte von Bundes wegen vielleicht zu Abänderungen der süddeutschen Verfassungen gelangen könne. Wiederum war der Anstoß von Baden gekommen. Am 31. Januar 1823 hatte der zweite badische Landtag mit einem schrillen Mißklang geendigt. Mit 30 gegen 29 Stimmen war in der zweiten Kammer eine Mehrforderung von 50000 Gulden im Militäretat verworfen worden. Der erzürnte Großherzog hatte mit sofortiger Schließung des Landtags und mit einem leidenschaftlichen Manifest geantwortet. Von den angenommenen Gesetzen erhielt nicht

[1]) Münchs Denkschrift, Metternich übersandt 18. März 1824.

eines seine Bestätigung. Seine Regierung fristete mit unbewilligten Steuern ihr Dasein. Für Liebenstein war kein Platz mehr in ihr. Er wurde in Form einer „Beförderung" als Kreisdirektor nach Durlach versetzt, wo er bald danach (26. März 1824) starb. Seit dem Schluß des Landtags waren die Feinde der Verfassung in fieberhafter Bewegung. Schon im Februar 1823 ließen sich zwei Dorfgemeinden des Breisgaues, Wolfenweiler und Schallstadt, zur Absendung einer „unterthänigsten Bitte" nach Karlsruhe anstacheln, die darauf hinauslief: der Großherzog möge „die Alleinherrschaft ohne Landstände wieder gnädigst übernehmen". Der berühmte Heidelberger Jurist Karl Salomon Zachariä, der Nachfolger Thibauts in der ersten Kammer, stellte seine reichen Gaben mit größtem Eifer in den Dienst dieser Bestrebungen. Ein Gutachten vom Ende des Jahres 1823, in dem er sich für Verewigung fast aller Karlsbader Beschlüsse aussprach, empfahl auch die Erwirkung eines Bundesbeschlusses, kraft dessen die Regierungen ermächtigt werden sollten, die Verfassungen ihrer Länder nach Ablauf einer gewissen Zeit und nach ständischer Begutachtung auf Grund der gemachten Erfahrungen zu revidiren. Berstett, der Münch dies Gutachten überbrachte, versicherte ihm, er sei bereit, am Bundestag die Initiative zu ergreifen.

Urteil Münchs.

Indessen hatte Münch schwere Bedenken, ob dies rätlich sei. „Es würde", meinte er, „von der übelwollenden Partei mit rascher Gier ergriffen werden, um die Regierungen in ein übles Licht zu stellen." Einfacher sei es, wenn der Großherzog, statt gegen die Verfassung aufzutreten, im Gegenteil ein früheres Gesuch um ihre Garantie beim Bund erneuere. Dann werde der Bundestag durch eine Kommission die einzelnen Artikel der Verfassung daraufhin prüfen lassen, „ob in derselben etwas enthalten sei, was gegen das monarchische Princip oder mit dem Bundeszweck nicht in Einklang sei". Das Ergebnis dieser Prüfung könne „auch den anderen durch Konstitutionen beengten Staaten eröffnet werden".[1]) Ganz ähnlich hatte Schuckmann vor kurzem Bernstorff beraten: der Bund dürfe nur dann in die Landesverfassungen eingreifen, wenn sie vorher unter seine Bürgschaft gestellt worden seien.

Äußerungen Mauclers und Rechbergs.

Bald nach diesen Eröffnungen über Berstetts geheime Pläne kam Metternich auch eine wichtige Kunde über die Stimmung in anderen süddeutschen Regierungskreisen zu Ohren. Nach den Berichten des östreichischen Gesandten Trautmannsdorff in München suchte daselbst der würtembergische Minister Maucler auszuforschen, wie sich Baiern verhalten werde,

[1]) Berichte Münchs, 15. Jan. (mit Übersendung eines Gutachtens K. S. Zachariäs, vgl. den Artikel „Zachariä" von Leser in den badischen Biographieen II. 529 zur Ergänzung von F. von Weech: Geschichte der badischen Verfassung, S. 121 ff.), 21., 23. Jan. 1824. (Ein dem Bericht vom 21. Januar beigelegtes Memoire Marschalls, der bei Münchs Konferenz mit Berstett zugegen war, fehlt.) Arch. Wien.

falls am Bundestag „dem monarchischen Princip günstige" Verfassungsänderungen zur Sprache kämen. Er sollte beteuert haben, wenn Baiern für jene Veränderungen sei, so werde Würtemberg wohl beistimmen und sich dann bei seinen Ständen damit entschuldigen. Übrigens habe sein Landesherr, da „die ganze Geschichte nichts anderes als eine verächtliche Komödie" sei, schon jetzt mehr Freiheit als die früheren würtembergischen Herrscher gegenüber ihren alten Ständen. Auch der badische Gesandte zu München klopfte in Berstetts Auftrag bei Rechberg an. Dieser war zwar zu Trautmannsdorffs Kummer sehr mutlos, da er den Widerstand seiner Kollegen und des Kronprinzen fürchtete. Selbst von einer Anrufung des Bundes versprach er sich keinen Erfolg. Aber er bekannte, „daß Süddeutschland nicht in seinem gegenwärtigen, so viele äußere Verhältnisse beleidigenden Verfassungszustand bleiben könne". „Einen Gewaltstreich" von Seiten Östreichs, „für Baiern freilich das Bequemste", durfte er im Ernst nicht erhoffen. Sein Wunsch schien dahin zu gehen, daß Östreich, Preußen, Rußland gemeinsam einen Druck auf die einzelnen Regierungen ausüben möchten, was diesen „ein Vorgehen auf verfassungsmäßigem Wege" erleichtern würde.[1])

Verhandlung Metternichs und Bernstorffs.

Metternich hatte nicht auf diesen Wink gewartet, um sich mit Petersburg und Berlin ins Einvernehmen zu setzen. Den Zaren ließ er wissen, er halte sich an seine Worte, „daß Europa seiner wahren Restauration entgegengehe". Er rechnete auf seine Unterstützung, falls die süddeutschen Höfe ihn sondiren würden. Aber er empfahl strengstes Geheimnis und fand unmittelbare Einwirkungen durch die russischen Diplomaten in Süddeutschland „verfrüht". Indem er Berstetts Ansuchen in Berlin mitteilte, fügte er hinzu, die Sache müsse mit Ruhe und Weisheit geführt werden. Man muß, erwiderte ihm Bernstorff, die alte Linie innehalten und sich zunächst auf das Anhören beschränken. Wir können den Hilfesuchenden „unseren Beistand" nur versprechen, „soweit das gerecht und thunlich ist, und ihnen sagen, daß, wenn ihre Gegner die ihnen durch die Bundesakte vorgeschriebene Grenze überschreiten, der Augenblick gekommen ist, ihnen mit dem ganzen Gewicht unserer Dazwischenkunft am Bundestag zu helfen, um die Reformen ins Werk zu setzen, deren unbedingte Notwendigkeit durch die Erfahrung alsdann klar bewiesen wäre".[2]) Berstetts Art und Weise, eine so zarte Sache anzugreifen, dünkte ihn ein wenig „leichtfertig".

Man mochte in Wien etwas mehr Eifer erwartet haben. Zwar erfreute Kaiser Franz den Fürsten Hatzfeld mit der schmeichelhaften An-

[1]) Berichte Trautmannsdorffs 21. Febr., 4., 5. März, 6., 12. April, Öchsners 26. April 1824. Arch. Wien.

[2]) Weisungen an Lebzeltern 7., an Zichy 13. Febr. (Metternich nennt hier Zachariäs Gutachten „bien faible .. confus dans la recherche des moyens"). Berichte Lebzelterns 17. April, 18. Mai, Zichys 8. März 1824. Arch. Wien. — Weisungen an Hatzfeld 7. März, Bericht Hatzfelds 19. März, 15. April 1824. Arch. Berlin.

sprache: „Daß ich mich über die Entscheidungen des Königs, Ihres Herrn, nicht betrügen konnte, das wußte ich im voraus", und Metternich bezeugte ihm seine volle Zufriedenheit mit Bernstorffs Äußerungen. Aber in seinen Weisungen an Zichy klagte er über die „Schwäche" dieses Ministers und über den allgemeinen Gang der preußischen Regierung, die Östreich den Kampf überlasse oder erschwere. Dieser Eindruck hatte sich verstärkt, als kürzlich zu den Vermählungsfeierlichkeiten des preußischen Kronprinzen, der die lange umworbene bairische Königstochter Elisabeth heimführte, der östreichische General von Steigentesch nach Berlin entsandt worden war. Die Wahl dieses Boten war sehr gewagt. Denn der 1820 erschienene siebente Band der Correspondance inédite de Napoléon hatte Steigenteschs Benehmen gegen den preußischen Hof zur Zeit seiner früheren bekannten Sendung von 1809 in ein sehr ungünstiges Licht gesetzt. Indessen breitete man einen Schleier darüber. Hatzfeld triumphirte, die Hoffnungen der Liberalen seien durch Steigenteschs guten Empfang getäuscht, und Steigentesch selbst wußte die Gnadenbeweise, die ihm zuteil geworden, nicht genug zu rühmen. Immerhin konnten auch seine Schilderungen der preußischen Regierungskreise Metternich einiges zu denken geben. Steigentesch sprach u. a. vom üblen Einfluß Savignys, „dem das Gesetz alles ist", auf den Kronprinzen und erwähnte einen Ausspruch desselben: „Wenn wir nach den Jahrhunderten voll Schrecken nur nicht Jahrhunderte voll Ruhe erhalten ... Die Völker müssen zuweilen aufgerüttelt werden, um ihre Kraft zu üben."[1]) Noch viel weniger würden dem östreichischen Staatskanzler die Worte gefallen haben, die der junge Prinz Wilhelm am 31. März 1824 dem Freunde Oldwig von Natzmer schrieb: „Hätte die Nation Anno 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhms und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber"?

Sendung Steigenteschs nach Berlin Jan. 1824.

In eben diesen Frühlingstagen erschien der preußische General Krauseneck in Wien, um auf die endliche Erledigung der Festungsangelegenheiten am Bundestag zu dringen. Es war eine Frage, in der das Berliner Kabinet „eine ungewohnt kategorische Sprache führte". Auch Krauseneck verfocht als deutscher Patriot den Satz, daß die Rücksicht auf rasche und gute Sicherung der südwestlichen Grenze jeder anderen unbedingt vorgehen müsse. Metternich sah in alledem eine „künstlich gesponnene Intrigue". Er witterte „den Einfluß jener Partei in Berlin"

Sendung Krausenecks nach Wien April 1824.

[1]) Weisungen an Hatzfeld 1. Jan. Berichte Hatzfelds 6., 9. Jan. 1824. Arch. Berlin. Weisung an Zichy 14. März 1824, Berichte Zichys 27. Dec. 1823, Steigenteschs 3. Jan. 1824 und seine Relation „über die Verhältnisse in Preußen" 1824. Arch. Wien. — Vgl. über Steigenteschs Mission von 1809 meine Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit (1885) S. 65—93.

heraus, „welcher die innige und feste Vereinigung dieser beiden mächtigen Staaten und die darin enthaltene Bürgschaft für die Dauer der Ruhe und des Friedens aus unlauteren Absichten keineswegs willkommen" sei. Zur Bekämpfung der „übelgesinnten Partei" schickte er im Mai seinen knechtischen Liebediener Hatzfeld nach Berlin. „Er wird die Wahrheit sagen, schrieb er dorthin, er weiß, was ich weiß, er will, was ich will." Nicht lange danach wußte er zu rühmen: „Hatzfeld hat in Berlin ganz gräulich aufgeräumt. Münch nennt ihn den moralischen Herkules." Es war einige Übertreibung in diesen Worten. Aber die Einflüsterungen des alten Jakobinerriechers verfehlten bei dem furchtsamen König nicht ganz ihren Zweck.

Hatzfeld in Berlin Mai 1824.

Die seit kurzem eingeleitete Verfolgung eines geheimnisvollen „Männer- und Jünglingsbundes" hatte ihn für die Warnungen Metternichs und seiner Helfershelfer doppelt empfänglich gemacht. Im Unterrichtsministerium wurde Nicolovius als erster Direktor durch den Demagogenjäger Kamptz abgelöst. Kamptz hatte schon einen Kabinetsbefehl (21. Mai) vorbereitet, durch den die Teilnahme an geheimen Studentenverbindungen auch für kriminalrechtlich strafbar erklärt wurde. Er überwachte, soweit seine Justizgeschäfte ihm Zeit ließen, die Aufrechthaltung der akademischen Disciplin. Im diplomatischen Dienst gingen einige Veränderungen vor, die ganz in Metternichs Sinn waren, und über die Festungsangelegenheit durfte er hoffen, sich im Sommer mit Hatzfeld auf seinem Schloß Johannisberg zu verständigen.[1] Dort sollte nebst anderen Geladenen auch der neue preußische Bundestagsgesandte sich einstellen, dem der schwache Goltz den Platz zu räumen hatte. Es war der Generalpostmeister von Nagler, der einst bei Hofe die Parole in Umlauf gesetzt hatte, Stein sei ein guter Minister des Volkes, aber nicht des Königs. Ursprünglich von Hardenberg begünstigt, danach mit ihm verfeindet, hatte er Jahre lang seiner Kunstliebhaberei und Reiselust gelebt, bis er an die Spitze des preußischen Postwesens gestellt wurde. Dieses wußte er durch Umsicht und Thatkraft auf eine vorher niemals erreichte Höhe zu heben. Eine bleibende Schattenseite seiner Verwaltung war die schmähliche Gewohnheit der Eröffnung und „Perlustrirung" von Briefschaften, die er wie Sedlnitzky mit wahrer Virtuosität ausbildete. Der harte, hochmütige Mann bekam sehr bald mit dem nicht minder eingebildeten, auf seine Stellung eifersüchtigen Präsidialgesandten bittere Händel. Aber im Augenblick seiner Ernennung begrüßte ihn Metternich als einen zuverlässigen und willensstarken Bundesgenossen.

Kamptz Direktor im preußischen Unterrichtsministerium.

Nagler preußischer Bundestagsgesandter.

Ehe er sich zu dem Stelldichein auf den Johannisberg begab, suchte

[1]) Bericht Hatzfelds 30. April 1824. Arch. Berlin. — Weisungen an Zichy 14. Mai, an Münch 8. Aug. (Beilage: Metternich an Feldmarschall Bellegarde 8. Aug.). Bericht Zichys 5. Juni 1824. Arch. Wien.

Metternich in Tegernsee 26. Mai bis 2. Juni.

er mit den leitenden Staatsmännern Baierns ins reine zu kommen. In Begleitung des Erzherzogs Franz Karl, dem in Tegernsee die Tochter Max Josefs, Sophie, anverlobt werden sollte, traf er dort ein. Er fand Wrede „warm", Zentner „der Wahrheit sehr zugänglich", Rechberg „gekräftigt". Jederman schien der Meinung zu sein, daß „der falsche Liberalismus nicht mehr Wert habe als falsches Geld". Die Entdeckung neuer „demagogischer Umtriebe" hatte auch hier dazu gedient, Metternich die Wege zu ebnen. Der Kronprinz und Lerchenfeld wurden zu den Beratungen gar nicht zugezogen. Ihr Ergebnis war die Abfassung einer Denkschrift durch Zentner, die Metternichs Erwartungen weit übertraf. Sie dünkte ihn „rein in der Ansicht" und „so kräftig im Ausdruck", daß er sie für geeignet hielt, als Grundlage eines Präsidialvortrages in der Bundesversammlung zu dienen. Der geschmeidige Zentner stimmte in der That mit Münchs Vorschlägen in betreff der Verlängerung und Fortdauer der Karlsbader Beschlüsse fast durchaus überein. Allerdings wies er darauf hin, daß in Baiern die Censur auf politische Zeitungen und Zeitschriften beschränkt sei. Aber er beteuerte, polizeiliche Aufsicht und nötigenfalls polizeiliche Beschlagnahme hinsichtlich aller übrigen Druckschriften wirke „eben so gut und oft noch besser" als die Censur. Einem Eingriff des Bundes in die Verfassungen der Einzelstaaten widerstrebte er auch jetzt. Er wiederholte den dehnbaren Artikel 27 der Wiener Schlußakte mit den Worten, die ständischen Rechte dürften „das monarchische Princip" nicht verletzen. Allein er erklärte es für wünschenswert, daß diejenigen Bundesstaaten, in denen Öffentlichkeit der landständischen Verhandlungen bestehe, die Grundlinien einer strengen Geschäftsordnung vereinbaren möchten.

Metternich auf dem Johannisberg Juni, Juli.

Durch das Erreichte befriedigt reiste Metternich am 2. Juni nach dem Johannisberg ab. Dort strömten, von dem herablassenden Schloßherrn gastlich empfangen, Staatsmänner und Generale in großer Zahl zusammen. Hatzfeld, Münch, Nagler, Münster, Marschall, Berstett, Blittersdorff, du Thil, die Mitglieder der Militärkommission des Bundes u. a. folgten seinem Ruf. Auch der würtembergische Minister Maucler erschien und „that sehr unterwürfig". Der Großherzog von Oldenburg kam in eigener Person. Am letzten Tage sah sich auch Karl August von Weimar die Gesellschaft an. Mit den Preußen hatte Metternich leichtes Spiel. Durch den Abschluß einer Übereinkunft in Sachen der Bundesfestungen wurde zu Hatzfelds Genugthuung „der einzige wunde Punkt" beseitigt, an dem „die Intrigue einen Stützpunkt finden konnte," um die Einigkeit der beiden mächtigsten Bundesglieder zu trüben. Metternich versicherte sich gleichzeitig der unbedingten Zustimmung der meisten Regierungen zu Zentners Vorschlägen. Hinter Berstetts Wünschen blieben sie freilich noch zurück. Nicht gewillt, nach einem sophistischen Ratschlag

Zachariäs, die Verfassung seines Heimatlandes eigenmächtig durch den Großherzog aufheben zu lassen, hielt er noch immer die unmittelbare Hilfe des Bundes für das Ersprießlichste. Indessen er mußte es schon als einen Gewinn betrachten, wenn es gelang, die Öffentlichkeit der Landtagsverhandlungen einzuschränken und im übrigen mit Blittersdorff auf eine Umgestaltung der Verfassung ohne förmlichen Gewaltstreich sinnen[1]).

Metternich in Ellingen. Juli.

Auf dem Rückweg vom Johannisberg sprach Metternich in Wredes Schloß Ellingen vor. Hier bestand er auf der Notwendigkeit eines gleichförmigen Beschlusses in Frankfurt, auch in betreff des Preßgesetzes. Indessen erhoben sich bei der Beratung des bairischen Ministeriums ernste Bedenken, den Gesandten am Bundestag in diesem Sinn zu instruiren. Rechberg mußte Metternich brieflich eingestehen, der Widerstand werde weniger stark gewesen sein, wenn das Preßgesetz wieder nur auf fünf Jahre verlängert werden solle. Mit Rücksicht auf die Kammer, „diese unheilvolle Einrichtung", könne Baiern nur unter der Einschränkung zustimmen, daß die 1819 hinsichtlich der Presse beschlossenen „Maßregeln" „wie bisher" gehandhabt werden sollten. Wohl oder übel mußte Metternich sich damit begnügen. Die Übersendung von Rechbergs Brief an Münch begleitete er mit der Anweisung: „Wegen der paar elenden, nichts bedeutenden Worte würde es nicht der Mühe lohnen, das in der Frist nicht beschränkte Provisorium des neuen Gesetzes abermals in eine Periode von fünf Jahren einzuklemmen."[2])

Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse 16. August.

Nach diesen Vorbereitungen konnte das Stück am Bundestag aufgeführt werden. Münchs ursprüngliche Idee, eine Entscheidung durch Stimmenmehrheit für genügend zu erklären, war durch Bernstorffs Einwürfe beseitigt. Allein man hatte nicht zu fürchten, das verabredete Spiel durch einen rollenwidrigen Seitensprung gestört zu sehen. Die bairische Regierung mochte an ihrer Klausel festhalten. Die würtembergische mochte ihren Gesandten nur über die Erneuerung des Preßgesetzes mit ausdrücklicher Instruktion versehen haben. Karl August mochte versichern lassen, in Weimar sei es bisher ganz unnötig gewesen, die Grenzen der ständischen Befugnisse „noch genauer zu bezeichnen". Dies alles änderte nichts an der einstimmigen, dankbaren Annahme des Präsidialvorschlags, die am 16. August erfolgte. Die Bundesversammlung drang auf sorg-

[1]) Zur Ergänzung von Gedrucktem dienen mir Metternichs Weisungen an Zichy 16. 26. Juni, 16. Aug., an Münch 16. Juli (Beilagen: Konvention zwischen Östreich und Preußen hinsichtlich der Bundesfestungsangelegenheit 15. Juli 1824 u. s. w., 8. Aug. 1824. Arch. Wien. — Correspondance avec le Prince de Hatzfeld pendant son séjour au Johannisberg. Bericht Hatzfelds 7. Sept. 1824. Arch. Berlin.

[2]) Weisung an Münch 8. Aug. (Beilagen: Rechberg an Metternich 30. Juli 1824, Entwurf der bairischen Abstimmung). Arch. Wien. Vgl. Aus Lerchenfelds Papieren S. 165, 867—870.

fältige Erhaltung „des monarchischen Princips“ und Festsetzung strenger Geschäftsordnungen für die landständischen Verhandlungen, „zur Abhaltung aller Mißbräuche“, die aus ihrer Öffentlichkeit oder dem Druck derselben entstehen konnten. Sie „teilte den Wunsch“ des Kaisers von Östreich, daß sich die Bundesstaaten, bei denen Öffentlichkeit der Landtagsverhandlungen bestehe, über die Grundlinien einer solchen Geschäftsordnung vereinbaren möchten. Sie erklärte die Fortdauer des Gesetzes von 1819 über die Universitäten für selbstverständlich und nahm die Wahl einer Kommission zur Prüfung „der Gebrechen“ des gesamten Unterrichtswesens in Aussicht. Sie beschloß, daß das provisorische Preßgesetz bis zur Verständigung über ein endgiltiges in Kraft bleiben sollte. Gentz, dessen Feder die Worte des Präsidialgesandten vorgezeichnet hatte, spottete: „Die zweite Portion Karlsbader Wasser ist glücklich verschluckt.“ Metternich wurde durch die Anerkennung seines Kaisers und ein huldvolles Dankschreiben des Königs von Preußen belohnt. „So lange, erwiderte er diesem, Östreich und Preußen untrennbar vereint sind, wird alles in Europa möglich sein.“

Entdeckung einer angeblichen Verschwörung.

Bei der Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse war eine ihrer Hauptschöpfungen, die Mainzer Central-Untersuchungskommission, nicht genannt worden. Dies bedeutete nicht ihre Aufhebung, sondern im Gegenteil die stillschweigende Annahme ihres Fortbestehens. Ihre jüngsten Berichte hatten, nach Münchs Versicherung, „niederschlagende Beweise der unermüdeten Thätigkeit frevelnder Demagogen“ geliefert. Sie war, nach Blittersdorffs Worten, „als ein Zaum für die Übelgesinnten“ unentbehrlich. In der That rühmten sich die polizeilichen Spürer der Entdeckung einer weitverzweigten Verschwörung, die sie beinahe noch schreckhafter ausmalten als das revolutionäre Wahngebilde von 1819.

Deutsche „Demagogen“ in der Schweiz. W. Snell, K. und A. Follen u. a.

Von den damals Verfolgten und Verdächtigten hatten sich einige der bekanntesten auf schweizer Boden zusammengefunden.[1] Wilhelm Snell hatte nach seiner Amtsentsetzung (s. I. 391) durch Steins Vermittlung einen Ruf an die Universität Dorpat erhalten. Kaum dort angelangt wurde er auf Anschuldigungen aus der Heimat hin ausgewiesen. Ohne Hoffnung, in Deutschland rechtliches Gehör und Schutz gegen Willkür zu finden, verweilte er vorübergehend in der Hauptstadt Graubündens, bis ihm 1821 eine juristische Professur in Basel zuteil wurde. Adolf Follen, nach zweijähriger Haft aus dem Untersuchungsarrest in der Berliner Stadtvogtei entlassen, hatte als Lehrer an der Kantonsschule zu Aarau

[1] S. bei Schweizer: Geschichte der schweizerischen Neutralität 195 S. 666 ff. Ergänzungen und Berichtigungen der Angaben von Tillier, Gervinus, H. von Treitschke, die sich noch sehr vermehren lassen.

ein Unterkommen gefunden. Sein Bruder Karl war nach dem Verbot seiner Jenenser Vorlesungen in Paris aller Wahrscheinlichkeit nach mit namhaften Liberalen, wie d'Argenson, Lafayette, Constant, Grégoire, in Verbindung getreten. Nach der Ermordung des Herzogs von Berry wandte er sich ebenfalls der Schweiz zu und erhielt im Herbst 1820 eine Anstellung an der Kantonschule in Chur. Dort lebte auch ein Turnlehrer Völker, aus Eisenach gebürtig, und ein Welschtiroler de Prati, der vermutlich den politischen Geheimbünden nahe stand.

Preußisch-östreichische Beschwerden beim Vorort 11. 13. Nov. 1820.

Schon am 11. und 13. November 1820, während des Troppauer Kongresses, beschwerten sich Preußen und Östreich beim eidgenössischen Vorort über die Duldung eines demagogischen „Klubs“ in Chur. Die Beschwerde gründete sich u. a. möglicher Weise auf Geheimberichte jenes elenden Wit (s. I. 456), der gegen Karl Follen noch immer glühende Freundschaft heuchelte. Aber die überaus leichtfertig abgefaßten Noten der beiden Großmächte boten so viele Blößen, daß der Regierung Graubündens eine geharnischte Rechtfertigung nicht schwer fiel. Der Vorort behielt diese für sich, hatte aber auf die Beschwerde nur eine allgemein gehaltene Entgegnung. In Wien und in Berlin blieb die Furcht vor Umtrieben deutscher „Demagogen“ in der Schweiz bestehen. Jede Reise eines Studenten, dem die Alpen als Ferienziel winkten, wurde ängstlich überwacht, und die Haltung der schweizer Bevölkerung selbst mit heimlicher Sorge beobachtet. Ein freigesinnter preußischer Diplomat, der Legationsrat Sixt von Armin, einer der trefflichsten preußischen Patrioten, mit Stein seit lange freundschaftlich verbunden, damals Geschäftsträger in Bern, suchte seiner Regierung diese Befürchtungen zu benehmen. „Von allen herumziehenden Aposteln, äußerte er, kann hier nichts gelehrt werden, was nicht schon vollständig bekannt wäre. . . In meinem Gewissen fühle ich mich verbunden, E. K. Majestät nicht verheimlichen zu dürfen, daß, obwohl keiner der Verdächtigen in der Schweiz einen politischen Einfluß gewinnen werde, es dennoch der wahrhaft guten Sache unendlich schadet, wenn sich die irrige Meinung immer mehr verbreitet, die dabei beteiligten Regierungen dürften es nicht wagen, diese Leute vor ein offenes, von ihnen selbst anerkanntes Gericht zu stellen.“ [1])

Urteil Armins.

Beschwerden wegen italienischer Flüchtlinge März, August 1823.

Eine Zeitlang schien die Aufmerksamkeit der mißtrauischen Großmächte durch den diplomatischen Feldzug abgelenkt zu werden, den der Übertritt italienischer Flüchtlinge auf schweizer Gebiet nach dem Scheitern der piemontesischen Revolution hervorrief. An die Festsetzungen des Veroneser Kongresses (s. o. S. 307) reihten sich am 31. März 1823 die heftigsten Vorstellungen Metternichs, dem verleumderische Angaben Karl Ludwig von Hallers, des bairischen Residenten von Olry in Bern und feiler Spione

[1]) Bericht Sixts von Armin (nicht „Arnim“, wie er häufig irriger Weise genannt wird) 25. Dec. 1820. Arch. Berlin. S. Anhang X.

reichen Stoff geliefert hatten. Trotz eines nachgiebigen „Conclusums“ der Tagsatzung (14. Juli) hinsichtlich der Fremdenpolizei und der Presse folgten am 20. 21. und 28. August des gleichen Jahres russische, preußische, östreichische, französische und sardinische Noten. Zugrunde lag ihnen das Verlangen der Pariser Gesandtenkonferenz, mit Namen bezeichnete Italiener auszuweisen, von denen viele sich längst aus der Schweiz entfernt, einige dies Land niemals betreten hatten.

Sprewitz in Chur. Der sogenannte „Männerbund“.

Inzwischen war aber, ohne Zweifel zuerst von Karl Follen, der unreife Plan ausgeheckt worden, unter der deutschen Jugend einen politischen Geheimbund zu stiften. Jener Turnlehrer Völker und ein ehemaliger preußischer Officier, von Dittmar, der Santa Rosas Adjutant gewesen sein soll und gleichfalls nach Chur verschlagen wurde, gingen allem Anschein nach mit Follen Hand in Hand. Sie gedachten, einen schwärmerischen jungen Mecklenburger, Adolf von Sprewitz, als Werkzeug zu benutzen. Dieser hatte anfangs 1821 seine Studien in Jena unterbrochen, um bei den aufständischen Piemontesen Kriegsdienste zu nehmen, mußte aber in der Schweiz die Nachricht von ihrer Niederlage erfahren. In Chur wurde ihm von einem im Entstehen begriffenen „Männerbund“ gesprochen, zu dessen Unterstützung er die Stiftung eines „Jünglingsbundes“ in Deutschland bewerkstelligen sollte. Als Ziel desselben galt Umsturz des Bestehenden und Herstellung einer Gesamtverfassung durch selbstgewählte Volksvertreter. Die übrigen Sätze der Statuten, wie Forderung der Anschaffung von Waffen, eidliche Verpflichtung des Schweigens, Todesdrohung wider den Verräter, waren sichtlich italienischen Mustern nachgeahmt.

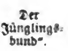
Fortdauer der Burschenschaft.

Sprewitz begab sich mit seiner Mission nach Deutschland zurück, um vor allem an einer Reihe von Universitäten dem Jünglingsbund Genossen zuzuführen. Er fand bei seinen Wanderungen unter den Gliedern der scheinbar aufgelösten Burschenschaft manchen gutgläubigen Hörer. Die verpönte Studentenverbindung mit dem gefürchteten schwarz-rot-goldenen Abzeichen war durch die Karlsbader Beschlüsse keineswegs zugrunde gerichtet. Hie und da setzte sie sich in anderer Form, mit Überlistung der Behörden fort, wenn sie nicht, wie zeitweise in Leipzig und Tübingen, ihnen offen zu trotzen wagte. Selbst die Abhaltung allgemeiner Burschentage, auf denen die Brüder von Nord und Süd einträchtig mit einander verhandelten und pokulirten, kam seit 1820 wieder zustande. Die preußische Regierung war unermüdlich, die übrigen auf Gefahren, die ihr die Ruhe Deutschlands zu bedrohen schienen, aufmerksam zu machen. Die ersten Staatsmänner einer der europäischen Großmächte wurden durch „Stammbuchblätter“ von Heidelberger Burschen, „auffallende rote Mützen“ von Jenenser Musensöhnen, die Ankündigung eines „neuen

Liederbuches", die unter Papieren der Breslauer Arminia entdeckt worden war, und ähnliche Schrecknisse in Spannung erhalten.[1])

Aus-sonderung einer radikalen Gruppe.

Je bitterer das Scheitern vaterländischer und freiheitlicher Wünsche von dem aufstrebenden jungen Geschlecht empfunden wurde, desto schärfer sonderte sich aus seiner Mitte eine Gruppe ab, die früher aufgestellte Ziele in radikaler Denkweise umwandelte. Für eine so tiefgehende Änderung ursprünglicher Sinnesart hatte schon Wilhelm Snell ein Beispiel geboten. Die Schwärmerei für Teutonentum und der Haß gegen welsches Unwesen waren bei ihm längst der Bewunderung der französischen Revolutionshelden und der Verfassung „der großen Nation" von 1792 gewichen. Verbrüderung aller freien Völker wurde nun auch für viele Burschen die Losung. Die Revolutionen Spaniens und Portugals, Neapels und Piemonts, die Erhebung der Griechen erfüllten ihre Herzen mit Begeisterung. „Die Burschenschaft, rief der Nassauer Hildebrandt seinen Hallenser Freunden bei nächtlichem Verein auf der Dölauer Haide zu, hat eine politische Aufgabe, wir müssen nicht nur die Gesinnung, wir müssen auch die Revolution erzeugen." „Was die Schlacht von Belle-Alliance an Napoleon gethan hat, prophezeite der burschenschaftliche Sprecher bei der Waterloofeier 1821 in Jena, das werden andere Schlachten an der heiligen Allianz thun." Der urwüchsige, frohgemut in die Zukunft blickende Pommer Arnold Ruge fand es sehr lächerlich, als auf einer „Tagsatzung der Verschworenen" unweit Würzburg bei feurigem Steinwein von dem wundergläubigen Mediciner Eisenmann das mittelalterliche Kaisertum gepriesen wurde, und die Karte des heiligen römischen Reiches mit der Kreiseinteilung zum Vorschein kam. Er bekannte sich mit anderen frischweg zur Republik und trug auch sein Teil dazu bei, daß die Burschenschaft sich nicht mehr „für vorzugsweise fromm ausgab".


Der „Jünglingsbund".

An ihm hatte Sprewitz einen der rührigsten Sendboten gewonnen. Auch jener Hildebrandt aus Nassau und der Thüringer Robert Wesselhöft, der sich bereits beim Wartburgfest hervorgethan hatte, gehörten zu den eifrigsten Aposteln des Jugendbundes. Mancher, der sich später neben schon Erwähnten einen Namen gemacht hat, wie der Sachse Karl Hase, als geistreicher Theologe, der Holsteiner Theodor Olshausen als Staatsmann und Publicist, der Hannoveraner Havemann als Historiker, der Schwabe Kolb als Redakteur der Allgemeinen Zeitung, wurden für den Eintritt in einen kindlichen Geheimbund gewonnen, von dem jeder auf seine Art Herstellung deutscher Einheit und Freiheit erhoffte. Mehr als etwa anderthalbhundert Glieder scheint aber die studentische Revolutionsarmee nie umfaßt zu haben, und von Worten zu Thaten war für

[1]) J. B. Schuckmann an Bernstorff 5. Mai (mit zahlreichen Beilagen) 16. Juni, 16. Dec. 1822. Weisungen Bernstorffs an Jastrow, Jordan, Grote 20. Mai 1822 u. s. w. Arch. Berlin.

alle diese Dilettanten in Verschwörungskünsten ein weiter Weg. Auch wurden mehrere Artikel der Bundessatzungen von einzelnen beanstandet. Daher trat z. B. Hase nach einiger Zeit wieder aus.

Seine Ungefährlichkeit.

Was vor allem dem Ganzen den festen Boden entzog, war die aufdämmernde Einsicht, daß der Männerbund, dem doch der Bund der Jungen nur als Stütze dienen sollte, ein bloßes Traumgebilde sei. In Deutschland waren die einzigen „Männer", auf deren Vortritt ein paar junge Phantasten rechneten, ein baumstarker Müller, ehemals Turnlehrer, namens Salomon, und ein überspannter Hauptmann Fehrentheil in Erfurt. Thörichte Gerüchte, wie daß es Gneisenau nach dem Ruhm eines preußischen Quiroga oder Pepe gelüste, wurden bald in ihrer vollen Unsinnigkeit erkannt. Ein Sohn Anselm Feuerbachs, der in der Schweiz nach dem rätselhaften Männerbund Erkundigungen einziehen sollte, kam mit der Überzeugung zurück, daß ein solcher gar nicht bestehe. Sprewitz, der inzwischen eine Lehrerstelle in der Anstalt des freisinnigen Gustav Bunsen in Frankfurt am Main angenommen hatte, mußte dem durchreisenden Ruge dieselbe trostlose Eröffnung machen. In Folge dessen wurde 1822 auf dem Würzburger Tage die Auflösung des Jünglingsbundes beantragt. Der Antrag fiel allerdings. Aber indem der Jünglingsbund „sich auf seine eigenen Füße stellte", verlor er vollends jede Bedeutung für das handelnde Leben. Karl Follen, seit 1822 Lektor des römischen Rechtes in Basel, forderte zwar, wie Ruge versichert, von dort aus zum Tyrannenmord auf. Aber man fand den Vorschlag „verrückt". Die Nachwirkungen des Veroneser Kongresses, die Besiegung der spanischen Revolution, der Triumph der Ultras in Frankreich, die Zunahme der Erschlaffung in Deutschland ließen nur das Gefühl aufkommen, daß es „ärger doch nicht werden könne". Ein nach Kassel ausgeschriebener Tag des Jugendbundes kam nicht zustande. Selbst das Erkenntnis des Breslauer Oberlandesgerichtes bezeugte nachmals seinen „inneren Verfall" für das Ende des Jahres 1823.

Beginn der Verfolgung.

Gerade damals kamen der Mainzer Central-Untersuchungskommission die ersten verräterischen Anzeigen zu. Alle Regierungen, um deren Unterthanen es sich handelte, wurden sofort benachrichtigt. Die preußische ging den übrigen mit Verhaftungen voran. Ein Kabinetsbefehl Friedrich Wilhelms III. setzte am 4. März 1824 ein besonderes Untersuchungsgericht auf dem Schlosse zu Köpenick ein. Kamptz entwickelte wie 1819 einen fieberhaften Spüreifer und erwirkte, daß auch Angehörige anderer Staaten zeitweise in Untersuchungshaft nach Köpenick abgeliefert wurden. „Hatten wir, bemerkt Ruge bei einem Rückblick auf diese Leidenszeit, die Einheit in der Freiheit nicht bewirkt, so hatten wir doch die Einheit im Gefängnis erreicht." Er fand daselbst fast „ganz Deutschland unter Preußen vereinigt". So wurde der Rechtsanwalt Karl Heinrich Hofmann

Das Untersuchungsgericht in Köpenick.

aus Darmstadt, der für Erfüllung des Artikels 13. der Bundesakte und für Gewährung einer Verfassung in seinem Heimatsstaate gekämpft hatte, auf völlig grundlosen Verdacht hin unter polizeilicher Bedeckung nach Köpenick verbracht. Auch Franz Lieber, bei dem einst die „Goldsprüchlein" aus Jahns Munde entdeckt worden waren, ward wieder hinter Schloß und Riegel gesetzt. Der hatte inzwischen in Griechenland, wohin die Begeisterung für die hellenische Freiheit ihn getrieben, die herbsten Enttäuschungen erfahren, war auf dem Rückweg in Rom von Niebuhr aus Elend und Verzweiflung herausgerissen worden und dankte erst dessen Fürsprache, daß der neuen Qual ein Ziel gesetzt wurde.

Verhaftung Cousins.

Das größte Aufsehen machte, daß ein schon damals berühmter französischer Gelehrter, der Philosoph Cousin, auf Ersuchen der Mainzer Kommission in Dresden verhaftet, und nach Berlin abgeführt wurde. Die Sache kam im französischen Ministerrat zur Sprache, wo sich herausstellte, daß die preußische Behörde sich auf vertrauliche Winke des Polizeipräfekten Franchet berief. Dieser wurde dadurch bloßgestellt, und Metternich fürchtete, daß der gefällige Pariser Freund, dem man so manchen schätzenswerten Dienst schuldete, in Zukunft schweigsamer sein würde. Fast noch mehr aber fürchtete er „das Jubelgeschrei der Liberalen", wenn durch Cousins Freilassung „im Angesicht von ganz Europa ein bedauerlicher Rückschritt" gemacht würde. [1])

Auslieferungsbegehren in Bern.

Cousin war verhaftet und wurde verhört, weil man ihn als einen Vertrauten Karl Follens und als ein Mittelglied der deutschen und französischen „Demagogen" beargwöhnte. Schon vorher am 20. August 1824 war die Auslieferung Karl Follens selbst durch den dazu bevollmächtigten preußischen Gesandten Otterstedt in Bern gefordert worden. Der dortige östreichische und russische Gesandte unterstützten sein Begehren. Es erstreckte sich auch auf Völker, Wilhelm Snell und einen Bruder Robert Wesselhöfts, damals Prosektor in Basel. Indessen der Widerstand der Baseler Regierung brach dem dringenden Verlangen die Spitze ab. Ein drohender ernster Streitfall ward durch die Entfernung Karl Follens beseitigt, dem der längst bewunderte nordamerikanische Freistaat zur neuen Heimat wurde. Dort suchten und fanden, wie nachmals Lieber und viele andere Schicksalsgefährten, auch die Wesselhöfts, was sie im Vaterlande entbehrten. Völker begab sich nach England. Wilhelm Snell wurde nicht weiter beunruhigt. Adolf Follen, dessen Auslieferung gleichfalls Wochen lang betrieben wurde, durfte unter Berufung auf ein ärztliches Zeugnis in Aarau verbleiben.

[1]) Auf die Angelegenheit Cousin beziehen sich u. a. Berichte Werners 25. Sept. Zichys 9. Dec. 1824, 11. Jan. 1825, Vincents 6. Nov. 1824. Weisungen an Werner 13. 30. Okt. 1. 27. Nov. 1824. Arch. Wien. — Berichte Hatzfelds 20. 26. Nov. (Beilage: Metternich an Vincent 22. Nov.) Schuckmann an Bernstorff 26. Nov. 1824. Arch. Berlin.

Beargwöhnung der Schweiz.

Otterstedt meldete entrüstet nach Berlin: „Alle Maßregeln, die von Seiten der schweizer Regierungen statthaben, geschehen immer mit der größten Berücksichtigung auf die sogenannte liberale d. h. demagogische Partei in Europa.“ Metternich ließ aufs eifrigste Dolchen mit verdächtigen Zeichen und Aufschriften nachforschen, die in der Schweiz angefertigt oder von Solingen dorthin eingeschleppt sein sollten. Hatzfeld urteilte: „Die Schweiz ist in einem wahren Zustand der Anarchie. Sie ist der Herd der revolutionären Intriguen. . . Wir werden den revolutionären Geist in Deutschland nie ersticken, wenn wir ihn nicht in der Schweiz zerstören.“ [1]) Allein die einzige That, die Erfolg hatte, war das Verbot des Studiums in Basel für alle preußischen Landeskinder.

Da man auf die Vernehmung der Anstifter des Mecklenburgers Sprewitz verzichten mußte, so fehlte den Geständnissen des Unglücklichen, der sich im Gefängnis mit einem Messer zu tödten versuchte, die volle Beweiskraft. Dies wurde auch später von der Justizkanzlei zu Güstrow offen anerkannt. Nicht besser stand es mit vielen Aussagen des verächtlichen Wit, der auf Kreuz- und Querzügen in Italien, in der Schweiz, in Deutschland als Abenteurer, Spion, Angeber, zeitweise eingesperrt, dann wieder auf freiem Fuß, sein Wesen getrieben hatte. Als man seiner anfangs 1824 in Baireuth habhaft geworden war, wähnte man, durch ihn den Schlüssel zur Kenntnis des Zusammenhanges aller revolutionären Kräfte von ganz Europa zu erhalten. Metternich hatte sofort nach den ersten Entdeckungen die Gleichartigkeit der deutschen Verschwörer und der italienischen Sublimi Maëstri perfetti behauptet. Das preußische Ministerium des Inneren und der Polizei erklärte in einem Rundschreiben (4. Juni 1824) an die Bevollmächtigten der Regierung bei den Universitäten, der aus den Burschenschaften erwachsene Geheimbund habe mit den revolutionären Vereinen in Frankreich, Italien und der Schweiz „in näherer Verbindung“ gestanden. Noch weiter spannte Schuckmann in einem Bernstorff erstatteten Bericht (29. April 1825) den Rahmen. Er wies auch auf polnische und dänische Geheimbünde hin und hatte nur zu bedauern, daß es „trotz aller Geld- und Kraftanstrengungen“ nicht ge-

Das Zeugnis Wits von Dörring.

Annahme eines internationalen Geheimbundes.

[1]) Weisung an Lebzeltern 15. Jan. 1825. Arch. Wien. — Zichy an Bernstorff 2. Mai (Beilage: Metternich an Zichy 16. April). Bernstorff an Schuckmann 8. Mai. Die Regierung von Düsseldorf an das Ministerium des Inneren und der Polizei 23. Juni. Bernstorff an Zichy 15. Aug. 1825. Berichte Hatzfelds 18. Dec. 1824. 20. Jan., 11. Febr. 1825. Arch. Berlin. Über die Angelegenheit der beiden Follen, W. Snells u. s. w. finden sich zahlreiche Aktenstücke in den auf die „demagogischen Umtriebe“ bezüglichen Aktenbänden des Berliner Archives, welche die Mitteilungen Heuslers: Ein Geschichtsblatt aus der Periode der Karlsbader Beschlüsse (Gelzers protestantische Monatsblätter 1868), Schweizers a. a. O. u. a. ergänzen. Auch liegt mir nach gefälligen Mitteilungen der Familie ein Brief Karl Follens an seine Schwester, die Frau des Professors Vogt in Gießen, vom 8. März 1824, vor.

lungen sei, „die letzten Fäden zu ermitteln, von welchen alle diese Verbindungen ausgegangen“.[1])

Preußische Urteilssprüche.

Diese Annahme einer großen internationalen Verschwörung, überaus luftig wie sie war, kam freilich für die Entscheidung der Gerichte nicht in Betracht. Sie hielten sich lediglich an die Beantwortung der Frage, ob auf deutschem Boden Hochverrat versucht oder vollzogen worden sei. Preußen übertraf alle übrigen Beteiligten an Härte. Das Breslauer Oberlandesgericht, das durch Kabinetsbefehl vom 22. Januar 1825 zur Spruchbehörde erster Instanz ernannt worden war, verhängte über 26 Mitglieder des Jünglingsbundes schwere Strafen. Für elf der jungen Schwärmer lautete der Spruch auf fünfzehn Jahre Festungshaft. Nach der Bestimmung des Königs sollten ihm in jedem einzelnen Fall erst „nach Ablauf des dritten Teiles der Strafe, wenn Inkulpat Reue bezeugt und sich seitdem gut betragen“, Vorschläge der Begnadigung und der alsdann „etwa aufzulegenden Bedingungen“ gemacht werden.[2]) Arnold Ruge saß nach dem einen Jahre Untersuchung in Köpenick noch fünf Jahre in Kolberg „angesichts der alten freien Ostsee“.

Urteile in anderen deutschen Staaten.

In anderen deutschen Bundesstaaten fielen die Urteile milder aus. In Baiern wurden die Angeschuldigten nach langer Untersuchungshaft entlassen. Hie und da stellten die Erkenntnisse selbst die Übertreibungen der Anklage in grelles Licht. Das Hofgericht zu Freiburg sprach von der „Geringfügigkeit der Gefahr für den Staat“ und von „dreißig Jahren beständiger Revolutionen, Umwälzungen, gebrochener Worte und Friedensschlüsse“, in denen sich wiederholt „ganze Nationen vergessen“ hätten. Das Ober-Appellationsgericht zu Zerbst machte als Milderungsgründe geltend, daß der durch die Befreiungskriege geweckte Geist „nicht sofort erkaltete“, und daß das „eigentümliche Aufbrausen des jugendlichen Alters“ durch „das ruhigere Blut“ der zu Männern Gereiften von selbst ermäßigt werden würde.

Auflösung der Mainzer Kommission 1828.

Solche „Skandale“ hätte die Mainzer Kommission nach der Ansicht ihrer Haupturheber unmöglich machen sollen. Sie fanden, daß sie ein sehr unbrauchbares Werkzeug geworden sei. Sie hatte sich schon den Vorwurf der Schwäche zugezogen, als es sich darum handelte, die Abführung des Darmstädter Hofmann nach Köpenick zu betreiben. Sie versagte wieder, als ihr gewissenhafter Präsident Kaisenberg sich weigerte, durch Anträge am Bundestag auf Erlaß eines gleichförmigen Gesetzes über Verbrechen des Hochverrates hinzuwirken. „Die Central-Untersuchungskommission, hatte Berstett jüngst schon in einem Metternich übersandten

[1]) Weisungen an Münch 9. Febr., 18. März. Bericht Zichys 19. Juni (Beilage: Rundschreiben des preußischen Ministeriums des Inneren und der Polizei 4. Juni 1824). Arch. Wien. — Schuckmann an Bernstorff 29. April 1825. Arch. Berlin.

[2]) Schuckmann und Danckelmann an Bernstorff 22. Febr. 1828. Arch. Berlin.

Gutachten geäußert, wußte sich zu keiner Zeit auf den Standpunkt der Regierungen zu erheben“. Sie beharrt „in einer Unthätigkeit“, die „zum mindesten nicht ehrenvoll zu nennen“ ist. Ihre „liberalisirende Tendenz“ macht es nötig, „das Institut aufzuheben, von dem man sich nur noch nachteilige, aber keine wohlthätigen Folgen mehr versprechen kann“. Metternich ließ sich überzeugen. Auch in Berlin stimmte man zu[1]). Die Kommission wurde 1828 nach fast neunjähriger Dauer in aller Stille aufgelöst.

Ihr „Hauptbericht“ vom 14. Dec. 1827.

Ihr Hauptbericht, ein starker Folioband, vom 14. December 1827, aus der Feder Hörmanns, des alten rheinbündischen Wortführers, ging zurück bis auf den Briefwechsel Schleiermachers und Reimers von 1806, Fichtes Reden an die deutsche Nation und den Tugendbund. Selbst Blittersdorff, dem der Auftrag zufiel, aus diesem Wust einen Auszug für das Publikum zuzustutzen, nahm Anstoß an der „schlecht verhüllten Tendenz, Preußen und die Mächte als die Urheber des Geistes zu bezeichnen, den sie später nicht mehr bändigen konnten.“ Auch die Kommission fand, wie vormals Metternich (s. o. S 396), daß die Unterdrückung gewisser Namen, z. B. des Freiherrn vom Stein, am Platze sei. Inzwischen verstrichen mehrere Jahre, bis Blittersdorff mit seiner Arbeit herausrückte. Erst am 14. März 1831 legte er sie der Bundesversammlung vor. Ihre Veröffentlichung aber unterblieb. Es war, als wenn ein Rest von Schamgefühl die Regierungen abhielte, diese schmutzige Wäsche vor dem deutschen Volk auszubreiten.

Erschlaffung des Bundestags.

Die Auflösung der Mainzer Kommission war für lange Zeit die einzige nennenswerte That des Bundestages. Man müßte denn auf die Liste seiner Thaten setzen, daß der engere Rat endlich am 28. Juli 1825 wegen der Übernahme der drei Bundesfestungen mit Stimmenmehrheit schlüssig geworden war. Hiegegen legten Baiern, Würtemberg und Luxemburg Rechtsverwahrung ein, da sie Einstimmigkeit gefordert hatten. Der König der Niederlande versuchte es, den nach Luxemburg entsandten Kommissarien Trotz zu bieten. Landaus Übernahme wurde erst 1831 vollzogen. Der Bau der vierten Bundesfestung stand in weiter Ferne. Bei der Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse war eine Prüfung „der Gebrechen“ des gesamten Unterrichtswesens in Aussicht gestellt worden. Sie wurde, allerdings gewiß nicht zum Schaden der Sache, unterlassen. Ebenso war von der Vorbereitung eines endgiltigen Preßgesetzes keine Rede. Nicht einmal gegen den Nachdruck wurden die versprochenen gleichförmigen Verfügungen getroffen. Es war eine Ausnahmemaßregel, daß Goethe

[1]) Weisungen an Münch 19. April 1825 (Beilage: Gutachten Berstetts 6. April 1825) 17. Mai 1826 (Beilage: Schuckmann an Kaisenberg 17. April 1826) Arch. Wien. — Berichte Hatzfelds 20. Jan. 26. Mai, 22. Juli 1825. 30. Jan. 1826. Metternich an Hatzfeld 24. Juni 1825. Arch. Berlin.

1826 für die Sammlung seiner Werke auf sein Ansuchen und auf Metternichs Empfehlung hin ein Schutz sämtlicher Bundesregierungen zugesagt wurde [1]). Die Ausgabe erschien „unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien". Im Volke belegte man die Frankfurter Versammlung mit weniger achtungsvollen Beiworten. Der älteste Sohn Hans von Gagerns, Friedrich, hatte durchaus recht mit dem bitteren Ausspruch: „Es war gleich anfangs die Absicht der Regierungen, daß der Bundestag null sei; aber man ist sehr bald weiter gegangen und hat dafür gesorgt, daß er selbst verächtlich werde". —

Lähmung des süddeutschen Verfassungswesens.

Es schien kein Ausweg mehr offen zu stehen, auf dem sich ans Licht durchringen könne, wovon einst Uhland gesungen:

> Die Sehnsucht, daß ein Deutschland sich begründe,
> Gesetzlich frei, volkskräftig, unzersplittert.

Aber auch, wo im engeren Bezirk des Einzelstaates die Hoffnungen der Vaterlands- und Freiheitsfreunde sich an die Erkämpfung der Verfassungen geknüpft hatten, wurden sie in diesen trüben Jahren sehr tief gebeugt. Der allgemeine Druck der Zeit, die Knebelung der Presse, der Mangel eines rückwirkenden großen politischen Gesamtlebens bedingten an sich eine Verkümmerung des süddeutschen Ständewesens. Dazu kam das Drängen auf seine Einschränkung, wie es bei Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse vom Bundestag zu Tage getreten war. In seiner eigenen geliebten würtembergischen Heimat sah Uhland die Volksvertretung nach der schmählichen Ausstoßung Lists fast völlig gelähmt. Ungleich dem verbitterten Freunde Albert Schott hielt er in der zweiten Kammer noch aus. Aber er that es „freudlos" und glaubte nach dem Ablauf der sechsjährigen Wahlperiode seine „Bürgerpflicht in dieser Hinsicht erfüllt zu haben". Die Bevormundung des „Schreiberregimentes" blieb ungebrochen. Dem „Preßunfug" zu steuern zeigte der König sich durchaus gewillt.[2]) Der Universität Tübingen bezeugte er ein Mißtrauen, das sich schließlich (1829) bis zur Vernichtung ihrer körperschaftlichen Selbständigkeit steigerte.

Würtemberg.

Hessen-Darmstadt.

In Hessen-Darmstadt litt das anfänglich einträchtige Verhältnis von Regierung und Volksvertretung Schaden, als nach der Berufung des dritten Landtags (1825) die Beamtenschaft angewiesen wurde, der Wahl freisinniger Abgeordneten mit aller Macht entgegenzuarbeiten. Man beschuldigte den kürzlich noch gepriesenen Minister Grolmann, bei Bereisung des Landes damit den Anfang gemacht zu haben. Ein rastloser Führer der Liberalen, der Kommercienrat Ernst Emil Hoffmann, ein Mann, der seit der Zeit der Befreiungskriege bei jedem gemeinnützigen Unternehmen

[1]) Metternichs Weisung an Münch 4. März 1825 (mit Übersendung von Goethes Gesuch), 4. Mai 1825, 17. Febr. 1826. Arch. Wien. — Berichte Naglers 31. März, 24. Mai 1825, 1. März 1926. Arch. Berlin.

[2]) Berichte Ochsners 1. März 1826, Schönbergs 4. 14. Febr. 1827. Arch. Wien.

opferwillig vorangegangen war, wurde durch eine Anklage wegen mittelbarer Majestätsbeleidigung am Eintritt in die zweite Kammer gehindert. Allein dies reizte erst recht zum Widerstand, und zuletzt versetzte die gerichtliche Freisprechung Hoffmanns der Regierung eine empfindliche Schlappe.

Baiern.

Der Ausschluß unbequemer Abgeordneten wurde in Baiern 1825 durch das schon erprobte Mittel erreicht, einer Anzahl gewählter Beamten die erforderliche königliche Bewilligung des Erscheinens zu versagen. Die Männer von unabhängiger und freier Gesinnung schmolzen zu einem kleinen Häuflein zusammen, aus dessen Mitte Ignaz Rudhart, der neue Vertreter der Städte des Obermainkreises, Lerchenfelds Freund und Schützling, als sachkundiger und gewandter Redner sich bald hervorthat. Aber auch die unbequeme Öffentlichkeit der Sitzungen der zweiten Kammer wurde gemäß den letzten Forderungen des Bundestages eingeschränkt. Man hatte bereits die Tribünen für den Hof, die Diplomaten, den Staats- und Reichsrat der Art erweitert, daß für das Publikum nur noch funfzig Plätze übrig waren. Nach einem Beschluß des Ministeriums verblieb dem Präsidenten auch über diese nur unter der Bedingung ein Verfügungsrecht, daß er sie ausschließlich „Gebildeten" und bekannten „Fremden von Auszeichnung" einräume. Diese entwürdigende Maßregel ward ergänzt durch eine so gut wie aufgedrungene Geschäftsordnung, welche die Freiheit der Rede und der Stellung von Anträgen einengte. Die Verhandlungen des Landtags weckten danach keinen lauten Widerhall. Von wichtigen gesetzgeberischen Aufgaben wurden nur diejenigen erledigt, die sich auf Gewerbewesen, Heimatsrecht, Ansäßigmachung und Verehelichung bezogen. Die drei Gesetze vom 11. September 1825, die diesen Gegenständen galten, knüpften an die Überlieferungen der Zeiten Montgelas' an. Sie bedeuteten aber keineswegs volle Gewährung von Freizügigkeit und Gewerbefreiheit. Bei ihrer Ausführung hing sehr viel von dem Gutdünken der Polizei- und Gemeindebehörden ab. Nur zu bald erfüllten sich die Prophezeiungen derer, die hieraus die Befürchtung einer Untergrabung der neuen Gesetze herleiteten.[1])

Gesetze über Gewerbewesen, Heimatrecht u. s. w. vom 11. Sept. 1825.

Finanzfragen.

Von ihnen abgesehen, war es hauptsächlich die Ordnung des Staatshaushaltes, die den Landtag beschäftigte. Die Einnahmen des Staates waren bei unerwartetem Rückgang der Erträgnisse aus Steuern und Getreidegilten, einer Folge des Sinkens der Kornpreise, hinter den Voranschlägen weit zurückgeblieben. Zugleich aber steigerte der Aufwand für Militär, Hof, gehäufte Amtsstellen und übermäßige Ruhegehalte die Ausgaben zu einer unverantwortlichen Höhe. Die Verwirrung wurde dadurch noch vergrößert, daß ein Teil des Reservefonds zur Deckung der

[1]) J. Kaizl: Der Kampf um Gewerbereform und Gewerbefreiheit in Baiern (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen II. 1880).

Verschleuderungen des schwachen Königs dienen mußte. Das doppelte Deficit, der abgelaufenen und der kommenden Finanzperiode, erregte ernste Vorwürfe und mahnte zu strengster Aufsicht. Endlich kam man doch, mit Gewährung eines Kredites von 6400000 Gulden und Vereinbarung über Ersparungen in verschiedenen Dienstzweigen, zum friedlichen Abschluß. Der östreichische Gesandte in München hatte noch zu Beginn des Jahres wegen des daselbst herrschenden Geistes einige Besorgnisse gehegt. Die „wiederholte Darstellung" des Tell und Egmont nach der Eröffnung des neuen Theaters war ihm auffallend. Denn er fand hier „Grundsätze aufgestellt und verteidigt, die gerade nicht beschwichtigender Natur sind". In den Kammerverhandlungen aber sah er mit Befriedigung den Verzicht auf die Lust, „eitlen Theorieen nachzujagen". Je schleppender ihr Gang und je geringer die Theilnahme des Publikums wurde, desto mehr verdienten sie sich sein Lob.[1])

Baden.

Noch günstiger, im Sinne Metternichs und seiner Gefolgschaft, gestalteten sich die Dinge in Baden. Allerdings wurde die Verfassung vor so tiefen Eingriffen bewahrt, wie Zachariä sie in einem dritten Gutachten anempfahl. Auch fehlte es an einer, selbst vom Staatsrat Winter angeratenen, Übereinkunft mit den konstitutionellen Nachbarregierungen, kraft deren einer jeden anheimgestellt werden sollte, „im äußersten Falle" die Öffentlichkeit und die Erlaubnis des Abdruckes der Landtagsverhandlungen zu suspendiren.[2]) Aber man mußte im Lager der Liberalen auf schwere Tage gefaßt sein. Sie harrten umsonst der gesetzmäßigen Einberufung des Landtags und erfuhren statt deren die Verkündigung seiner Auflösung (11. Dec. 1824). Sie mußten erleben, daß landab landauf von Säckingen bis Wertheim, Adressen in Umlauf gesetzt wurden, durch die der Großherzog um endgiltige oder zeitweilige Aufhebung der Verfassung ersucht ward. Sein übelberüchtigter Günstling, der Major Hennenhofer, hatte allem Anschein nach bei dieser Nachahmung des Vorbildes der beiden breisgauischen Dörfer von 1823 die Hand im Spiel. „Der Großherzog, meinte Hatzfeld, bedarf nur des Mutes, um sich von dieser fatalen Verfassung zu befreien." Die Adressen wurden jedoch dem Ministerium des Inneren überwiesen, und hier verfocht Winter den Satz: „Eine Veränderung in der Verfassung kann nur in verfassungsmäßigen Wegen geschehen."

Neuwahlen.

Alles kam auf den Ausfall der Neuwahlen an, die unter unerhörtem Druck der Regierung vorgenommen wurden. Wiederum war es Hennenhofer, der sich mit Berstett in die Aufgabe teilte, den Liberalismus mit allen Waffen auf Leben und Tod zu bekämpfen. Der Minister durch-

[1]) Berichte Trautmannsdorffs 20. Jan., 4. Mai, 2. Juni 1825. Arch. Wien.

[2]) S. Winters Denkschrift in den Beiträgen zur Geschichte der badischen Landtage 1819—1845 (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. IX. S. 596—601).

reiste das Oberland, um den Kreisdirektoren persönlich gute Lehren zu geben. Sein Helfershelfer leitete von Karlsruhe aus durch seine Feder den ganzen Feldzugsplan. Man hatte sich die in Frankreich üblichen Künste mit reichem Erfolg zum Muster genommen. Die Kandidatenlisten waren in der Hauptstadt aufgesetzt worden. Die Gewählten trugen fast sämtlich die vorgezeichneten Namen. Nur zwei der bisherigen liberalen Führer, Duttlinger und Föhrenbach, erschienen wieder, denen Grimm als dritter im Bunde sich zugesellte. Rotteck, in der ersten Kammer durch einen anders gesinnten Kollegen ersetzt, fand in Folge der Einschüchterung der Wähler auch in der zweiten keinen Platz. Von diesem Landtag ließ sich mit leichter Mühe die Abänderung einiger Verfassungsartikel erlangen. Statt der partiellen Erneuerung der zweiten Kammer von zwei zu zwei Jahren sollte in Zukunft alle sechs Jahre eine Gesamterneuerung eintreten, und der Landtag künftig, statt alle zwei, nur alle drei Jahre versammelt werden.

Verfassungsänderung.

Nach den Umtrieben der Verfassungsfeinde durften diese Forderungen noch als mäßig erscheinen. Auch konnte, wie in Frankreich, über den Vorzug der Partial- oder Gesamterneuerung, ohne Rücksicht auf Parteiunterschiede, gestritten werden. Allein die Neuerungen schmerzten schon darum, weil der Glaube an die Unverletzlichkeit des erst seit so kurzer Zeit Bestehenden erschüttert wurde. Andrerseits waren Männer wie Otterstedt und Hatzfeld sehr unzufrieden, daß man nicht mindestens eine acht- oder zehnjährige Vertagung der Kammern durchgesetzt habe.[1] Indessen brauchten sie keine Wiederholung stürmischer Debatten zu fürchten. Der Landtag nahm gehorsam an, was ihm vorgelegt wurde. „Das Gespenst der öffentlichen Meinung", war nach dem Zeugnis eines Anhängers der Regierung ganz aus ihm entwichen. Der Auszug der Kammerverhandlungen, auf den man sich beschränkte, bot den Lesern wenig Reiz. — Somit sank das Verfassungswesen Süddeutschlands, wenn es auch der Vernichtung entging, allmählich in einen Zustand des Halbschlafs. Die Gefahr der Ansteckung von dieser Seite, die man ehemals in Wien und Berlin befürchtet haben mochte, schien für lange Zeit zu entschwinden.

[1]) Bericht Hatzfelds 17. März 1825. Arch. Berlin. — Tettenborns 20. März 1825. Arch. Karlsruhe.

XIII.

England.

Es war nicht das erstemal in der neueren Geschichte, daß manches Auge von trüben Erscheinungen im Staatsleben des europäischen Festlandes sich hoffnungsvoll der Betrachtung des englischen Gemeinwesens zuwandte. In den Jahren des Triumphes der Beschlüsse von Troppau, Laibach, Verona gewann die allmählich sich vollziehende Wendung der auswärtigen Politik des Inselreiches den Beifall unzähliger Liberalen. Aber dem tiefer eindringenden Beobachter konnte auch die langsame Lockerung des starren torystischen Regimentes im Inneren nicht entgehen. Sie begann schon zu Lebzeiten Castlereaghs. Den ersten Stoß versetzte dem Ministerium der Proceß der Königin Karoline, der Monate lang das ganze Volk in Spannung hielt.

Erschütterung der starren Tory-Regierung.

Karoline, die unglückliche geächtete Prinzessin von Wales, hatte seit Jahren bei ihrem abenteuerlichen Nomadenleben der schlimmsten Nachrede überreichen Stoff geboten (s. I. 177). Im Orient und im Occident war sie, mit kecker Verachtung der üblichen Formen, wie eine Abenteurerin in abenteuerlicher Gesellschaft aufgetreten. Den Hauptplatz in dieser nahm der stattliche Bergami ein, anfangs ihr Kurier und Diener, bald ihr erklärter Günstling, der an einem Tische mit ihr speiste und unter einem Zeltdach mit ihr schlief. Er dankte ihr die Erhebung zum Malteserritter, zum Baron, zum Großmeister eines von ihr in Jerusalem gestifteten Ordens, zum Eigentümer einer unweit des Comer Sees erworbenen Villa. Der Prinzregent hatte ihr Thun und Treiben durch Späher belauern lassen. Nach dem Tode des einzigen Kindes (s. I. 209), den die Mutter nur aus der Zeitung erfuhr, war er, der eigenen so viel schwereren Sünden uneingedenk, gestachelt von dem stellensüchtigen Vicekanzler Leach, 1818 auf seinen alten Plan zurückgekommen, sich durch Scheidung von dem verhaßten Weibe zu befreien. Die Minister, durch früher Erlebtes hinlänglich gewitzigt, hatten sich nur widerwillig auf Absendung einer geheimen Untersuchungskommission nach Mailand eingelassen. Unter kräftiger Beihilfe der östreichischen Polizei strömte ihr eine Flut

Proceß der Königin. — Karoline im Ausland.

Die Mailänder Untersuchungskommission.

von schmutzigen Zeugnissen zu.[1] Aber Lord Liverpool und seine Amtsgenossen schreckten vor Erhebung einer Anklage wegen Ehebruchs zurück. Dem Prinzregenten stellten sie vor, der Thatbestand der Schuld sei, trotz aller belastenden Aussagen, nicht hinlänglich bewiesen, und ein Proceß, wie der gewollte, werde „die Interessen und den Frieden des Reiches" schwer gefährden. Sie empfahlen Vorschläge anzunehmen, die Brougham, der erprobte Berater der Prinzessin, in die Worte gefaßt hatte: Formelle Trennung, Verzicht der Prinzessin auf den Titel der Königin und auf die Krönung nach dem Thronwechsel, Zusicherung ihres bisherigen Jahrgehaltes. Dem Prinzregenten mißfielen diese Vorschläge, und die Prinzessin traf Anstalten, sie durch ihre Heimkehr zu durchkreuzen. Indessen gelang es Brougham noch, sie zum Bleiben in Italien zu bewegen.

Ansprüche der Königin.

Die Scene änderte sich, als der Tod Georgs III. am 29. Januar 1820 den Prinzregenten zum König machte. Auf seinen Befehl wurde dem Namen seiner Gemahlin im Kirchengebet keine Stelle eingeräumt. Mehr vermochte er auch jetzt nicht von den Ministern zu erlangen, obwohl er ihnen zornerfüllt mit ihrer Entlassung drohte. Allein die hartnäckige Berufung der Königin auf ihr Recht zwang ihnen einen Kampf auf, den sie um jeden Preis zu vermeiden gewünscht hatten. Sie verlangte von Liverpool Auskunft darüber, warum ihr die ihr gebührende Ehre verweigert werde, und gab ihrer Beschwerde durch die Presse die weiteste Verbreitung. Sie ernannte neben Brougham, den als Juristen ausgezeichneten und als liberales Parlamentsmitglied hochangesehenen Thomas Denman zu ihrem Anwalt. Sie kündigte ihrem Freunde, dem Alderman ehemals Lord Mayor von London, Matthew Wood, ihr Kommen an. Von allen Beteiligten scheint Wood am frühesten durchschaut zu haben, wie viel Kapital zum Schaden der Regierung aus der Sache der Königin sich werde schlagen lassen. Er zögerte nicht, ihr entgegenzureisen. Brougham, der die Vergangenheit seiner Klientin besser kannte als Denman, hielt noch immer einen gütlichen Vergleich für das Ratsamste. Auch Liverpool klammerte sich an die Hoffnung, in letzter Stunde auf gute Art die Rückkehr der gereizten Feindin zu hindern. Er genehmigte die früheren Anträge, bot sogar ein Jahrgehalt von 50000 £ und entsandte in Broughams Begleitung Lord Hutchinson, als Vertrauensmann der Minister. Beide trafen am 3. Juni in St. Omer mit der Königin zusammen. Brougham fand sie so ergrimmt, daß er nicht gewagt zu haben scheint, ihr den Entwurf des getroffenen Abkommens mitzuteilen. Lord Hutchinson konnte keine förmliche Vollmacht verweisen. Die Königin brach die Unterhandlung ab. Aufs tiefste empört fuhr sie mit Wood nach Calais, bestieg dort das Postschiff und langte am 5. Juni in Dover an.

[1] Bericht Neumanns, London 29. Okt. 1819 (Beilage: Bloomfield an Neumann 26. Okt. 1819). Arch. Wien.

Von diesem Augenblick gewann ihre Sache in ungeahntem Maße die Volksgunst. Der Kommandant der Festung erwies ihr durch Abfeuern der üblichen Salutschüsse königliche Ehren. Die Bürger von Dover beglückwünschten sie durch eine Adresse zu ihrer Thronbesteigung. In Canterbury spannte die jubelnde Menge ihr die Pferde aus. Auf ihrem Weg nach London erklangen die Glocken aller Städte und Dörfer zu ihrem Willkommen. Je mehr sie sich der Hauptstadt näherte, desto mächtiger schwoll der Zug an, der ihr das Geleit gab. Als sie in London einfuhr, um bei Wood ihr Absteigequartier zu nehmen, schienen die Hunderte, die sich um ihren Wagen drängten, wie von einem ansteckenden Fieber der Begeisterung ergriffen. Niemand frug danach, ob ihr Leben vorwurfsfrei sei. Jeder sah in ihr nur das mutige Weib und das Opfer tyrannischer Verfolgung. Unter dem Eindruck dieser plötzlich hervorbrechenden Bewegung verschloß sich auch Brougham nicht länger der Einsicht, daß die Sache der Königin zur Waffe im Kampf mit den Tories werden könne. Der ehrgeizige whigistische Politiker verbündete sich in ihm mit dem von Selbstvertrauen erfüllten Advokaten. Er nahm in dem anstößigen Schauspiel, das Europa geboten wurde, eine der ersten Rollen auf sich.

Ihr Einzug in London 6. Juni 1820.

Noch am 6. Juni wurden beiden Häusern des Parlamentes versiegelte Aktenstücke, die sich auf das Vorleben der Königin bezogen, überreicht. Eine königliche Botschaft forderte ihre Prüfung in geheimen Ausschüssen, damit „der Gerechtigkeit der Sache und der Würde der Krone" genügt werde. Bei den Gemeinen erfolgte sofort eine lebhafte Debatte. Den Tag darauf verlas Brougham eine scharfe Erklärung der Königin, die mit dem Anspruch „des geringsten Unterthanen" offene Untersuchung begehrte. Die Rede, durch die er diese Erklärung ergänzte, war nach allem, was vorausgegangen, von verblüffender Kühnheit. Die Mehrheit atmete auf, als Wilberforce, der wie geschaffen zum Vermittler erschien, einen Aufschub beantragte, um eine friedliche Abkunft herbeizuführen. Der Antrag fand allgemeinen Beifall. Nach mehrtägigem Sträuben gab die Königin ihre Ermächtigung zu Ausgleichsverhandlungen. Castlereagh und Wellington traten mit Brougham und Denman zusammen. Aber so entgegenkommend die Regierungsvertreter sich erzeigten: alles scheiterte an der bestimmten Weigerung der Einflechtung des Namens Karolinens in das Kirchengebet. Am 19. Juni wurde dem Parlament das Mißlingen der Unterhandlungen angekündigt. Noch hoffte Wilberforce mit einem letzten Versuch der Aussöhnung durchzudringen. Die Königin sollte, unbeschadet ihrer Ehre, durch eine Adresse der Gemeinen gebeten werden, in dem einen unverglichenen Punkte nachzugeben. Am 24. Juni begab er sich an der Spitze einer Deputation des Unterhauses mit dieser Adresse zu ihr. Sie ließ durch Brougham die würdige Er-

Einleitung des Processes vor dem Parlament 6. Juni.

Scheitern eines Vermittlungsversuches 19. Juni.



widerung geben, als Unterthanin wisse sie sich der höchsten Autorität des Staates zu fügen, aber als angeklagte und beleidigte Königin schulde sie dem König, sich selbst, dem ganzen Volk, an allem, was ihr gebühre, festzuhalten und öffentliches Rechtsverfahren zu fordern. Die draußen harrende aufgeregte Masse nahm eine so drohende Haltung gegen die zurückkehrende Deputation ein, daß sie sich Hals über Kopf in den ersten besten Wagen retten mußte.

Trennung Cannings von der Regierung.

So blieb nichts übrig, als dem zügellosen Willen des Königs freien Lauf zu lassen. Die Minister konnten nicht mehr zurückweichen. Einzig Canning, der in früheren Jahren zu den Hausfreunden der Königin gehört hatte, forderte damals seine Entlassung. Man hat gute Gründe zur Annahme, daß ihm die Sache der Königin einen erwünschten Vorwand dafür bot.[1]) In Wahrheit fühlte er sich unter Castlereagh, dessen Politik ihm wenig gefallen, und den er doch nicht verdrängen konnte, an unrechter Stelle. Er harrte zwar noch bis zum December im Ministerium aus, blieb aber ein paar Monate lang auf einer festländischen Reise entfernt und nahm an dem Proceß der Königin nicht den mindesten Anteil. Am 4. Juli erstattete der geheime Ausschuß der Lords nach Prüfung der Aktenstücke Bericht in dem Sinne, daß Grund vorhanden zu einer Untersuchung wegen Ehebruchs. Am folgenden Tage legte Liverpool eine „peinliche Bill“ vor, kraft deren der Ehebrecherin Karoline jedes Recht der Königin-Gemahlin abzusprechen, und ihr Ehebund mit dem König zu lösen sei. Die Minister wählten dies längst vergessene außerordentliche Verfahren, das die Erhebung einer Anklage des Oberhauses vor dem Unterhaus ermöglichte. Ihre Absicht war, dadurch einer Gegenklage zuvorzukommen und die schützenden Formen eines gewöhnlichen Processes zu umgehen. Den Anwälten der Königin wurde sogar der Einblick in die Liste der Belastungszeugen geweigert. Dies erbitterte die öffentliche Meinung erst recht. Sie machte sich zwischen der ersten und zweiten Lesung der Bill bei den Lords noch stürmischer Luft als vorher. Der Gemeinderat von London drang in einer Petition beim Parlament darauf, die vorgelegte Bill fallen zu lassen. Die Königin wurde mit Huldigungsschreiben aus Stadt und Land überschüttet. Zu ihrer neuen Wohnung in Hammersmith, wo radikale Wortführer und Schriftsteller ihre Tischgäste waren, wälzte sich tagtäglich ein Strom von Bewunderern. Der erste Trupp italienischer Kronzeugen wurde nach der Landung in Dover vom wütenden Pöbel durchgebläut. Man mußte den ganzen Haufen von Bedienten, Handwerkern, Matrosen, Schiffern, Eseltreibern, Stubenmädchen, die gegen die Angeschuldigte aussagen sollten, in London hinter Schloß und Riegel setzen, um sie vor Mißhandlungen sicher zu

Vorlage der Anklagebill im Oberhaus 5. Juli.

Erbitterung der öffentlichen Meinung.

[1]) Stapleton: Some official correspondence of G. Canning 1887. I. 4—11.

stellen. Sogar im Militär zeigten sich starke Spuren warmer Teilnahme für die Königin.

Beginn der Verhandlungen vor dem Oberhaus 17. August.

Umfassende Vorsichtsmaßregeln waren für den 17. August getroffen, auf den der Beginn der Verhandlung angesetzt war. Zwischen einem gewaltigen Aufgebot von Reiterei, Artillerie, Fußvolk und Polizeimannschaft staute sich vom frühesten Morgen eine unübersehbare Menschenmasse. Sie schrie dem Herzog von Wellington, als er durch sie hindurchritt, Worte des Unwillens nach. Sie mahnte die Garden, ihrer Königin eingedenk zu sein. Sie begrüßte diese selbst mit brausendem Zuruf, als sie in offenem Sechsspänner langsam dem Hause der Lords zufuhr. Hier wurde nun Wochen lang „die königliche Bordellkomödie" vor der vornehmsten, skandalfrohesten Gesellschaft aufgeführt. Bis zum Anfang des Zeugenverhöres wich die Königin nicht vom Platz. Als aber der erste Belastungszeuge, der Bediente Majocchi, aufgerufen wurde, eilte sie mit einem Aufschrei hinweg. Majocchis schwerwiegendes Zeugnis wurde in dem nachfolgenden Kreuzverhör dank Broughams Geschicklichkeit stark entkräftet. Das wiederholte ängstliche „Non mi ricordo", das er dem Italiener abpreßte, blieb sprichwörtlich. Andere Aussagen ließen Widersprüche und Dunkelheiten übrig. Auf das hinterlistige Verfahren der Mailänder Kommission und ihrer Vorarbeiter fiel ein grelles Licht.[1]

Zunahme der Aufregung.

Das Haus vertagte sich, um den Anwälten Karolinens zur Vorbereitung ihrer Erwiderung Zeit zu gewähren. Inzwischen erreichten die öffentlichen Kundgebungen des Mitgefühls mit der Königin ihren Höhepunkt. Kaum eine der größeren Städte versagte ihr Glückwunschadressen, die sich mit tausenden von Unterschriften bedeckten. Zeugen, die vom Festland herbeigerufen worden waren, um für sie zu sprechen, wurden auf den starken Schultern von Matrosen im Triumph durchs Wasser an die Küste getragen.

Broughams und Denmans Verteidigungsreden.

Am 3. Oktober erhob sich Brougham zu einer Verteidigungsrede, die John Russell noch ein halbes Jahrhundert später die „wunderbarste oratorische Leistung" nannte, die ihm jemals vorgekommen sei. Mit unvergleichlicher Kunst verdeckte er die Schwächen einer zweifelhaften Sache. Er verstand es, bald im Tone der Entrüstung, bald im Tone des Spottes das von feindlichen Händen geflochtene Netz zu zerreißen. Er folgte dem wahren Urheber des ganzen widerlichen Schauspieles in sein eigenes Versteck, indem er seinen Hörern die Geschichte Heinrichs VIII. ins Gedächtnis rief. Die feierliche mahnende Beschwörung, mit der er schloß, „am Rande des Abgrundes" Halt zu machen, vorgetragen mit

[1]) Zur Ehrenrettung des 1819 verstorbenen hannoverschen Gesandten in Rom Fritz von Ompteda gegen Broughams Angriffe und über Hownams Beziehungen zu ihm ist jedoch zu vergleichen: Ludwig von Ompteda: Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten. Leipzig 1894.

der Würde eines Demosthenes, ergriff selbst seine erbittertsten Gegner. Beim Fortgang der Verhandlung wagte Brougham sogar, ein vom jungen Perceval ihm zugeflüstertes[1]) Citat aus Miltons Verlorenem Paradiese anzubringen, das Georg IV. mit furchtbarer Schärfe traf. Er verglich den schattenhaften, unfaßbaren Hauptkläger dem Satan, von dem der Dichter sagt:

Was sein Kopf schien,
Das trug das Abbild einer Königskrone.

Nicht minder kühn war Denman, der am 24. und 25. Oktober in zehnstündiger Rede die Zeugnisse zu Gunsten der Königin zusammenfaßte. Zwar war sein Schlußsatz, die Wiederholung der versöhnlichen Ansprache Christi an die Ehebrecherin, sehr verfänglich. Aber er hatte auch den Mut, mit Tacitus' Flammenworten an Nero und Octavia zu erinnern und, das Auge auf einen der Brüder des Königs gerichtet, auszurufen: „Komm hervor, Verleumder, und lasse mich dein Angesicht sehen."

Geringe Mehrheit für die zweite und dritte Lesung 6. 10. Nov.

Die Wirkung des Erlebten und Gehörten war so stark, daß sich am 6. November für die zweite Lesung der Bill nur eine Mehrheit von 28 Stimmen erklärte. Am 10. November, bei der dritten Lesung, sank sie auf neun Stimmen, obwohl Liverpool sich erboten hatte, die auf die Scheidung bezügliche Klausel auszumerzen. Wenn die Lords der Regierung so schwache Unterstützung gewährten, durfte sie von den Gemeinen noch weniger erwarten. Liverpool beantragte daher Aufschub der weiteren Beratung für ein halbes Jahr. Dies hieß nichts anderes, als unausgesprochener Verzicht. Am 23. November, als Denman sich anschickte, im Unterhause eine stolze Botschaft der Königin mitzuteilen, wurde das Parlament vertagt. Die Regierung hatte, selbst nach dem Eingeständnis des ihr wohlgesinnten östreichischen Gesandten, „eine große Schlacht verloren".[2]) London war nach der letzten Abstimmung der Lords mehrere Nächte hintereinander illuminirt. Edinburgh und Dublin blieben nicht hinter der Hauptstadt zurück. Von Cambridge aus schrieb der junge Macaulay seinem Vater: „Hier ist alles in Entzücken. . . Auf jedem Gesicht ist zu lesen: „„Gottlob, das Land ist gerettet."" Die City beschenkte die Anwälte der Königin mit dem Bürgerrecht. Als sie sich mit feierlichem Geleite der Stadtbehörden zu einem Dankgebet in die Paulskirche begab, folgte der Jubel des Volkes ihr bis ins Innere des Gotteshauses.

Verzicht der Regierung auf Fortsetzung. Vertagung des Parlamentes.

Abnahme der Teilnahme für die Königin.

Indessen hielt sich die begeisterte Teilnahme an ihrem Siege nicht lange auf dieser Höhe. Sie selbst gestand sich niedergeschlagen ein: „man hat die Sache mehr als eine politische Angelegenheit, denn die eines armen, verlorenen Weibes angesehen". Es wurde ruchbar, daß die Regierung ihr bedingungslos einen Wohnsitz in London nebst einem Jahr-

[1]) S. The Greville Memoirs 1874 I. 38.

[2]) Bericht Esterhazys 14. Nov. 1820. Arch. Wien.

gehalt von 50000 £ zur Verfügung stellte, daß sie dies Angebot zuerst ablehnte, bald danach aber ohne Vorbehalt ein Einkommen von Liverpool forderte. Das Unterhaus bestätigte nach seinem Zusammentritt die Vorschläge der Minister und ging über den Antrag, den Namen der Königin ins Kirchengebet einzuführen, zur Tagesordnung über. Man fühlte sich erleichtert, endlich einen Gegenstand verlassen zu können, der die Gemüter so lange beschäftigt hatte, und wandte sich mit neuem Eifer den rein politischen Fragen zu. Noch einmal trat die Königin öffentlich hervor, als sie der Entscheidung des Geheimen Rates zum Trotz am 19. Juli ihre Beteiligung an der Krönung erzwingen wollte. Aber eben dieser Tag brachte ihr die bitterste Enttäuschung. Sie fand keinen Einlaß in die Abtei von Westminster. Die Volksmenge, gespannt auf die erwartete pomphafte Schaustellung, blieb bei ihrem Mißerfolg kühl. Tiefgekränkt fuhr sie in ihre Wohnung zurück. Ihre Kraft war gebrochen. Wenige Wochen nachher, am 7. August, während Georg IV. sich auf den Weg machte, um seine irischen Unterthanen mit einem Besuch zu beglücken, erlag sie einer rasch verlaufenden Krankheit. Ihr Tod ließ das Mitgefühl der hauptstädtischen Masse wieder aufflammen. Sie empfand die ganze Bitterkeit der letztwilligen Verfügung der deutschen Fürstentochter, daß man sie in heimischer Erde bestatte, und daß ihr Sarg die Inschrift trage: „Hier ruht Karoline, die mißhandelte Königin von England". Am 14. August, als der Leichnam unter militärischer Bedeckung, nach den ängstlichen Anordnungen der Regierung, aus London entfernt werden sollte, kam es zwischen Volk und Truppen zu einem blutigen Zusammenstoß. Erst mit der Einschiffung des Sarges in Harwich ging das aufregende Schauspiel zu Ende.

Ihre Zurückweisung beim Krönungsfest 19. Juli 1821.

Ihr Tod 7. Aug. 1821.

Während seines ganzen Verlaufes hatten die „Knebelbills" von 1819, soweit sie die Presse betrafen, sich vollkommen machtlos erwiesen. Cobbett, der seine Feder der Königin freudig zur Verfügung stellte, brauchte keine Verfolgung zu fürchten. Viele Monate hindurch waren in den Straßen von London ungescheut die derbsten Flugschriften, Spottverse und Karikaturen, welche die Machthaber verhöhnten, zum Kauf ausgeboten worden. Als Ende 1820 ein Günstling Georgs IV., der witzige Theodor Hook, durch die Gründung seines Sonntagsblattes „John Bull" den Spieß umkehrte, antworteten die Radikalen mit noch stärkeren Kraftworten. Ein Verein entrüsteter Tories suchte ihnen das Handwerk zu legen und der mutlosen Regierung Hilfe zu bringen. Unter der Leitung weltlicher und geistlicher Würdenträger verbreitete er auf eigene Kosten eine Auslegung des geltenden Libellgesetzes. Aber nicht genug damit: er bedrohte Drucker, Herausgeber, Hausirer mit Anzeige und erwirkte Verhaftung und Vorladung solcher, die sich nicht einschüchtern ließen. Diese Art von freiwilliger Inquisition erregte großen Anstoß in allen

Durchbruch der Preßfreiheit.

Schichten der Gesellschaft. Es kam vor, daß Richter vor der Verhandlung von Preßprocessen von den Geschworenen die eidliche Erklärung forderten, sie seien nicht Mitglieder des Vereines. Im Parlament wurde er lebhaft angegriffen. Die Regierung verteidigte ihn ohne rechte Kraft, und seine gehässige Thätigkeit erlahmte, bis sie völlig einschlief.

Ermutigung der parlamentarischen Opposition.

Die parlamentarische Opposition wußte die Schwäche des Ministeriums auch bei anderen Anlässen auszunutzen. Es gelang ihr 1821 zum erstenmal, einer Bill zu Gunsten der Gleichberechtigung der Katholiken bei den Gemeinen eine Mehrheit, wennschon nur von neunzehn Stimmen, zuzuwenden. An Stelle Grattans war der nicht minder beredte irische Rechtsgelehrte Plunkett als Anwalt seiner bedrückten Landsleute auf den Plan getreten. Alle hervorragenden Kabinetsmitglieder, die im Unterhause saßen, nahmen seine Vorschläge an. Zwar brachte der anglikanische Fanatismus der Bischöfe, des Herzogs von York, Eldons und ihrer ganzen Gefolgschaft die Bill bei den Lords zu Fall. Aber es war noch niemals so offenbar geworden, daß die zeitigen Inhaber der Gewalt selbst kein einheitliches Programm in dieser Frage festhielten.

Annahme eines Antrages auf Katholikenemancipation im Unterhaus.

Die Frage der Parlamentsreform. John Russel.

Undankbarer war und blieb der Kampf um die Parlamentsreform. Allein auch für ihn faßte die Opposition neuen Mut. Am 4. Mai 1821 griffen bedeutende whigistische Redner bei einem Festessen in zündenden Worten den Gegenstand auf. Im Unterhause ließ sich Lambton durch den letzten Mißerfolg Burdetts (s. I. 527) nicht abschrecken, einen ausgearbeiteten Reformplan vorzulegen. Allerdings wies die Mehrheit ihn ebenso gleichgiltig zurück wie vier Resolutionen seines Freundes Lord John Russell, in denen Zuweisung von Parlamentssitzen an große, bisher nicht repräsentirte Städte und Unterdrückung der Wahlberechtigung „verfaulter Wahlflecken" gefordert wurde. Indessen Russells wiederholter Vorstoß gegen eine der schwächsten feindlichen Stellungen hatte doch in einem Einzelfall Erfolg. Als Sohn des Herzogs von Bedford gehörte Russell einer Familie an, in der das Bekenntnis zu freisinnigen politischen Grundsätzen seit Jahrhunderten erblich war. Der junge schmächtige Edelmann, dessen Redeweise nichts Bestechendes hatte, ließ noch nicht ahnen, zu welcher Höhe er einst emporsteigen würde. Aber seine Gewandtheit in der Debatte und seine Zähigkeit in der Verfolgung eines bestimmten Zieles waren unverkennbar. Schon 1819 und 1820 hatte er auf die groben Bestechungskünste hingewiesen, die den Wahlen in Grampound, einem der kleinen „verfaulten Wahlflecken", den schmählichsten Stempel aufprägten. Der Proceß der Königin hatte die Verhandlung seines Antrags unterbrochen, der Aufhebung des widersinnigen Vorrechtes von Grampound bezweckte.

Aufhebung des Wahlrechtes von Grampound 30. Mai 1821.

Erst anfangs 1821 entschied sich das Unterhaus für dessen Übertragung auf die bis dahin unvertretene blühende Fabrikstadt Leeds. Die Lords wagten es nicht, Grampound zu retten. Aber die Eifersucht der großen

Grundeigentümer auf die emporstrebende Industrie mißgönnte den paar tausend Hausbesitzern von Leeds, die das Wahlrecht erhalten sollten, eine Vertretung. Die beiden freiwerdenden Sitze wurden vielmehr vom Oberhause der ländlichen Wählerschaft von Yorkshire zugewiesen. Die Gemeinen gaben am 30. Mai 1821 ihre Zustimmung. Es handelte sich, nach dem später gesprochenen Wort eines geistreichen Kenners, das Russell in seinen Denkwürdigkeiten anführt, um die Übervorteilung „der Kohle“ durch „das Getreide“.

Russells Reformantrag 25. April 1822.

Russells Absicht, „den todten Knochen eines früheren Zustandes Englands die Repräsentation zu nehmen, um sie der lebendigen Energie des Englands des neunzehnten Jahrhunderts zuzuwenden“ war vereitelt. Immerhin war in die starre Mauer des Alten, dem die innere Berechtigung fehlte, eine erste Bresche gelegt worden. Dies spornte an, die Waffen nicht ruhen zu lassen. Am 25. April 1822 beantragte John Russell, „den gegenwärtigen Zustand der Vertretung des Volkes in ernsteste Erwägung zu ziehen“. Sein Vorschlag war, das Haus der Gemeinen durch Zutritt von hundert Mitgliedern aus den bedeutenden Handels- und Fabrikplätzen und aus den größeren Grafschaften Englands zu verstärken. Er wurde mit 269 gegen 164 Stimmen geschlagen. Aber dies Anwachsen der Minderheit weckte die Hoffnung auf schließlichen Sieg. Zugleich ließ Lord Archibald Hamilton, der Sohn des neunten Herzogs dieses Namens, es sich angelegen sein, von dem häßlichen Bilde der Parlamentswahlen seines engeren Heimatlandes den Schleier hinwegzuziehen. Wie es mit der städtischen Oligarchie beschaffen war, bei der in Schottland das Wahlrecht ruhte, darüber gab der früher auf sein Betreiben eingesetzte Ausschuß (s. I. 526) wenig erbauliche Aufschlüsse. Neuerdings suchte er nachzuweisen, daß in sämtlichen schottischen Grafschaften nur 2889 Wahlberechtigte vorhanden seien, von denen noch dazu mancher in verschiedenen Grafschaften sein Wahlrecht ausübe.

Hamiltons Hinweis auf die Mißstände des schottischen Wahlrechts.

Agrarische Beschwerden.

Der torystischen Regierung war die Ermannung der Gegner um so unheimlicher, da sie zugleich von bitteren Klagen anspruchsvoller Genossen der eigenen Partei verfolgt wurde. Landjunker und Pächter die ihre Stärke ausmachten, konnten sich nicht darein finden, daß sie für das Erzeugnis ihrer Äcker nicht mehr dieselben hohen Preise erzielten wie während der Kriegs- und Theuerungsjahre. Das Zollgesetz von 1815 gab ihnen ein Monopol für den heimischen Markt, solange der Quarter inländischen Weizens nicht achtzig Schilling kostete. Aber ihre Rechnung auf dauernde Wirkung dieses Monopoles zu Gunsten ihrer Kasse trog. Überfluß an alten Vorräten, gute Ernten, und unerwartet reiche Zufuhr aus Irland brachten seit 1819 einen starken Preisfall hervor. Zu allen Zeiten haben Gesellschaftsklassen, die durch politische Vormacht verwöhnt sind, auch für ihre finanziellen Schmerzen von der Gesamtheit Linderung

erwartet. Der Landadel, teilweise schwer verschuldet, mit seinem ganzen Anhang in Sorgen wegen der beginnenden unaufhaltsamen Umwandlung seines Vaterlandes in einen Industriestaat, forderte Abhilfe von der Regierung. Man wollte sich an kleinen Mitteln nicht genügen lassen. Erhöhung der Zölle, Änderung der Goldwährung, wenn nicht gar Beraubung der Staatsgläubiger wurden ihr als heilkräftig angepriesen. Sie mußte 1820 die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses geschehen lassen, wußte jedoch seine Thätigkeit in engen Schranken zu halten. Im folgenden Jahre wurde er erneut. Aber in seinem Bericht vom 18. Juni 1821 kamen die Gegner der agrarischen Dränger, an ihrer Spitze Ricardo, zu Wort. Äußerst gereizt machten hierauf Grundherren und Pächter in manchem ländlichen Bezirk mit den Radikalen gemeinsame Sache. Auf diesem Umweg wurde das Banner der Parlamentsreform auch in Hochburgen des Torysmus getragen. Ein Unterhaus, aus dem ein Bericht wie der letzte hervorgegangen war, erschien vielen bisherigen Anbetern des alten Herkommens dringend als der Auffrischung bedürftig.

Untersuchungsausschüsse 1820. 1821.

Änderung des Kornzollgesetzes 1822.

Um den Sturm zu beschwören, veranstaltete die Regierung 1822 von sich aus nochmals eine parlamentarische Untersuchung des Zustandes der Landwirtschaft. Ihr Ergebnis war eine Änderung des Kornzollgesetzes von 1815, die unter dem Schein seiner Milderung seinen monopolistischen Grundzug verstärkte. Die Grenze für die Zulassung fremden Getreides auf den inländischen Markt wurde zwar um zehn Schilling ermäßigt. Aber so lange der Preis des heimischen Getreides zwischen 70 und 80 Schilling schwankte, lastete ein Einfuhrzoll von 12 Schilling auf dem Quarter. Dazu kamen noch 5 Schilling für das erste Vierteljahr der Einfuhrfreiheit. Mit dem Steigen des Preises sank der Zoll. Übrigens sollte das Gesetz erst in Kraft treten, wenn der Quarter inländischen Weizens 80 Schilling kostete. Die hitzigsten Agrarier betrachteten die Neuerung als eine ärmliche Abschlagszahlung. Sie waren empört darüber, daß ihre Empfehlung der großen Heilmittel kein Gehör fand, daß ihnen selbst die Aussicht auf ein Anlehen von 1000000 £ entging. Sie grollten vornehmlich Huskisson, der als Mitglied der Regierung, nicht nur ihnen, sondern selbst Londonderry erfolgreich entgegengetreten war.

Dringen auf Ersparnisse. Josef Hume.

In ihren hochfliegenden Hoffnungen getäuscht, warfen sie sich mit ungewohntem Eifer auf eine scharfe Kritik der Staatsausgaben. Auf diesem Felde hatte der Schotte Josef Hume am rüstigsten vorgearbeitet. Von Haus aus ohne Vermögen war er vor Jahren als Arzt und Dolmetscher in Indien wohlhabend geworden und zuerst durch den Kauf eines Sitzes ins Parlament gelangt. Ursprünglich Tory wurde er, für Benthams bestechende Lehren gewonnen, allmählich zum Radikalen. Von der Regierung ward er als unermüdlicher Mahner gefürchtet. Er hatte be-

eits das kostspielige Verfahren der Steuererhebung und den Überfluß von Sinekuren im Stempelamt erfolgreich beleuchtet und rechnete neuerdings heraus, wie viel an Aufwand für Heer und Flotte gespart werden könne. Die Regierung ließ sich auf kleine Abstriche ein. Aber ihre Finanzverwaltung, die in Vansittarts unfähigen Händen ruhte, bot nach wie vor dem Angriff die meisten Blößen. Nach allgemeiner Auffassung hatte das Ministerium Liverpool noch niemals auf so schwachen Füßen gestanden wie während der Debatten von 1821. Liverpool selbst war schon im Laufe dieses Jahres zur Einsicht gekommen, daß es frischer Kräfte bedürfe, wenn den Whigs der Weg zur Macht versperrt werden sollte.

Verstärkung der Regierung durch die Grenvilles und Peel, anfangs 1822.

Hier bot sich nun die Gefolgschaft Grenvilles, die 1819 mit ihrem Führer ins Regierungslager abgeschwenkt war (s. I. 532), als brauchbare Hilfstruppe. Der alternde Lord Grenville verzichtete allerdings für seine Person auf Amt und Lohn. Aber sein Neffe, Lord Buckingham, betrachtete sich als Erben seines staatsmännischen Rufes. Er wurde mit der Herzogswürde abgefunden. Zwei andere Verwandte Grenvilles, die Brüder Charles und Henry Wynn, erhielten, jener das indische Kontrollamt, dieser den Gesandtschaftsposten in der Schweiz. Die Grenvilles hatten auf mehr gerechnet. Zumal Buckingham neidete Wellesley die ihm übertragene Stelle des Lord-Lieutenant von Irland. Auch war zu erwarten, daß er, den Überlieferungen seines Hauses getreu, auf der Emancipation der Katholiken bestehen werde. In der Behandlung dieser Frage stand Robert Peel entschieden auf der entgegengesetzten Seite. Indessen der Gewinn, den amtsmüden Sidmouth durch diese junge Kraft ersetzen zu können, überwog alle Bedenken wegen des Zwiespaltes der Meinungen über den Anspruch der Katholiken auf volle politische Gleichberechtigung. Sidmouth blieb zwar vorläufig Mitglied des Kabinets, aber Peel nahm ihm das Ministerium des Inneren ab.

Finanzielle Maßregeln.

Einigermaßen gekräftigt überstand die Regierung die Session von 1822, in der sie den unausgesetzten Klagen über den schweren Druck der Abgaben durch neue Zusagen von Einschränkungen und Herabsetzung einiger Steuern, wie auf Malz, Salz, Leder zu begegnen suchte. Gleichzeitig ward eine Konversion der 5 % Schuld in eine solche von 4 % vorgenommen. Diese Operation setzte eine Kapitalserhöhung von 7½ Millionen £ voraus, aber sie diente zu einer jährlichen Zinsersparnis von beinahe 2 Millionen. Hingegen wurde durch die empfohlene und gutgeheißene Art der Umwandlung einer aus der Kriegszeit stammenden ungeheuren Pensionslast von etwa 5 Millionen in eine unveränderliche Annuität wieder zu Gunsten der Gegenwart eine Bürde auf die Zukunft abgewälzt. Man hatte berechnet, daß die Pensionen beim allmählichen Aussterben der Berechtigten in 45 Jahren erlöschen müßten, und daß bis dahin eine Annuität von 2800000 £ im Durchschnitt der Summe

aller schuldigen Pensionen entsprechen würde. Indessen wollten sich die größten Kapitalisten nicht mit dem Wagnis befassen, die Pensionslast gegen jährliche Zahlung der 2800000 £ aus der Staatskasse zu übernehmen. Erst 1823 ließ sich die Bank auf den Vertrag ein, der Regierung während der nächsten sechs Jahre als Kaufgeld eines Teiles der Annuität 13089419 £ zu überantworten. Dafür hatte das Land bis 1867 der Bank jährlich 585740 £ zu zahlen.

Canning Nachfolger Londonderrys 16. Sept. 1822.

Einem starren Tory wie Eldon ahnte seit der Verbindung mit den Grenvilles der Beginn eines Umschwunges. Zur Gewißheit wurde diese Ahnung mit dem Wiedereintritt Cannings ins Ministerium nach Londonderrys Selbstmord. Schon 1821 hatte Liverpool den Wunsch gehegt, Canning zurückzugewinnen. Aber der Groll und das Mißtrauen Georgs IV. waren unbesieglich. Man bot darauf Canning, um seiner Thatenlust Spielraum zu verschaffen, den Posten des General-Gouverneurs von Indien an. Die großartige Wirksamkeit, die dies vicekönigliche Amt in sich schloß, hatte viel Reiz für ihn, obwohl sie ihn der politischen Arena des Mutterlandes entrückte. Er schickte sich zur Abreise an, als unvermutet der Platz des Leiters im Auswärtigen und des Führers im Unterhause frei wurde. Liverpools Blick fiel sofort auf Canning, dessen überragenden Genius er trotz so mancher Absprünge des reizbaren, von Ehrsucht verzehrten Jugendfreundes neidlos bewundern mußte. Dem Ausland konnten die Tories keinen berühmteren Namen entgegenhalten als den des Mannes, der einst den spanischen Patrioten den Beistand Wellingtons wider den Zwingherrn des europäischen Festlandes gesichert hatte. Im Parlament reichte keiner aus ihrer Mitte auch nur entfernt an den großen Redner, der mit gleicher, wohl einstudirter Kunst über flammende Gluten eines hinreißenden Pathos wie vernichtende Eiseskälte erbarmungsloser Ironie gebot und durch dichterischen Schwung, Witz, Anmut den Gang geschäftsmäßiger Debatten belebte. Indessen mißtrauten manche Mitglieder der torystischen Partei einem unberechenbaren alten Genossen, „der alle seine Bündnisse zerrissen habe". Unter seinen Kollegen fand Liverpool namentlich bei Eldon Widerstand. Der engherzige, greise Lordkanzler konnte Canning nicht verzeihen, daß er seit lange die Gleichberechtigung der Katholiken befürwortet und erst vor wenig Monaten die Zulassung katholischer Peers ins Haus der Lords beantragt hatte. Er wollte dem strengen Anglikaner Peel die Vertretung der Regierung bei den Gemeinen anvertraut wissen. Er sah mit Cannings Aufnahme den Zusammenbruch des ganzen Ministeriums voraus. Vor allem aber sträubte sich der König gegen die Zumutung, den in Ungnade Gefallenen so hoch zu erheben. Es bedurfte erst des entschiedenen Zuspruches Wellingtons, der seine eigenen Bedenken überwand, um ihm nach der Heimkehr von einem Besuche Schottlands ein Wort der Nachgiebigkeit

abzuringen. Er erklärte sich bereit, der Notwendigkeit zu weichen. Canning bezwang sich, über die unfreundliche Form der allerhöchsten Einwilligung hinwegzusehen und empfing am 16. September seine Amtssiegel. Wellington ließ Metternich versichern, durch Cannings Eintritt sei nichts verändert.[1]) Aber schon nach kurzer Zeit erkannte der Vertreter Östreichs, mit dem Nachfolger Londonderrys sei ein anderer Geist in Downing Street eingezogen. Ehe zwei Jahre vergingen, stand nicht nur in Wien sondern auch in Berlin und Petersburg bei den Herrschenden die Meinung fest, daß Canning sich zum Anwalt der „revolutionärsten Grundsätze" aufwerfe.

Es war die Zeit, da er der großen Allianz in Verona den Handschuh hinwarf, den Einmarsch der Franzosen in Spanien verurteilte und durch die Anerkennung jenseits des Weltmeeres entstandener Republiken die Vorfechter der monarchischen Legitimität empörte. Die auswärtige Politik, die er aus Worten in Thaten umsetzte, befriedigte das nationale Ehrgefühl. Die Waffen der Opposition, die ihm so vieles aus seiner Vergangenheit nachtrug, stumpften sich ab. Indessen blieb Cannings Einfluß nicht auf das Auswärtige beschränkt. Er war kaum zwei Wochen im Amt, als man bemerkte, daß er „selbst in Gegenwart Lord Liverpools Ton und Haltung des ersten Ministers annahm". Der Macht seiner Persönlichkeit konnten sich auch Widerstrebende nicht entziehen. Sie bewirkte zunächst einige weitere Änderungen in den höchsten Verwaltungsposten. Vansittart, dessen Finanzpolitik immer mehr in Verruf gekommen war, räumte im Februar 1823 Robinson seinen Platz. An dessen Stelle rückte als Präsident des Handelsamtes, wenngleich vorläufig ohne Zulassung zum Kabinet, Huskisson auf. Unter dem glänzenden Triumvirat Canning, Peel, Huskisson wurde der bislang zäh am Alten hängenden Regierung der Tories auch für die Lösung dringender Aufgaben im Inneren ein Anstoß gegeben.

Wendung der auswärtigen Politik.

Ersetzung Vansittarts durch Robinson Febr. 1823.

Allerdings blieb die weitaus wichtigste, die der Parlamentsreform, aus ihrem Gedankenkreis völlig ausgeschieden. Canning selbst lebte der Überzeugung, daß die seit der Vertreibung der Stuarts gefestigte Verfassung mit ihren altmodischen Schnörkeln und unschönen Ecken erhalten werden müsse, wenn nicht das ganze Gebäude erschüttert werden sollte. Daher hatte er 1822, als John Russels Reformantrag vorlag, in feierlicher Beschwörung vor seinen Folgen gewarnt. Auch wurde während der nächsten Jahre, obwohl weder Lord Russell noch Lord Hamilton die Waffen sinken ließ, auf diesem Felde nicht die kleinste Eroberung gemacht.

Ausschluß der Frage der Parlamentsreform.

[1]) Berichte Neumanns 14. Sept., 29. Nov. 1822. Arch. Wien. Von neueren gedruckten Quellenangaben zur Geschichte von Cannings Übernahme des Ministeriums sind sehr beachtenswert die Briefe und Notizen in Parker: Sir Robert Peel in early life 1891 S. 827—837. Sie machen Peel alle Ehre.

Vertagung der Frage der Katholikenemancipation.

In einer zweiten großen Frage, bei der es sich um die Sühne vererbten Unrechtes handelte, konnten seine Bekämpfer auf Cannings dauernden Beifall zählen. Er wünschte nach wie vor nichts lebhafter als Niederreißung der gesetzlichen Schranken, die den katholischen vom protestantischen Bürger trennten. Aber angesichts der zwiespältigen Meinungen im Ministerium und der aufflammenden Leidenschaften in Irland wagte er nicht, auf eine Entscheidung zu dringen. Er durfte sich zornglühend gegen Broughams ungerechten Vorwurf selbstsüchtiger „politischer Wankelmütigkeit" verwahren. Aber er hütete sich, aus der katholischen Frage eine Kabinetsfrage zu machen. Während O'Connell auf der grünen Insel eine zukunftreiche Agitation zu entfalten begann, ward im Parlament zu Westminster für die Gleichberechtigung der Katholiken kein Fußbreit Boden gewonnen. Im Unterhaus verließ 1823, bei einer Erneuerung von Plunketts Antrag, eine ganze Anzahl von Mitgliedern den Saal, um nach Burdetts bittrem Wort dem „jährlich wiederholten Possenspiel" nicht mehr beizuwohnen. Bei den Lords wurde nicht einmal die billige Forderung erhört, den friedlichen englischen Katholiken das Recht zu gewähren, Grafschafts- und Gemeindeämter zu besetzen sowie an den Parlamentswahlen teilzunehmen, was ihren irischen Glaubensgenossen seit 1793 zustand.

Milderungen der Strafrechte.

Auf anderen Gebieten dagegen war der frischere Hauch, der in das Gemeinwesen eindrang, schon während der Session von 1823 zu verspüren. Was Romilly begonnen und Mackintosh fortgesetzt hatte, der Angriff gegen die barbarische Strenge eines veralteten Strafrechtes, war von der Regierung bisher keiner Teilnahme gewürdigt worden. Widerwillig hatte sie 1820 drei Bills ihre Zustimmung gegeben, die das Geltungsbereich der Todesstrafe in etwas einschränkten. Aber noch immer war es, dem Buchstaben des Gesetzes nach erschreckend weit bemessen. Für 1823 schien nun im Unterhause der Erfolg von Resolutionen gesichert zu sein, nach denen für Hausdiebstahl, wenn der Wert des Gestohlenen 40 Schilling überstieg, für Wegnahme fremder Schafe oder Kühe und eine Reihe von anderen Fällen nicht mehr mit dem Galgen gedroht werden sollte. Peels Widerstand schob allerdings der Annahme dieser Resolution einen Riegel vor. Aber er brachte selbst Gesetzentwürfe ein, nach denen eine Anzahl bislang als todeswürdig bezeichneter Handlungen diesen Stempel verlor. Beide Häuser stimmten zu. Viel war noch nicht erreicht, da die Hauptwünsche Mackintoshs unerfüllt blieben.[1]) Allein man war es nicht gewohnt, daß das Tory-Ministerium überhaupt den kleinsten

[1]) Nach Redgraves Mitteilungen bei Porter: Progress of the Nation 1851 S. 643 wären in den nächsten drei Jahren noch 228 Hinrichtungen vorgekommen. Diese Zahl stimmt freilich nicht mit den Angaben a. a. O. S. 635. Vielleicht hat Redgrave Irland und Schottland mitgerechnet.

Schritt vorwärts machte. Auch ließ es Peel in der Folge (1826—28) an weiteren Einschnitten in das Gestrüpp strafrechtlicher Ungeheuerlichkeiten nicht fehlen.

Reformen im Finanzwesen. Änderung des Tilgungsfonds.

Die neue Finanzverwaltung zeigte sich gleichfalls schon 1823 in besserem Licht als die Vansittarts. Zwar war Robinson nichts weniger als ein Mann schöpferischer Ideen. Aber er führte sich sofort mit der Vorlage eines Budgets ein, das mit einem Überschuß von 7000000 £ der Einnahmen über die Ausgaben abschloß. Von diesem Überschuß sollten 5000000 einem neuen Tilgungsfonds zugewiesen werden (s. I. 525). Behielt man einen solchen auch noch bei, so diente doch nicht mehr geborgtes Geld zu seiner Bildung. Demnächst glaubte Robinson die Aufhebung oder Herabsetzung von Steuern im Gesamtbetrag von rund 2000000 £ vorschlagen zu dürfen. Zur ersten Klasse gehörten die Steuern auf Ponies und Maultiere, zur zweiten die Pferde-, Kutschen- und Fenstersteuer. Wohl mußte der Minister sich vorhalten lassen, daß in seiner Rechnung unter den Ausgabeposten auf die kürzlich geschaffene Annuität keine Rücksicht genommen sei. Indessen seine Vorschläge fanden beifällige Annahme und kamen dem Lande zustatten.

Steuerermäßigungen.

Steigender Wohlstand und Überschüsse.

Auch für die Jahre 1824 und 1825 ergab der Voranschlag des Staatshaushaltes bedeutende Überschüsse. Die Einkünfte wuchsen bei steigendem Aufschwung aller wirtschaftlichen Kräfte. Man erfreute sich namhafter Zinsersparnis bei Fortsetzung der 1822 begonnenen Konversion. Außerdem brachte ein Abkommen über Rückzahlung der aus den Koalitionskriegen stammenden Schuld, zu dem sich Östreich nach peinlichen Verhandlungen endlich herbeiließ (s. I. 260, 261), unverhofften Gewinn. Allerdings spottete Brougham über das schlechte Geschäft, das England dabei gemacht habe. Auch schien es manchem seiner Gesinnungsgenossen unpassend, von dem reichen Goldsegen wieder eine halbe Million für den Bau neuer Kirchen zu verwenden. Dagegen konnte die Opposition Robinson ihren Beifall nicht versagen, wenn er mit der Aufhebung oder Minderung von Auflagen fortfuhr. Kam die Wohlthat auch zu einem großen Teil Grundbesitzern und Kapitalisten zustatten,[1]) die Haus und Pferde ihr eigen nannten oder an die Weinflasche gewöhnt waren, so ging die gedrückte Masse des Volkes doch nicht ganz leer dabei aus. Kohlen, Eisen, Wolle, Zucker, Spirituosen, Kaffee sanken im Preise, und das Gewerbe des Schmugglers verlor viel an Einträglichkeit.

Steuer- und Zollermäßigungen 1822 ff.

Huskisson.

Indessen die treibende Kraft, der man die Erleichterung vornehmlich dankte, war Huskisson. Vom Geiste Adam Smith's berührt, ein begeisterter Bewunderer des preußischen Zollgesetzes, führte er kräftige Stöße gegen

[1]) Nach der Berechnung von Vocke: Geschichte der Steuern des britischen Reiches S. 99 für den Zeitraum von 1822—1825 reichlich 4½ Millionen von 11.

die Mauer der Verbote, Monopole und Schutzzölle. Huskisson war mit neunzehn Jahren Augenzeuge der Erstürmung der Bastille gewesen und hatte kurze Zeit der „patriotischen Gesellschaft von 1789" angehört. Seine Feinde warfen ihm später diesen Abschnitt seiner Jugend als „jakobinisch" vor. Sie verschwiegen, daß jener Klub im Gegensatz zu dem der Jakobiner gegründet war, und daß Huskisson sich ganz aus ihm zurückzog, nachdem die von ihm bekämpfte Assignatenausgabe beschlossen war. Als Privatsekretär des englischen Gesandten in Paris kehrte er 1792 mit diesem nach England heim. Bald öffnete sich ihm die politische Laufbahn. Er wurde mit Pitt bekannt, knüpfte mit Canning einen Freundschaftsbund fürs Leben, und bewies beiden seine Treue, indem er 1801 und 1809 durch zeitweiligen Verzicht auf sein Amt ihrem Beispiel folgte. Im Parlament und im Regierungsdienst erwarb er sich den Namen eines unvergleichlichen Kenners des gesamten Finanzwesens. Aber es dauerte viele Jahre, bis ihm eine seiner würdige Stelle zuteil ward. Der schlichte Emporkömmling wurde von den adligen Führern der Tories nicht für voll angesehen. Der Mann, dem das Schatzkanzleramt gebührt hätte, mußte sich die längste Zeit mit der Leitung der Domänenverwaltung begnügen. Auch war er den Vorfechtern der starrsten Grundsätze der herrschenden Partei verdächtig. Schon mehr als einmal hatte er nationalökonomische Glaubenssätze bekannt, die den ihren zuwiderliefen. In den Debatten von 1822 über den agrarischen Notstand hatte er sogar gewagt, dem damaligen ersten Regierungsvertreter im Unterhause zu widersprechen. Ohne Cannings mächtiges Fürwort wäre er schwerlich zur Leitung des Handelsamtes erhoben worden. Bald wurde es klar, daß er von hier aus auch dem bevorzugten, aber der Führung sehr bedürftigen Schatzkanzler den Weg wies.

Durchlöcherung der Navigationsakten 1822. 1823.

In seinem eigenen Geschäftskreis war die Durchlöcherung der mehr als anderthalb Jahrhundert für heilig gehaltenen Navigationsakten das stärkste Anzeichen des beginnenden Bruches mit der Vergangenheit. Hier brauchte Huskisson auf dem schon von Wallace, bisherigen Vicepräsidenten des Handelsamtes, gelegten Grund nur weiter zu bauen. Wallace hatte erkannt, daß Vorschriften und Verbote, durch die in Cromwells und Karls II. Zeit der englische Handel beflügelt werden sollte, ihm längst zu lästigen Fesseln geworden waren. Bereits hatte man vor den erstarkten Vereinigten Staaten die Waffen gestreckt, als sie in Nachahmung der Navigationsakten, alle Waren, die auf englischen Schiffen eingeführt wurden, mit höheren Abgaben belegten. Nach einem Vertrag von 1815 war diesem unleidlichen Zustand durch gegenseitigen Verzicht auf die Erhebung der Zuschläge abgeholfen worden. Hierauf hatte Wallace 1822 mehrere Bills zur Annahme gebracht, die im allgemeinen bezweckten, die Schärfe alter Zwangsgesetze, die sich als zweischneidig erwies, zu

mildern. So wurde u. a. die Bestimmung widerrufen, nach der die Einfuhr von Erzeugnissen fremder Weltteile in britische Häfen nur auf britischen Schiffen gestattet sein sollte. Desgleichen kam für den Vertrieb europäischer Waren die gehässige Anordnung in Wegfall, die einst die holländischen Nebenbuhler von den britischen Häfen ausgeschlossen hatte.

Inzwischen konnten sich andere Staaten den Vorgang der nordamerikanischen Republick zur Lehre dienen lassen. Preußen erhöhte seine Hafengebühren und erklärte in London, man wünsche Erleichterungen auf dem Fuß der Gegenseitigkeit, werde aber, wenn England nicht nachgebe, den Bogen noch straffer spannen. Da die englische Ausfuhr nach Preußen die preußische nach England um das doppelte überstieg, so lag es auf der Hand, wer bei der Fortdauer des Kampfes den Hauptschaden tragen würde. Huskisson nutzte den günstigen Augenblick, um im Parlament für die Regierung die Ermächtigung zum Abschluß von Gegenseitigkeitsverträgen nachzusuchen. „Beim Fortschreiten der Civilisation, rief er dem Unterhause zu, ist es hohe Zeit, freiere Grundsätze aufzustellen und zu zeigen, daß der Handel nicht Zweck sondern Mittel ist, Wohlstand unter den Völkern zu verbreiten." Das Parlament ließ sich überzeugen. Am 2. April 1824 wurde mit Preußen ein Vertrag geschlossen, nach welchem für preußische Schiffe und ihre Ladung bei Ankunft und Abfahrt in den Häfen des Vereinigten Königreiches dieselben Zollregeln gelten sollten wie für britische Schiffe in den Häfen Preußens.[1]) Zwar erstreckte sich der Vertrag noch nicht auf die britischen Kolonieen. Aber 1825 wurde auch zwischen ihnen und anderen Ländern für viele Artikel freier Verkehr zugelassen. Die Bresche war gebrochen. Andere Verträge folgten dem preußisch-englischen nach. Schon ließ sich die hoffnungsvolle Voraussage hören, das Kornzollgesetz werde in Bälde das Schicksal der Navigationsakte teilen.

Preußisch-englischer Schiffahrtsvertrag 2. April 1824.

Ein anderes Stück volkswirtschaftlicher Erbweisheit der Regierung war die Begünstigung einzelner Erwerbszweige durch Zahlung bedeutender Ausfuhrprämien, die das Land jährlich tausende kosteten. Auch diese Einrichtung erfuhr einen Stoß. Man entschloß sich, die Vergebung von Ausfuhrprämien für den Walfischfang 1824 einzustellen, für den Häringsfang nach und nach sinken und endlich aufhören zu lassen. Der Vorschlag reihte sich an, auch der Leinenmanufaktur durch Versagung oder Minderung der herkömmlichen außerordentlichen Gabe ein künstliches Reizmittel zu entziehen. Er stieß, trotzdem er sich in engen Schranken hielt, auf heftigen Widerstand. In Dundee und Belfast, den Hauptsitzen des schottischen und irischen Leinwandhandels, wurden die verderblichsten Folgen befürchtet. Allein die Gesetzgeber ließen sich nicht schrecken, wenigstens den ersten Schritt auf einer neuen Bahn zu machen.

Abschaffung von Ausfuhrprämien.

[1]) Zimmermann: Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik 1892 S. 93.

Allmählich, bei unaufhaltsamer Verdrängung der Handarbeit durch die Maschine, fanden auch die ehemaligen Verteidiger der Ausfuhrprämien, viel wichtiger als diese sei billigere Zufuhr von Flachs und Hanf[1].

Herabsetzung der Wolle- und Seidenzölle 1824—26.

Noch stärker war der Riß in das Überkommene, als man begann, an dem Segen des Merkantilsystemes für das Gedeihen der Wolle- und Seidenindustrie zu zweifeln. Seit 1660 bestand das Verbot der Ausfuhr englischer Schafwolle, die für die Herstellung gewisser Tuchsorten als unentbehrlich galt. Die Wollzüchter sollten durch Erschwerung der Einfuhr fremder Rohwolle entschädigt werden. Noch 1819 hatte Vansittart den auf sie gelegten Zoll in unerhörtem Maße gesteigert. Die Fabrikanten drängten auf seine Erniedrigung, die nach Vansittarts Ausscheiden auch durchgeführt wurde. Nun aber forderten die Farmer ihrerseits das Recht, den Wollertrag ihrer Herden auf fremde Märkte verbringen zu dürfen. Dies war ganz in Huskissons Sinn. Dank seiner Einwirkung fiel 1825 die selbstsüchtige Vorschrift, die sich so lange behauptet hatte. Wie sehr diese befreienden Maßregeln dem Lande zustatten kamen, bewiesen die steigenden Zahlen der Ausfuhr des nächsten Jahrzehntes. Die Seidenindustrie war ursprünglich gegen den italienischen und französischen Wettbewerb durch hohe Schutzzölle begünstigt worden. Mit der Zeit hatten sie sich in ein unbeschränktes Verbot der Einfuhr fremder Seidenstoffe verwandelt. Dies blieb freilich kraftlos, da man der Einschmuggelung eines so kostbaren und leichten Artikels auf keine Weise wehren konnte. Allein gesetzlich galt für die englische Seidenindustrie ein Monopol. Die Folge war, daß sie, ohne den Ansporn der Konkurrenz erschlaffend, in technischen Fortschritten hinter der ausländischen weit zurückblieb. Zugleich wurde sie durch Rohseidenzölle beschwert, die selbst für das auf britischem Reichsboden, in Indien, gewonnene Erzeugnis unglaublich hoch waren. Man hatte eingesehen, daß die Minderung des ungeheuren Wollzolles für die Blüte der Fabrikation unerläßlich sei. Man wagte auch nicht länger, der Herabsetzung der Seidenzölle zu widerstreben. Wäre es nur auf Huskisson angekommen, so hätte „der Fluch des Monopoles“ der fertigen Ware gleichfalls seine Macht verloren. Er mußte jedoch zugeben, daß es erst mit dem Juli 1826 aufhören sollte, um alsdann einem Schutzzoll von 30 Procent Platz zu machen.

Abschaffung der Spitalfieldsgesetze 1824.

Bei der Beschäftigung mit der Lage der Seidenindustrie konnten die sogenannten Spitalfieldsgesetze nicht außer Acht bleiben. Ihr Name schrieb sich von dem nordöstlichen Stadtquartier Londons, in welchem der alte Stamm der Seidenweber angesiedelt war. Ihr Hauptzweck war Feststellung des Lohnsatzes durch die Behörden und Bestimmung der erlaubten Anzahl von Lehrlingen in einem eng umgrenzten Bezirk. Inzwischen breitete sich die Seidenindustrie nach Coventry, Macclesfield,

[1] Mac Culloch: Dictionary of Commerce 1852. Linen.

Manchester und anderen Orten aus, wo die Spitalfieldsgesetze nicht galten. Zugleich begann hier der Übergang von der Hausindustrie zum Fabriksystem.[1] Die Arbeiter, die zu den ersten Härten dieses Systems häufig Hungerlöhne hinnehmen mußten, sahen fast durchweg nur in der Ausdehnung der Spitalfieldsgesetze Rettung. Auch mancher Meister in London, vornehmlich weil er die Konkurrenz der billigeren Löhne fürchtete, war noch 1818 dafür. Indessen ließen sich die Schattenseiten jener Gesetze nicht verkennen. Sie hemmten die Maschinenarbeit und die Verwendung neuer Muster. Sie stellten gute und schlechte Arbeiter gleich. Sie muteten den Behörden Aufgaben zu, die sie, wie Huskisson 1823 im Parlament sagte, ebensowenig lösen konnten wie ein bestrittenes „mathematisches Problem". Er fand eine Petition von Fabrikanten, die Beseitigung der Spitalfieldsgesetze forderte, ganz in Ordnung und brachte eine Bill dieses Inhalts ein. Eine Gegenpetition von Londoner Seidenwebern konnte die Annahme der Bill im Unterhause nur verzögern, aber nicht hindern. Die Lords jedoch sträubten sich noch gegen die Gutheißung ihrer wichtigsten Sätze. Sie hielten so viele der alten Vorschriften aufrecht, daß Huskisson unter ausdrücklicher Zustimmung Cannings die verunstaltete Bill vorläufig zurückzog. Erst im folgenden Jahre drangen seine Vorschläge durch. Ein Stück patriarchalischer Gewerbeordnung, die zu dem Fortschreiten von Verkehr und Technik im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr paßte, wurde bei Seite geschafft.

Abänderung der Gesetze gegen Arbeiterverbindungen.

Bis dahin war den englischen Arbeitern das Recht versagt worden, sich mit einander zu verbinden und durch Zusammenschluß eine Besserung ihrer Arbeitsbedingungen zu erstreben. Mit der einen Hand hatte die regierende Klasse die Schutzwehren einer freilich völlig veralteten Gewerbeordnung zertrümmert, die nur ausnahmsweise durch die Spitalfieldsgesetze für eine bestimmte Industrie in örtlicher Umgrenzung verlängert worden war. Mit der anderen Hand hatte sie jeden Versuch der Arbeiter, durch Vereinigung ihrer schwachen Kräfte sich selbst zu helfen, zum Verbrechen gestempelt. (S. I. 158. 209.) Die drakonischen Akten von 1799 und 1800, ihrem Inhalt nach weit mehr als eine bloße Zusammenfassung früherer Einzelgesetze, bedrohten u. a. jede Übereinkunft von Arbeitern mit Gefängnisstrafe, die auf Erlangung höherer Löhne und kürzerer Arbeitszeit abzielte. Allerdings fehlte viel an durchgreifender Wirksamkeit der Verbote. Ältere Gewerkvereine dauerten fort. Neue bildeten sich trotz stärkster Drohung. Sie nährten in der großen Masse der Arbeiter ein Gefühl wilden Hasses, der sich in geheimen Schwüren und offenen Gewaltthaten furchtbar Luft machte. Die Parteilichkeit, mit der die Gesetze gehandhabt wurden, reizte ihn noch mehr. Während

[1] Held: Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands S. 444—451, 695.

tausende von Arbeitern ihre Schärfe zu spüren bekamen, blieben Unternehmervereine, die gleichfalls strafbar sein sollten, ganz unbehelligt.[1])

Hume und Place. Gesetz von 1824.

So lange jene Gesetze bestanden, war an die Anbahnung des socialen Friedens niemals zu denken. Nach einem verfehlten Vorstoß Peter Moores, des Abgeordneten für Coventry, nahm der Radikale Josef Hume 1824 im Parlament den Kampf gegen sie auf. Ricardos Tod hatte ihn eines wertvollen Bundesgenossen beraubt. Aber außerhalb des Hauses kam ihm der rührige Francis Place mit Rat und That zu Hilfe: ein geborener Agitator, dessen Schneiderwerkstätte bei Charing Croß, mit ihrem von gedruckten Hilfsmitteln strotzenden Hinterzimmer, während vieler Jahre der Sammelpunkt radikal gesinnter Reformfreunde war. Hume gab seinem Hauptantrag gleichsam als Deckung die Vorschläge mit auf den Weg, auch die engherzigen Verbote der Auswanderung gelernter Arbeiter und der Ausfuhr von Maschinen aufzuheben. Diese letzte Frage wurde vorläufig von einem Wochen lang geschäftigen Untersuchungskomite ausgeschieden.[2]) Die beiden anderen aber löste es ganz nach Humes und Places Willen. Das Parlament eignete sich die Resolutionen des Komites ohne genauere Prüfung an. Nebst der vollen Gewährung der Freizügigkeit ward den Arbeitern durch Abschaffung aller Koalitionsgesetze auch volle Freiheit der Bildung von Vereinigungen bewilligt.

Widerspruch der Unternehmer.

Die nächste Folge war eine starke Zunahme von kampfbereiten Vereinen bedeutender Gewerke und ein Ausbruch zahlreicher Ausstände. Hie und da suchten schwielige Fäuste durch Gewaltthaten nachzuhelfen. Die Unternehmer, an ihrer Spitze Reeder und Schiffsbauer, gerieten in Aufregung. Sie erklärten, Parlament und Regierung seien überrumpelt worden und verlangten 1825 Wiederherstellung der abgeschafften Gesetze. Huskisson ging nicht so weit. Er verfocht den Grundsatz: „Jedermann muß seinem Vorteil gemäß über seine Arbeitskraft verfügen können.“ Aber er brachte doch das Bedenken vor, ob nicht „die Tyrannei der vielen schlimmer sein werde als die Tyrannei der wenigen“.[3]) Noch ängstlicher äußerte sich Robert Peel. Ein neues Komite, ganz anders zusammengesetzt wie das letzte, war in seiner Mehrheit parteiisch für die Unternehmer. Indessen bewirkten die dringenden Petitionen von Matrosen, Schiffsarbeitern, Messerschmieden, Baumwollspinnern u. a. so viel, daß der Widerruf des Gesetzes von 1824 nicht einfache Rückkehr zum alten Zustand bedeuten sollte.

Gesetz von 1825. Gewerkvereine.

Zwar wurden Arbeiterkoalitionen für die Zukunft wieder bei Androhung von Gefängnis verboten. Außerdem stellte das gemeine Strafrecht mit seiner dehnbaren Verpönung der „Konspiration“ eine gefähr-

[1]) S. und B. Webb: Die Geschichte des Britischen Trade Unionismus. Deutsch von R. Bernstein. 1895. S. 56.

[2]) Die Aufhebung dieses längst unausführbaren Verbotes erfolgte erst 1825.

[3]) Huskisson: Speeches II. 363, 409.

liche Falle. Allein Verbindungen zum Zweck der Regelung von Lohn und Arbeitszeit waren ausdrücklich von der Verfolgung ausgenommen. So eng man selbst diese Ausnahme zu umgrenzen suchte: es war doch zum erstenmale das Recht gemeinsamen Verhandelns des Schwachen mit dem Starken über die Bedingungen der Arbeitsübernahme festgestellt worden.[1] Auf diesem Boden sind, wenn auch in Sturm und Wetter, die englischen Gewerkvereine langsam zu voller Blüte gelangt.

Überspekulation.

Noch lag diese Entwicklung in weiter Ferne. Zunächst schlug das Ende des Jahres 1825 alle Erwartungen einer besseren Zukunft grausam nieder. Eine ungeheure finanzielle Panik brach aus, welche die arbeitende Klasse in die stärkste Mitleidenschaft zog. Sie war das düstere Gegenbild des blendenden Gemäldes freudiger Unternehmungslust, das England viele Monate hindurch geboten hatte. Grundeigentümer und Pächter waren durch Hebung der Getreidepreise befriedigt. Fabrikanten und Händler hatten alle Hände voll zu thun, den Markt zu füllen, um den Nachfragen des In- und Auslandes zu entsprechen. Dies reizte den Spekulationsgeist, dem beim Fallen des Zinsfußes mit Leichtigkeit Mittel zuströmten. Schon um die Wende der Jahre 1824 und 1825 ließen sich Unkundige zur Beteiligung an übertriebenen Geschäften verleiten. Ausschweifende Einbildungskraft rechnete auf immer höheres Anschwellen der Preise. Leichtgläubige schwelgten in dem Gedanken, die massenhaft aufgestapelten Rohstoffe und Vorräte würden dem Verbrauch nicht entfernt genügen.

Aktienschwindel.

Dazu kam für manchen, der durch Herabsetzung der Staatsanleihen verloren hatte, die lockende Versuchung, sein Kapital auf vorteilhaftere wenn auch unsicherere Weise in Unternehmungen anderer Art anzulegen. Aktiengesellschaften schossen über Nacht empor, zu denen sich tausende in der Hoffnung auf leichten Gewinn herandrängten. Wenn diese Gesellschaften das Inland durch Brücken, Kanäle, Docks, Feuer- und Lebensversicherung zu beglücken versprachen, so kamen sie wenigstens um parlamentarische Bestätigung ein. Faßten ihre Gründer aber die transoceanische Ferne ins Auge, so glaubten sie ihrer in der Regel entraten zu dürfen. Von jenen weit entlegenen Gebieten waren die der abgefallenen spanischen Kolonieen für den englischen Geschäftsmann und seine Gefolgschaft mit märchenhaftem Zauber umflossen. Die Anlehen der jungen Freistaaten wurden mit Freuden gezeichnet. Die Aktiengesellschaften, die ihre Schätze heben sollten, galten als wahre Goldgruben. Der eine träumte von der Ausbeute der mexikanischen Minen, der andere von dem Gewinn der Perlenfischerei an der Küste Columbiens, ein dritter von dem Riesenerfolg der Durchstechung der Landenge von Panama. Die wenigsten

[1] S. und B. Webb a. a. O. S. 72—85. G. von Schulze-Gaevernitz: Zum socialen Frieden. 1890. II. 228—234.

rechneten mit den Hindernissen der Natur und der Zustände jener tropischen, halbbarbarischen Länder. Die Menge dorthin gesandter Werkzeuge und Maschinenteile fand keine Verwendung, wenn ihre Einfuhr auch nicht so thöricht war wie die von Wärmflaschen und Schlittschuhen. Von Seiten der englischen Bank geschah nichts, das Spekulationsfieber rechtzeitig zu mäßigen. Sie ließ trotz fortdauernden Goldabflusses den Diskontsatz unverändert. Obwohl sich im Februar 1825 ihr Baarbestand um 5 Millionen gegen den des Februar 1824 verringert hatte, vermehrte sie allein ihre Darlehen auf Sicherheiten um sechs Millionen.

Der Umschlag und die Panik Dec. 1825.

Da trat im Sommer 1825 zuerst bei Baumwolle, dann bei den übrigen Massen unverkäuflicher Artikel, ein starker Rückgang der Warenpreise ein. Zugleich sank der Wert von Anlehen und Aktienunternehmungen, je dringender Einzahlungen verlangt wurden, und je mehr sich die Hoffnung auf Erträge in Dunst auflösten. Bald schlug das blinde Vertrauen in angstvolle Bestürzung um. Landbanken, die ihre Zettelausgabe über Gebühr ausgedehnt hatten, konnten dem Druck nicht widerstehen. Das große Londoner Bankhaus Pole und Co. stellte am 5. December seine Zahlungen ein und zog einige andere namhafte Firmen der Hauptstadt in den Sturz nach sich. Damit wurde der Schrecken allgemein. Der Kurs der Staatspapiere fiel reißend. Die solidesten Geschäfte gerieten ins Schwanken. Der Metallvorrat der bestürmten Bank an Münze und Barren sank Weihnachten bis auf 1027000 £.[1]) Die Direktion hatte in ihrer Not die Regierung schon um die Ermächtigung ersucht, ihre Baarzahlungen wieder einstellen zu dürfen. Vor diesem Unheil wurde das Land dank der Festigkeit des Ministeriums bewahrt. Eine gewagte Verstärkung der Notenausgabe half der Anstalt über die schlimmste Zeit hinweg. Aber die Fallissemente mit ihren erschütternden Folgen für die Allgemeinheit und für zahllose Einzelne setzten sich 1826 fort. Die arbeitende Bevölkerung empfand den Rückschlag in Lohnverkürzungen und Entlassungen. In vielen Fabrikdistrikten pochte, trotz öffentlicher Geldsammlungen, der Hungertod an die Thüre der Armen. Die freigegebenen Vereine waren noch zu schwach, um den Arbeitern eine Stütze zu bieten. In Blackburn und Manchester wurden sie durch Verzweiflung und Unverstand wieder zur Zerstörung der Maschinen getrieben. Es waren nicht die einzigen Stellen, wo das Einschreiten der bewaffneten Macht erfolgte und blutige Opfer forderte.

Arbeiterelend.

Gesetzgeberische Folgen der Panik 1826.

Sobald man sich von der ersten Betäubung erholt hatte, suchte man im Schoße der Regierung aus der jüngsten finanziellen Katastrophe heilsame Lehren zu ziehen. Indessen war hier das Feld der Gesetzgebung naturgemäß eng begrenzt und sehr umstritten. Sie hielt sich zunächst an die hunderte von Landbanken. Ihre massenhaften kleinen Noten

[1]) Tooke und Newmarch: Geschichte der Preise, übersetzt von Asher. I. 315.

unter 5 £ sollten eingezogen und die Ausgabe neuer verboten werden. Außerdem sollten die unsicheren Grundlagen der Landbanken durch die Erlaubnis, die Anzahl von Teilhabern beliebig auszudehnen, eine Verstärkung erhalten. Bisher hatte diese Zahl in der südlichen Reichshälfte, zu Gunsten eines Monopols der Bank von England, nie mehr als sechs betragen dürfen. Für Schottland hatte dies Gebot nicht gegolten. Die Banken ruhten hier auf festerem Grunde, und die schottische Bevölkerung lehnte sich einhellig gegen die Zumutung auf, ihre beliebten kleinen Noten verschwinden zu sehen. Walter Scott machte sich zum Sprecher seiner Landsleute. Eben damals selbst durch unverschuldeten finanziellen Ruin bedroht, legte er seinen begonnenen Roman „Woodstock" beiseite, um in den „Briefen des Malachi Malagrowther", mit Nachahmung von Swifts berühmten „Briefen eines Tuchhändlers", das geplante Verbot der kleinen Noten zu bekämpfen. Der Widerstand hatte den Erfolg, daß das Verbot des Umlaufs kleiner Noten nicht auf Schottland ausgedehnt wurde. Auch für Irland hatte es keine Giltigkeit. Auf englischem Boden wurden die getroffenen Maßregeln durch die Errichtung von Zweiganstalten der Bank von England in den Provinzen ergänzt. Auch mußten die Minister das Zugeständnis machen, daß ihr noch bis zum Oktober 1826 die Ausgabe kleiner Noten erlaubt sein sollte.

Die Geldklemme und die Haltung der Regierung.

Indessen war der augenblicklichen Bedrängnis des um Geld verlegenen Handelsstandes nicht so leicht abzuhelfen. Huskisson hatte vorgeschlagen, die königliche Münze zu verpflichten, für den Empfang von Silberbarren Quittungen auszustellen, die für alle Geschäfte als Geld passiren sollten. Dies wäre ein erster Schritt der Rückkehr zur Doppelwährung gewesen. Er wurde, nicht ohne Zuthun des scharfblickenden Wellington, glücklich vermieden[1]). Ebenso glücklich umfuhr man eine andere Klippe. Die Kaufleute der City forderten Ausgabe von Schatzkammerscheinen, als Darlehen auf Waren, zu der man 1793 und 1811 in ähnlich schweren Zeiten seine Zuflucht genommen hatte. Das Ministerium aber ließ sich selbst durch Berufung auf den Vorgang William Pitts nicht fortreißen. Es verwies die Klagenden an die Bank. Diese erklärte sich nach längerem Sträuben, unter gewissen Bedingungen, bereit, Vorschüsse auf Waren zu leisten. Damit wurde wenigstens die dringendste Not gemindert.

Sorge für Kornzufuhr.

Dem Namen nach war es Robinson, der die Regierung bei der Erledigung aller Finanzfragen in erster Linie vertrat. In Wahrheit aber führte ihm, wie jedermann wußte, Huskisson die Hand. Ihm fiel auch eine Hauptrolle in der parlamentarischen Schlacht zu, als die Not der Arbeiterklasse ernstlich mahnte, rechtzeitig auf Beschaffung des täglichen Brotes bedacht zu sein. Er wünschte von Herzen eine Revision

[1]) S. Näheres in Ludwig Bambergers Aufsatz: Der Herzog von Wellington über Doppelwährung. (Die Nation 1897. No. 32 S. 479—482).

des Kornzollgesetzes. Allein er hielt es für gefährlich, sie im damaligen Augenblick, kurz vor dem nahen Ende dieses Parlamentes, in Angriff zu nehmen. Ein darauf gerichteter Antrag wurde von ihm bekämpft und zu Fall gebracht. Aber sein Wort trug wesentlich dazu bei, der Regierung Vollmachten zu erwirken, die ihr nur die selbstsüchtigsten Agrarier zu weigern wagten. Sie durfte das in den Häfen unter Speicherverschluß lagernde Getreide gegen einen Zoll von 12 Schilling auf den Markt bringen. Sie erhielt Gewalt, während der Parlamentsferien nach Gutdünken einen weiteren Vorrat fremden Kornes, bis zu 500000 Quarter, in das Reich einzuführen.

Huskissons Verteidigung seiner Handelspolitik 24. Febr. 1826

Es hatte nicht fehlen können, daß Huskisson, den man so häufig im Vordergrunde der Bühne sah, auch zur Zielscheibe heftiger Angriffe wurde. Die Handels- und Gewerbepolitik, der er seit Jahren das Wort redete, hatte zahlreiche Inhaber von Sonderrechten verletzt. Seine Lehre: „Das Land darf, wenn seine Lasten gemindert werden sollen, nicht auf künstliche Regelungen zur Schaffung hoher Preise blicken", klang ihnen überaus ketzerisch. Sie wollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihm eine Mitschuld an dem Notstand aufzubürden, der im Gefolge der Finanzkrisis eintrat. Im Februar 1826, als der Banquier Baring im Unterhaus eine Petition zu Gunsten des ablaufenden Monopoles der Seidenfabrikation vorlegte, wurden die heftigsten Vorwürfe gegen den Minister geschleudert. Ihn sollte die Verantwortlichkeit für das Elend von tausenden treffen, die mit dem Fall jenes Monopoles ihre Arbeit verlieren würden. Einer der grimmigsten Kämpen der alten Wirtschaftsordnung glaubte ihn durch Edmund Burkes Ausspruch brandmarken zu dürfen, „ein hartherziger Metaphysiker übertreffe den Teufel an Bosheit und Verachtung der Wohlfahrt des Menschengeschlechtes". Huskisson parirte den Streich durch eine glänzende Verteidigung der von ihm angebahnten, immer noch sehr zurückhaltenden, Hinwendung zur Politik des Freihandels. Er berief sich darauf, daß die Regierung dem Antrieb erfahrener „Praktiker" gefolgt sei. Er verlas eine Petition von Londoner Kaufleuten aus dem Jahre 1820, die dies unwiderleglich bewies. Er schlug Baring, der damals jene Petition überreicht hatte, mit seinen eigenen Waffen.

Unterstützung durch Canning.

Canning kam dem angegriffenen Freunde mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit zu Hilfe. Er erinnerte daran, daß von jeher gerade die Wohlthäter des Menschengeschlechtes, ein Galilei, ein Turgot verkannt und verleumdet worden seien. Er fand in den laut gewordenen Anklagen denselben Geist, „der zu allen Zeiten am Werk gewesen sei, sich der Flut der Civilisation entgegenzustemmen". Für sich selbst nahm er einen vollen Teil der Mitwirkung am Kampf gegen veraltete wirtschaftliche Ordnungen in Anspruch. Wie dieser Kampf geführt wurde, schien

er ihm ganz „die mittlere Linie“ einzuhalten, auf der sich seiner Meinung nach der britische Staatsmann in den inneren wie äußeren Angelegenheiten bewegen mußte: auf der Hut gegen die Vornahme „übereilter Experimente“ oder gegen den Reiz „luftiger Theorieen“, aber bereit, „gesunde Erkenntnis auf das praktische Leben anzuwenden“ und „mit Vorsicht hochherzige und liberale Grundsätze seinem Vaterlande nutzbar zu machen“.

Zusammenhang der kommerciellen und auswärtigen Politik.

Ein innerer Zusammenhang der ersten, schüchternen freihändlerischen Regungen, zu deren Anwalt sich Huskisson gemacht hatte, und der auswärtigen Politik Großbritanniens, die Cannings Namen trug, war in der That nicht zu verkennen. Der eine bemühte sich, die Fesseln von Verkehr und gewerblicher Thätigkeit allmählich zu lockern. Der andere suchte den Markt des heimischen Kaufmannes und Fabrikanten auf dem Erdball zu erweitern und zu sichern. Dies war es vor allem, was die Anerkennung der neuen Republiken jenseits des Weltmeeres bewirkt und den Bruch des britischen Reiches mit der Allianz des festländischen Europa unheilbar gemacht hatte. Der altenglische Unternehmungsgeist verbündete sich mit dem Widerstreben des Nationalgefühles gegen die Anmaßungen fremder Herrscher. Canning leitete jene beiden ideellen Ströme in ein Bett und gewann damit eine großartige geschichtliche Stellung.

Canning und der europäische Liberalismus.

Er, der in den jugendlichen Satiren des „Anti-Jacobin“ fremdes Volkstum und weltbürgerliche Überspanntheit verspottet und niemals das eigenwillige Machtbewußtsein des stolzen Insulaners verleugnet hatte, wurde auf der Höhe des Lebens zum Abgott der kosmopolitischen Freiheitsfreunde in der Runde. Wie viele Zeitungsleser aller Länder, in denen man der Stickluft einer mißtrauischen Reaktion ausgesetzt war, atmeten auf, wenn sie die hinreißenden Reden dieses ihrem Fühlen schmeichelnden Staatsmannes lasen. Statt salbungsvoller Ermahnungen und Bußpredigten hörte man feurige Worte zum Preise zuverlässiger Volkskraft. Dem Anspruch auf Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten, der im Namen der Legitimität erhoben wurde, trat die Berufung auf die geheiligte Selbständigkeit der Nationen schroff gegenüber. Es fand einen Widerhall in der öffentlichen Meinung weit über die Grenzen seiner heimatlichen Insel hinaus, wenn Canning 1823 bei einer Rundreise durch die westlichen Handelsplätze, die Kriegsschiffe im Hafen von Plymouth vor Augen, drohend ihres schlummernden Donners gedachte. Es klang wie eine Herausforderung der argwöhnischen, unumschränkten Gewalthaber, wenn er die Sympathie von Volk und Regierung, das gegenseitige Vertrauen von Unterhaus und Krone als Urquell der britischen Stärke bezeichnete.

Den Gipfelpunkt erreichte sein Ruhm im Lager des europäischen Liberalismus freilich erst später, als neue Verwicklungen auf der pyrenäischen Halbinsel ihm den Schutz eines konstitutionellen Portugal auf-

drangen. Damals warf er auch einen Rückblick auf den Gang der Politik, der zur Anerkennung der südamerikanischen Republiken geführt hatte: „Als Frankreich Spanien besetzte, war es da, um den Folgen dieser Besetzung auszuweichen, für uns von nöten, Cadiz zu blokiren? Nein. Ich blickte nach einer anderen Richtung und suchte die Entschädigungsmittel in einer anderen Hemisphäre. Indem ich Spanien betrachtete, wie unsere Vorfahren es gekannt hatten, beschloß ich, daß wenn Frankreich Spanien innehätte, es nicht Spanien mit beiden Indien sein sollte. Ich rief die neue Welt ins Leben, um das Gleichgewicht in der alten herzustellen."

Bedenken Georgs IV.

Es war Canning nicht leicht geworden, jenen Triumph davonzutragen, dessen er sich als seines eigensten Werkes rühmte. Georg IV. hatte sich lange gegen einen Schritt gesträubt, der ihn mit seinen fürstlichen Bundesbrüdern in Widerspruch setzte, und von dem er eine Ermutigung „des revolutionären Geistes" befürchtete. Auch bei den Mitgliedern der Regierung war Canning keine allseitige Unterstützung zuteil geworden. Wellington hatte bis zum December 1824 vor Übereilung gewarnt. Sidmouth hatte sich unter Protest aus dem Kabinet zurückgezogen. Eldon war zwar geblieben, aber mit bittrem Groll im Herzen. Ohne die Gewandtheit Liverpools, der entschieden auf Cannings Seite stand, und ohne dessen Drohung mit seinem Rücktritt wäre die Anerkennung von Buenos Aires, Columbien, Mexiko schwerlich zu Beginn des Jahres 1825 eine Thatsache geworden. Als es endlich so weit gekommen war, forderte der König von seinem Kabinet noch eine Beantwortung der Frage, ob seine Regierung „die großen politischen Grundsätze von 1814, 1815 und 1818" aufgeben wolle oder nicht. Er ließ sich erst durch eine ausführliche, im Namen des ganzen Kabinets übergebene, Erwiderung Liverpools beschwichtigen.

Ränke Metternichs.

Canning wußte sehr genau, daß fremde Hände seit Monaten an der Arbeit waren, den Boden zu untergraben, auf dem er stand. Vor allem gab er Metternich schuld, nichts unversucht zu lassen, den König gegen ihn einzunehmen. Aber er hatte ein scharfes Auge auf den Privatverkehr Esterhazys oder der Gräfin Lieven mit dem Hofe. Auch den Ansturm der Gesandten der drei Ostmächte, die sich im März 1825 zur Vorlesung scharfer Noten bei ihm einstellten, schlug er auf geschickte Art ab. „Ich werde die heilige Allianz lehren, schrieb er dem Vertreter Englands in Paris, den Kniff mit solchen identischen Sermonen nicht zu wiederholen." Für Metternich waren ihm vertrauliche Bezeichnungen als „des größten Schuftes und Lügners auf dem Kontinent, vielleicht in der civilisirten Welt" nicht zu stark. Metternich gab ihm die Verachtung zurück, in die sich bei ihm ein Gefühl der Sorge mischte. Er sah, daß „der strafbare Mann" seine Macht „auf dem Kultus volkstümlicher Vorurteile"

aufbaute und die englische Politik dadurch „auf lauter Abwege führte.“ Geschah das aber im fernen Westen, so war es auch für die Haltung Großbritanniens gegenüber den Verwicklungen des Ostens zu fürchten.

Canning und die Griechen.

In der That war Canning nicht gesonnen, für immer mit gekreuzten Armen ein Zuschauer des blutigen Kampfes zwischen Griechen und Türken zu bleiben. Noch im September 1822 war in seinen Anweisungen für Wellingtons Verhalten in Verona der Satz zu lesen gewesen: „Wir können weder rücksichtlich der Streitigkeiten der Pforte mit Rußland noch rücksichtlich derer mit ihren eigenen Unterthanen gerechter und vernünftiger Weise einen anderen Gang einhalten als bisher.“ [1]) Nur wenig später dachte er anders. Die alte Liebe, die er in Eton und Oxford beim Studium der Klassiker für Hellas gefaßt hatte, sprach gewiß dabei mit. Die pathetischen Verse mochten in ihm nachklingen, in denen er „Griechenlands Sklaverei“ einst bitter beklagt hatte. Aber mit der philhellenischen Zuneigung, die ihn einer stetig wachsenden Schar einreihte, verband sich die Berechnung des kühnen, weitblickenden Staatsmannes.

[1]) Wellington: Despatches. Continuation II. 373.

XIV.

Der Fortgang des griechischen Freiheitskampfes.

Verzweifelte Lage Griechenlands im Frühsommer 1822.

Im Jahre 1822 hatten die Griechen nächst ihrer eigenen Tapferkeit den schweren Fehlern der türkischen Kriegführung ihre Rettung aus einer schier verzweifelten Lage zu danken. Fast ganz Westhellas lag nach der Schlacht von Peta den Feinden offen. Maurokordatos konnte schließlich nur ein paar hundert Bewaffnete hinter den Lagunen und Verschanzungen Mesolonghis sammeln. Osthellas war durch des Dramali verheerenden Zug nach Morea geschreckt. Odysseus hatte große Mühe, von Athen aus den gesunkenen Mut seiner Landsleute wieder zu heben. In Morea selbst schien zu der Zeit, da die kopflose griechische Regierung auf die Schiffe bei Lerna geflüchtet, und der Dramali in Argolis eingerückt war, alles verloren zu sein. Eben hier aber erfolgte ein erster Umschlag.

Rettung Moreas.

Das Herannahen der ungeheuren Gefahr hatte den Zwistigkeiten der Griechen Stillstand geboten. Demetrius Ypsilantis, Kolokotronis, Petrobey hatten sich über die nächsten Maßregeln verständigt, und jene beiden thaten das beste bei ihrer Ausführung. Ypsilantis beschämte durch seinen Mut die geflüchteten Mitglieder der Legislative, die ihn als ihren Präsidenten aufgefordert hatten, sich zu ihnen zu retten. Er verstärkte die Besatzung der alten Felsenburg von Argos und hielt den Dramali bis in den August hinein vor ihr fest. Als den Belagerten das Wasser ausging, wußten sie sich sämtlich hinwegzustehlen. Derweil hatte Kolokotronis' Schlachtruf Alt und Jung aufgeboten. Was Waffen tragen konnte, sammelte sich im westlichen Binnenland und am Meeresufer südlich von Argos. Schon litten die Türkenscharen bei glühender Hitze in der ausgedörrten Ebene des Inachos Mangel an Nahrung. Die Schiffe, auf deren Zufuhr von Proviant der Dramali gerechnet hatte, ließen sich nicht blicken. Er sann auf Rückzug nach Korinth, den er durch listige Verhandlungen mit dem griechischen Hauptquartier zu verdecken suchte. Kolokotronis ließ sich jedoch nicht täuschen. Er traf schleunig

Anstalten, dem Feinde den Weg zu verlegen. Auch wurde ein starkes türkisches Reiterkorps in der Schlucht von Dervenakia am 6. August furchtbar zugerichtet. Dem Dramali selbst brachten Dikäos, Nikitas, Ypsilantis zwei Tage später schwere Verluste bei, als er auf der östlichen Straße von Hagionori nordwärts durchbrach. Er konnte noch von Glück sagen, daß die Beutegier der Griechen dem Angriffsstoß und der Verfolgung Kraft entzog.

Verlustreicher Rückzug des Dramali nach Korinth. August.

Indessen auch in Korinth winkte ihm kein Heil. Kolokotronis, dem seine alten Gegner die Würde des Obergenerals Moreas nicht weigern konnten, sorgte für die Einschließung der Stadt. Ihre Verbindungen nach Nauplia, Patras, Megaris wurden abgeschnitten. Im September erschien zwar endlich die türkische Flotte unter dem neuen, von Patras abgeholten Kapudan Pascha, Kara Mehmed, im Golf von Argos. Aber aus Furcht vor den griechischen Brandern wagte er nicht einmal, sich der darbenden Besatzung von Nauplia zu nähern. Er wich vielmehr nach Suda auf Kreta aus und segelte von da ruhmlos, ohne einen Schuß abzufeuern, an den Eingang der Dardanellen. Dorthin folgte ihm Kanaris, dem am 10. November wieder ein kühner Streich, die Verbrennung des türkischen Viceadmiralschiffes, glückte. Der erschreckte Kapudan Pascha hielt sich danach nur im Marmara-Meer für sicher. Die Seemacht des großen osmanischen Reiches bot keinen Schutz vor den Kriegs- und Korsarenschiffen des kleinen Griechenvolkes.

Thatenlosigkeit der türkischen Flotte.

Was zu Lande seitens der Türken geschah, war nicht dazu angethan, die Mißerfolge ihrer Marine auszugleichen. Allerdings ward Mehmed Kiuse von Churchit mit etwa 12000 Mann aus Thessalien entsandt, um sich einen Weg zum Isthmus zu bahnen. Er drang auch bis Salona vor und zersprengte am 13. November die schwache Mannschaft des Odysseus, der die Diktatur in Osthellas an sich gerissen hatte. Dann aber ließ er sich durch schlaue Vorspiegelungen des kaum der Gefangennahme entronnenen Häuptlings zum Abschluß eines Waffenstillstandes bereden. Dies lockerte die Scharen der albanesischen Krieger Mehmeds, die auf eine Fortsetzung ihres Raubzuges gerechnet hatten. Noch härter traf ihn die Kunde des Todes Churchits. Der berühmte Eroberer Janinas war, als die erwarteten Triumphe in Morea ausblieben, von seinen Neidern beim Sultan angeschwärzt worden. Er kam dem ihm zugedachten Strafgerichte durch Vergiftung zuvor. Mehmed eilte nach Larissa zurück, während seine Truppen ihre Winterquartiere um Zituni aufschlugen.

Verfehlter Feldzug Mehmed Kiuses.

Tod Churchits Nov.

Um dieselbe Zeit fanden sich Omer Vrionis und Reschid im Westen aufgehalten. Die elenden Werke Mesolonghis, wo Maurokordatos an Markos Botsaris und am Grafen Normann eifrige Gehilfen hatte, konnten dank den Zwistigkeiten und Zögerungen der Belagerer in besseren Verteidigungszustand gesetzt werden. Die ermutigten Einwohner waren zu

Aufhebung der Belagerung Mesolonghis 12. Jan. 1823.

jedem Opfer bereit. Hydriotische Schiffe durchbrachen die Blokade des Paschas von Patras und landeten ein moreotisches Hilfskorps. Hinter den Türken erhoben sich wieder die Klephtenführer, die ihnen die Zufuhr abschnitten und ihre Rückzugslinie bedrohten. Freilich stand auch bei den Belagerten nicht alles zum besten, und der Tod Normanns, den am 23. November ein Fieber wegraffte, war ein harter Schlag.[1]) Aber an eine Überrumpelung des Platzes, wie sie noch einige Wochen vorher möglich gewesen wäre, ließ sich nicht mehr denken. Einen Sturmangriff, der in der Nacht der griechischen Weihnachtsfeier unternommen wurde, schlugen die rechtzeitig gewarnten Verteidiger Mesolonghis glänzend ab. Schwer betroffen durch diese schmähliche Niederlage und verlassen von vielen der umwohnenden Kapitani entschloß sich der Höchstkommandirende Omer Vrionis am 12. Januar 1823 zur Aufhebung der Belagerung. Der hastige Rückmarsch nach Epirus kostete die Türken noch manchen Mann. An fünfhundert ertranken allein in den Fluten des Aspropotamo. Der Tag von Peta war gesühnt. Akarnanien und Aetolien waren wieder frei.

Eroberung Nauplias durch die Griechen 12. Dec. 1822.

Für die Heerestrümmer des Dramali hatte es somit keine Rettung gegeben. Zunächst war die in Nauplia umzingelte Abteilung gezwungen worden, die Waffen zu strecken. Die gräßlichsten Hungerqualen hatten ihr alle Kraft geraubt. Ohne Gegenwehr zu finden, erklommen die Griechen in der Nacht vom 11. auf den 12. December die steile Citadelle Palamidhi und beschossen von da aus die Stadt. Ihre Übergabe war unabwendbar. Kolokotronis erschien zum Abschluß der Kapitulation, die der Besatzung vor dem Einrücken der auf Plünderung erpichten Massen ungehinderte Einschiffung verbürgte. Nur der Dazwischenkunft des englischen Kommodore Hamilton, der mit einer Fregatte rechtzeitig anlangte, war es zu danken, daß dieser Vertrag gehalten, und die Sache der Griechen nicht durch einen neuen Wortbruch vor Europa entehrt wurde. In Korinth,

Tod des Dramali.

wo der Typhus um die Wette mit dem Hunger wütete, war der Dramali schon vorher dem Tode erlegen. Die Überbleibsel seines Heeres suchten sich die derzeitige Entfernung des Kolokotronis zunutze zu machen. Nur eine geringe Besatzung blieb in Akrokorinth zurück. Einige Haufen entkamen zu Schiff über den Golf nach Patras. Ein paar tausend Mann schlugen den an der Küste dorthin führenden Landweg ein. Aber eingekeilt zwischen Fels, Meer und die sie bedrängenden Feinde schmolz die kleine, ausgemergelte

[1]) Elster (Stabsarzt des Bataillons der Philhellenen, über dessen Geschichte er 1828 eine bekannte Schrift herausgegeben hat) erzählt dies in den „Fahrten eines Musikanten“ (herausgegeben von Bechstein 1837) III. 52, 53 als etwas Selbsterlebtes, was nach Raybaud: Mémoires sur la Grèce 1825 II. unmöglich ist. Eine kritische Arbeit über die verschiedenen philhellenischen Memoiren wäre eine lohnende Aufgabe.

Schar Tag um Tag hin, bis Jussuf Pascha den letzten Überlebenden mit seinen Schiffen von Patras aus Hilfe brachte.

Zwistigkeiten der Griechen.

Der große türkische Kriegsplan von 1822 war völlig gescheitert, und der Ingrimm des Sultans entlud sich in Absetzungen, Verbannungen, Hinrichtungen. Aber die Griechen zeigten sich des Glückes der unerwarteten Rettung wenig würdig. Die boshafte Prophezeiung von Gentz, daß sie sich gegenseitig „die Hälse brechen würden", schien sich beinahe wörtlich zu bewahrheiten. Das Selbstbewußtsein der kriegerischen Häuptlinge war nach den letzten Ereignissen unermeßlich gesteigert worden. Sie sahen verächtlich auf die in der Stunde der Gefahr entwichenen verfassungsmäßigen Centralbehörden herab. Die Regierung, der es gleich sehr an Mitteln wie Ansehen fehlte, rechnete auf die Beschlüsse einer neuen Nationalversammlung und ließ ihre Amtszeit durch ein Gesetz bis zu deren Zusammentritt verlängern. Als sie aber ihren Sitz nach Nauplia verlegen wollte, wagte es Plaputas, der Schwager des Kolokotronis, ihr den Einlaß zu weigern. Sie begab sich nach dem kleinen Flecken Astros zurück, wo sie schon einmal, in einem Kloster, Zuflucht gefunden hatte. Hier stellten sich im März 1823 auch die Nationalvertreter ein, über dreihundert an der Zahl, darunter solche aus Thessalien, Kreta und noch entfernteren Inseln. Manche waren auf eigene Faust erschienen. Andere beriefen sich auf ihr Mandat von 1821. Der Gegensatz der militärischen und der bürgerlichen Partei gab sich schon dadurch kund, daß jede für sich lagerte, durch einen Bach getrennt, an dessen Ufern man Hütten aufgeschlagen hatte.

Nationalversammlung zu Astros März bis Mai 1823.

Ihre Beratungen.

Den Bürgerlichen kam die Erbitterung, die Kolokotronis' Schalten als Obergeneral beim Landvolk erregt hatte, zustatten. In seinem Eifer für Herstellung kriegerischer Zucht war er vor der Brandmarkung von Ausreißern nicht zurückgeschreckt. Manche Primaten beschwerten sich über seine Eigenmächtigkeiten. Der Petrobey neidete ihm seinen Platz. Aber von allem Persönlichen abgesehen: das Bestehen diktatorischer Gewalten der Kapitani drohte auch den bescheidensten Anfang geordneter Regierung zu erschweren. Maurokordatos, der mit bewaffnetem Gefolge anlangte, sah in ihnen eine dauernde Gefahr. Mit ihm, der in Mesolonghi seinen Mann gestanden hatte, erhielt die bürgerliche Partei einen starken Zuwachs an Kraftgefühl. Außerdem gebot sie allein über die nötige Schulung, die zur Leitung der Verhandlungen und zur Formulirung der Anträge befähigte. Die Kapitani wurden überstimmt, wenn sie nicht nachgaben. Das Ergebnis der Beratungen zeugte von dem Streben nach Stärkung der Centralgewalt. Nach der Bestätigung der Verfassung von Epidauros wurde die Aufhebung der Sonderregierungen und die Einsetzung eines Triumvirates zur Leitung des Landkrieges beschlossen. Die Dauer des einzelnen Kommandos sollte auf die Zeit eines Feldzuges

beschränkt sein. Demnächst beschäftigte man sich u. a. mit aufgelaufenen Schuldforderungen der drei nautischen Inseln, mit den dringenden finanziellen Aufgaben der Zukunft, mit der Genehmigung einer Wahlordnung und mit dem Entwurf eines Strafgesetzes. Ehe man sich am 10. Mai trennte, bestellte man die neuen Regierungsbehörden. Petrobey wurde Präsident des Vollziehungsrates. Ihm traten die moreotischen Primaten Andreas Zaimis und Charalampis und der Jonier Graf Andreas Metaxas zur Seite. Die fünfte Stelle wurde einem der Insulaner vorbehalten. Maurokordatos sollte als erster Minister die auswärtigen Angelegenheiten leiten. Für Ypsilantis fiel, ohne Zweifel wegen der Gegnerschaft der Primaten, trotzdem er sich jüngst erst im Kampfe bewährt hatte, kein Lohn ab.

Neuwahl der Regierung.

Kolokotronis' Auflehnung.

Kolokotronis war von dem Ausgang der Tagung von Astros wenig erbaut. Man räumte ihm, um ihn zu beschwichtigen, die fünfte Stelle und das Vicepräsidium des Vollziehungsrates ein. Aber dies genügte ihm nicht. Er wütete darüber, daß die gesetzgebende Versammlung ihr Präsidium dem eben erst zum Minister ernannten Maurokordatos antrug und stellte ihm einen Bewerber aus dem Geschlecht Delijiannis gegenüber. Vor den wilden Drohungen des „Alten" flüchtete Maurokordatos nach Hydra. Auch die gesetzgebende Versammlung fand es in seinem und seiner Palikaren Machtbereich nicht geheuer. Sie schlug ihren Sitz in Salamis danach in Argos auf, während Kolokotronis die Regierung nach Nauplia zu verpflanzen wußte. Seitdem lagen Exekutive und Legislative mit einander in Streit. Ringsum in Morea befehdeten sich Familien- und Gaugenossenschaften, die in den Parteihader hineingerissen wurden. Gleichzeitig kam es zu blutigen Raufhändeln unter der Schiffsmannschaft. Die Samier weigerten der Regierung offen den Gehorsam und wurden mit den Psarioten handgemein. Selbst in Hydra verlor man die Lust, weitere Opfer im Dienste des Vaterlandes zu bringen, bis alle Ansprüche wegen gemachter Aufwendungen befriedigt seien, und entschädigte sich inzwischen durch Brandschatzung der Katholiken auf den Kykladen.

Hader zwischen Exekutive und Legislative.

Feldzug von 1823.

Man hätte sonach denken sollen, daß es den Türken nicht schwer geworden wäre, die Scharte des Jahres 1822 auszuwetzen. Indessen ließ ihre Kriegführung wiederum Zusammenhang und Nachdruck vermissen. Auch hatte der Feldzug ein höchst unglückliches Vorspiel. Im März vernichtete eine Feuersbrunst, derengleichen die an Brände gewöhnte Stadt Konstantins selten erlebt hatte, einen großen Teil des Kriegsmaterials. Darunter litt u. a. die Rüstung der Flotte. Immerhin hatte der diesmal mit der Führung betraute Chosrew, wegen eines körperlichen Fehlers der „lahme Pascha" zubenannt, ein starkes Geschwader, mit asiatischen Landungstruppen an Bord, zur Verfügung. Aber dieser in vieler Hinsicht äußerst merkwürdige Mann, von Haus abchasischer

Chosrew. Unthätigkeit der türkischen Flotte.

Sklave, zu Anfang des Jahrhunderts Statthalter Ägyptens, wo ihn Mehmed Ali verdrängte, in allen Ränken des Serails erfahren und allen Winken des Großherrn gehorsam, war nichts weniger als zum Seehelden gemacht. Er beschränkte sich darauf, ein paar tausend Mann in Euböa auszusetzen, den Küstenplätzen Moreas Proviant zuzuführen und einige Schiffe in Patras zu belassen. Der Anfang des Winters sah ihn mit unbedeutenden Trophäen wieder in den Dardanellen. Von einer energischen Mitwirkung der Flotte bei einem erneuten Vorstoß gegen Mesolonghi war keine Rede.

Neue Bedrohung Mesolonghis.

Dieser Angriff, in den sich Omer Brionis mit dem Pascha von Skodra teilte, brach sich zuerst am Heldenmut des Markos Botsaris. Der tapfere und selbstlose Suliote, zu dem seine heimatlosen Landsleute bewundernd aufblickten, nahm ihrer 350 zu einem Zug gegen die albanesische Vorhut mit sich und verband sich unterwegs mit einigen Armatolen des Gebirges. Aber mit gewohnter Unbotmäßigkeit ließen diese ihn am 21. August beim nächtlichen Überfall der 4000 Feinde unweit des Städtchens Karpenisi im Stich. Botsaris fiel, nachdem er, wie das Volkslied von ihm rühmte „tausend Türken niedergeschlagen“: ein Märtyrer des Freiheitskampfes, dem unter dem wilden Räubergeschlecht jener Tage keiner an Reinheit des Wesens gleichkam. Der Pascha von Skodra wurde im September noch einmal durch die Gegenwehr von Surioten und Klephten aufgehalten. Dann vereinte er sich mit Omer Brionis, und trat mit einem Geschwader des Paschas von Patras in Verbindung. Angesichts der verstärkten Befestigung Mesolonghis wurde beschlossen, zuerst die kleinere benachbarte Lagunenstadt Anatoliko von der Land- und Seeseite zu blokiren. Allein das Unternehmen schlug völlig fehl. Die Schiffe der Türken konnten in dem seichten Gewässer wenig ausrichten und wurden bald wieder abgerufen. Die Belagerten hatten mit dem englischen Philhellenen Martin einen tüchtigen Artilleristen in ihrer Mitte. Das feindliche Feuer that ihnen wenig Schaden. Die für ein Wunder erachtete Entdeckung einer alten Cisterne, deren Gewölbe eine feindliche Bombe durchschlug, half ihrem dringendsten Mangel ab. Dagegen drohte den Belagerern, wie das Jahr zuvor bei Mesolonghi, Abschneidung der Zufuhr. Sumpffieber und Überschwemmungen setzten ihnen zu, und unter den verschiedenen Truppenteilen wie unter ihren Führern gab es manchen Streit. Nach einem letzten verfehlten Bombardement zogen die Paschas mit Zurücklassung vergrabener Kanonen nordwärts ab. Westhellas hatte dem Ansturm nochmals Trotz geboten. Maurokordatos, der im December von Hydra aus mit einer kleinen Flotte herbeieilte, fand auf diesem ihm vertrauten Boden die schwerste Arbeit schon gethan.

Tod des Markos Botsaris bei Karpenisi 21. Aug. 1823.

Abzug der Türken von Anatoliko.

Kämpfe in Osthellas.

In Osthellas fehlte es an Ereignissen, die sich dem Gedächtnis der

Nachwelt so tief eingeprägt hätten wie der Opfertod des Markos Botsaris oder die Verteidigung Anatolikos. Wochen lang war das Land bis zu seinen südlichen Ausläufern den Verwüstungen der Feinde preisgegeben. Erst im Juli erhielt Odysseus, der anerkannte oberste Führer, so viel Verstärkung aus Morea, daß er im Kleinkrieg einige Erfolge davontragen konnte. Dann brachte die Abfahrt türkischer Streitkräfte nach Euböa den festländischen Gebieten des Ostens etwas Erleichterung. Die Insel wurde freilich unterworfen. Auch Odysseus, der den Türken nachgesetzt war, konnte die brennenden Dörfer nicht vor dem Untergang retten. Aber auf der Akropolis von Athen hielt sich sein erster Palikare, der wilde Guras, als der Strom der Angreifer von Euböa zurückflutete. In ihrem Lager bei Oropos wüteten Krankheiten. Sie brachen es ab und wichen, im Verein mit den übrigen im Lande zerstreuten Truppen, bis zur thessalischen Grenze zurück. Im Spätherbst ging es auch mit dem Widerstand der Burg von Korinth zu Ende. Die kleine türkische Besatzung, die vergeblich auf Befreiung gehofft hatte, kapitulirte am 7. November und durfte sich auf dem Seeweg nach Salonichi begeben.

Kapitulation von Akrokorinth 7. Nov.

Verjagung der Legislative durch Panos Kolokotronis 10. Dec.

Je sichtlicher die Gefahr eines Vordringens der Feinde nach Morea entschwand, desto mehr verschärften sich hier die Gegensätze der Einzelnen, der Familien und der Parteien. Gegen Ende des Jahres 1823 schleuderten Vollziehungsrat und gesetzgebende Versammlung sich wechselseitig den Vorwurf unrechtmäßigen Bestandes zu. Am 10. December kam es soweit, daß Panos, des Kolokotronis' Sohn, die gesetzgebende Versammlung mit Waffengewalt aus Argos verjagte. Die Mehrzahl der Mitglieder rettete ihr nacktes Leben nach Kranidhi. Hier fanden sie an den ihnen gleichgesinnten Spetsioten und Hydrioten in ihrer Nähe einen Rückhalt. Sie zögerten nicht, einen neuen Vollziehungsrat zu wählen, an dessen Spitze sie den reichen hydriotischen Kaufherrn Georg Konduriottis stellten. Den zweiten Platz erhielt ein Spetsiote. Die treibende Kraft der Regierungsbehörde war der stattliche Pindos-Walache Doktor Kolettis, 1822 Mitglied des Verfassungsausschusses in Piadha und Kriegsminister (s. o. S. 236). Zum Soldaten nicht gemacht, aber ein schlauer Rechner, übersah er in schweigsamer Selbstbeherrschung die Schwächen von Freund und Feind. Er ließ einen nach dem anderen sich aufreiben, um zur rechten Zeit seinen Vorteil wahrzunehmen. Seine medicinischen Studien auf italienischen Universitäten hatten ihn in der Jugend mit westeuropäischer Bildung vertraut gemacht. Zugleich kamen ihm alte Beziehungen zu rumeliotischen Armatolen, die er in Alis Dienst zu Janina kennen gelernt hatte, sehr zustatten. Darf man ihm für diese Zeit einen bestimmten politischen Plan unterlegen, so mag er darin bestanden haben, mit ihrer Hilfe dem drohenden Zerfall Einhalt zu thun, um der zarten Pflanze staatlicher Ordnung auf diesem von Eigenmacht und Raubgier zerwühlten

Neuwahl der Exekutive in Kranidhi. Konduriottis. Kolettis.

Boden einigermaßen das Wachstum zu ermöglichen. Freilich in Anbetracht der wilden Gewohnheiten jener Rumelioten war ihr Beistand ein zweischneidiges Mittel.

Der erste Bürgerkrieg Frühling 1824.

Die Partei des Kolokotronis war nicht gesonnen, der Regierung von Kranidhi das Feld zu räumen. Sie erkannte sie nicht an. Sie verlegte den alten Vollziehungsausschuß nach Tripolitsa. Sie schrieb Wahlen zu einer neuen gesetzgebenden Versammlung aus. Ein Vermittlungsversuch, zu dem sich Demetrius Ypsilantis verstand, schlug fehl. Der erste Bürgerkrieg brach aus. Die Unterstützung der Insulaner, die Mitwirkung der angesehensten Primaten Moreas und das Aufgebot rumeliotischer Mannschaft sicherten die Überlegenheit der Regierung von Kranidhi. Kolokotronis' Anhang war schwach. Dem Petrobey, der sich ihm bis dahin gefügt hatte, konnte er nicht unbedingt trauen. Bald sah er seinen Sohn Panos in Nauplia eingeschlossen und Akrokorinth durch Bestechung seinen Feinden ausgeliefert. Nach einem Gefecht vor den Thoren Tripolitsas überließ er ihnen Mitte April diesen Platz und war nicht imstande ihn zurückzugewinnen. Auch ein Versuch der Entsetzung Nauplias und der Einnahme von Argos, das der neuen Regierung zugefallen war, mißlang. Währenddessen drang das Gerücht ins Land, der erste Teilbetrag einer Anleihe von 800000 £ sei von England her nach Zante gelangt. Sie war zu Beginn des Jahres 1824 in London, im Hause des Lord-Mayors, abgeschlossen worden. Der Wunsch, von dem englischen Goldregen auch etwas aufzufangen, beschleunigte Kolokotronis' Unterwerfung. Die Primaten Achajas, wie Londos und Zaimis, die ihm gegenüberstanden, ließen „den Rebellen" aus Eifersucht auf die Hydrioten und Spetsioten leichten Kaufes abkommen. Sein Sohn übergab am 19. Juni für 25000 Piaster Nauplia. Die Regierung schlug hierauf ihren Sitz in dieser Stadt auf und verkündete eine allgemeine Amnestie.


Innere Zwistigkeiten.

Der Sieg war ohne viel Blutvergießen durch gemeinsame Kraft der wohlhabenden Reeder und Kaufleute der Inseln, der angesehenen Primaten Moreas und der vom Norden herbeigerufenen Armatolen davongetragen. Aber die Sieger wurden durch kein festes Band zusammengehalten. Den Insulanern kam es vor allem auf den Vorteil ihrer engeren Heimat an. Der Präsident Konduriottis kannte nichts Höheres. Er war sogar geneigt, ihren Korsaren durch die Finger zu sehen. Eine seiner Verordnungen, die diesen erlaubte, sich an neutralen Schiffen zu vergreifen, wenn sie feindliches Gut an Bord führten, wurde erst nach dem Einspruch des Lord-Oberkommissars der ionischen Inseln zurückgenommen. Als nun die ersehnten englischen Gelder, die während des Bürgerkrieges in Zante festgelegt waren, endlich in Nauplia anlangten, wurde eine bedeutende Summe als Abschlagszahlung an die Inseln Hydra

und Spetsia abgeliefert. Hierüber ergrimmten Kapitani und Primaten Moreas. Binnen kurzem vereinten sich beide Gruppen gegen die Regierung. Nach der Wiederwahl ihrer Hauptmitglieder durch die im Oktober zu Nauplia tagende Legislative brach der zweite Bürgerkrieg aus.

Der zweite Bürgerkrieg Nov. Dec. 1824.

Die alten Gegner des Kolokotronis reichten ihm die Hand. Ein Mann, wie Andreas Zaimis, dessen persönliche Ehrenhaftigkeit auch von strengen Beurteilern anerkannt wird, trat an ihre Spitze. Anders geartet waren jener Londos von Vostitsa und der reiche Sissinis von Gastuni, die ihm zur Seite standen. Sie hatten viel von der schwelgerischen Lebensweise und von dem hochmütigen Gebaren ihrer früheren türkischen Gebieter angenommen. Man erzählte, daß die Bauern auf Sissinis' Gütern ihren Herrn nur kniefällig anreden durften. Für ihn zu kämpfen waren sie schwerlich begeistert. Kolettis, nach wie vor der leitende Geist des Vollziehungsrates, rief wieder rumeliotische Kriegsmannschaft zu Hilfe. Er nahm für das noch verfügbare englische Geld namhafte Armatolen, wie Guras und Karaiskakis, in Sold, die sich nicht lange bitten ließen, über den Isthmus vorzudringen. Sie trieben die Scharen, die gegen Korinth heranrückten, auseinander und brachen, mit suliotischen Reisläufern vereint, den Widerstand im ganzen Nordwesten der Halbinsel. Schon vorher war Nikitas, des Kolokotronis' Neffe, in Argolis von Dikäos geschlagen worden, und Panos Kolokotronis in einem Scharmützel bei Tripolitsa gefallen. Sein Vater lieferte sich ganz entmutigt den Machthabern in Nauplia aus. Man verbrachte ihn mit mehreren anderen Anstiftern des Aufstandes nach der Insel Hydra, wo „der Alte" als Staatsgefangener im St. Eliaskloster eingesperrt wurde. Sissinis, der vergeblich gehofft hatte, in Zante Aufnahme zu finden, war einer seiner Leidensgefährten. Nikitas, Londos und Zaimis suchten in Westhellas eine Zufluchtsstätte.

Erfolge der Regierung.

Die Regierung, deren Seele Kolettis war, triumphirte. Sie rechnete es sich zum Verdienst an, daß anfangs 1825 der Abschluß eines zweiten englischen Anlehens von zwei Millionen £ zustande kam. In Akarnanien und Ätolien gebot in ihrem Namen Maurokordatos. Er hatte im Sommer 1824 einem albanesischen Korps, das von Epirus aus vorrückte, den Weg verlegt und nach dem Abzug der Feinde eine Provinzialversammlung nach Anatoliko berufen. Es war ein Erfolg der bürgerlichen Verfechter von Gesetz und Ordnung, daß hier in der Kirche der Panagia der unbändige Klephte Makrys, wie die meisten seines Schlages zugleich ein Räuber und ein Held, unter dem Eindruck eines Erdbebens seinen Anklägern volle Genugthuung versprach. Unmittelbar darauf, im Januar 1825, folgte Maurokordatos dem Ruf, in Nauplia den Platz als erster Minister einzunehmen. Im östlichen Hellas waren die Streifzüge der Türken, die sich bis zur Ebene von Marathon erstreckt hatten, 1824 vornehmlich durch Guras abgewehrt worden. An diesem halbbarbarischen

Kriegern gewann die Regierung auch einen Bundesgenossen gegen seinen alten Häuptling Odysseus, der ihr mit Recht verdächtig geworden war.

Odysseus und Negris.

Odysseus war, wie es scheint, noch von Janina her mit Kolettis verfeindet. Auch hatte er immer mehr für sich als für die allgemeine Sache gearbeitet und dabei schon erschreckende Proben seiner Tücke abgelegt (s. o. S. 242). Einem leichtbethörten Engländer, wie dem Obersten Stanhope, war er als das Urbild eines edlen Republikaners erschienen. In Wahrheit ging sein höchstes Streben dahin, sich dauernd zum Herren von Osthellas, wenn nicht von ganz Livadia, zu machen. Wie Kolokotronis hatte er sich mit dem Bestehen staatlicher Obergewalten niemals aussöhnen können. Während des ersten Bürgerkrieges lag er zuwartend auf der Lauer. Er berief damals eine osthellenische Landesversammlung nach Salona und zog Negris, mit dem er früher sehr schlecht gestanden hatte, auf seine Seite. Die Eifersucht auf Kolettis wurde der Kitt ihrer neuen Freundschaft. Indessen durchkreuzte der rasche Sieg der Regierung ihre Pläne. Sie kamen selbst für eine Vermittlung zu spät nach Morea. Negris blieb in Nauplia, wo ihn im December 1824 der Typhus wegraffte. Odysseus, in der Hoffnung betrogen, wenigstens bei der Verteilung der englischen Gelder bedacht zu werden, kehrte, von Groll und Argwohn erfüllt, nach Livadien zurück. Hier war seine Machtstellung durch Kolettis schon untergraben. Die Regierung zog ihm andere Kapitani vor. Sie machte ihm zahlreiche Palikaren abspänstig. Sie verschmähte seine Dienste im zweiten Bürgerkrieg. Dies alles trieb ihn zum Verrat. Er wurde mit dem Pascha in Euböa handelseinig und erschien an der Spitze einer aus Türken und Klephten gemischten Truppe in Attika und Böotien. Aber Guras jagte ihn im Frühling 1825 mit überlegener Mannschaft in die Flucht. Die Ergebung an den ehemaligen Waffengefährten schlug dem berühmten Verräter nicht zum Heil aus. Er wurde in Ketten nach Athen verbracht, wo ihn der wütende Pöbel beinahe zu Tode steinigte. Die Folter sollte ihm die Entdeckung seiner verborgenen Schätze erpressen. Dann ward er in einem Thurm auf der Akropolis eingekerkert, an dessen Fuß man ihn am 17. Juli 1825 zerschmettert liegen fand. Er war, sicherem Vermuten nach, erdrosselt von den Zinnen herabgestürzt worden. Die Welt sollte glauben, er sei bei einem Fluchtversuch ums Leben gekommen.

Negris' Tod Dec. 1824.

Odysseus' Tod 17. Juli 1825.

Finanzklemme. Die englischen Anlehen.

Einer nach dem anderen von den heimischen Widersachern der Regierung verschwand vom Schauplatz. Aber die Hoffnung ihrer Freunde in Europa, daß sie ihrer schweren Aufgabe gewachsen sein werde, verringerte sich von Tag zu Tag. Ein Haupthindernis jeder geordneten Wirksamkeit bildete die unheilbare Geldnot. Auf regelmäßigen Eingang der Steuern und Zehnten war in der Zeit äußerer Bedrängnis und innerer Kämpfe nicht zu rechnen gewesen. Allein

auch nach dem Ende des zweiten Bürgerkrieges sah es noch mißlich damit aus. Von den beiden englischen Anlehen, die für Verpfändung von Nationalgütern, Zöllen, Salzwerken u. a. m. unter sehr harten Bedingungen zu 54 und 55½ Procent abgeschlossen wurden, gelangte nur ein geringer Barbetrag nach Griechenland. Beidemale mußten sich die wenig erfahrenen, auf den guten Willen der Londoner Bankhäuser und Mittelsmänner angewiesenen Unterhändler starke Abzüge unter mannichfachen Titeln gefallen lassen. Was man 1824 nach vielen Mühen von englischem Geld in die Hand bekommen hatte, war in den Taschen von Matrosen, Armatolen, Palikaren verschwunden. Daß es dabei nicht immer mit rechten Dingen zuging, erscheint nur allzu glaublich. Es wird behauptet, mancher Hydriot habe durch Verkauf unbrauchbarer, alter Schiffe ein gutes Geschäft gemacht, und mancher Kapitano habe sich für hunderte täglicher Rationen zahlen lassen, wenn er auch nur ein paar dutzend Leute befehligte. In der Folge wurde es mit der Ausbeutung der Staatskasse noch ärger. Die Stellenjäger, die sich an die Inhaber der höchsten Posten drängten, wollten auch ihr Teil haben. Sie selbst glaubte der landkundige Schotte Gordon fast ausnahmslos als „öffentliche Räuber“ brandmarken zu dürfen.

Gewaltsamkeiten der Rumelioten.

Demnächst wurde die Gegenwart der rumeliotischen Banden, die im zweiten Bürgerkrieg der Regierung den Sieg erkämpft hatten, eine unerträgliche Last. Diese Klephten spannten den Bauern die Ochsen vom Pflug und plünderten manches Haus bis auf die nackten vier Wände aus. Als Prokesch im Frühling 1825 nach Morea gelangte, fand er Elend und Armut bis über die Landenge von Korinth hin verbreitet. Er sah Griechen, die vor Griechen mit ihrer Habe auf die Berge geflüchtet waren. Erblindete Bettler, von Kindern geführt, Heiligenbildchen in den Händen, wankten ihm scharenweise entgegen. Nauplia, der Regierungssitz, „halb in Trümmern, halb im Entstehen, mit Waren auf allen Straßen wie verzettelt ausgelegt“, kam ihm „wie ein großes Raubnest“ vor. Die dortigen Festungswerke erschienen ihm „meist verfallen oder doch vernachlässigt“. „Man lebt, urteilte er ganz richtig, von jedem Tag zum nächsten.“

Veränderter Kriegsplan der Türken.

Das Schlimmste war, daß inzwischen im Rate des Sultans Entschlüsse gereift waren, deren beginnende Ausführung schon im Verlauf des Jahres 1824 den achtlosen Gegnern einen Schlag nach dem anderen versetzt hatte. Der bisherige Gang des Kampfes, bei dem das Hauptgewicht auf den Landkrieg gelegt worden war, hatte trotz des Übergewichtes der Massen den Türken keinen dauernden Erfolg eingebracht. Es schien an der Zeit, einen anderen Weg zu betreten. Zunächst sollte mit der Eroberung der Inseln, durch welche die Seemacht der Griechen geschaffen war, dieser selbst der Untergang bereitet werden. War das vollbracht,

so war die Ausschiffung eines Heeres und neuer Nachschübe von Truppen in Morea sowie ihr Zusammenwirken mit den im Norden aufgehäuften Streitkräften leicht ausführbar. Zu diesem Zweck galt es, den Beistand des großen Vasallen am Nil, Mehmed Alis, zu gewinnen, der sich bisher auf das pflichtgemäß Unerläßliche beschränkt hatte.

Mehmed Ali.

Der Pascha von Aegypten, einst Inhaber eines kleinen Tabakhandels in seiner makedonischen Heimat, dann während der napoleonischen Zeiten mit ein paar hundert albanesischen Söldnern ins Land der Pharaonen verschlagen, gebot über Hilfsquellen, um die ihn sein Lehensherr in Stambul beneidete. Mehmed Ali hatte sich vor Jahren durch Ermordung der Mameluckten-Beys die Bahn für die Bildung einer europäisch geschulten Kriegsmannschaft freigemacht. Er hatte sich ebenso gewaltsam durch Herstellung von Monopolen, Errichtung von Regalien, Einziehung von Grund und Boden die reichsten Mittel verschafft, diese uralte, orientalische Welt an der Grenzscheide Afrikas und Asiens nach modernem, westlichem Muster zu modeln. Schwarze und braune Eingeborene wurden in seinen Regimentern gedrillt, bestellten seine Äcker, besorgten seine Baumwollepflanzungen, gruben ihm Kanäle, bauten ihm Arsenale, Kasernen, Magazine. Fränkische Officiere und Ingenieure stellten dem aegyptischen Despoten, der selbst erst im siebenundvierzigsten Jahre lesen lernte, ihre Kenntnisse und Fertigkeiten zur Verfügung. Der Sultan hatte das Wachstum der Macht seines Lehensträgers eifersüchtig verfolgt. Aber er konnte ihm nichts vorwerfen, da Mehmed Ali den Schein der Abhängigkeit wahrte. Des Sultans Günstling Chosrew grollte dem alten Nebenbuhler und Nachfolger auf dem Statthalterposten in Kairo. Aber er mußte zugeben, daß seine Hilfe unentbehrlich sei. Möglicher Weise hegte man im Divan den Hintergedanken, die Kräfte Mehmed Alis durch Ablenkung nach Griechenland aufgerieben zu sehen. Jedenfalls sträubte man sich nicht, gegen sein Versprechen, auf eigenen Schiffen ein Heer zur Stelle zu schaffen, im Frühling 1824 seinem Adoptivsohn Ibrahim den Oberbefehl auf dem südlichen Kriegsschauplatz anzuvertrauen.

Eingreifen der Aegypter. Eroberung Kretas Frühling 1824.

Hier war den Aegyptern mit Kreta bereits ein Besitz zugefallen, der ihren weiteren Unternehmungen als fester Stützpunkt dienen konnte. Erbitterte Zwistigkeiten der Aufständischen untereinander und mit den Vertretern der griechischen Regierung hatten die christliche Bevölkerung der Insel aufs äußerste geschwächt. Die Einnahme der türkischen Hauptfestungen war ihr nicht gelungen. Im Sommer 1822 hatte Mehmed Alis Schwiegersohn, Hassan Pascha, 5000 albanesische Krieger ausgeschifft. Im Jahre darauf waren sie durch neue Zuzüge aegyptischer Mannschaften verstärkt worden. Hassan starb an der Pest. Aber sein Vetter Mustapha und sein Nachfolger Hussein vollendeten die furchtbare Arbeit der Unterwerfung dieses blutgedüngten, schönen Stückes

Erde. Ein Dorf nach dem anderen ging in Flammen auf. An vierhundert Männer, Frauen und Kinder wurden in ihrem letzten Zufluchtsort, einer uneinnehmbaren Höhle, langsam durch Rauch erstickt. Die Rache für die Auflehnung „des Sklaven und Ungläubigen", der seinerseits auch keine Gnade gekannt hatte, „übersprang alle Schranken der Natur."[1]) Der griechische Gouverneur Emanuel Tombasis, ein Bruder des Admirals, kehrte, an fernerem Widerstand verzweifelnd, und von Verrätern umlauert, im April 1824 nach Hydra zurück. Hussein gebot bis zu den unzugänglichen Schlupfwinkeln des Gebirges und wähnte die Greuel, die unter seinen Augen verübt worden waren, durch Erlaß einer Amnestie in Vergessenheit zu bringen.

Eroberung der Insel Kasos 19. Juni.

Im Sommer 1824 gelang der Streitmacht Mehmed Alis eine zweite Eroberung. Das kleine, östlich von Kreta aus den Wogen aufragende Felseneiland Kasos, ein Hauptsitz wilder Piraten, ward durch ein aegyptisches Geschwader angegriffen. Während die Verteidiger durch das Feuer der Kriegsschiffe abgezogen wurden, landeten 1500 Soldaten Husseins in der Nacht des 19. Juni an einer anderen schlecht bewachten Stelle. Sie erklommen die Klippen, stürzten sich auf die Dörfer und machten reiche Beute an Menschenware, die für den Sklavenmarkt von Alexandria bestimmt wurde. Ein kurzer Kampf brach den letzten Widerstand. Das weit und breit gefürchtete Seeräubernest war gründlich geleert. Zu spät für die Rettung der Landsleute erschienen Fahrzeuge der Hydrioten und Spetsioten. Es war die Zeit, in der ihre alte Thatkraft durch die Gier nach Entschädigung für aufgewandte Geldleistungen unheilvoll gelähmt wurde. Ihr Versäumnis bestrafte sich schwer. Doch war der Untergang von Kasos an nachhaltiger Bedeutung dem Untergang von Psara nicht zu vergleichen, den ebenfalls nicht zum kleinsten Teile ihre selbstsüchtige Gleichgiltigkeit verschuldete.

Eroberung Psaras 3. Juli.

Psara, die weit entfernte nautische Insel, hatte schon seit dem Februar 1824 die Genossen in Hydra und Spetsia wie die Regierung um Hilfe angemahnt. Die Psarioten ahnten, daß sie den ersten Anprall zu bestehen haben würden, sobald Chosrew, der Kapudan-Pascha, mit der türkischen Flotte wieder in See stäche. In der That war ihre Insel, die Heimat waghalsiger Branderführer und tollkühner Flibustier, die Zufluchtsstätte unzähliger elender Vertriebener, dazu ausersehen, um dieselbe Zeit wie Kasos zu fallen. Allein Konduriottis und Kolettis, damals ganz durch die inneren Wirren beschäftigt, hatten nur schöne Worte. In Hydra und Spetsia warteten Kapitäne und Matrosen auf bares Geld. In Psara ließ man es an der nötigen Umsicht fehlen. Man setzte

[1]) Worte Prokesch-Ostens: Denkwürdigkeiten II. 229. Indessen übertreibt Mendelssohn I. 339, wenn er Prokesch die grauenvolle Scene „1824 mit ansehen" läßt, von der er 1825 nur erzählen hörte.

alles Vertrauen auf die Strandbatterieen und verzichtete ganz auf den Kampf zur See. Da eine Landung feindlicher Übermacht an den steilen Felsgestaden der Ost- und Nordseite nicht für möglich galt, verwandte man die Hauptmasse der Kanonen und der waffenfähigen Mannschaft zur Deckung von Stadt und Reede. Inzwischen hatte Chosrew, nach einem Vorstoß gegen Euböa, die Truppenmasse, die seine Flotte trug, in Salonichi und Lesbos auf mehr als 10000 Mann gebracht.

Am 2. Juli erschien die gewaltige türkische Armada vor Psara und bombardirte die Befestigungen der südwestlichen Küste bis zum Einbruch der Nacht. Am nächsten Morgen wurde die Kanonade erneuert. Während ihres Donners gelang es einer Schar Arnauten und Asiaten, von der Windstille begünstigt, mit ihren Boten am nördlichen Kap Markakis anzulegen. Sie machten die schwachen Wachtposten nieder, stürmten die Höhen, drangen gegen die Stadt. Hier brachte die wahnsinnige Angst der ungeordneten Masse alles in Verwirrung. Tausende suchten sich auf die Schiffe zu flüchten. Aber manche überfüllte Schaluppe schlug um, und kaum zwei dutzend Fahrzeuge retteten sich vor den Geschützen der türkischen Flotte. Diese hatte auch schon Truppen gelandet, die von der Küste aus die Stadt angriffen. In wenig Stunden war sie ein Raub der Flammen. Noch behaupteten sich bis zum 4. Juli ein paar hundert Streiter, umringt von Frauen und Kindern, auf dem Felsengipfel des Forts Paläokastro. Sie hatten das Abendmahl genommen und sich dabei zum Todesschwur vereint. Als die Feinde die Schanzen niederrissen, wiederholte sich die Scene von Sekko (s. o. S. 206). Bratsanos, ein zweiter Georgakis, warf Feuer in den Pulverkeller und zweitausend Heranstürmende wurden mit der heroischen Besatzung zermalmt.

Überfall der türkischen Besatzung auf Psara 17. Juli.

Die Schreckenskunde des Falles von Psara rüttelte die Regierung und die Seeleute Hydras und Spetsias auf. In aller Eile ward ein Geschwader zusammengezogen. Miaoulis gehörte zu seinen Führern. Auch der dem Verderben entronnene Kanaris befand sich an Bord. Der Kapudan-Pascha hatte, statt seinen Sieg zu raschem Angriff auf Samos auszunutzen, sich zu gemächlicher Feier des Bairam nach Mytilene begeben. Die Besatzung, die er auf Psara zurückgelassen, ward am 17. Juli überfallen, die Mehrzahl der ihr verbliebenen Schiffe zerstört. Der kecke Handstreich rief Chosrew wieder aufs Meer. Vor seiner Flotte entwich die der Griechen mit ihrer Beute. Es war bezeichnend für ihre Eigenart, daß die Hydrioten sich weigerten, den Psarioten die eben in den Trümmern ihrer Stadt zurückgewonnenen Vorräte und Kanonen herauszugeben. Zur Einigkeit wurde dies verwilderte Geschlecht immer nur durch den Drang äußerster Not gezwungen.

Kämpfe bei Samos.

So geschah es, als Chosrew im August nun doch Samos bedrohte. Diese Insel vor Psaras Geschick zu bewahren, eilten die grie-

chischen Schiffe herbei. Sie bewachten die Meerenge zwischen Samos und der kleinasiatischen Küste, auf der ein türkisches Landungsheer zur Überfahrt bereit stand. Ihre kleinen Brander, darunter wiederum ein von Kanaris geführter, richteten so viel Unheil unter Chosrews schwerfälligen Fahrzeugen an, daß er von jedem Angriff auf Samos abstand.

Vereinigung der Flotten Chosrews und Ibrahims 1. Sept.

Er segelte südwärts, um zu der großen aegyptischen Flotte zu stoßen, die Ibrahim nach sorgfältiger Vorbereitung aus Alexandria herbeigeführt hatte. Am 1. September war die Vereinigung in der Reede von Budrun, gegenüber der Insel Kos, vollzogen. Eine solche Macht hatte den griechischen Gestaden seit dem Beginn des Aufstandes noch nie gedroht. Man schätzte sie, von der Masse der Transportboote abgesehen, auf mehr als hundert größere und kleinere Schiffe, mit über 2000 Geschützen ausgerüstet. Die Griechen wagten es, mit Aufbietung aller ihrer Fahrzeuge, die kaum 850 Kanonen sehr verschiedenen Kalibers an Bord

Seegefechte bei Budrun 5. 10. Sept.

führten, den Feind aufzusuchen. Ein erster Zusammenstoß am 5. September brachte keine Entscheidung. Zwar legten die Türken wenig Ehre ein. Aber die Aegypter hielten sich besser, und zwei der gefürchteten griechischen Brander gingen, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zugrunde. Am 10. September thaten aber einige dieser Kriegsmaschinen von hydriotischer und psariotischer Herkunft im Augenblicke höchster Gefahr die alte Wirkung. Die Vernichtung einer aegyptischen Fregatte und einer türkischen Korvette benahm den Führern der großen Armada die Lust, den Kampf fortzusetzen.

Trennung Chosrews und Ibrahims.

Ein Versuch, mit gemeinsamer Kraft Samos zu bewältigen, ward Ende September durch die Wachsamkeit der Griechen und durch den Einbruch eines Sturmes vereitelt. Dieser Mißerfolg lockerte das ohnehin schwache Einvernehmen zwischen Chosrew und Ibrahim noch mehr. Der Kapudan-Pascha, der dem angenommenen Sohn seines alten Nebenbuhlers wenig Wohlwollen entgegenbrachte, lenkte eine Anzahl seiner übel zugerichteten Schiffe zur Winterruhe in die Dardanellen zurück. Die übrigen beließ er dem Ägypter. Dieser hatte es sehr eilig, sein bei Budrun lagerndes Heer nach Kreta überzuführen. Auf seinen Hin- und Herfahrten wurde ihm von den Griechen hart zugesetzt. Zwar waren viele ihrer Seeleute ihrer leidigen Gewohnheit gemäß nach wenig Wochen heimwärts gesegelt. Aber die unter Miaoulis Zurückbleibenden boten Ibrahim Trotz. Einige seiner Transportschiffe wurden abgefangen, andere weithin verschlagen oder auf Felsenriffe getrieben. Es kostete ihn große Mühe, die Masse seiner Flotte wieder an der kleinasiatischen Küste in der schützenden Marmaras-Bucht vor Anker zu legen. Aber er behielt entschlossen sein Ziel im Auge. Die Griechen erleichterten ihm seine Aufgabe. Die Regierung wurde gerade damals durch den zweiten Bürgerkrieg in Atem gehalten, Miaoulis, bisher der Haupthüter des

Meeres, wähnte, bis zum Frühling sei nichts mehr zu fürchten. Die griechischen, hart mitgenommenen Schiffe zerstreuten sich. Der Weg nach Kreta wurde frei.

Ibrahims Landung in Kreta Dec. 1824.

Nicht sobald war Ibrahim dessen sicher, als er am 5. December aus der Marmaras-Bucht aufbrach. Ohne irgend welchen Zwischenfall gelangte er mit seiner Flotte nach der Bai von Suda. Von da konnte eine zweitägige Fahrt sein Heer nach Morea verbringen. Vorläufig benutzte er die Winterzeit, um frische Vorräte in die noch unerorberten südlichen Seeplätze der Halbinsel werfen zu lassen und von allen Seiten Verstärkungen heranzuziehen. Wüst genug sah es in seinem Lager aus. Prokesch fand es voll „Unordnung und Schmutz". Er sah „Haufen halbnackter Wilden, Sklaven, von anderen Sklaven mit Peitsche und Strick gegeißelt". Viele der afrikanischen Soldaten, zusammenkauernd um die von abgehauenen Olivenbäumen genährten Wachtfeuer, erschienen „elend und krank". Ibrahim selbst hielt nur durch barbarische Strenge Zucht und Gehorsam aufrecht. Aber seiner Energie gelang es, an 20000 Mann zur Eroberung Moreas in Bereitschaft zu setzen. Ein Nachschub von gleicher Stärke wurde in Alexandria zusammengezogen.

Lässigkeit der Griechen.

Die Griechen hatten währenddessen eine Sorglosigkeit an den Tag gelegt, die an Verblendung streifte. Wochenlang war nichts geschehen, um die Verbindungen des furchtbaren Feindes zu stören, seine Magazine anzugreifen, seine Zufuhr zu durchkreuzen. Erst im Januar 1825 erschien Miaoulis mit seinem Landsmann Sachthuris vor der Reede von Suda. Aber sie konnten nichts ausrichten und suchten nach Verlust von fünf Brandern das Weite. In Morea war in Folge von Konduriottis' Lässigkeit nicht einmal die Einnahme von Patras gelungen. Zu den wenigen, welche die Größe der drohenden Gefahr erkannten, gehörten Kolettis und Maurokordatos. Allein statt Hand in Hand zu arbeiten, begannen sie, sich gegenseitig mit Eifersucht zu überwachen.

Landung der Vorhut Ibrahims in Morea 23. Febr. 1825.

Unter solchen Umständen ward es Ibrahim leicht, am 23. Februar an der südwestlichen Küste Moreas bei Modon 4500 Mann auszusetzen. Dieser Vorhut folgten unverweilt weitere Korps mit starker Artillerie. Während aegyptische Schiffe die Blockade bei Patras durchbrachen, trat Ibrahim den Vormarsch gegen die Festungen Alt- und Neu-Navarino an. Zu ihrem Schutz eilten aus der Nachbarschaft ein paar tausend Bewaffnete herbei, darunter eine Schar Mainoten, zwei Söhne des Petrobey an der Spitze. Dann raffte sich auch die Regierung auf, alle verfügbaren rumeliotischen und suliotischen Söldner nach Messenien gegen die Aegypter zu entsenden. Der Präsident Konduriottis selbst ließ sich bereden, das Kommando zu übernehmen und verließ Nauplia, von Maurokordatos begleitet, in pomphaftem Aufzug.

Konduriottis' Unfähigkeit.

Eine unglücklichere Wahl des Oberbefehlshabers hätte freilich nicht

getroffen werden können. Konduriottis, der verwöhnte hydriotische Kaufherr, dem schon das ungewohnte Reiten Beschwerden machte, gebrauchte einige Wochen, bis er nur die Grenzen Messeniens erreichte. Hier erkannte er, daß er der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen sei. Er kehrte wieder um, ohne Pulver gerochen zu haben. Zu seinem Nachfolger bestimmte er einen Landsmann, den Schiffskapitän Skurtis, der bisher nur zur See etwas geleistet hatte. Den Kriegern von Beruf, die den Aegyptern gegenüberstanden, konnte er kein Vertrauen einflößen. Noch gewannen sie es über sich, seinen Weisungen zu folgen, als er versuchen wollte, Ibrahims Lager von der Verbindung mit der Besatzung in Modon abzuschneiden. Aber ein stürmischer Angriff des Feindes auf ihre Stellung bei Kremmydi machte am 19. April diesen Plan zu Schanden. Die Niederlage brachte den Groll der rumeliotischen Palikaren zum Ausbruch. Mehrere tausend ließen sich nicht länger halten. Sie zogen aus Morea ab, ihrer eigenen Heimat zu Hilfe, die durch einen neuen Vormarsch Reschids bedrängt wurde.

Gefecht bei Kremmydi 19. April.

Belagerung von Alt- und Neu-Navarino.

Die Belagerungsarbeiten Ibrahims nahmen hierauf zu Lande ihren ungestörten Fortgang. Zwar waren die Werke beider Festungen gegen einen Sturm in leidlichen Stand gesetzt. In dem verfallenen Alt-Navarino, dem antiken Pylos, feuerte der Bischof Gregor von Modon die Garnison zum Ausharren an. In Neu-Navarino machte der Piemontese Collegno, der nach der Flucht aus dem Vaterlande seine Freiheitsliebe auf griechischem Boden zu bethätigen suchte, sich um die Verteidigung besonders verdient. Aber sie konnten nicht auf Rettung hoffen, falls ihnen nicht von der Seeseite Hilfe kam. Hierfür war die Behauptung der in die Meeresbucht vorspringenden felsigen Insel Sphakteria, die einst im peloponnesischen Kriege Berühmtheit erlangt hatte, von entscheidender Wichtigkeit. Man hatte einige Kanonen auf die Insel geschafft und sie mit den tapfersten Palikaren besetzt. Indessen sie entbehrte der nötigen Deckung durch Kriegsfahrzeuge. Miaoulis konnte der überlegenen feindlichen Flotte nichts anhaben. Nur ein paar seiner Schiffe drangen kühn in die Bucht ein und brachten der Bemannung Sphakterias Verstärkungen zu. Ihnen schlossen sich Maurokordatos und Santa Rosa an, der Held der piemontesischen Revolution, der mit Collegno kürzlich auf diesem Kampfplatz eingetroffen war. Am 8. Mai begann die aegyptische Flotte eine Kanonade, deren Rauch den Uferrand der Insel einhüllte. Unbemerkt führte Hussein, der Eroberer von Kasos, ein paar tausend Araber auf Booten herbei. Ihrem Ansturm erlag der größte Teil der Verteidiger. Mit dem edlen Santa Rosa fiel Anagnostaras, ein alter Klephtengenosse des Kolokotronis. Unter denen, die sich auf die Schiffe und durch die aegyptische Armada hindurchretteten, war Maurokordatos.

Einnahme von Sphakteria 8. Mai.

Die nächste Folge des Verlustes Sphakterias war die Über-

gabe des Kastelles Pylos. Eine neue Heldenthat des Miaoulis stumpfte den Eindruck dieser Unglücksfälle nur vorübergehend ab. Er vernichtete, vom Südwind begünstigt, im Hafen von Modon durch seine Brander an einem Tage eine große Fregatte, drei Korvetten, drei Briggs und mehrere Transportschiffe. Allein für Navarino war damit nichts gewonnen. Die ausgehungerte, durch Beschießung von der Land- und Seeseite heimgesuchte Festung öffnete am 23. Mai ihre Thore. Ibrahim gewährte den Besatzungen beider Plätze sehr günstige Bedingungen. Sie erhielten das Recht freien Abzugs und hatten keinen Wortbruch des Siegers zu fürchten. Auch behandelte er einen als Geißel zurückbehaltenen Sohn des Petrobey mit ausgesuchtester Freundlichkeit. Es schien ihm darauf anzukommen, die Moreoten für einen Tausch der türkischen mit der aegyptischen Herrschaft zu gewinnen. Zugleich aber durfte er, im Besitz der starken Stellungen in Messenien, die Eroberung der ganzen Halbinsel für ein leichtes Werk erachten.

Einnahme von Alt- und Neu-Navarino 10. 23. Mai.

In der That schien die Widerstandskraft Moreas gegenüber der geschulten aegyptischen Streitmacht vollkommen gebrochen zu sein. Die besten rumeliotischen Krieger hatten unmutig das Feld geräumt. Der Petrobey, dem der Aegypter wie ein zweiter Napoleon vorkam, hielt sich mit seinen Mainoten weit vom Schuß. Der Archimandrit Dikäos, damals Minister des Inneren, der von Nauplia aus dem Feinde entgegenzog, erlag am 1. Juni bei Maniaki nach verzweifelter Gegenwehr mit den ihm treu gebliebenen Tapferen den Bayonetten der Afrikaner. Die einzige Hoffnung des Volkes war Kolokotronis. Noch vor seinem Ausmarsch hatte Dikäos von Konduriottis die Freilassung der Gefangenen aus der Zeit des zweiten Bürgerkrieges und die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie gefordert. Auch Kolettis hatte sich nach längerem Sträuben der Einsicht nicht verschlossen, daß dies ein Gebot der Notwendigkeit sei. So waren denn die auf Hydra Überwachten befreit, die heimlich nach Morea zurückgekehrten Primaten außer Verfolgung gesetzt worden. Kolokotronis wurde jubelnd in Nauplia empfangen und am Tage des Treffens von Maniaki mit ausgedehnten Vollmachten bekleidet. Er unterdrückte allen Groll, einzig auf die Befreiung des Landes bedacht. Aber auch ihm gelang es nicht, dem Unheil zu wehren.

Gefecht bei Maniaki. Tod des Dikäos 1. Juni.

Freilassung des Kolokotronis. Amnestie 22. 30. Mai.

Allerdings wußte er wie vormals ein kleines Heer aus dem Boden zu stampfen. Indessen Ibrahim verstand seinen Vorteil besser als vier Jahre früher der Dramali. Er drang in die arkadische Hochebene ein und vertrieb am 19. Juni durch sein Geschütz die regellosen griechischen Scharen aus ihren plumpen Steinwällen beim Dorf Achovo. Ohne Säumen rückte er gegen Tripolitsa vor. Die kaum aus der Asche erstandene Stadt sollte auf Kolokotronis' Befehl wieder zu Asche werden, um den Aegyptern kein Obdach zu bieten. Ibrahim kam eben recht, den

Kämpfe bei Achovo 18. 19. Juni.

Brand zu löschen, überschritt sofort die argolischen Pässe und erschien mit einem Reitertrupp dicht vor den Thoren Nauplias. Inmitten der allgemeinen Verwirrung hatten einige der griechischen Freiheitskämpfer, und unter ihnen wieder der zurückgesetzte Demetrius Ypsilantis, kaltes Blut bewahrt. Sie waren vor allem auf Rettung der bei Lerna lagernden Kornvorräte bedacht und schlugen daselbst den Sturm der Aegypter ab. In Nauplia übernahm Oberst Fabvier, den es nach seinen Mißerfolgen in Frankreich und Spanien nicht hatte ruhen lassen, den Oberbefehl. Die Reiter Ibrahims wurden von den Wällen verscheucht. Gleichzeitig fühlte man sich durch die Nähe des englischen Kommodore Hamilton ermutigt, dessen Schiffe auf der Reede von Nauplia ankerten.

Ibrahim vor Nauplia 27. Juni.

Sein Rückzug nach Tripolitsa.

Ibrahim hielt es für geraten, am 27. Juni nach Tripolitsa zurückzugehen. Hier suchte ihm Kolokotronis durch Besetzung der Berge und Pässe, wie 1821 den Türken, die Zufuhr abzuschneiden. Aber er hatte es mit einem Feind zu thun, dem Palikaren, Bauern und Hirten nicht gewachsen waren. Am 6. Juli machte Ibrahim einen siegreichen Ausfall. Er brachte eine Anzahl von Mühlen, die für die Versorgung Tripolitsas unentbehrlich waren, in seinen Besitz und sprengte den Ring, der ihn in das arkadische Mittelland hatte festbannen sollen. Wiederholte Angriffe zerrissen eine Aufstellung der Griechen nach der anderen. Sie wagten es nur noch vereinzelt, durch Fels und Busch gedeckt, nach alter Klephtenweise den Kampf fortzusetzen. Nach allen Himmelsrichtungen durchstreiften die aegyptischen Kolonnen die Halbinsel, und da Ibrahim auf gutwillige Unterwerfung der Moreoten nicht mehr rechnen konnte, so gab er sie den Gewaltthätigkeiten seiner afrikanischen Horden preis.

Seegefechte.

Er hatte erwartet, daß Chosrew sein Vorgehen mit der großherrlichen Flotte kräftig unterstützen würde. Sie war dazu ausersehen, Hydra und Spetsia zu bedrängen, beim Stoß auf Nauplia mitzuwirken und den Angreifern Lebensmittel zuzuführen. Auch diesmal aber ließ Chosrew es an sich fehlen. Vielleicht hatte er nach den schweren Verlusten, die er am 1. Juni im Kampf mit dem Hydrioten Sachthuris bei Andros erlitt, den Mut verloren. Vielleicht lag es, wie in der ganzen Levante geglaubt wurde, in seinem Plan, Mehmed Ali allein die Last der Kriegführung in Morea aufzubürden.[1]) Wie dem auch sei: den Griechen entsprang aus seiner Saumseligkeit kein nennenswerter Gewinn. Ein Angriff, den Miaoulis und Sachthuris am 14. Juni auf die türkisch-aegyptische Flotte in der Bucht von Suda unternahmen, mißlang. Nur eine feindliche Korvette wurde durch ihre Feuerschiffe vernichtet. Das Wagnis des Kanaris, die Werften in Alexandria zu verbrennen, hätte ihm selbst beinahe das Leben gekostet. Die Verbindung zwischen Aegypten, Kreta und Morea blieb ununterbrochen. Solange die Griechen nur über

[1]) Prokesch-Osten: Mehmed Ali 1877 S. 6.

kleine Briggs geboten, die aus Kauffahrern notdürftig in Raub- und Kriegsschiffe umgewandelt waren, konnten sie nicht hoffen, der verbesserten aegyptischen Marine etwas anzuhaben.

Griechische Pläne der Anschaffung von Kriegsdampfern.

Schon 1823 hatte der englische Kapitän Frank Abney Hastings auf die Anschaffung eines Dampfers und seiner Ausrüstung mit schwerem Geschütz gedrungen. Dieser kühne Seemann, der mit elf Jahren bei Trafalgar die Feuertaufe empfangen, einer der uneigennützigsten und tüchtigsten Mitkämpfer der Griechen, hatte sich damals sogar bereit erklärt, 1000 £ beizusteuern, falls ihm die Führung des Schiffes anvertraut würde. Seine Vorschläge blieben zunächst unbeachtet. Ihn selbst zwang Krankheit, zeitweise nach England zurückzugehen. Inzwischen wurde man durch die Ereignisse lebhaft an seinen Rat gemahnt. Sofort nach dem Abschluß der zweiten englischen Anleihe ward in London der Bau einer Dampfkorvette, in New-York die Erwerbung von zwei Fregatten an die Hand genommen. Alsdann, im Sommer 1825, traten die nach England abgesandten Bevollmächtigten der griechischen Regierung mit dem Seehelden Lord Cochrane in Verhandlung, der jüngst ruhmgekrönt aus Südamerika heimgekehrt war (s. o. S. 354). Er willigte ein, das Kommando der griechischen Flotte gegen hohen Lohn zu übernehmen, forderte aber die Herstellung von fünf weiteren Kriegsdampfern.

Verhandlung mit Cochrane.

Enttäuschungen.

Bei der Einleitung und Betreibung aller dieser Geschäfte hatte die griechische Regierung sehr theures Lehrgeld zu zahlen. Mit der Ungeschicklichkeit ihrer Agenten verband sich die Gaunerei derer, die sie ausbeuteten. Ein Fünftel der zweiten Anleihe ging darauf. Erst im Herbst 1826 gelangte einer der englischen Kriegsdampfer nach Griechenland. Zwei andere folgten, als es zu spät war, sie noch im Kampf zu verwerten. Drei verdarben auf den Londoner Werften. Von den beiden amerikanischen Fregatten ward, dank der Unterstützung des Kongresses in Washington, die eine mit Mühe vor der Versteigerung gerettet. Auch diese aber war während der Jahre 1825 und 1826 noch nicht zur Stelle. In der gefahrvollsten Zeit blieb den griechischen Seeleuten die unentbehrliche Hilfe versagt. Not, Verzweiflung und Raubgier trieben eine immer größere Zahl aus ihren Reihen in die wilde Bruderschaft der Piraten.

Beginn der zweiten Belagerung Mesolonghis Frühling 1825.

Auf Morea hatte Ibrahim seinen Fuß gesetzt. Zur See schien der Zauber der griechischen Obmacht gebrochen zu sein. Aber auch jenseits der Landenge von Korinth stand eine große Entscheidung bevor. Im Frühling 1825, während die Ägypter Navarino belagerten, hatte Reschid, der fähigste Feldherr des Sultans, 10000 Albanesen vor die Wälle Mesolonghis geführt. Diesmal war ihm der Oberbefehl in Konstantinopel zugeteilt worden mit der nicht mißzuverstehenden Weisung: „Mesolonghi oder dein Kopf". Er setzte seine ganze Thatkraft an die ihm

Reschids Anstalten.

gestellte Aufgabe. Die Zufuhrstraßen nach Epirus waren durch starke Streifkorps und Wachtposten gehütet. Die osthellenischen Klephten sollten durch die Bedrohung Salonas jenseits der ätolischen Grenze festgehalten werden. Von Patras war auf dem Seeweg schweres Geschütz und Munition zu erlangen. Für die Belagerung selbst ließ sich die Kunst angeworbener fränkischer Ingenieure und die Arbeit gewaltsam aufgebotener Bauern verwenden. Indessen die Besatzung, an 4000 Mann erprobter Kriegsleute, gut mit Kanonen versehen, voll Zuversicht auf die Stärke der neuerrichteten Werke, wurde durch den Beginn der Anstalten Reschids nicht geschreckt. Notis Botsaris, des gefallenen Markos' Oheim, und die ihm zur Seite stehenden Kapitani, trafen ihre Gegenmaßregeln. Die Bürgerschaft war zu jedem Opfer bereit. Hydriotische Schiffe brachten Zufuhr und weckten die Hoffnung auf Entsatz. Die Lage verschlimmerte sich erst, als am 10. Juli der Kapudan-Pascha mit einem starken Geschwader die hydriotischen Schiffe verjagte, und eine Flotille flacher Boote in die seichten Lagunen eindrang. Die Stadt war nun von der See- wie von der Landseite eng eingeschlossen und dem unaufhörlichen Feuer der feindlichen Batterieen ausgesetzt. Aber die Verteidiger wollten nichts von Übergabe hören. Sie schlugen am 28. Juli und am 2. August zwei furchtbare Stürme ab. Selbst Gentz, so sehr er von Herzen Reschid den Sieg gönnte, konnte ihren Heroismus nicht in Abrede stellen.

Mitwirkung Chosrews.

Seine Vertreibung durch Miaoulis 3. August.

Indessen hätte die steigende Not innerhalb der zerschossenen Wälle schon damals das Los der Tapferen entschieden, wäre ihnen nicht wiederum durch ihre im Seekampf erprobten Landsleute Rettung gekommen. Miaoulis führte seine Hydrioten am 3. August gegen den Kapudan-Pascha. Der Spetsiot Andrutsos und Apostolis, ein Sprößling des zerstörten Psara, hatten ihre Schiffe mit den seinigen vereint. Vor den griechischen Brandern entwich der Türke nach Zante. Von dort segelte er nach Alexandria. Mesolonghi erhielt wieder Nahrungsmittel und Schießbedarf. Die Masse der feindlichen Boote in den Lagunen ward erbeutet. Ein kühner Angriff rumeliotischer Kapitani, den ein Ausfall der Belagerten unterstützte, fügte Reschids Anstalten schweren Schaden zu. So günstig hatte sich alles gewandt, daß Miaoulis es glaubte wagen zu dürfen, sich mit dem größten Teile der Flotte zu entfernen, um den Kapudan-Pascha zu verfolgen.

Verlegenheiten Reschids.

Auch im Spätsommer und im Herbst 1825 blieb das Glück den Belagerten treu. Sie machten durch Minir- und Erdarbeit, Nahkampf und Beschießung völlig zunichte, was Reschid mit äußerster Anstrengung mit der Einnahme einer der nördlichen Bastionen gewonnen zu haben wähnte. Zweidrittel seines Heeres erlag den Kämpfen, dem Sumpffieber, dem Hunger. Ein albanesisches Korps zog eigenmächtig ab. Der Rest war nur noch mit Mühe zusammenzuhalten. Reschid sah sich ganz auf

die Verteidigung zurückgeworfen. Dazu bedrängten ihn die eingeborenen Klephten, für die Karaiskakis, wie so mancher andere einst in Janina geschult, zum Vorbild der Verwegenheit wurde.[1] Erst die Rückkehr des Kapudan-Pascha in die griechischen Gewässer bewirkte einen unerwarteten Umschwung. Miaoulis konnte nicht hindern, daß Reschid von Patras aus im November Verstärkungen und Proviant erhielt. Von den Spetsioten im Stich gelassen, mußte er sich damit begnügen, ein paar Schüsse mit dem Feind zu wechseln und seine Bewegungen zu beobachten. Vor allem aber wurde die Lage der Dinge durch Ibrahims Eingreifen in den Kampf vor Mesolonghi von Grund aus verändert.

Rückkehr Chosrews.

Es war dem Sultan gewiß nicht leicht geworden, auch gegen die bisher unbezwingliche kleine Lagunenstadt Aetoliens die Hilfe seines aegyptischen Lehensträgers anzurufen. Mehmed Ali hatte sich ohne Zaudern zu diesem neuen Dienst bequemt. Zehntausend Mann frischer afrikanischer Truppen waren durch Chosrew in Morea gelandet worden. Ibrahim brannte darauf, mit diesen Söhnen eines anderen Weltteils in einem kurzen Winterfeldzug zu vollbringen, was Reschid mit seinen Albanesen während eines langen, günstigen Zeitraumes nicht gelungen war. Ein Teil seiner Truppen wurde zu Schiff nach Patras befördert. Mit der Hauptmasse schlug er, nach Zurücklassung einer Besatzung in Tripolitsa, den Landweg zum Ausgang des korinthischen Meerbusens ein. Vor ihm flüchtete das Volk. Widerstand regte sich fast nirgends. Die griechische Regierung hatte, trotz Kolokotronis' Mahnung, sogar versäumt, große, in Elis aufgehäufte Kornvorräte rechtzeitig fortzuschaffen. Gegen Ende December wurde das aegyptische Heer nach der aetolischen Küste übergesetzt. Im Januar 1826 bezog es ein Lager neben dem Reschids vor Mesolonghi. Die Augen Europas waren auf diesen Platz gerichtet. Die Geschichte seiner Verteidigung und seines Unterganges kam dem erneuten Aufschwung des Philhellenismus unermeßlich zustatten. Er erhielt eine Kraft, die der Sache der Griechen, als sie auf den tiefsten Stand herabgesunken war, die unschätzbarste Hilfe lieh.

Ankunft Ibrahims im Lager vor Mesolonghi Jan. 1824.

Schon die ersten Anfänge der griechischen Erhebung hatten im weiten Umkreis der abendländischen Völker eine Teilnahme geweckt, mit der sich das Interesse an den beinahe gleichzeitigen revolutionären Vorgängen auf der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel in keiner Weise messen konnte. Die Griechen hatten den ungemeinen Vorteil, trotz ihrer Vermischung mit so vielen fremden Elementen für die nächsten Erben der antiken Größe und Herrlichkeit zu gelten. Die Masse derer, die den

Der Philhellenismus. Seine Ursachen.

[1] Παπαρρωγοπόυλος: Ἰστορικαὶ πραγματεῖαι, Athen 1889 (darin S. 1—124 eine neue Biographie des Karaiskakis).

Reichtum überlieferter Kunst- und Geistesschätze des alten Hellas kannten oder ahnten, begleitete die Enkel der Hellenen mit den heißesten Segenswünschen zum Kampf. Durch diesen Kampf wurde außerdem das Gefühl der Religionsgemeinschaft mit einer in der Neuzeit noch nie erlebten Stärke erregt. Den „Mitchristen" gegen die Mohammedaner beizustehen erschien vielen als heilige Glaubenspflicht. Selbst wer zugab, daß der gewöhnliche Grieche nicht „besser und gesitteter" sei als der gewöhnliche Türke, ließ sich doch nicht abstreiten, daß jener durch seine Religion befähigt werde, „sich auf die Höhe der europäischen Kultur emporzuschwingen". Endlich fühlte man überall, wo die Worte Freiheit und Unabhängigkeit ihren Zauberklang noch nicht eingebüßt hatten, sehr rasch heraus, daß an dieser Revolution eines ganzen, sich aufbäumenden Volkes die Künste bevormundender Regierungsweisheit schließlich zu Schanden werden würden. Es war so, wie Gottfried Keller, dessen Vater selbst zu den eifrigen Philhellenen gehörte, noch im „Grünen Heinrich" es ausdrückt: „Der griechische Freiheitskampf erweckte zum ersten Mal in der allgemeinen Ermattung wieder die Geister und erinnerte, daß die Sache der Freiheit diejenige der ganzen Menschheit sei."

Philhellenische Freiheitskämpfer.

Hieraus erklärt sich die große Zahl von Männern und Jünglingen, die der Schiffbruch des Liberalismus oder der Revolution in ihrem eigenen Vaterland an die griechischen Gestade warf. Die Fabvier, Collegno, Santa Rosa waren nicht die einzigen politischen Flüchtlinge, die nach der Niederlage ihrer Sache im Westen, der Freiheit im Osten eine Gasse zu machen gedachten. Der Kampf für Griechenland lockte Verbannte und Verbitterte aus allen Nationen. Hier erschien ein Graf Almeida, der aus Portugal hatte weichen müssen, und General Rossaroll, der sicilianische Carbonaro, über den das Todesurteil gefällt war. Mancher Pole, der die Wiederaufrichtung des Piastenreiches ersehnte, verströmte hier sein Blut, wie jener Mizewski im Treffen von Peta. Mancher Deutsche, dem es im Machtgebiet der Demagogenjäger zu eng wurde, wie der feurige Franz Lieber, glaubte hier ein Feld für jugendmutigen Thatendrang zu finden[1] (s. o. S. 244, 419).

Ihre wechselnden Stimmungen.

Allerdings wurden auch, gleich Lieber, nicht wenige der streitbaren Philhellenen bald genug bitter enttäuscht. Statt der Aristides und Epaminondas, die sie dicht gesäet zu finden gehofft hatten, machten sie nicht selten mit Räubern und Langfingern Bekanntschaft. Barbarische Rohheit, Unsauberkeit und Zuchtlosigkeit standen in grellstem Gegensatz zur erträumten klassischen Würde. Das Übermaß von Strapazen und Entbehrungen kühlte die Glut vieler jugendlichen Schwärmer ab, und selbst von denen, die tapfer ausharrten, ziehen nicht wenige die einheimischen

[1]) Z. B. der bei A. Ruge: Aus früherer Zeit II. 48, 49 erwähnte Burschenschafter Lasky. Er fiel auch bei Peta s. Elster a. a. O.

Kampfgenossen schnöden Undankes und hämischer Mißgunst. Indessen gestanden vorurteilsfreie Philhellenen zu, daß in ihren eigenen Reihen gefehlt werde. Der Reiz eines freien, abenteuerlichen Lebens führte auch manchen anrüchigen Bruder unter ihre Fahne. Mit der Geringschätzung fremder Sitten und Bräuche verbanden sich Unmäßigkeit, besonders im Trinken, Begehrlichkeit und Ausschweifung. Was Wunder, wenn den griechischen Gastfreunden dann und wann die Galle überlief! „Ich frage, heißt es in dem Briefe eines genauen Kenners von Land und Leuten, wer war der schuldige Teil, der zum späteren ungerechten Handeln die Veranlassung gab? . . Wer kann etwas besseres von einer Nation erwarten, die über vierhundert Jahre in der traurigsten Verfassung und Barbarei gelebt hat, die mißtrauisch durch ihre Unterdrücker gemacht worden ist und dies Mißtrauen auf das böse Beispiel ihrer Helfer warf? Ich frage, lag die Schuld an den Griechen oder an uns?“ [1])

Philhellenen-Vereine.

In der That vermochten mündliche und schriftliche Schilderungen von Augenzeugen des griechischen Freiheitskampfes, gemischt aus glänzenden und dunkeln Bildern wie sie waren, die Teilnahme des Abendlandes an seinem Verlauf nicht zu ersticken. Hinter den einzelnen, die auf eigene Faust auszogen, erhoben sich Verbindungen, die dem Hilfswerk eine geordnete Form gaben. Allen Hindernissen zum Trotz breiteten sie sich aus. Sie reichten sich die Hand und übersprangen die nationalen Schranken. Sie fanden in der Tagespresse und in der Litteratur die nachhaltigste Unterstützung. Sie rafften sich nach jedem schweren Mißgeschick ihrer Schützlinge zu neuer, gesteigerter Thätigkeit empor.

Deutschland.

Der Ruhm, auf dieser Bahn vorangegangen zu sein, gebührt Deutschland. [2]) Im Vaterlande Reuchlins und Melanchthons, Lessings und Winckelmanns, Goethes und Schillers bedurfte die Masse der Gebildeten keines äußeren Antriebes, um sich für die Idee der Wiedergeburt Griechenlands zu erwärmen. Was tausende fühlten, hatte Beethoven ein Jahrzehnt vor der Stiftung des Philhellenenbataillons in der Musik zu Kotzebues „Ruinen von Athen“ ergreifend ausgesprochen. Daher durfte Ipitis, der Leibarzt Alexander Ypsilantis', wo immer er 1821 in Deutschland als Fürsprecher der griechischen Sache auftauchte, freundlichster Aufnahme gewiß sein. Von München aus erhob sofort Friedrich Thiersch, der Praeceptor Bavariae, seine Stimme. Er ließ den „Vorschlag zur Errichtung einer deutschen Legion in Griechenland“ erscheinen und übte durch die „Allgemeine Zeitung“ eine weitgehende Wirkung

[1]) Schreiben Wilhelm Velliers de Launay, früheren preußischen Officiers, Oberstlieutenants im Generalstab des Maurokordatos s. d. in den Papieren des Züricher Philhellenenvereines. Man sehe auch z. B. A. Müller: Erinnerungen aus Griechenland vom Jahre 1822. Aarau 1872. S. 66. (Neue Auflage in den Veröffentlichungen des „Vereins für Verbreitung guter Schriften“, Nummer 27, Zürich, 1897.)

[2]) R. F. Arnold: Der deutsche Philhellenismus, Ergänzungsheft des Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte 1896. III. 71—181.

aus. In Aschaffenburg erbot sich (5. August 1821) der gewesene Landwehrhauptmann im Befreiungskriege E. L. von Dalberg zum Geleite eines Freischarenzugs nach Griechenland. Wie sehr das zündete, ersieht man aus der Autobiographie von Gervinus, der selbst mit seinen sechzehn Jahren zum Anschluß bereit war.

Krug.

Schon vorher hatte der vielgeschäftige Leipziger Philosoph Krug eine folgenreiche Anregung gegeben. Auf sein Osterprogramm über Griechenlands Wiedergeburt ließ er am 1. August 1821 den Aufruf zur Bildung deutscher Hilfsvereine für Griechenland folgen. Derselbe war kaum bekannt geworden, als in Stuttgart ein erster Verein dieser Art, unter Leitung Schotts, des Freundes Uhlands, zusammentrat. Der Zudrang war sehr groß. Cotta unterschrieb als Beitrag für sich 1500 Gulden. Therese Huber glaubte eine solche Einmütigkeit, wie sie sich zu Gunsten der Griechen äußerte, nicht einmal im Anfang der französischen Revolution erlebt zu haben.[1] In Tübingen, Freiburg, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, München wurde das Beispiel der Stuttgarter nachgeahmt. Auch Mittel- und Norddeutschland blieben nicht zurück. Man las mit Rührung, daß der alte Voß tausend Gulden aus seinem mühsam erworbenen Vermögen beisteuerte, „als kleinen Beitrag jener großen Schuld für die von Hellas erhaltene Bildung", und Klüber wagte, ohne seinen Namen zu nennen, den Vorschlag, in ganz Deutschland die Erhebung des Türkenpfennigs zum besten der Griechen wieder aufleben zu lassen.

Vereine in Stuttgart, Freiburg, Darmstadt u. s. w. 1821.

Bekämpfung des Philhellenismus durch die östreichische und preußische Regierung.

Diese plötzlich durchbrechende Bewegung wurde an keiner Stelle so scharf verurteilt wie in Wien. Metternich sah in ihr ein Spiel mit der Revolution. Zumal das Vorgehen von Thiersch erschien ihm als „eine Probe des Wahnsinnes, welcher die Köpfe der meisten deutschen Gelehrten ergriffen hat". Sein Unmut wurde durch den Verdacht, daß der Kronprinz von Baiern und der König von Würtemberg den Philhellenismus begünstigten, aufs äußerste gesteigert. Er begnügte sich nicht damit, in München und Stuttgart Klage zu führen. Er drang auch bei der preußischen Regierung auf kräftige Mitwirkung. In Berlin ließ man sich, nach Verleugnung der griechenfreundlichen Denkschrift Ancillons (s. o. S. 222), dazu bereit finden. Bernstorff gab den beiden beschuldigten Höfen Süddeutschlands im September 1821 zu verstehen, daß „unter dem Deckmantel und dem Aushängeschild religiöser und rein menschlicher Gefühle" leicht „eine der öffentlichen Ruhe und Ordnung Gefahr bringende Unternehmung sich ausspinnen" könne. Thiersch, „der unter den Aposteln der Freiheit" am meisten „Frechheit und grobe Verkennung seiner Pflichten" an den Tag gelegt zu haben schien, erhielt von ihm einen besonderen Denkzettel. Der berühmte Gelehrte wurde in der That angewiesen, sich

[1]) Therese Huber an Paul Usteri. Stuttgart, 18. August 1821. Usterisches Familienarchiv Zürich.

aller weiteren Schritte zu enthalten, die mit seiner Stellung als Staatsdiener unverträglich seien. Den Abdruck des Krug'schen Aufrufes hinderten nicht selten die Censurbehörden. Zeune, Direktor der Blindenanstalt in Berlin, zog seine Aufforderung, ihm Gaben für die Griechen zu überweisen, auf Andringen der Behörden wieder zurück.[1])

Seine Ausbreitung.

Mit allen kleinlichen Gegenmaßregeln wurde nicht viel erreicht. Die Vereine fuhren fort, Geld zu sammeln und Expeditionen von Bewaffneten, darunter die Normanns, auszurüsten. Der älteste Sohn Scharnhorsts wurde nach dem frühen Tode seiner Frau, der Tochter Gneisenaus, durch das Beispiel so vieler nach Griechenland Ausziehenden, mitgerissen[2]). Das Stuttgarter „Morgenblatt“, der Berliner „Gesellschafter“, die Dresdener „Abendzeitung“ machten aus ihrer feurigen philhellenischen Gesinnung kein Hehl. Jean Paul gab ihr in seinen „Gesichten einer griechischen Mutter“ phantastischen Ausdruck. Görres brandmarkte in seiner Schrift: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Kongresse von Verona“ mit Flammenworten „die scheußliche Sophistik“, die „dem unglücklichen Volk“, das seine „Ketten gebrochen“, den „brüderlichen Beistand“ Europas zu weigern gebot. Mit Amalie von Helvig-Imhof und Luise Brachmann setzte, unter Nachahmung des Schiller'schen und Körner'schen Pathos, die philhellenische Dichtung Deutschlands ein. Mit Wilhelm Müller erstand ihr der kongeniale Sänger von ursprünglicher Frische, der auf scheinbar ganz kunstlose Art, nicht am wenigsten durch Anklänge an neugriechische Volkslieder, alles eintönig Phrasenhafte zu vermeiden wußte. Schon 1821 ließ der einstige Mitkämpfer von Lützen und Kulm, dessen Leier bisher von Wander- und Liebeslust getönt hatte, das erste Heft seiner Griechenlieder erscheinen. Mit jedem Zuwachs gewannen sie mehr Herzen. Sie wurden zu einer geistigen Macht, die der Sache der Griechen in Deutschland den größten Nutzen brachte. In Schul- und Jugendlesebüchern erblühte ein unzerstörbares Dasein jenen Versen vom „Griechenfürsten Ypsilanti“, der „in Munkacs hohem Thurm“ sein Schicksal beseufzte. Knaben und Jünglinge schwärmten vom „kleinen Hydrioten“, den der Vater „zum Kämpfer für Gott und Vaterland weihte“. Mädchen und Jungfrauen beneideten das Los der „Mainotin“, die „sieben Söhnen das heil'ge Schwert gereicht“. Und mit den Jungen wiederholten die bewundernden Alten:

Wilhelm Müller.

Sie sind zur Schlacht gezogen mit freudig wildem Mut —
Heil mir, in ihren Adern fließt noch spartanisch Blut.

[1]) Ich verwerte außer den bei Mendelssohn I. 509—512 abgedruckten Aktenstücken (vgl. o. S. 223 Anm.) die Berichte Trautmannsdorffs 2. 15. Sept., 30. Okt., 2. Dec., Zichys 16. Okt., Weisung an Trautmannsdorff 17. 24. Sept. 1821, an Zichy 8. Jan. 1822. Arch. Wien.

[2]) Er war jedoch nie, „au service grec, ni dans les troupes régulières ni irrégulières“. Zeugnis des Obersten von Heideck, Nauplia 21. Okt. 1829, nach gefälliger Mitteilung der Freifrau von Münchhausen, Scharnhorsts Tochter.

Die Schweiz. W. Snell. Zschokke. Orelli u. a.

Inzwischen hatte der Philhellenismus auch in der Schweiz feste Wurzeln geschlagen. In Basel machte sich besonders Wilhelm Snell, in Aarau Heinrich Zschokke um seine Ausbreitung verdient. Unter den zahlreichen Hilfsvereinen nahm, bis zum Vortritt des Genfers, derjenige von Zürich unbestritten den ersten Platz ein.[1]) Er ward im November 1821 gestiftet. Dem gelehrten Präsidenten Johann Heinrich Bremi standen der große Philologe Johann Kaspar von Orelli und der freigesinnte Jurist Konrad Melchior Hirzel als Sekretäre zur Seite. Jenem hatte man auch eine Übersetzung der griechischen Verfassungsurkunden und der politischen Ermahnungen des Korais an sein Volk zu danken. Dieser machte seinem Herzen in einer Flugschrift „Der heiligen Propheten Aufruf" Luft, die in rascher Folge drei Auflagen erlebte. Beiden, wie Bremi, lohnte die griechische Regierung ihren Eifer durch Erteilung des Ehrenbürgerrechtes. Der Züricher Verein entfaltete, nach Überwindung des Mißtrauens der ängstlichen Obrigkeit, eine gesegnete Thätigkeit. Er streute den Samen des Philhellenismus bis zu den Bergen des Appenzeller Landes und des Engadins und wurde Ende 1822 in Zofingen einstimmig zum Centralverein für die Schweiz erwählt. Auch hatten seine Leiter es von Anfang an nicht versäumt, mit den Gesinnungsgenossen des Auslandes, vor allem den deutschen, Fühlung zu gewinnen. Große Hoffnungen knüpften sich an eine im September 1822 zu Stuttgart gehaltene Versammlung deutscher und schweizerischer Bevollmächtigter von Griechenvereinen, die über ein gemeinsames Unternehmen berieten. Allein in diesem Fall zeigte sich, wie leicht man Gefahr lief, die menschenfreundlichsten Vorsätze scheitern zu sehen.

Der Züricher Verein, 1822 Centralverein.

Die Expedition Kephalas.

Es handelte sich um die Überführung eines Hilfskorps, das besser gerüstet und stärker sein sollte als irgend eines der früheren, und um die Aufnahme eines Anlehens von 150000 Gulden insonderheit für Osthellas. Die provisorische Gesamtregierung hatte ihrem Sendling Michael Schinas noch „den wackeren Deutschen" Hauptmann Wilhelm von Dittmar, einen philhellenischen Kämpfer, beigegeben. Dies war derselbe, der 1821 Karl Follens Genosse in Chur gewesen war.[2]) Dem osthellenischen Areopag dienten als Boten ein „Baron" Theokary Kephalas vom Olymp und Chronias Drossino, beide Abgeordnete in der Nationalversammlung. Man trug, im Hinblick auf die damaligen Zustände Griechenlands, in Stuttgart Bedenken, bindende Beschlüsse zu fassen. Allein nach weiteren Verhandlungen in Zürich wurde ein großer Teil des Anlehens unter-

[1]) Seine sehr reichhaltigen Papiere, aufbewahrt in der Stadtbibliothek Zürich, gedenke ich für eine besondere Arbeit zu verwerten.

[2]) Negris' Schreiben an die griechischen Hilfsvereine in Europa 26. April 1822. Papiere des Züricher Philhellenenvereines. Ebenda lehrreiche Briefe Dittmars aus Griechenland. Die Identität mit dem o. S. 416 erwähnten Dittmar ergiebt sich u. a. aus Ilse: Geschichte der politischen Untersuchungen S. 147, 154.

gebracht und ein Trupp von Freischärlern mit Waffen und Vorräten in Marseille eingeschifft. Es war schon schlimm genug, daß dieser Trupp, „ein schwaches Häuflein" von kaum 200 Mann, nach dem Geständnis Dittmars, des begleitenden Vertreters der Vereine, „viel ruchloses Gesindel unter sich zählte". Noch üblere Folgen aber hatte es für die ehrlichen Teilnehmer und für die ganze Angelegenheit, daß jener Kephalas sich als ein wortbrüchiger Betrüger entpuppte.[1]) Da bei der damaligen schwachen griechischen Regierung kein Schutz zu finden war, kehrten einige tief empörte Legionare unter vielen Mühseligkeiten in die Heimat zurück. Andere schlugen sich nach Smyrna durch, wo sie ins größte Elend gerieten. Der Mißerfolg dieses Unternehmens konnte durch die Zurückbeförderung von 162 griechischen Flüchtlingen nicht aufgewogen werden, die von Rußland her nach abenteuerlicher Wanderung in die Schweiz gelangt waren. Hier hatten sie die gastlichste Aufnahme gefunden. Aber es bedurfte erst langer diplomatischer Verhandlungen, ehe im Sommer 1823 ihr Durchzug nach Marseille, wo ein Schiff ihrer wartete, gestattet wurde.

Die Zurückbeförderung von griechischen Flüchtlingen.

Während in Deutschland und in der Schweiz die Griechenfreunde damals ihre Mittel beinahe erschöpften, kam ihnen aus England die ermutigende Kunde, daß das Feuer der philhellenischen Begeisterung auch dort aufzulodern beginne. Anfangs hatte sich die Teilnahme für die Griechen fast ganz auf den Zuzug einzelner Krieger, wie Gordon und Hastings, beschränkt, die wie andere hilfsbereite Westeuropäer nicht immer die besten Erfahrungen machten. Das große Publikum hörte auf die von der Regierung und der Regierungspartei ausgegebenen Stichworte, die ein Echo der östreichischen Lehren waren. Die Furcht vor dem Losbruch Rußlands und der Glaubenssatz der Unantastbarkeit der Türkei hielten lange Zeit das Mitgefühl für die Griechen zurück. Erst die grauenvolle Tragödie von Chios regte es auf. Der gelehrte Thomas Stuart Hughes lenkte in einer Flugschrift vorwurfsvoll die Blicke seiner Landsleute auf das „unmenschliche Gemetzel" hin. Sammlungen für die Opfer des türkischen Blutdurstes, mit denen die Quäker vorangingen, blieben nicht erfolglos. Der greise Lord Erskine forderte in einem offenen Briefe den Grafen Liverpool auf, „die Allianz der Mörder in Konstantinopel" von sich zu stoßen" und „die Leitung in der Sache der Befreiung Griechenlands zu übernehmen". Nach dem Tode Castlereaghs und nach seiner Ersetzung durch Canning führten auch die Blätter der Tories eine mildere Sprache gegen die Griechen. Die der Whigs und der Radikalen waren ihnen ent-

England.

Hughes. Erskine.

[1]) Außer den Briefen Dittmars hat mir besonders ein Brief Elsters (s. o. S. 456 Anm.) „Smyrna, 29. April 1823" (Papiere des Züricher Philhellenenvereines) Aufschlüsse gewährt. Elster behauptet, Kephalas habe „früher unter der sächsisch-koburgischen Landwehr als Unterlieutenant gestanden und dort, wie gegenwärtig hier, eine elende Rolle gespielt", vgl. Fahrten eines Musikanten II. 82, III. 219.

Der Londoner Hilfsverein 1813.

schieden günstig. Aus diesen Kreisen bildete sich in London anfangs 1823 ein griechischer Hilfsverein, dem Erskine, Josef Hume, Hobhouse, der Reisegefährte Byrons, Bowring, der Gesinnungsgenosse Benthams, als leitende Mitglieder angehörten. Der Züricher Hilfsverein spendete, hocherfreut über diese neue Stiftung, aus dem Schatze seiner Erfahrungen gute Lehren und gab der Hoffnung Raum: „Das freie englische Volk, von keinem Nachbarstaat eingeengt, wird, seiner Bestimmung gewiß, den Baum des Christentums und der Gesittung auf dem ganzen Erdboden zu pflanzen, zu schützen, zu pflegen, auch den Griechen seinen sicheren Arm bieten.“ [1])

Blaquière.

Dem Londoner Verein wurde durch die Schilderungen seines nach Morea entsandten Sekretärs, des Kapitäns Eduard Blaquière, eine große Ermutigung zuteil. Er erschien dort in Begleitung Luriotis', eines Vertrauensmannes des Prinzen Maurokordatos, und erstattete nach seiner Heimkehr am 13. September 1823 einen rosenfarbenen Bericht. Man hörte mit Befriedigung, die den Griechen schuldgegebenen Ausschreitungen seien aufs stärkste übertrieben. Man vernahm mit Freuden, daß die Nationalversammlung zu Astros die Einführung des Volksunterrichtes nach der Methode von Bell und Lancaster beschlossen habe, und daß in Tripolitsa, Gastuni, Mesolonghi bereits drei Schulen gegründet worden seien. Blaquières begeisterte Schilderungen ebneten Luriotis den Weg, als er mit zwei Gefährten zum Zweck der Aufnahme jenes ersten Anlehens nach England zurückkehrte. [2]) Auch sorgte Blaquière 1824 dafür, durch eine mit Wärme geschriebene Geschichte der griechischen Revolution den Eindruck seines Berichtes zu verstärken.

Byron.

Von unvergleichlich höherem Wert für das Wachstum des Philhellenismus in England und im ganzen Umkreis europäischer Bildung war es aber, daß der griechischen Sache eben damals mit Byron das kostbarste Opfer dargebracht wurde. Der Dichter von „Harolds Pilgerfahrt“ hatte in stürmischer Jugend das Land der Griechen durchstreift und seine Berge und Gestade mit den Schöpfungen glühender Phantasie bevölkert. Er hatte sein Wehe gerufen über „die Trümmerstätte entschwundener Größe“, aus der „der Geist der Freiheit“ entwichen schien. Aber er hatte doch auch den hellenischen Sänger auf Marathons Gefilden träumen lassen, daß sein Vaterland nicht für immer „ein Land

[1]) Der Züricher Hilfsverein an den Londoner 26. Juni 1823. Papiere des Züricher Philhellenenvereines. — Eine von der Royal Historical Society 1894 angekündigte Arbeit von P. Pogodin: English Phil-Hellenism ist meines Wissens bisher nicht erschienen. Ein Aufsatz von J. Ziehen: Byronstudien zur Geschichte des Philhellenismus in der englischen Litteratur findet sich in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes 1896.

[2]) Die bei diesem Anlaß häufig gegen Josef Hume erhobenen Beschuldigungen werden zurückgewiesen in National Biography XXVIII. 230.

der Sklaven" bleiben werde. Auf italienischem Boden war er, von der östreichischen Polizei scharf überwacht, lange Zeit durch die Beteiligung an der Carboneria gefesselt worden. Ein tiefes Gefühl für die politische Unmündigkeit des Geburtslandes Dantes und die enge Verknüpfung mit der gräflichen Familie Gamba, der seine Geliebte, Therese Guiccioli angehörte, hatten ihn dafür gewonnen. Als ihm die Besiegung der Revolutionen Neapels und Piemonts den Aufenthalt in Italien verleidete, schwankte er ruhelos zwischen verschiedenen Zukunftsplänen hin und her, bis sein Entschluß, für Griechenlands Erhebung mitzuwirken, sich festigte.

Seine Abfahrt von Genua 15. Juli 1823.

Er erhielt durch Blaquière Kunde von der Thätigkeit des Londoner Vereines und wurde zu seinem Bevollmächtigten ernannt. Er versah die Griechenfreunde an der Themse mit guten Ratschlägen und traf umsichtige Vorbereitungen für seine Abfahrt von Genua. Seine Brigg barg Waffen, Schießbedarf, Arzneivorräte, Geldmittel. Zu seinen Gefährten gehörte der Bruder der schönen Frau, die der gute Genius seiner letzten Jahre gewesen war. Auch sein abenteuerlüsterner Landsmann Trelawney schloß sich ihm an, der später die Schwester des Kapitano Odysseus heiratete und beinahe dessen tragisches Los geteilt hätte. Byron hielt es für ein günstiges Vorzeichen, daß ihm noch in Livorno am 24. Juli 1823 der erste und letzte poetische Gruß des Altmeisters Goethe zukam und erreichte nach glücklicher Fahrt in gehobener Stimmung den Hafen von Argostoli an der Westküste Kephalonias. Mehrere Monate verweilte er auf dieser Insel, unter dem Schutz Charles Napiers, des griechenfreundlichen Residenten, in Erwartung einer griechischen Flotte, durch Botschaften und Briefe mit den Führern der Kämpfenden in eifrigem Verkehr. Überblickte er kalten Blutes, ganz frei von Selbsttäuschung, wie er war, ihre eigennützigen Zwistigkeiten, so konnte er sich mit seiner Hilfsbereitschaft wohl „wie ein Narr" vorkommen. Aber immer hob ihn wieder, mit ehrgeizigen Träumen verwoben, der Gedanke, der in der Euphorionscene des Faust in die verständnisvollen Worte gefaßt ist:

Sollt' ich aus der Ferne schauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Seine Ankunft in Missolonghi 5. Jan. 1824

Die griechischen Parteien ihrerseits suchten einander bei dem „Milordo", der mit gefüllten Taschen gekommen war, den Rang abzulaufen. Der Petrobey streckte die Hand nach einem Darlehen von einigen tausend Pfund Sterling aus. Kolokotronis erwartete den vornehmen Fremdling in Morea mit dem Anerbieten, den verhaßten Maurokordatos „auf einen Esel zu setzen" und aus dem Land „peitschen zu lassen." Maurokordatos selbst machte sich Rechnung auf die Bundesgenossenschaft des einsichtigen Engländers, dessen Ratschläge er ganz bereit war „als Orakel" zu betrachten. In der That fühlte sich Byron zu diesem die Kapitani und Primaten überragenden Staatsmann aus westeuropäischer Schule dem grie-

chischen „Washington oder Kosciusko", hingezogen. Durch jenen Stanhope, der bald danach ganz in Odysseus' Schlingen geriet, setzte er sich mit Maurokordatos in Verbindung. Als dieser gegen Ende des Jahres 1823 seinen Sitz in Mesolonghi aufschlug (s. o. S. 459), säumte er nicht länger, dorthin abzusegeln. Am 5. Januar 1824 langte er hier an, mit fürstlichen Ehren empfangen, vom Primaten Trikupis beherbergt. Daß ihn Todesahnungen erfüllten, zeigen die wundervollen Verse auf seinen sechsunddreißigsten Geburtstag. Aber er hatte „seinen Stand gewählt."

Seine Thätigkeit.

Alle Widerwärtigkeiten und Aufregungen, täglich unter seinen Augen vorkommende Raufhändel, eine Empörung seiner Lieblinge, der zuchtlosen Sulioten, wiederholte Schwindel- und Krampfanfälle konnten seine Spannkraft nicht lähmen. Der poetische Schwärmer verwandelte sich in den nüchternen Realpolitiker. Er belächelte die gutgemeinten Pläne Stanhopes und des Londoner Vereines, die Griechen noch während des blutigen Ringkampfes um ihr Dasein vor allem durch Schulen, Zeitungen, Bibeln und Traktätchen zu beglücken. Sein ganzes Wirken war darauf gerichtet, sie untereinander zu versöhnen, ihre Angriffs- und Verteidigungswaffen zu schärfen und die bisher so häufig barbarische Kriegführung zu mildern. Während aufreibender Geschäftigkeit verschlechterte sich sein Gesundheitszustand. Am 9. April, als er nach längerer Unterbrechung zum erstenmal mit Gamba und seiner Leibwache vor die Thore der Festung ritt, wurde er von einem Regenschauer überfallen. Durchnäßt und erhitzt ließ er sich Gambas Warnung zum Trotz wie gewohnt auf einem Boot von den Wällen bis in die Nähe seiner Wohnung rudern. „Ich würde, sagte er, einen schönen Soldaten abgeben, wenn ich mich an solche Kleinigkeiten kehren wollte." Gleich darauf warf ihn ein hitziges Fieber nieder. Es fehlte an verständiger Pflege, man entzog ihm eine Menge Blut, und seine Kräfte schwanden. Am 18. April, dem Ostersonntag, suchte er mit gebrochener Stimme Aufträge an die Seinigen in der Heimat zu geben. Von wilden Delirien geschüttelt, rief er: „Vorwärts, Mut, folgt meinem Beispiel." Seine letzten Worte waren: „Nun will ich schlafen." Am Abend des 19. April hatte er ausgeatmet.

Sein Tod 19. April 1824.

Das Osterfest, sonst ein Fest der Freude, verwandelte sich für die Griechen in eine Trauerfeier. Mit ihnen trauerte die große Gemeinde aller derer, welche der außerordentlichen Bahn des Dichterhelden in angstvoller Bewunderung gefolgt waren. Aber in dieser Trauer lag nichts Entmutigendes. In der kürzlich gegründeten Zeitschrift der Benthamiten, dem „Westminster-Review", schloß ein Artikel über Byrons Wirksamkeit in Griechenland mit der Vorhersage, die Unabhängigkeit der Griechen sei nur eine Frage der Zeit, und Byrons Tod sei eine Bürgschaft mehr dafür. „Niemand, der weiß, daß sein Name und sein Ruhm den jedes

Mitlebenden überstrahlte, kann die Sache mißachten, an die er seine letzte Kraft, seine letzten Gedanken setzte, für die er starb."

Frankreich.

Die beste Bestätigung dieser Worte bot sich in dem mächtigen Übergreifen der philhellenischen Bewegung auf Frankreich. Mit dem vollkommenen Siege der Ultras war die den Griechen günstige Strömung, die zur Zeit des Ministeriums Richelieu obgewaltet hatte, gestaut worden. Die Liberalen beklagten, daß innerhalb Frankreichs Grenzen griechische Flüchtlinge keine Gastfreundschaft fänden, daß in Frankreichs Häfen für Mehmed Ali Schiffe gebaut und Vorräte abgegeben würden. Von ihren politischen Gegnern nahmen manche für die Türken Partei, weil diese die Sache der Legitimität gegen die Revolution verfochten. Doch hatte ein Mann wie Bonald von Anfang an erklärt, neben der Legitimität der Personen gebe es noch eine heiligere, die der Vernunft, welche die Türken nicht anrufen könnten. Auch die „Weiße Fahne" fuhr fort, den Griechen ihr Fürwort zu leihen, die man nicht als verdammenswürdige Rebellen, sondern als leidende Mitchristen betrachten müsse. Inzwischen lenkten Werke wie Pouquevilles „Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands", Villemains „Lascaris" und der hinzugefügte geschichtliche Essay, Flugschriften von Bignon und de Pradt, Memoiren der philhellenischen Mitkämpfer Voutier und Raybaud die Augen des französischen Publikums immer wieder auf Scenen des Jammers und des Heroismus, die kein fühlendes Herz ungerührt lassen konnten. Mit dem Erscheinen von Fauriels „Volksliedern des modernen Griechenlands" (1824—1825) kam Frankreich, was Goethe beinahe als eine nationale Einbuße empfand, den deutschen Nachbarn zuvor. Der Pinsel Delacroix' wetteiferte mit der Feder Delavignes, und der Philhellenismus fand durch die Salonberichte den Weg von den Kunstausstellungen in die Litteratur zurück. Vor allem verhalf die Kunde vom Eindringen der Aegypter in Morea ihm zum vollen Durchbruch.[1]

Fauriel.

Der Pariser Hilfsverein 1825.

Im März 1825 entstand in Paris eine „philanthropische Gesellschaft zu Gunsten der Griechen", deren Ausschuß Männer der verschiedensten Gesinnung und Lebensstellung, Chateaubriand und Sébastiani, den Herzog von Fitzjames und den Banquier Laffitte, in sich schloß. Der Herzog Louis Philipp von Orléans zeichnete als einer der ersten einen namhaften Beitrag. Chateaubriand richtete ein öffentliches Mahnwort an den Zaren und verkündigte, die Parteischranken umreißend: „Man wird legitim durch die Achtung und durch die Bewunderung, die man ein-

Chateaubriand, Constant u. a.

[1]) Ziehen: Studien zur Geschichte des Philhellenismus in der französischen Litteratur (Festschrift zur Einweihung des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt am Main 1897). — Antonopoulos: La société philanthropique en faveur des Grecs 1825—29 (Revue d'histoire diplomatique 1892). — Babeau: Le mouvement philhellène sous la restauration (Le Monde moderne. Avril 1897).

flößt, die Völker erlangen durch den Ruhm ein Anrecht auf die Freiheit". Die „Gesellschaft der christlichen Moral" schloß sich mit einem von Benjamin Constant verfaßten Aufruf an. Fast in jeder größeren französischen Stadt gab es einen Bazar, eine Ausstellung, eine Sammlung zum besten der Griechen. Dies befeuerte den Eifer der Griechenfreunde in Genf. Hier war Kapodistrias nach seinem Scheiden aus Rußland eingekehrt. Hier hatte der Historiker Sismondi mit der Feder und Eynard, Sekretär der Genfer Gesandtschaft beim Wiener Kongreß, ein Geschäftsmann von weitreichenden Verbindungen, mit Wort und That bereits kräftig vorgearbeitet. Eynard trat dem Pariser Ausschuß bei, übersandte ihm 50000 Francs und wußte bald alle Fäden des Philhellenismus in seiner Hand zusammenzufassen. Metternich konnte mit dem Ersuchen, dem Pariser Ausschuß „Schweigen aufzuerlegen" bei Villèle nichts ausrichten [1]). Blaquière, den eine zweite Reise nach Griechenland in seinem Enthusiasmus bestärkt hatte, sah mit Neid, daß die britische Nation sich durch die Angehörigen des französischen Sprachgebietes in der Unterstützung, „der heiligen Sache" überflügeln lasse.

Eynard.

Französische Parteigänger in Griechenland.

Inzwischen hatte es den Anschein, als wenn die philhellenische Unterstützung von französischer Seite als Hebel dynastischer Wünsche benutzt werden sollte. Die provisorische Verfassung von Epidauros hatte einem König gleichsam den Platz freigelassen. Wohlwollende Beurteiler der Griechen erklärten: „Vor allem bedürften sie einen kraftvollen und talentvollen Herrscher, der sie dem Gesetz unweigerlich gehorchen lehrte" [2]). Unter gebildeten Griechen selbst waren u. a. die Namen des Prinzen Leopold von Koburg, des Prinzen von Wasa, Jérômes, des ehemaligen Königs von Westfalen, als tauglicher Kandidaten für den künftigen Thron, genannt worden. Daß nur ein Ausländer der Zwietracht der einheimischen Häuptlinge werde steuern können, war eine nicht selten gehörte Meinungsäußerung. Im Hinblick hierauf schmeichelte sich der Herzog von Orléans mit der Hoffnung, seinem zweiten Sohne Nemours die künftige Krone Griechenlands zu verschaffen. Ein Doktor Vitalis aus Zante, der lange in Frankreich gelebt hatte, war schon seit 1824 unter der Hand dafür thätig. General Roche, den der Pariser philhellenische Ausschuß auf seine Kosten 1825 nach Griechenland sandte, bemühte sich daselbst, ohne von seinen Vollmachtgebern dazu angewiesen zu sein, eine förmliche französische Partei zu bilden. Der Herzog von Orléans machte aus seinen Wünschen auch gegenüber Villèle kein Hehl. [3]) Nun ließ es allerdings

Roche und die orléanistische Thronkandidatur.

[1]) Bericht Vincents 14. Sept. 1825. Arch. Wien.

[2]) J. B. Keisler, Referent beim Stadt- und Landgericht Triest, an den Philhellenenverein zu Freiburg 12. Juni 1823 (Papiere des Züricher Philhellenen-Vereins. Kopie).

[3]) S. zur Ergänzung von Bekanntem: Villèle: Mémoires V. 166. In Barante: Souvenirs III. 279. (1893) heißt es in einem Brief der Herzogin von Broglie (18. Okt.

General Roche an Austeilung von Geschenken und Bildern des Prinzen nicht fehlen. Auch schienen einige der festländischen Kapitani, an ihrer Spitze der gefürchtete Guras, dafür nicht unempfänglich zu sein. Ebenso glaubte er auf Kolettis und Demetrius Ypsilantis rechnen zu dürfen. Allein stärker war doch die Zuneigung zu der anderen westlichen Großmacht Europas.

Englische Parteigänger.

Maurokordatos, sein Schwager Spyridon Trikupis aus Mesolonghi, der Byron die Leichenrede gehalten hatte, die angesehensten Insulaner und Primaten Moreas, setzten ihre Hoffnung auf England. Die veränderte Politik Großbritanniens, die sich mit Cannings Übernahme des Auswärtigen anbahnte, die Geldhilfe, die sich im Augenblick höchster Not in London bot, der unauslöschliche Eindruck des Opfertodes Byrons: alles wirkte zusammen, der Beherrscherin der Meere zahlreiche Anhänger unter den Griechen zu verschaffen. Als im Sommer 1824 ein russischer „Pacifikationsplan" bekannt wurde, der den Griechen zumutete, sich mit der Bildung getrennter, der Oberherrlichkeit des Sultans unterworfener, halbfreier Gemeinwesen zu begnügen, erflehte die provisorische Regierung in einem vom 24. August datirten Protest die Hilfe Englands. Sie berief sich dabei auf das Beispiel des Kampfes der spanischen Kolonieen in Südamerika, denen England sich gleichfalls geneigt erwiesen habe. Alle Bemühungen des reichen, seit Jahrzehnten in Rußland ansässigen Psarioten Varwakis, die englische Partei unter seinen Landsleuten durch Anpreisung der Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias zu schwächen, blieben völlig erfolglos. Man nahm die Summen, die er von Odessa mitgebracht hatte, verhielt sich aber taub gegen seine Ratschläge.

Griechenland stellt sich unter Englands Schutz 1. Aug. 1825.

Seit dem Falle Navarinos gewann der Gedanke an Kraft, sich förmlich dem Schutz der englischen Macht anzuvertrauen. Nichts begünstigte ihn so sehr wie das ermutigende Verhalten des englischen Kommodore Hamilton während der Gefährdung Nauplias durch Ibrahims Vortrab (s. o. S. 472). In jenen schreckensvollen Tagen schwieg jeder Widerspruch. Maurokordatos gewann in Hydra die Zustimmung der dortigen Wortführer. Er kehrte mit Hamilton nach Nauplia zurück. Er wußte den Vollziehungsrat in einer außerordentlichen Sitzung zu dem entscheidenden Schritt fortzureißen. Am 2. August begab er sich mit einigen Regierungsmitgliedern an Bord der Fregatte Hamiltons und setzten ihn von dem Beschluß in Kenntnis, kraft dessen das griechische Volk das Kleinod seiner Freiheit, Unabhängigkeit und politischen Existenz unter den unbeschränkten Schutz Großbritanniens stellte. Hamilton, mit dem ohne Zweifel alles abgekartet war, riet, sich unmittelbar an seine Regierung zu wenden, da er sich leider ohne An-

1825) nach Erzählungen Piscatorys von den Griechen: „Ils prendraient un roi de toutes mains".

weisung für eine Antwort befinde. Man war bereit, seinem Rat zu folgen und beeilte sich, Unterschriften für die Schutzakte zu sammeln. Fast überall, wohin Maurokordatos' Boten kamen, fanden sie gute Aufnahme. Die französisch Gesinnten wagten es kaum, ihnen entgegenzutreten. Roche, dem das Bekenntnis abgenötigt wurde, daß er ohne höheren Auftrag für das Haus Orléans gearbeitet habe, verlor beinahe seinen ganzen Anhang. Seine Proteste blieben, wie die des amerikanischen Philhellenen Townshend Washington, ohne Wirkung. Guras, der anfänglich durch Roches Lockungen und durch die Schmeicheleien des französischen Admirals de Rigny gewonnen worden war, ließ sich durch seine schöne Frau umstimmen. Hamilton war nach dem Zeugnis des an Ort und Stelle weilenden Prokesch, „der Abgott der regierenden Partei". Die Akte des 1. August wurde, mit ein paar tausend Unterschriften bedeckt, von Spyridon Trikupis und Demetrius Miaoulis, dem Sohne des Admirals, in vier Ausfertigungen zu Schiff mitgenommen. Zwei waren für den Lord-Oberkommissär in Korfu bestimmt, der bei der Entstehungsgeschichte jener Urkunde von fern her die Hand im Spiel gehabt hatte. Die beiden anderen sollten Canning überreicht werden.

Letzter Widerstand Mesolonghis.

Was immer man von Englands Hilfe gehofft haben mochte: für die Rettung Mesolonghis vom drohenden Untergang sah man sich ganz auf die eigene Kraft angewiesen. Diese aber versagte, seitdem Aegypter und Türken sich bei der Belagerung der Stadt die Hand reichten. Allerdings wurden durch freiwillige Gaben gegen Ende des Jahres 1825 die Mittel zur Ausrüstung einer neuen Flotille aufgebracht. Auch gelang es Miaoulis im Januar 1826, mit dieser sich den Lagunen Mesolonghis zu nähern und den Bedrängten Lebensmittel zuzuführen. Indessen nach seiner Rückfahrt wurde die Stadt von der See- und Landseite her wieder abgesperrt. Gegen die Kapitani im Gebirge wandte sich Reschid, dem Ibrahim vorwarf, in acht Monaten „den Zaun" Mesolonghi nicht haben einnehmen zu können. Die Belagerungsarbeiten leitete er selbst. Seine Anträge, sich ihm zu ergeben, wurden abgewiesen. Das Bombardement seiner Batterieen zertrümmerte Haus bei Haus. Aber die Bürger wetteiferten mit den Palikaren an Tapferkeit. Ein Außenwerk der Bastion Botsaris ward in der Nacht des 28. Februar von den Arabern erstürmt. Allein am folgenden Tage mußten sie es wieder preisgeben. Schadenfroh bemerkte Reschid den Mißerfolg Ibrahims, der gewähnt hatte, den „Zaun" mit leichter Mühe bezwingen zu können und sich nun auf seine Hilfe angewiesen sah.

Kampf um die Lagunen. Übergabe Anatolikos 13. März 1826.

Ibrahim beschloß nach den gemachten Erfahrungen, sich zunächst der Lagunen zu bemächtigen. Das Fort Vasiladhi, das den Zugang zu ihnen deckte, fiel am 9. März. Drei Tage später wurde nach siebenstündigem Kampf die Besatzung der Insel Dolma, der Vormauer Anatolikos,

niedergemacht. Hiernach war Anatoliko nicht mehr zu halten. Die Einwohnerschaft wurde mit den ärmlichen Resten ihrer Habseligkeiten nach Arta verbracht. Die verzweifelte Lage Mesolonghis vor Augen, begab sich der englische Lord-Oberkommissär der ionischen Inseln ins türkische Lager, um seine Vermittlung anzutragen. Sie wurde nicht angenommen. Erneute Kapitulationsvorschläge Ibrahims scheiterten. Die Insel Klisova, der letzte Stützpunkt der Belagerten in den Lagunen behauptete sich gegen eine siebenfache Übermacht. Der Kapitano Tsavellas, der ihr Trotz bot, ging beim Einbruch der Nacht selbst zum Angriff über und errichtete ein Siegeszeichen aus den erbeuteten Flinten. Reschid Pascha war verwundet, Hussein, der Bändiger Kretas, getödtet, mit ihm hunderte der Albanesen und Aegypter.

Vergebliche Expedition Miaoulis'.

Für Mesolonghi aber gab es keine Rettung mehr. Die Regierung in Nauplia war rat- und mutlos. Eine schwere Niederlage, die Fabvier im März mit einem neugebildeten Korps auf Euböa erlitt, erschütterte sie vollends. Kolokotronis, mit ihren Hauptmitgliedern im Herzen noch immer nicht ausgesöhnt, stand unthätig in Morea. Eine äußerste Anspannung der geringen verfügbaren Geldmittel ermöglichte noch einmal die Entsendung eines kleinen Geschwaders, mit dem Miaoulis wieder sein Glück vor Mesolonghi versuchen wollte. Aber es war so schwach bemannt und so schlecht gerüstet, daß er nach wenigen Tagen vor dem übermächtigen und wachsamen Feinde zurückweichen mußte. Unter der Bürgerschaft und unter der Besatzung Mesolonghis hatten Hunger und Krankheit furchtbar aufgeräumt. „Unsere letzte Stunde naht“, schrieb einer der Eingeschlossenen, der Schweizer Arzt Meyer, der seit 1824 die Herausgabe von zwei Zeitungen, der neugriechisch abgefaßten „hellenischen Chronik“ und des in verschiedenen Sprachen erscheinenden „Telegraphen“ übernommen hatte.

Untergang Mesolonghis 23. April 1826.

Fest entschlossen, nur mit den Waffen in der Hand den Platz zu räumen, wollten die Verteidiger es wagen, um die Wehrlosen geschart, sich durchzuschlagen. Die Bürger willigten schweren Herzens ein, sich von ihrer Heimat loszureißen. Geheimboten stahlen sich zu Karaiskakis ins Gebirge, um ihn aufzufordern während des geplanten verzweifelten Unternehmens den Feinden in den Rücken zu fallen. Er selbst lag jedoch damals am Fieber darnieder. Nur einige seiner Gefährten mit ein paar hundert Klephten machten sich auf den Weg. Am Abend des 22. April gaben ihre Flintenschüsse den auf ihre Ankunft Harrenden ein erstes Zeichen. Aber Ibrahim und Reschid waren auf ihrer Hut. Die kleine Truppe der Klephten wurde durch ein starkes albanesisches Korps zurückgetrieben. Gegen einen Ausfall war sichere Vorsorge getroffen. Man wartete in der Stadt auf ein zweites Zeichen. Als Mitternacht nahte, und nichts zu hören war, riß den Kriegern an den Bastionen und Gräben die Ge-

duld. Sie stürzten sich ungestüm gegen die feindlichen Werke, hinter ihnen in wirrem Knäuel, Greise, Weiber, Kinder, Verwundete und Kranke, so viele sich ihrer fortschleppen konnten. Ein mörderischer Kartätschenhagel empfing sie. Bei dem Angstruf „Zurück“, der sich im Getümmel hören ließ, wandte die aufgelöste Masse wieder um. Ihr nach drangen die Belagerer ein, erpicht auf die endlich ihnen zufallende Siegesbeute. Was männlichen Geschlechtes war, wurde dem Tode geweiht. Mit Konstantin Trikupis, Spyridons Bruder, mit Kokkinis, dem Ingenieur der Festung, und mit so vielen anderen Griechen ging eine Anzahl Philhellenen, darunter jener Schweizer Meyer und der Preuße Dittmar, kämpfend zugrunde. Der Bischof von Rogon warf Feuer in ein Pulvermagazin und wurde halbverbrannt geköpft. Der greise Primat Kapsalis schloß sich mit einem Haufen Wehrloser in der Patronenfabrik des Windmühlenturmes ein und sprengte sie, als die Feinde vom Dach aus einzudringen suchten, einen Choral anstimmend, in die Luft. Ein paar tausend Weiber und Kinder wurden aus den Trümmern der brennenden Stadt in die Sklaverei abgeführt. Nicht viel besser war das Schicksal derer, die mit den Kriegern das türkisch-aegyptische Lager durchbrochen hatten. Die meisten erlagen den Verfolgern und den Strapazen. Als Notas Botsaris, Makrys und Tsavellas anfangs Juni mit etwa 1300 aus Mesolonghi Geretteten in Salona anlangten, zählte man in der jammervollen Schar nur sieben Frauen und ein paar Kinder.

Eindruck des Ereignisses.

Der Todeskampf und der heroische Fall der kleinen ätolischen Stadt, in welcher Byron geendet hatte, stachelte den Philhellenismus des ganzen Abendlandes zu fieberhafter Thätigkeit auf. Kein Ereignis aus der Gesamtgeschichte des griechischen Befreiungskampfes rief eine solche Fülle poetischer und bildlicher Verherrlichungen hervor. Ihr künstlerischer Wert stand allerdings zu ihrer Zahl nicht im Verhältnis. Aber unverkennbar war ihnen allen die Tendenz eigen, die eine deutsche Dichterin in die Verse zusammenfaßte:

Heil'ge Todte! — ungerochen
Wie ihr sanket — bleibt ihr nicht —!

Anfeuerung des Philhellenismus.

Mit wie inniger Befriedigung hatte nicht Metternich im Frühling 1825 die Meinung geäußert: „In Deutschland hat die Sache der Griechen jeden Reiz fürs große Publikum verloren“. Wie unsanft wurde er aus diesem Wahne aufgerüttelt. In Baiern hatte schon der weichherzige König Max Josef die Sammlungen für die Griechen begünstigt. Sein Nachfolger Ludwig zeichnete sich als „alter Griechenfreund“ auf einer Gabenliste mit 20000 Gulden ein. Er, dessen so gutgemeinte wie schlechtgebaute Verse „Hellas, der edler'n Menschheit treuen Wiege“ den Sieg prophezeiten, brachte den Philhellenismus auf den Thron. Er verbat sich auf einer Rundreise durch sein Land alle Feste und wünschte die

Ludwig von Baiern.

Hälfte der dafür ausgeworfenen Summen den Armen, die Hälfte den Griechen zugewandt zu sehen. Nach Mesolonghis Fall spendete er für sich und sein Haus an 100000 Francs. Er beförderte durch sein Beispiel der Freigebigkeit das Werk der Vereine. „Die gute Sache triumphirt", schrieb Anselm Feuerbach dem Freunde Thiersch, und dieser kam auf seine früheren Pläne der Ausrüstung einer Freischar zurück.

Aufruf Hufelands, Neanders u. s. w.

Aus Berlin mußte Metternich vernehmen, daß ein von Hufeland, Neander u. a. unterzeichneter Aufruf am 25. April 1826 öffentlich zur Unterstützung der notleidenden Griechen aufforderte. Er ließ Bernstorff Vorwürfe wegen der Duldung dieses „bedenklichen Schrittes" machen, die „thörichte Glossen über die Verschiedenheit der politischen Grundsätze der beiden Höfe" nach sich ziehen werde. Bernstorff gestand, der Aufruf komme der Regierung nicht gelegen, aber die Sache lasse sich nicht aufhalten. Bald hörte man, daß ein Beitrag von 1200 Friedrichsdors unter der Bezeichnung „Ungenannt" vom König stamme. Der Magistrat nahm Gelder in Empfang. Adlige Damen gingen mit der Sammelbüchse in die Häuser. Eine musikalische Aufführung, bei der Henriette Sonntag mitwirkte, ergab eine bedeutende Summe. Vergeblich suchte Kamptz in Metternichs Sinn durch eine Denkschrift auf den König zu wirken. „Der Sturm hatte, wie Schuckmann seufzend zugab, alle Dämme überflutet" [1]). So war es auch an anderen Stellen. In Dresden rief ein Graf Friedrich Kalkreuth seinen Landsleuten zu: „Denket an Misolunghi! Seid gütig und barmherzig. . . Wunder sind geschehen. . . Die Griechen werden nicht unterliegen". Stein gab jährlich fünf Jahre hindurch 500 Francs für „die unglücklichen Schlachtopfer der wütigen Ottomanen". Niebuhr sah mit Rührung, wie sein Sohn Marcus „seine ganze Sparbüchse zur Subskription ausleeren wollte". Sein eigenes Empfinden beschrieb er mit dem Satz: „Das entsetzliche Schicksal Mesolonghis macht mich für das unmittelbar Nächste und das Fernste fast stumpf."

Die Schweiz.

In der Schweiz kam neues Leben in die Vereine. Der Züricher hatte bis zum August 1828 eine Gesamteinahme von beinahe 70000 Gulden. Neben einzelnen Wohlhabenden und Gesellschaften trugen wie vormals Handwerker, Bauern, Schulkinder ihr Scherflein bei. Unter den Einnahmequellen figurirte der Erlös aus dem Verkauf von Bildern der Zerstörung Mesolonghis. Die „Griechen-Blätter" des Baseler Vereins erstatteten u. a. Bericht über die Fortschritte einer in Beuggen gegründeten Anstalt zur Erziehung verwaister Griechenkinder. Vor allem that Genf sich jetzt glänzend hervor, wo Eynard gleichsam die Rolle eines Generalstabschefs des gesamten Philhellenismus übernahm. An ihn wandte sich

Genf und Eynards Thätigkeit.

[1]) Weisungen an Lebzeltern 8. März 1825, an Zichy 27. Mai, 17. Juni 1826, Berichte Zichys 27. April, 4. 25. 31. Mai, 5. 17. Juni, 2. Sept. 1826. Arch. Wien. Vgl. L. Geiger: Berlin 1688—1848. II. 545.

nach dem Fall Mesolonghis der Bischof von Arta mit dem flehentlichen Aufruf, den Loskauf der gefangenen Weiber und Kinder aus der Sklaverei zu betreiben. Dank Eynards Bemühungen fand dieser Notschrei einen Widerhall im ganzen Abendland. Der unermüdliche Genfer überwachte die Absendung der ihm zuströmenden Gelder, der aufgekauften Lebensmittel, der angeschafften Waffenvorräte. Er unterhielt einen brieflichen Verkehr mit der griechischen Regierung, mit Miaoulis, Metaxas, Mauromichalis, Kolokotronis. Er hatte seine Bevollmächtigten in Ancona, Korfu, Zante, Cerigo, Nauplia, die ihm über den Stand der Dinge regelmäßig Kunde gaben. Er brachte diese Kunde durch die Veröffentlichung „officieller Dokumente" ganz Europa zu Gehör, und man las voll gläubigen Vertrauens, was einer seiner Korrespondenten berichtete: „Griechenland wird seine Freiheit erlangen. . . Es mag sich in ein großes Grab verwandeln, aber es wird nie wieder zum Sitz der Tyrannei werden".

Neuer Aufschwung des Philhellenismus in Frankreich.

Die Verbindung Eynards mit den Gesinnungsgenossen in Frankreich wurde noch inniger als zuvor. Das philhellenische Komite in Paris bot ihm die stärkste Stütze und ahmte sein Beispiel der Herausgabe von aktenmäßigen Zeugnissen philhellenischer Berichterstatter nach. Die Geldsammlungen dieses Komites waren noch während der Belagerung Mesolonghis stetig ergiebiger geworden. Die Herzogin von Broglie und die Dichterin Delphine Gay nahmen in den Salons der großen Welt reiche Gaben in Empfang. Aber zeitgenössische Steindrucke führen auch den Pariser Arbeiter, der mit Freuden seine paar Sous abliefert, vor Augen. Ein großes Koncert unter Rossinis Leitung, Tanzfeste, selbst Billardturniere wurden zu Gunsten der Griechen veranstaltet. Der Philhellenismus begann, sich in der Mode geltend zu machen. Die Uhrketten wurden durch griechische Bänder mit blauen und weißen Streifen verdrängt. In Marseille, Lyon, Nimes wetteiferten rührige Vereine mit dem von Paris, und nach der Eroberung Mesolonghis blieben kleine Provinzialstädte nicht hinter den Mittelpunkten des Reichtums und der Bildung zurück. Bei den Pairs hatte Chateaubriand schon im März darauf gedrungen, daß der Transport gefangener Griechen auf die Sklavenmärkte durch gemietete französische Kauffahrer streng verboten werde. In der zweiten Kammer forderte Noailles, daß man eine Summe zum Loskauf der Unglücklichen auswerfe. Benjamin Constant unterstützte ihn. Périer, Sébastiani, Hyde de Neuville übten an der Haltung der Regierung scharfe Kritik. Villèle hatte Mühe, die allgemeine Erregung zu beschwichtigen. Nichts wurde schmerzlicher empfunden, als daß die Aegypter französische Officiere zu Lehrmeistern gehabt hatten. Man beeilte sich, durch freigebige Spenden für die Opfer einer heiligen Sache wieder gut zu machen, was gleichsam als eine nationale Schmach erschien. Bis zum Ende des Jahres

1826 flossen dem Pariser Komite in runder Summe $1\frac{1}{2}$ Millionen Francs zu.

Druck der öffentlichen Meinung Europas.

Aber beinahe noch stärker als die materielle Hilfe war die moralische Unterstützung, die den Griechen zuteil wurde. Der Ansicht des Ultra Hyde de Neuville: „Die Griechen sind keine Revolutionäre, sie kämpfen für ihren Gott und für ihre Freiheit", wagte niemand mehr zu widersprechen. Die ganze abendländische Welt war von dem gleichen Gefühl durchdrungen. In Stockholm und in Edinburg, im Haag und in Florenz empfanden tausende denselben Pulsschlag der Zeit. Wo die gemeinsame Empfindung zu offenem Durchbruch kam, sah man Hoch und Niedrig, Konservative und Liberale, Strenggläubige und Unkirchliche mit einander verbunden. Es gab zum erstenmal wieder seit der Auflehnung gegen die napoleonische Zwingherrschaft eine gesamteuropäische öffentliche Meinung. „Die bejahende Antwort auf die Freiheitsfrage Griechenlands war, nach Grillparzers Ausdruck, zu einem Völkeraufschrei geworden." Auf die Dauer ihn zu überhören, konnte den Regierungen nicht möglich sein.

Verhandlung in Konstantinopel gemäß den Veroneser Beschlüssen.

Man hatte sich in Verona getrennt, ohne den Griechen im geringsten Hoffnung auf thätliche Einmischung zu ihren Gunsten zu machen. Ihre Sache trat hinter dem Wunsch zurück, die abgerissenen diplomatischen Fäden zwischen Rußland und der Türkei baldmöglichst wieder angeknüpft zu sehen. Da der Zar alle weiteren Verhandlungen in Konstantinopel „seinen Verbündeten" überlassen hatte, so mußte man in Ruhe erwarten, was hier die Vertreter Östreichs und Englands, die beide wie vormals im Vordertreffen standen, dem türkischen Selbstgefühl abringen würden. Der Sturz des fanatischen Großsiegelbewahrers Halet schien ihren Bemühungen förderlich zu sein. Die Sprache der Pforte wurde etwas milder. Auch bequemte sie sich zu dem ersten entgegenkommenden Schritt: die Ernennung der Hospodare für Moldau und Walachei in Petersburg kundzugeben. Allein noch manche wichtige Anstände blieben zurück.

Schwierigkeit der russisch-türkischen Aussöhnung.

Von türkischer Seite wurden Gegenforderungen älteren Datums vorgebracht. An ihrer Spitze stand die der Herausgabe einiger, dem Frieden von Bukarest zum Trotz besetzt gehaltener, Festungen in Kleinasien. Umgekehrt hatte Rußland sich darüber zu beschweren, daß die Räumung der Donaufürstentümer bisher nicht vollständig durchgeführt sei. Die Frage der Schiffahrt auf dem schwarzen Meer verwickelte sich in Folge des Erlasses eines neuen Fermans gleichfalls noch mehr zum Schaden des russischen Handels. Es war daher begreiflich, daß Nesselrode die Entsendung eines russischen Vertreters nach Konstantinopel bis auf weiteres für unmöglich erklärte. Auch durfte man sich nicht darüber wundern,

daß er zu den Vorbedingungen der Aussöhnung seines Herrn und des Sultans die Beruhigung über das Los der Griechen zählte. Dies alles brachte in Wien jedoch keine Entmutigung hervor. Für Metternich rückte die Angelegenheit des griechischen Aufstandes, solange der Kampf tobte, „in die zweite Linie." Sie war ihm „ein Problem, das nur die Weisheit der Vorsehung lösen könne," und das vorläufig „ganz und gar dem Bereich der Diplomatie entrückt" bleiben müsse. Er hoffte oder gab sich doch den Anschein zu hoffen, daß der bekehrte Zar „in seiner tiefen Einsicht und Seelengröße" die Sache ebenso betrachte. Er setzte alle Kraft daran, die sonstigen Gründe der russisch-türkischen Mißhelligkeiten zu beseitigen.

Nachgiebigkeit der Pforte in der Frage der Schiffahrt.

In der That blieben die ernsten Vorstellungen, die er durch Lützows Nachfolger, den Internuntius Ottenfels, beim Reis Efendi anbringen ließ, nicht ganz ohne Wirkung. Sie erleichterten Strangford, der mit der Wahrnehmung der russischen Interessen betraut worden war, sein dorniges Geschäft. Er erlangte wenigstens nach hartem Ringen im Spätsommer 1823 die Einsetzung einer Kommission, die den Hauptbeschwerden der russischen Kaufleute Abhilfe versprach. Daran reihte sich die Zusage von Verhandlungen mit anderen europäischen Mächten, die bisher kein vertragsmäßiges Recht der Schiffahrt auf dem schwarzen Meer besessen hatten. Hingegen blieben die türkischen Staatsmänner in der Frage vollständiger Räumung der Donaufürstentümer unerbittlich. Es zieme, ließ der Reis-Efendi sich vernehmen, denen, die Piemont und Spanien besetzt hätten, sehr wenig, den Sultan zu drängen. Er wurde auch durch den Hinweis auf eine nahe bevorstehende Zusammenkunft des Zaren und des Kaisers Franz, bei der man Rußland das Nachgeben erleichtern müsse, nicht wankend gemacht.

Zusammenkunft der Kaiser Franz und Alexander in Czernowitz Okt. 1823.

Als Ort dieser Zusammenkunft war Czernowitz ausersehen. Die beiden Monarchen trafen sich anfangs Oktober in der Hauptstadt der Bukowina. Metternich mußte erkrankt in Lemberg zurückbleiben und verbrachte dort schlaflose Nächte in schweren Sorgen, ob nicht doch am Ende die kriegerischen Antriebe den Zaren fortreißen würden. Indessen konnten ihn die Berichte des Grafen Mercy, der ihn in Czernowitz vertrat, hierüber beruhigen[1]. Nesselrode, der an sein Krankenlager nach Lemberg eilte, bestätigte, der Friede werde erhalten bleiben. Der Zar gab zwar zu, daß er einer mächtigen Strömung Widerstand leisten müsse. Aber er bekannte sich zu dem Satz: „Ein Krieg, ausgenommen gegen die Revolution und gegen die Revolutionäre, würde in diesem Augenblick das Dasein aller Regierungen in Frage stellen. . . Ich fürchte ihn, weil ich ihn als ein Unglück für Europa betrachte". Er fügte bei: „Sollte das

[1]) Ein Aktenbündel „Mission du comte de Mercy a Czernowitz". Arch. Wien. Wichtigste Ergänzung der Mitteilungen in Metternichs Papieren, Prokesch-Ostens Bänden u. a., bereits von Mendelssohn benutzt.

allgemeine Interesse fordern, die Türken nicht mehr in Europa zu dulden, so wäre ich bereit, mit allen meinen Kräften bei ihrer Vertreibung mitzuwirken. Vereinzelt, für mich allein werde ich sie niemals angreifen". Er war geneigt, geduldig darauf zu harren, ob es nicht doch noch gelingen werde, den letzten Widerstand der Pforte in Sachen der Donaufürstentümer zu brechen. Er willigte ein, den Staatsrat Minčaki nach Konstantinopel zu senden, um die Handels- und Schiffahrtsfragen völlig ins reine zu bringen. Man durfte Minčaki, ohne allzugroße Vermessenheit, als Vorläufer eines neuen russischen Gesandten betrachten und damit in Bälde den Posten wieder besetzt zu sehen hoffen, der seit Stroganovs Abreise von Stambul leerstand.

Russischer Vorschlag einer „Pacifikation" Griechenlands.

Indessen hatten die Besprechungen von Czernowitz noch ein anderes Ergebnis. Zum erstenmal wurde hier die Idee einer Einmischung der europäischen Großmächte zu Gunsten der Griechen in greifbare Nähe gerückt. Mochte der Zar auch eine geflissentliche Entrüstung über ihre „revolutionären Grundsätze" zur Schau tragen: soviel war klar, daß es ihm peinlich war, dem blutigen Ringen noch länger unthätig zuzuschauen. Die russische Regierung schlug vor, die Frage der Pacifikation Griechenlands auf Konferenzen in Petersburg, unter Mitwirkung der Gesandten Östreichs, Preußens, Englands und Frankreichs zu behandeln. Metternich machte gute Miene zum bösen Spiel. In Berlin ließ er wissen, die beabsichtigten Konferenzen seien „sehr passend" und die Wahl Petersburgs als Verhandlungsort werde den besten Eindruck in Rußland machen. Aber zugleich deutete er an, daß der Vertreter Östreichs die äußerste Zurückhaltung wahren werde und bat um Erteilung ähnlicher Anweisungen an denjenigen Preußens.

Russisches Pacifikations-Programm 9. Jan. 1826.

Währenddessen ergingen die russischen Einladungsschreiben. Demnächst wurde den vier Mächten eine vom 9. Januar 1824 datirte Denkschrift unterbreitet, die das russische Programm „der Pacifikation Griechenlands" enthielt. Es nahm als feststehend an, daß die Türken niemals die griechische Unabhängigkeit anerkennen, aber desgleichen, daß sich die Griechen niemals in ihre frühere Lage zurückdrängen lassen würden. Rußland glaubte daher einen Vermittlungsvorschlag machen zu müssen, dessen Ausführung unter Garantie der verbündeten Mächte zu stellen wäre. Es empfahl die Bildung dreier unter der Suzeränität des Sultans verbleibenden Fürstentümer, Ostgriechenland von der thessalischen Nordgrenze abwärts, Westgriechenland, aus Epirus und Aetolien-Akarnanien bestehend, Morea vielleicht mit Hinzufügung Kretas. Die Inseln des Archipels sollten, unter türkischer Oberhoheit, ihrer freien Gemeindeordnungen versichert sein. Dem Sultan wäre ein jährlicher Tribut nach bestimmtem Ansatz zu zahlen und die Befugnis zuzusprechen, Garnisonen in einige feste Plätze zu legen. Den Griechen wäre volle Handelsfreiheit

mit eigener Flagge zu gewähren, und alle Beamtenposten dürften nur aus ihrer Mitte besetzt werden. Ihr Vertreter bei der Pforte hätte der Patriarch in Konstantinopel zu sein, der, wie die Agenten der Donaufürstentümer, völkerrechtlichen Schutz genießen müsse. Auf das Muster von Moldau und Walachei wies die russische Denkschrift überhaupt mit Vorliebe hin. Sie verriet dadurch, daß Rußland es nicht sowohl auf die Schöpfung eines kräftigen griechischen Nationalstaates als auf die Herstellung eines schwachen politischen Zwitterwesens, das seinen eigenen Zwecken dienen mochte, abgesehen hatte.

Widerstreben der Griechen und Türken.

Diese Auffassung beherrschte auch das allgemeine Urteil, als die russische Denkschrift in Folge einer Indiskretion von französischer Seite ein halbes Jahr später dem Publikum bekannt wurde [1]). Von den streitenden Parteien wollte sich keine die Petersburger Vorschläge gefallen lassen. Die Griechen wiesen sie, wie schon erwähnt, mit Entrüstung zurück, da sie außer voller Unabhängigkeit kein Heil kannten. Ebenso heftig war die Empörung der Türken, die sich verbaten, daß „in ihrem Reich europäische Souveräne nach ihrem Gutdünken die Herren spielen wollten“. Endlich fand das russische Programm auch bei den Mächten eine geteilte Aufnahme. Am willigsten schien man in Paris zu sein, wo Pozzo die russisch-französische Freundschaft warm zu halten suchte. In Berlin ließ man den russischen Vorschlägen aus Rücksichten der Religion und Menschlichkeit volle Gerechtigkeit widerfahren, jedoch ohne sich zu unbedingter Unterstützung zu verpflichten. In Wien war Gentz aufs tiefste durch die neueste Wendung der Politik des Zaren betroffen, während Metternich sich leichter mit ihr abzufinden schien. Er erklärte durch Lebzelterns Mund in Petersburg, die russische Denkschrift biete eine vortreffliche Grundlage, machte aber auf die Schwierigkeiten der praktischen Ausführbarkeit aufmerksam. Zugleich gab er Lebzeltern die geheime Anweisung, sich gegen Beschränkung der Souveränität des Sultans und gegen Zulassung der griechischen Flagge auszusprechen.

Beurteilung durch die Großmächte.

Änderung der englischen Politik.

In der Verurteilung der russischen Pacifikationspläne war Canning, bei aller Höflichkeit der Worte ganz mit ihm einverstanden. Übrigens aber hatte er bereits seit geraumer Zeit eine Haltung angenommen, die Metternich nichts weniger als beruhigend vorkam. Sie wich von dem bisher befolgten Gang der englischen Politik hinsichtlich des griechisch-türkischen Kampfes unzweideutig ab. Strangford vertraute schon im Frühling 1823 seinem östreichischen Kollegen in Pera klagend an, wie sehr ihm durch neue Weisungen aus London seine Aufgabe erschwert werde. Canning kündigte durch seinen Mund der Pforte die englische

[1]) Man vermutete in Wien, daß die russische Regierung selbst die Indiskretion gern gesehen habe. Randnote Metternichs zum Bericht Lebzelterns 1. Juli 1824: „de Nesselrode s'en est-il plaint à Paris?“ Arch. Wien.

Freundschaft auf, wenn sie nicht ihre Zusagen bezüglich der Christen erfüllte. Er bevollmächtigte ihn, unter Umständen mit englischer Besetzung einiger Inseln des Archipels zu drohen. Er weigerte den griechischen Blockaden ebensowenig wie den türkischen die förmliche Anerkennung. Er gab dem gestrengen Thomas Maitland, der zu Beginn des Jahres 1824 starb, in Frederic Adams, als Lord-Oberkommissär der ionischen Inseln, einen Nachfolger von ganz entgegengesetzter, den Griechen sehr freundlicher Gesinnung.[1]) Metternich bemerkte unwillig, daß die Philhellenen den englischen Minister bereits zu den Ihrigen rechneten. Der Wunsch, Cannings verdächtige Schritte zu durchkreuzen, mag auch an der Newa dazu mitgewirkt haben, den Vermittlungsplan vom 9. Januar 1824 zur Reife zu bringen.

Erste Petersburger Konferenzen Juni. Juli 1824.

Indessen gerieten die Petersburger Konferenzen, auf denen dieser Plan im Juni zur Sprache kam, in Folge mangelnder Instruktionen einiger Teilnehmer sehr bald ins Stocken. Dadurch ward vorläufig der bestehende Zwiespalt der Meinungen verdeckt. Einen besseren Verlauf hatten inzwischen die fortgesetzten Verhandlungen am goldenen Horn genommen. Durch die Erhebung Ghalibs, eines Mannes von westeuropäischer Bildung, zum Großvezir war der Partei der starrsinnigen Alttürken im Divan ein Stoß versetzt worden. Minčaki hatte nach Überwindung mancher Schwierigkeiten im März seine Kanzlei in Pera eröffnet. Strangford konnte Ende Juni anzeigen, die Pforte willige ein, ihre Truppenmacht in den Donaufürstentümern auf den Stand zurückzuführen, den sie vor Ypsilantis' Einbruch gehabt habe. Sein Ziel war damit erreicht. Das stärkste Hindernis der Rückkehr eines russischen Gesandten, als welcher ohne Zögern Graf Ribeaupière ernannt wurde, schien aus dem Wege geräumt zu sein. Bis zu seiner Ankunft sollte Minčaki die Geschäfte leiten. Soweit gelangt, beeilte sich Strangford, den Schauplatz zu verlassen, auf dem er sich seit anderthalb Jahren nicht mehr im vollen Einklang mit seiner Regierung gewußt hatte.

Minčaki russischer Geschäftsträger bis zu Ribeaupières Ankunft.

Umschlag in Konstantinopel vor Strangfords Abreise 11. Okt. 1824.

Aber noch ehe er im Oktober von Konstantinopel schied, trat daselbst wieder ein Umschlag ein. Man hatte nunmehr den Wortlaut der russischen Denkschrift vom 9. Januar kennen gelernt. Alsbald wurde Ghalib mit seinem friedfertigen Anhang gestürzt. In den Donaufürstentümern blieb die mohammedanische Polizeitruppe der Beschlis stärker an Zahl als vor Ypsilantis' Erhebung. Sie standen unter dem Befehl von Agas, die von der Pforte ernannt wurden, und die sich auch in die innere Verwaltung einmischten. „Wir kennen Rußlands Pläne, hielt der Reis-Efendi den Vorwürfen Ottenfels' entgegen, wir wissen, daß es unter dem Deckmantel des Religionsinteresses auf die Zerstückelung dieses Reiches

[1]) Metternich fürchtete anfangs sogar die Ernennung Lord Bentincks. Weisung an Lebzeltern 7. Febr. 1824. Arch. Wien.

hinarbeitet." „Wir mischen uns, gab er Strangford mit auf den Weg, niemals in Rebellionen, die in Europa ausbrechen und werden keine Einmischung zugeben, wenn uns ein solches Unglück trifft. Jeder Muselmann würde eher den Tod leiden als diese Schmach dulden." Es waren somit nicht sehr tröstliche Aussichten in die Zukunft, die der Engländer bei seiner Ankunft in Wien den dortigen Freunden eröffnen konnte.

Pläne Metternichs.

Indessen gab Metternich die Partie nicht verloren. Die Sache der Griechen ließ ihn nach wie vor kalt, und er hörte nicht auf, den türkischen Waffen die besten Erfolge zu wünschen. Hingegen galt seine ganze Sorge fortgesetzt der Erhaltung des Friedens zwischen Rußland und der Türkei. Sie dünkte ihn, selbst ohne rasche und dauernde Ordnung der orientalischen Angelegenheiten, noch möglich, unter Voraussetzung „gemeinsamen Handelns der verbündeten Mächte." Der Zar ging, wie er den östreichischen Gesandten in London wissen ließ, nach seiner festen Überzeugung nicht auf Eroberungen aus. Auch traute er ihm den Wunsch nicht zu, in einem völlig freien Griechenland „einen neuen wesentlich revolutionären Staat" entstehen zu sehen. Aber er erachtete es für unerläßlich, ihm durch einmütige Ratschläge seiner Verbündeten gegen den Andrang einer kriegslustigen Partei in Rußland und gegen die Strömung des Mitleids mit den duldenden Glaubensgenossen einen festen Rückhalt zu bieten. Je weniger sicher nach den bisher erlebten Absprüngen Cannings auf Englands freiwillige Beihilfe zu zählen war, desto eifriger drängte ihn Metternich, sich diesmal nicht von der Allianz zu trennen. Er ließ ihm durch Esterhazy vor Augen führen, Rußlands Unterfangen, die Türken mit den Waffen „nach Asien zurückzuwerfen", werde England unfehlbar in Mitleidenschaft ziehen. Er mahnte ihn, dem immer noch drohenden Bruch der beiden Mächte des Ostens durch engen Anschluß an die übrigen entgegenzuarbeiten. Diese Eröffnungen trugen einen streng vertraulichen Charakter. Gleichartige Gegenäußerungen von englischer Seite sollten nicht minder geheim gehalten werden.

Gedankengang Cannings.

Allein Canning war nicht gesonnen, mit Metternich gemeinsame Sache zu machen. Auch er war willens, Rußland im Zaum zu halten. Aber jene Allianz, die sich die Gewalt einer „schützenden Vorsehung" angemaßt und die sich ein für allemal das Recht der Einmischung in Angelegenheiten unabhängiger Staaten zugesprochen hatte, galt ihm nicht als das geeignete Werkzeug. Er machte Esterhazy gegenüber kein Hehl daraus, daß es ihm unmöglich sei, die Erhebung der Griechen als Aufruhr pflichtvergessener Unterthanen zu betrachten. Er ließ ihnen durch die Beantwortung ihres Hilfegesuches vom 24. August 1824 (s. o. S. 487) keine geringe Ermutigung zuteil werden. Zwar erklärte er mit scheinbarem Ernst die Echtheit des russischen „Pacifikationsplanes" für unerwiesen. Desgleichen lehnte er die Berufung der Griechen auf das Beispiel der südamerikanischen

Seine Beantwortung des griechischen Hilfegesuches 1. Dec. 1824.

Kolonieen Spaniens ab. Er betonte, England habe im Kampf dieser Kolonieen mit dem Mutterland die strengste Neutralität eingehalten und werde ihr auch im Kampf der Griechen mit den Türken treu bleiben. Aber es war schon ein Großes, daß er jene und diese als gleichberechtigte Parteien gelten ließ. Auch versicherte er der provisorischen Regierung in Nauplia, England werde sich nie an der Aufzwingung eines ihr widerwärtigen Pacifikationsplanes beteiligen. Hingegen sprach er seine volle Bereitschaft aus, im Fall des Ansuchens gemeinsam mit anderen Mächten eine Vermittlung anzubahnen. Jedes Wort dieser Erwiderung war wohl abgewogen. Ihre rückhaltslose Mitteilung mußte nach Cannings Meinung auch in Konstantinopel und Petersburg einen guten Eindruck machen. Gleichzeitig aber sollte sie Englands festen Entschluß ankündigen, „sich nicht für einen neuen Kongreß von Verona einfangen zu lassen, einen Kongreß, an dem England der Anwendung von Waffengewalt widerspräche, sie aber dem Belieben anderer überließe“.[1])

Metternich konnte kein Zweifel daran bleiben, daß der Liebe Müh' bei Canning verloren sei. Er hielt ihn an der Erhebung des griechischen Protestes nicht für unschuldig. Er nannte ihn „ein Spielzeug eitler Popularitätssucht.“ „Canning, urteilte er, wendet auf den orientalischen Konflikt dieselbe falsche Politik an wie auf die Angelegenheiten der neuen Welt. . . Er schlägt, dem Tag zu Gefallen, die ganze Zukunft in die Schanze.“[2]) Daß England an der Fortsetzung der Petersburger Konferenzen nicht teilnehmen werde, bestätigte ihm zu Ende des Jahres der Vetter des englischen Ministers, Stratford Canning, der später unter dem Namen Lord Stratfords de Redcliffe Weltruhm erlangte. Der englische Minister hatte diesen hochbegabten jungen Verwandten, dem das türkische Reich aus der Zeit seiner früheren diplomatischen Thätigkeit nicht fremd war, zu Strangfords Nachfolger in Konstantinopel bestimmt. Vorher aber sollte er in außerordentlicher Sendung, nach kurzem Aufenthalt in Wien, der russischen Hauptstadt einen Besuch abstatten. Er hatte daselbst in erster Linie Englands Fernbleiben von den Konferenzen zu rechtfertigen. Hiefür bot, neben dem Hinweis auf die Verzögerung der Abreise Ribeaupières, der Protest der provisorischen Regierung in Nauplia die beste Handhabe. Ein zweiter, ostensibeler Auftrag Stratfords trat dahinter zurück: die Mitarbeit an der Schlichtung alter Streitigkeiten, die zwischen Großbritannien und Rußland in den Grenzgebieten auf dem nordwestlichen Festland Amerikas obwalteten.

Mission Stratford Cannings.

Der Abgesandte Cannings hatte in Wien lange Auseinandersetzungen mit Metternich und Gentz. Er konnte sie aber ebenso wenig bekehren

Sein Auftreten in Wien.

[1]) Canning an Liverpool 16. Mai 1824. Some official Correspondence I. 197.

[2]) Weisung an Lebzeltern 24. Dec., (Beilage: Weisung an Esterhazy 5. Dec.), 1824. Arch. Wien.

wie es ihnen, trotz Metternichs gegenteiliger Einbildung, mit ihm gelang. Gentz erschien er „in seinem vollen Charakter eines alter ego des gleichnamigen Vetters“. Er seinerseits entwarf diesem seinem Verwandten und Auftraggeber in einem Privatbrief launige Schilderungen seiner fruchtlosen Wiener Gespräche. Daran zweifelte er nicht, daß „ein mürrischer Zar und ein wütender Nesselrode“ ihm einen viel schlimmeren Empfang bereiten würden. In der That war Alexander über die englische Weigerung äußerst empört. Lieven, sein Gesandter in London, empfing strengen Befehl, sich mit Canning in gar keine Verhandlungen mehr über die türkisch-griechische Angelegenheit einzulassen. Dies machte auf Georg IV. starken Eindruck. Allein er gestand Lieven, daß er gezwungen sei, seinen unentbehrlichen Minister gewähren zu lassen. In Petersburg hüllte man sich amtlich gegenüber Stratford Canning hinsichtlich der Frage des Tages gleichfalls in tiefes Schweigen. Man gab ihm zu verstehen, jede Erörterung sei „gänzlich nutzlos“, so lange England den Konferenzen fern bleibe.

Sein Empfang in Petersburg.

Zweite Petersburger Konferenzen Febr. bis April 1825.

Diese wurden am 24. Februar mit dem russischen Vorschlag eröffnet, zum Zweck der Erzwingung eines Waffenstillstandes der Pforte mit Abrufung aller diplomatischen Vertreter aus Konstantinopel zu drohen.[1] Zwischen griechischen Abgeordneten und der Pforte wären unter Vermittlung der Großmächte auf einem neutralen Kriegsschiff im Hafen von Konstantinopel Besprechungen einzuleiten. Den Griechen sollten Agenten der Großmächte, wenn nicht in deren Namen ein Agent des Zaren allein, nationale und administrative Selbständigkeit, Religions- und Handelsfreiheit unter der Suzeränität des Sultans in Aussicht stellen. Nesselrode mußte sich auf Widerspruch schon gegen den ersten Teil seiner Vorschläge gefaßt machen. Selbst in Paris, wo man am geneigtesten war, den Wünschen der russischen Regierung entgegenzukommen, konnte man nicht verkennen, daß Drohungen den Ausbruch eines russisch-türkischen Krieges eher befördern als verhindern würden. Dieselbe Ansicht herrschte in Berlin. Der preußische Bevollmächtigte stellte den vermittelnden Antrag, der Forderung des Waffenstillstandes Unterhandlungen in Konstantinopel vorausgehen zu lassen, die auf eine freundschaftliche Dazwischenkunft der Verbündeten abzielen sollten. Am stärksten aber wich die Meinungsäußerung Lebzelterns, des östreichischen Teilnehmers an den Konferenzen, von den Ideen des russischen Kabinets ab. Der scheinbare Gegenvorschlag, zu dem sie sich zuspitzte, war eine allgemeine, große Überraschung.

[1] Neuere Veröffentlichungen ergänzen das bisher über die Vorgeschichte und den Verlauf der Konferenzen Bekannte, vor allem: Stanley Lane-Poole: Life of Stratford Canning I. 1888. Martens: Recueil des traités conclus par la Russie avec les puissances étrangères XI. 1895. Ringhoffer: Ein Decennium preußischer Orientpolitik 1897.

Lebzeltern erklärte nämlich: wenn er die unberechenbaren Folgen einer Abrufung der Gesandten von Konstantinopel mit den möglichen Wirkungen der Anerkennung eines unabhängigen Griechenlands vergleiche, so fühle er sich gedrungen, sich für diese auszusprechen. Es war ein politischer Hauptstreich, auf den Metternich nicht wenig stolz war. Unzweifelhaft hatte ihm Gentz die Hand geführt. Dieser hatte ihm schon in einer Denkschrift vom 10. November 1824 vorgestellt, die Anerkennung der Unabhängigkeit der Griechen werde sich weit eher vor der Welt rechtfertigen lassen als eine Kriegserklärung gegen die Pforte. Metternich nahm den Gedanken auf. Er wies Lebzeltern demgemäß an, jedoch mit ausdrücklicher Einschränkung des Gegenstandes der Verhandlung auf Morea und die Inseln des Archipels. Aber auch mit der künftigen Unabhängigkeit dieses so engen Gebietes war es ihm nicht Ernst.[1]) Sein unerwartetes Fechterkunststück hatte einen doppelten Zweck: die Pforte zu schrecken und Rußland zu zwingen, die Maske fallen zu lassen. „Die Annahme der Unabhängigkeit, hatte er Lebzeltern eingeschärft, wird hier lediglich unter dem Gesichtspunkt eines uns zu Gebote stehenden Unterhandlungsmittels, und zwar des wichtigsten, über das wir verfügen, angesehen." Er hatte streng vertraulich bemerkt: „Von dieser Maßregel allein kann man eine Wirkung auf den Divan erwarten. . . Sie ist gefahrlos, weil sie dem russischen Kabinet am wenigsten paßt."

Östreichs scheinbare Empfehlung griechischer Unabhängigkeit.

In der That legte der überrumpelte Nesselrode, sobald Lebzeltern seinen Trumpf ausgespielt hatte, gegen diese erstaunliche Abweichung von den „korrekten Grundsätzen" Verwahrung ein. „Das ist es nicht, rief er aus, was Rußland will. Es will im Gegenteil, daß die Griechen unter die Botmäßigkeit des Großherrn zurückkehren, aber nach Zusicherung eines ruhigeren Daseins und einer rein administrativen Unabhängigkeit." Dies war nach Gentz' Urteil „eine Erklärung von unschätzbarem Wert." Blieb die russische Regierung ihr treu und trieb sie allein dennoch zum Krieg, so gestand sie nach Metternichs Meinung vor aller Welt, daß die griechische Sache ihr nur Vorwand gewesen, um ihr letztes Ziel, „die Vertreibung der Türken aus Europa", zu verhüllen.[2]) Der ganze

Östreichisch-russischer Gegensatz.

[1]) Hiermit stimme ich A. Beer: Die orientalische Politik Östreichs S. 812 gegen Mendelssohn I 384 vollkommen bei. Als Beweisstücke dienen mir namentlich die in Metternichs Papieren IV. 205 und 207 ausgelassenen Sätze seiner Weisungen vom 15. Jan. 1825 an Lebzeltern. Die erste Lücke wird ausgefüllt durch den Abdruck bei Prokesch-Osten: Geschichte des Abfalls der Griechen IV. 150. Für die Ausfüllung der zweiten benutze ich das Original im Arch. Wien. — Man vergleiche Prokesch-Osten a. a. O. IV. 174 „Nous ne voulons pas de l'indépendance des Grecs" und Gentz: Dépêches inédites II. 435: „Négocier ou capituler sur l'indépendance sont des termes inconnus dans notre dictionnaire politique."

[2]) Bleistift-Randnote Metternichs zu Lebzelterns Bericht vom 16. März 1825,

weitere Verlauf der Konferenzen erwies die Verschärfung des Gegensatzes zwischen Rußland und Östreich. Mitunter war man nahe daran, die Sitzungen aufzuheben. Nesselrode erschien in dem fortdauernden Redekampf mit Lebzeltern nicht sicher. Der Druck der russischen Kriegspartei auf der einen und die drohende Haltung Englands auf der anderen Seite erschwerten seinen Gang. Das einemal gab er dem Antrag seine Zustimmung, mit gemeinsamen freundschaftlichen Vorstellungen in Konstantinopel den Anfang zu machen. Ein paar Wochen darauf forderte er Verzicht auf jede Verhandlung mit der Pforte, bis man sich über die Maßregeln geeinigt habe, die im Fall der Ablehnung von Pacifikationsvorschlägen durch den Sultan zu ergreifen wären.

Protokoll vom 7. April 1825.

Endlich, in der elften und letzten Sitzung am 7. April, vereinbarte man ein Protokoll, das einem Messer ohne Stiel und Klinge nicht unähnlich sah. Danach sollten die Vertreter der verbündeten Höfe in Konstantinopel angewiesen werden, durch mündliche und vertrauliche Eröffnungen gegenüber dem Reis-Efendi, die Pforte zur Zulassung des Grundsatzes der Intervention der festländischen Großmächte zu bewegen. Was geschehen sollte, wenn die Pforte diesen freundschaftlichen Rat nicht würdigte, blieb unausgesprochen. Allerdings betrachtete der Zar als „unentbehrliche Grundlage jeder weiteren Verhandlung" die Anerkennung der Möglichkeit, „im äußersten Notfall nach gemeinsamer Übereinkunft namens der festländischen Allianz Zwangsmittel anzuwenden." Dies ließ er am 16. April, unmittelbar vor seiner Abreise nach Warschau, den Verbündeten durch eine Cirkulardepesche ankündigen. Indessen er durfte sich nicht verbergen, daß er bisher mit dieser Forderung allein stand.

Metternich in Paris März, April 1825.

Metternich war durch den Verlauf der Konferenzen höchlich befriedigt. Er erfuhr ihn in Paris. Der trostlose Zustand seiner todtkranken Frau, der die Kunst der berühmtesten dortigen Ärzte keine Hilfe bringen konnte, hatte den nächsten Anlaß seiner Reise geboten. Aber auch die Politik stand ihr nicht fern. Er hegte den dringenden Wunsch, sich durch persönliche Aussprache mit Karl X., Villèle und Damas über die orientalischen Dinge zu verständigen. Es war unverkennbar, daß Frankreich seit einiger Zeit danach strebte, thätiger in ihr Getriebe einzugreifen. Nach längerer Abwesenheit eines französischen Botschafters von Konstantinopel war im Frühling 1824 General Guilleminot als solcher mit reichen Geschenken daselbst angelangt. Er suchte den alten Glanz des französischen Einflusses am goldenen Horn zu erneuern. In den Gewässern der Levante brachte Admiral de Rigny die französische Flagge zur Geltung. In Petersburg nahm Laferronnays eine bemerkenswerte Vertrauensstellung

Arch. Wien. (Diese Randnoten, deren sich zahlreiche vorfinden, sind für die Beurteilung der Ansicht Metternichs von nicht geringem Wert.)

ein. Was man von den ihm erteilten Weisungen erfuhr, gab dem Argwohn Nahrung, Frankreich werde dem Drängen Rußlands auf Ergreifung von Zwangsmaßregeln schließlich doch nachgeben. Dies zu verhindern, Frankreich auf dem rechten Wege zu erhalten, war Metternichs Absicht.

Seine Überhebung.

Binnen kurzem glaubte er seinem Kaiser und Gentz vermelden zu können, daß sie durchaus erreicht worden sei. Seine Unterhaltungen mit den leitenden Persönlichkeiten gewährten ihm „die volle Überzeugung von der vollkommenen Einheit des Urteils und der Wünsche“. Den Einfluß des gefürchteten Pozzo hielt er für „todt“. Er fand, daß diesem niemand mehr glaube, daß er durch seine Geldspekulationen und besonders durch seine Beteiligung an der Anleihe der spanischen Cortes sich den schwersten Schaden zugefügt habe. „Die Männer, welche an der Spitze stehen, berichtete er, drängen sich vertrauensvoll um mich“. „Im Augenblick spielt hier niemand, außer mir, eine politische Rolle... Die Menschen stehen mir hier gegenüber wie Schwämme, welche Ideen einzusaugen begierig sind“. Er hätte den Erfolg, dessen er sich rühmte, sehr gern durch eine Reise nach England vervollständigt. Georg IV. hatte ihn zum Kommen eingeladen. Nach Esterhazys mündlicher Versicherung hielt der König es „für ein Leichtes“, daß Metternich in „ein paar Tagen die moralische Erziehung Cannings beende.“ Canning verbat sich aber in so unzweideutiger Weise jeden neuen Versuch, hinter seinem Rücken „zu intriguiren“, daß Metternich es für geraten erachtete, die Einladung des Königs abzulehnen. Er eilte von Paris nach Mailand, um dort mit dem Kaiser Franz zusammenzutreffen und ihm ausführlich von seinen Triumphen zu berichten.[1])

Haltung der französischen und der preußischen Regierung.

Nach Villèles Tagebuch nahm der französische Ministerpräsident die anspruchsvollen Belehrungen seines Gastes keineswegs kritiklos auf. Indessen schloß er sich in der That der östreichischen Einrede gegen die letzte Willensäußerung des Zaren in Sachen des türkisch-griechischen Kampfes an. Er widerstand den Lockungen, die in geheimen Weisungen Nesselrodes an Pozzo enthalten waren. Er ließ sich auch durch die Aussicht auf einen „hohen Preis“ nicht zu Versprechungen hinsichtlich einer Verhandlung über die mögliche Anwendung von „Zwangsmitteln“ gegen die Pforte fortreißen.[2]) In Petersburg wurde ihm seine Zurückhaltung sehr verübelt. Einen viel besseren Eindruck machte hier die Sprache der preußischen Regierung, die, im Gedränge zwischen den beiden Kaisermächten, dem Zaren doch nicht die Hoffnung auf moralische Unterstützung benehmen wollte. Aber mit dieser allein war, wie Metter-

[1]) Gedrucktes ergänze ich durch Metternichs Weisungen an Lebzeltern 27. März (Beilagen: Metternich an Georg IV., an Wellington, vgl. Wellington: Despatches Cont. II. 430, 27. März) 11. April, 18. Juni, 15. Aug. Berichte Vincents 28. April, 5. Mai, 11. Juli 1825. Arch. Wien.

[2]) Maggiolo: Pozzo di Borgo 1890. S. 286.

nich dem sorgenvolleren Gentz bemerkte, Alexander nicht gedient. „Und Hilfstruppen, fügte er spöttisch hinzu, wird er doch wahrscheinlich nicht von Preußen fordern."[1])

Beantwortung der vertraulichen Eröffnungen der vier Mächte durch die Pforte Juni 1825.

Inzwischen war in Konstantinopel auf das Schlußwort der Petersburger Konferenzen eine unzweideutige Erwiderung gefolgt. Wohl hatte Ottenfels trotz Minčakis Einwendungen dem Ausdruck „Intervention" den milderen „gute Dienste" unterzuschieben gewußt. Allein der Sultan verbat sich diese wie jene. Die Siege, die Ibrahim Pascha kürzlich in Morea davongetragen hatte, erfüllten ihn mit dem Gefühl voller Überlegenheit. Die schärfste Antwort bekam der russische Dragoman zu hören. „Die griechische Sache, gab der Reis-Efendi ihm zurück, ist eine innere Angelegenheit. . . Wir wachen über unsere Rajah ebenso eifersüchtig wie über unsere Harems." Minčaki machte darauf mit erneutem Eifer ausschließlich russische Forderungen geltend, bei denen die Sache der Griechen ganz aus dem Spiel blieb. Die eine bezog sich auf die Privilegien, die nach dem Frieden von Bukarest den Serben zugesichert seien (s. o. S. 186). Die andere betraf die Donaufürstentümer, wo die Beschlis Agas, der Schrecken von Volk und Regierung, ihre Stellung behaupteten. Ihre Abrufung und Ersetzung durch gewöhnliche Officiere wurde auf Ottenfels' Drängen im Herbst des Jahres 1825 bewilligt. Er konnte nach Wien berichten, daß „dieser Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt sei". „Wenn es wahr ist, schrieb er an Gentz, daß Kaiser Alexander den Frieden erhalten und nur mit Ehren aus dem Handel kommen will, so haben wir ihm dazu den Weg gebahnt". „Wird man nun in Petersburg sagen, frohlockte Metternich, daß wir, indem wir dem Sultan Vernunft predigten, Rußlands Gang gehemmt haben?"[2])

Abrufung der Beschlis-Agas aus den Donaufürstentümern Okt.

Optimismus Metternichs.

Er blieb der Zuversicht, daß der Zar nichts Feindliches gegen die Pforte unternehmen werde, da er, von der Allianz im Stich gelassen, allein stehe. Für ebenso undenkbar hielt er es, daß er die Befreiung der Griechen erstrebe, da dies nur den „revolutionären Faktionen, die es auf den Umsturz Europas abgesehen hätten, nützen könne." Was er vom griechischen Kriegsschauplatz hörte, bestärkte ihn in der Hoffnung, „die ganze Boutique" werde in Bälde „gesprengt werden". Die Berichte Prokeschs, des jungen östreichischen Officiers, der damals zuerst während seines Urlaubs an Ort und Stelle einen Schatz von Beobachtungen sammelte, schilderten die Lage der Griechen in sehr dunkeln Farben. Die Mitteilungen Hauenschilds, des östreichischen Generalkonsuls in Korfu, durch den Gentz gelegentlich mit Maurokordatos Fühlung suchte, ergaben

[1]) Über das Verhalten Preußens, die Erwägungen des Königs und Bernstorffs u. s. w., s. Genaueres bei Ringhoffer a. a. O., vgl. Metternichs Urteile bei Prokesch-Osten: Zur Geschichte der orientalischen Frage 1877, S. 71, 78, 75.

[2]) Weisung an Lebzeltern 6. Okt. 1825. Arch. Wien.

dasselbe Bild. Daß die griechische Regierung in Nauplia sich am 1. August 1825 unter den ausschließlichen Schutz Englands stellte, machte Metternich im Glauben an seine Überlegenheit nicht irre. Im Gegenteil: er betrachtete das Ereignis und alle seine Begleiterscheinungen „als einen wahren Deus ex machina, als eine Art von Gottheit, welche stets die treueste Gefährtin derjenigen ist, welche Recht haben“. „Wie wird sich, meinte er, Mr. Canning drehen und wenden? Dies mag er entscheiden, so viel ist aber gewiß, daß er thun mag, was er will, er immer im Kothe stecken wird.“

Lösung Rußlands von der festländischen Allianz.

Indessen eben von dieser Seite bereitete sich eine Wendung in der Behandlung der griechischen Frage vor, auf die man in Wien am wenigsten hatte gefaßt sein können. Alles ward hier eher für möglich gehalten als ein gesondertes Übereinkommen Englands und Rußlands. Das Verhältnis beider Mächte war von Tag zu Tag gespannter geworden. Dies vor allem machte die griechische Sache in Gentz' Augen zu einer „todesschwangeren Wolke, deren Zerplatzen unnennbares Unheil über die Welt verbreiten kann“. Aber das Unerwartete geschah. Schon während der Petersburger Konferenzen hatte Laferronnays, als einzig Scharfblickender, die Vermutung geäußert, vielleicht werde Rußland, nachdem es die Absichten der Alliirten erkannt, mit England allein eine Verständigung wegen der orientalischen Angelegenheiten suchen. Der Zar war schon damals dem Vorsatz untreu geworden, diesen Gegenstand im Beisein Stratford Cannings nicht zu berühren. Wie Nesselrode führte er ihm gegenüber eine sehr versöhnliche Sprache. Bei den festländischen Alliirten fand er nicht die gewünschte Unterstützung. Er hatte vor allem auf die östreichische gerechnet, und gerade Östreich zeigte sich am sprödesten. Auch ließ der kühne Schachzug sich nicht vergessen, durch den Metternich ihn gezwungen hatte, halb und halb zu bekennen, welches Ziel dem Mitgefühl des russischen Kabinets für die Griechen gesteckt sein sollte. Sein Groll wegen des Widerstandes, der ihm in Wien entgegengesetzt wurde, brach offen durch. Am 18. August kündigte Nesselrode den Willen seines Herrn an, von nun an in der orientalischen Frage ohne Rücksicht auf seine Verbündeten nur seiner Würde und den Interessen seines Reiches gemäß zu handeln. Tatiščev empfing den Befehl, sich jeder weiteren Erörterung über die türkischen Angelegenheiten mit Metternich zu enthalten.

Annäherung an England.

Hingegen wurde der Bannkreis der nach Lievens gleichlautendem Auftrag ein halbes Jahr zuvor um Canning gezogen war, allmählich durchbrochen. Canning selbst hatte es nicht an Aufforderungen dazu fehlen lassen. Je deutlicher er die Gereiztheit der russischen Regierung gegen die östreichische wahrnahm, desto sicherer rechnete er auf die Sprengung der festländischen Allianz. Er hatte für den Gesandtschaftsposten in Petersburg Strangford ausersehen, den er nach seiner letzten Thätigkeit für

Ernennung Strangfords und Stratford Cannings zu Gesandten in Petersburg und Konstantinopel.

den Geeignetsten halten mochte, Alexanders Vertrauen zu gewinnen. Zu Strangfords Nachfolger in Konstantinopel ward Stratford Canning bestimmt. Als dieser auf dem Heimweg Warschau passirte, fand er allerdings Nesselrode noch ziemlich verschlossen. Aber schon gab der russische Minister dem Grafen Lieven in einer geheimen Weisung vom 14. Juni zu verstehen: „Es wäre ein Akt wahrer Unklugheit von unserer Seite, wenn wir England zurückstoßen wollten."[1])

Vorsicht Cannings. Zurückweisung der griechischen Unterwerfungsakte.

Das ganze weitere Verhalten Cannings war darauf berechnet, dem Zaren jeden Argwohn zu benehmen, als suche England im Trüben zu fischen. Einigen Griechen, die, noch vor der Ankunft des Originales, seine Genehmigung der Unterwerfungsakte vom 1. August erbaten, antwortete er, daß Großbritannien ein solches Angebot nicht annehmen könne. Sie sondirten ihn, wie sich die englische Regierung verhalten würde, falls das griechische Volk dem verwitweten Schwiegersohn des englischen Königs, dem Prinzen Leopold von Koburg, nach freier Wahl ohne irgend welche Dazwischenkunft, die Krone antrüge. Er erklärte es in seiner Erwiderung für wahrscheinlich, daß der Prinz die Zustimmung des Königs nachsuchen, und für gewiß, daß dieser sie versagen würde. Er bat, es nicht als Beweis der „Unfreundlichkeit" Englands gegen das griechische Volk aufzunehmen, wenn die englische Regierung sich genötigt sehe, der Welt noch einmal ihren festen Entschluß anzukündigen, in dem griechisch-türkischen Kampf „eine unwandelbare Neutralität" zu wahren. Am Tage nach dieser Unterredung, am 30. September, wurde in der That eine Proklamation Georgs IV. in diesem Sinn erlassen. Sie brachte, freilich ohne die englischen Philhellenen von der Fortsetzung ihrer Rüstungen abzuschrecken, die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen in Erinnerung. Nach dem Eintreffen der Unterwerfungsakte der Regierung von Nauplia versicherte Canning sie seiner vollen Bereitwilligkeit, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Aber die Übernahme der Schutzherrschaft lehnte er nochmals ab.

Idee eines englisch-russisch-französischen Dreibundes.

Während Canning so alles vermied, was Rußlands Mißtrauen hätte wecken können, faßte er schon den Plan ins Auge, außer dieser Macht auch die französische mit England zu einem Bund zu vereinigen, dem es obliegen sollte, dem grauenvollen Kampfspiel im Osten ein Ende zu machen. Ein aus Paris ihm zugekommener Reisebericht seines Freundes Huskisson vom 17. Oktober über die sorgenvolle Stimmung Karls X. mag den Hauptanstoß dazu gegeben haben. Er befrug unter dem Siegel

[1]) Martens: Recueil 1895 XI. 335. Hier, wie in Band IV. 1878, finden sich wichtige aktenmäßige Ergänzungen der bekannten englischen Werke aus russischen Quellen. Indessen ist S. 333 u. f. w. Stratford Canning mit Strangford verwechselt und im Folgenden umgekehrt übersehen worden, daß dieser bis zum Oktober noch in London verweilte (s. Wellington: Despatches Cont. II. 470 und Stapleton: Some official correspondence of Canning I. 297).

tiefster Verschwiegenheit den ersten Lord der Admiralität, ob die englische Seemacht im Mittelmeer stark genug sei, um einen Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Parteien zu erzwingen, und wie hoch die Stärke der französischen und russischen Geschwader für den Fall ihrer Mithilfe in jenen Gewässern anzuschlagen sei.[1])

Vertrauliche Unterhandlung Cannings und Lievens.

Was ihm vor allem den Mut gab, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken, war die wachsende Mitteilsamkeit des Grafen Lieven. Der russische Gesandte besuchte ihn zu Ende Oktober in Seaford, seinem Erholungsplatz am Meer, und gewährte ihm Einsicht in mehrere Aktenstücke, die den Zwiespalt Rußlands und der drei anderen Kontinentalmächte deutlich erhellten. Er ließ ihn namentlich über die Tiefe der Kluft nicht im Zweifel, die sich zwischen dem Zaren und Metternich aufgethan hatte. Er setzte ihn von einem angeblichen Übereinkommen des Sultans und Mehmed Alis in Kenntnis, wonach Ibrahim Pascha die ganze griechische Bevölkerung in die Sklaverei abführen und ihr Land mit Aegyptern oder anderen Bekennern des mohammedanischen Glaubens besiedeln sollte. „Wir sind da, erwiderte ihm Canning, die Thüre ist offen.“ Den befreundeten Granville ließ er wissen, er werde nun von den Hauptmächten umworben. „Noch sind die Dinge für unsere Einmischung nicht reif, denn wir dürfen uns nicht, wie unsere guten Alliirten, vergeblich einmischen. Handeln wir, so müssen wir, was geschehen soll, auch zu Ende führen.“ Seinerseits berichtete Lieven nach Hause: „Canning und ich, wir sind auf dem Wege der Vertraulichkeiten.“ Er verfocht den Satz, von allen Großmächten sei die englische die einzige, auf die Rußland in der türkisch-griechischen Sache sich verlassen könne. Er einigte sich mit Canning über die folgenden Punkte: Vergessen des Vergangenen, enges Vertrauen zwischen den beiden Regierungen, strenge Wahrung des Geheimnisses. Nur Liverpool und Wellington sollten eingeweiht werden, abgesehen vom König, dem wegen seiner nahen Beziehungen zu Esterhazy nur mit Vorsicht Aufschlüsse gegeben werden sollten.

Anbahnung einer englisch-russischen Verständigung.

Auf diese Weise hatte sich schon gegen Ende des Jahres 1825 ein englisch-russisches Einverständnis angebahnt. Es blieb dem Zaren Alexander versagt, sein Siegel darunter zu setzen. Sein plötzlicher Tod rief in Petersburg einen Scenen-Wechsel hervor, der binnen kurzem auf den Verlauf der Wirren im Osten Europas zurückwirkte.

[1]) Stapleton: Some official correspondence of Canning I. 303. 321.

XV.

Bewegung in der Litteratur.

Romantische Strömungen und Gegenströmungen in der gelehrten Litteratur.

Auch im Reiche der Ideen arbeiten unaufhaltsam aber langsam wirkende Kräfte gleichsam an einer beständigen Änderung der geistigen Schichtungen und Lagerungen. Wer ein feines Auge für den allmählichen Wandel im Fühlen und Denken der Menschen und namentlich der Jugend hatte, konnte im dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts die zunehmende Neigung, Bestehendes anzuzweifeln, und den Hang verschärften Widerspruchs gegen herrschende Gewalten nicht übersehen. Es war ein Vorzeichen neuer, nahender Stürme im Umkreis der europäischen Staatengemeinschaft. Noch übte freilich die Romantik und dank so manchem ihrer gesunden Triebe die ungetrübte Freude an dem naturwüchsig Gewordenen, an dem ursprünglich Volkstümlichen, an dem seit Alters Eingewurzelten eine weitreichende Macht aus. Vor allem fuhr die Wissenschaft fort, auf vielen Gebieten dem echt romantischen Zug geschichtlicher und vergleichender Betrachtung zu folgen, der die Vorliebe des Zeitalters der Aufklärung und der Revolution für vernunftgemäße Konstruktion und Verallgemeinerung abgelöst hatte.

Deutschland.

Immer noch durfte Deutschland sich rühmen, auf diesem Wege das Banner voranzutragen (s. I. 3 ff.). Mochte es sich um die Erforschung der Sprache oder des Rechtes, der Volkskunde oder der Litteratur handeln: der Anstoß des romantischen Geistes wirkte hier am mächtigsten nach. Der zweite und dritte Band von Jakob Grimms deutscher Grammatik und seine deutschen Rechtsaltertümer, die wichtigsten Vorarbeiten zu Bopps vergleichender Grammatik und Humboldts im Verborgenen reifende Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues gehörten demselben Jahrzehnt an, das Savignys Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter fortschreiten, Böckhs griechisches Inschriftenwerk seinen Anfang nehmen, Karl Otfried Müllers „Dorier", Friedrich Gottlieb Welckers „Prometheus-Trilogie", Diez' „Poesie der Troubadours" erscheinen sah. Es war eine selbstverständliche Folge des wissenschaftlichen Aufschwunges, dem der Genius der Romantik Flügel geliehen

hatte, daß auch die Geschichtsschreibung durch ihn auf eine strahlende Höhe geführt wurde. Der Darstellung des Mittelalters eröffneten die „Monumente“, deren erste Bände damals ans Licht traten, neue Aussichten. Schon vorher war Raumer mit seiner Geschichte der Hohenstaufen ein überaus glücklicher Wurf gelungen. So viel auch vom ersten Schimmer dieses Werkes im Lauf der Zeit verblaßte: der Stimmung empfänglicher Leser kam es durchaus entgegen, und sein Ruhm als Gesamtleistung erhielt sich in weiten Kreisen.

Raumer.

Eine unvergleichlich glänzendere wissenschaftliche und schriftstellerische Laufbahn betrat Ranke 1824 mit den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514“, denen der Anhang „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ beigegeben war. Drei Jahre später entrollte er das Gemälde der Osmanenmacht und der spanischen Monarchie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Alles, was während eines langen gesegneten Lebens die Größe des Meisters historischer Forschung und Kunst bildete, kündigte sich im Verein hier bereits an: das feinste Verständnis in der Abschätzung und Benutzung der Quellen, ein auf reine Gegenständlichkeit gerichteter Sinn, der dem Darsteller die Gabe wünschenswert machte, „sein Selbst gleichsam auszulöschen“, das Bemühen, die Verknüpfung der Einzelerscheinung und des Allgemeinen aufzudecken, die angeborene Gestaltungskraft und Lebhaftigkeit des Ausdrucks. Sichtlich trat auch hier schon das Streben hervor, dem Spiel der politischen Machtmittel und Machtäußerungen das Hauptaugenmerk zuzuwenden. Wer mit vollen Händen, noch ehe er im Anblick der Originale schwelgen konnte, aus dem ungehobenen Schatz venetianischer Gesandtschaftsberichte schöpfte, mußte geneigt sein, mit seinen diplomatischen Gewährsmännern die Dinge vom Standpunkt der Herrschenden aus zu betrachten. Aber derselbe Historiker wußte auch in der Geschichte der serbischen Revolution (1829) eine aus der Tiefe hervorquellende Volkserhebung nach ihrem Ursprung und ihrem Verlauf, vornehmlich gemäß dem Zeugnis eines Mitlebenden, mit unnachahmlicher Farbenmischung im Bilde festzuhalten.

Ranke.

Nachmals ward es gäng und gebe, einen Vergleich zwischen Ranke und Schlosser zu ziehen, ihn auf „Schulen“ beider Männer auszudehnen und zum Gegensatz der Schlagwörter „Objektiv“ und „Subjektiv“ zuzuspitzen. Von anderen Schiefheiten eines solchen Vergleiches abgesehen, war es unbillig zu vergessen, daß Ranke als junger Mann seine Erstlingsschrift vorbereitete, während Schlosser, einer anderen Generation angehörig, schon nahe an den Fünfzigen, zahlreichen universalhistorischen Arbeiten 1823 den Entwurf seines erfolgreichsten Werkes anreihte. Es war die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Ihren mächtigen Einfluß auf die Leser äußerte sie freilich erst in der späteren ausführlicheren

Schlosser.

Gestalt. Hier hörte der deutsche Bürgersmann mit inniger Genugthuung den strengen Censor der Hof- und Maitressenwirtschaft, der Seelenverkäufer und Blutsauger einer Zeit, die der Großvater oder der Vater noch miterlebt hatte. Er empfand die Gleichstellung der sittlichen und politischen Gebote als etwas Selbstverständliches. Er stieß sich nicht an den Ecken und Kanten des kunstlosen Vortrags, der den ehrlichen Zorn des entrüsteten Zöglings Dantes und Kants widerspiegelte. Er übersah, wie viele geschichtliche Erscheinungen des Staats- und Wirtschaftslebens in dieser moralisirenden Erzählung zu kurz kamen, um sich an der liebevollen Schilderung des Triumphes der Aufklärung zu erlaben. Die „friesisch-freie“ Gesinnung des eisernden Lehrmeisters erquickte alle, die den Druck feudaler Ansprüche und polizeilicher Fesseln empfanden. Ein Gefühl „der Pflicht“ hatte den beschaulichen Gelehrten zum politischen Strafprediger gemacht. Mit seiner Übersicht der Geschichte des Altertums gab er dies Amt wieder auf. Aber Unzählige dankten ihm, daß er den Machthabern des Tages mit der Erinnerung an das reinigende Feuerbad der Revolution die Mahnung aufs neue ins Gedächtnis gerufen hatte: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Hegel. Während die deutschen Historiker rüstig an der Arbeit auf einzelnen Gebieten waren, unternahm es der deutsche Philosoph, der sich einer beherrschenden Stellung rühmen durfte, vom Katheder herab den Gesamtverlauf der Geschichte als „den vernünftigen, notwendigen Gang des Weltgeistes“ zu erweisen. Hegel war seit seiner Berufung nach Berlin zum Haupt einer selbstbewußten Schule geworden, die sich mit jedem Jahre weiter ausbreitete. Die Gunst Altensteins und seines vertrauten Rates Schulze leistete ihr auf den Universitäten Vorschub. Die Gründung der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ (1827) sicherte ihr einen starken Einfluß auf das lesende Publikum. Nach den Worten eines seiner Getreuesten wurde Hegel, „der schon als Staatsphilosoph galt, nun im umfassendsten Sinn auch der Modephilosoph“. Die scheinbare Geschlossenheit seines kühn emporstrebenden Gedankenbaues, die Fülle der fruchtbarsten Ideen, die mit den gewagtesten Willkürlichkeiten verwoben waren, die sophistischen Kunststücke dialektischer Gewandtheit und selbst das gelegentliche geheimnisvolle Rotwälsch der Formelsprache: das alles übte einen unwiderstehlichen Zauber aus. Faßte man das Verhältnis des Weltweisen auf der Höhe seines Lebens zu den bestehenden Gewalten ins Auge, so schienen sie durch ihn kräftig gestützt zu werden. Zwar durfte man ihn nicht im Heerbann der romantischen Politiker suchen. Mit dem „Restaurator“ Haller ging er in seiner Rechtsphilosophie scharf ins Gericht. Seine uneingeschränkte Verherrlichung des Staates, als eines „Irdisch-Göttlichen“, als „der Verwirklichung der Freiheit“, als „der Welt, die der Geist sich gemacht hat“, entzog den Lobrednern der guten

alten Zeit des Feudalwesens den Boden. Aber seine Verlegung der Souveränität in das „eine Individuum, den Monarchen", seine Behauptung: „Jedes Volk hat die Verfassung die ihm angemessen ist", sein Tadel „der Eitelkeit des Besserverstehenwollens", sein unzähligemale nachgesprochener Kernsatz: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig" konnten von den Machthabern des Tages als Bollwerke gegen den Andrang des Liberalismus verwertet werden. Die preußische Monarchie, mit ihrem gebildeten und eingebildeten Beamtentum, erschien in der Beleuchtung dieser von Berlin aus verkündigten Lehren gleichsam als deutscher Musterstaat.

Indessen nahm Hegel Anstand, den Wert eines konstitutionellen Königtums und öffentlicher Kammerverhandlungen abzuleugnen. Mit der Forderung der Öffentlichkeit der Rechtspflege und der Geschworenengerichte ging er über das im alten Hauptgebiet Preußens Giltige hinaus. Es konnte auch zu sehr unerwarteten Schlüssen führen, wenn er das Kennzeichen einer „wohlgeordneten Monarchie" darin erblickte, daß man „zu einem Monarchen nur einen Menschen brauche, der Ja sagt und den Punkt auf das J setzt". Überhaupt enthielt seine Lehre einen verborgenen zersetzenden Keim, der in der Folge üppig aufging. War der Staat „an und für sich die Verwirklichung der Freiheit", und machte „der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit" den Inhalt der Weltgeschichte aus, so mußte sich das empörte Gefühl während der Blütezeit der europäischen Reaktion an vielen Stellen gegen die Anmutung aufbäumen, Vernunft und Wirklichkeit sich decken zu sehen. Mit richtigem Instinkt „sehnte sich" Arnold Ruge, „der Demagoge", als er bei eifriger Lektüre in seiner Haft zu Kolberg Umschau unter den Philosophen hielt, „nach Hegel". Eduard Gans, dem dieser seine Vorlesung über Naturrecht abgetreten hatte, begann bereits mit ihm entlehnten Waffen den Kampf gegen die verwundbarsten Seiten der historischen Rechtsschule. Bald ging auch der „Friede zwischen Wissen und Glauben", den Hegel mit seiner Religionsphilosophie angebahnt zu haben wähnte, bei der Trennung der Rechten und der Linken seiner Anhänger, vollkommen in die Brüche.

In Frankreich erstand der zeitgenössischen deutschen Philosophie mit Viktor Cousin ein begeisterter Prophet. Als der Pariser Gelehrte 1824 während einer Reise den Arm der preußischen Polizei zu fühlen bekam (s. o. S. 419), verwandte sich Hegel, der ihn von früher kannte, sehr warm für seine Freilassung. Ein ununterbrochener Briefwechsel verknüpfte seitdem beide Männer, und ein genußreicher Aufenthalt Hegels in Paris brachte sie einander noch näher. Allerdings war Cousin aufrichtig genug, zu gestehen, daß er nur versuchen könne, „seiner Statur einige Fetzen der großen Gedanken" des Meisters „anzupassen". Ähnlich war es ihm mit den Gedanken Schellings ergangen. Aber er wußte sein „eklektisches

Frankreich. Cousin.

System" mit hinreißender Beredsamkeit vorzutragen. Es war ein Ereignis, als er 1828 seine Vorlesungen wieder eröffnen durfte. Hunderte von andächtig lauschenden Jüngern hingen an den Lippen des ehemals Verstoßenen, der unter dem Mantel des vielgewandten Philosophen dann und wann die Rüstung eines Verteidigers der Charte hervorblicken ließ. Tausende von Exemplaren der nachgeschriebenen Vorträge wurden sofort verkauft.

Auf anderen Gebieten der Geisteswissenschaften trat eine so unmittelbare Rückwirkung des deutschen auf den französischen Genius nicht zu Tage. Aber die historische und vergleichende Methode, die in Deutschland zuerst ihre Triumphe gefeiert hatte, erwies sich auch in Frankreich weiterhin überaus fruchtbar. Sie geleitete die Raynouard und Fauriel bei ihren fortgesetzten Wanderungen auf dem Felde der Litteratur- und Kulturgeschichte. Sie half den Champollion-Figeac, de Sacy, Burnouf, Abel Rémusat, die ganze Welt des alten Orientes von den Pyramiden Ägyptens bis zu den Tempeln der Chinesen erhellen. Den geschichtlichen Studien im engeren Sinn kam die Stiftung der Ecole des Chartes und die emsig betriebene Herausgabe von Quellenschriften in ursprünglicher Form oder in Übersetzungen zustatten.

A. Thierry. Gleichzeitig gewann Augustin Thierry in seiner Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen (1825) und in seinen Briefen über die Geschichte Frankreichs (1827) ganz neue, überraschende Ergebnisse. Er ließ auf die Unterschiede der Rassen schärferes Licht fallen. Er griff manches nationale Vorurteil an der Wurzel an. Er suchte mit dem Schöpfer des historischen Romans in der Lebhaftigkeit und Abtönung des Kolorits zu wetteifern. Die Wirkung seiner Arbeiten wurde durch die Kunde der rührenden Thatsache, daß sie ihm das Augenlicht gekostet hatten, noch gesteigert. Guizot glänzte bei weitem weniger durch dramatische Kraft der Schilderung. Auch setzte ihn sein Mangel an Verständnis des Germanismus gegen Thierry in einen gewissen Nachteil. Aber er war damals unübertroffen in der Aufweisung der Ideen, die den Thatsachen zugrunde zu liegen schienen. Den tiefen Ursachen großer Änderungen im Bau des Staates und der Gesellschaft hatte seit Montesquieu niemand so planmäßig nachgeforscht wie er. Trotz der Lücken und Irrtümer seiner Arbeiten trug er den Ruhm eines großen „historischen Physiologen" davon. Dieser Ruhm knüpfte sich nicht so sehr an seine Geschichte der englischen Revolution, deren erste Bände 1826 erschienen, als an seine Vorträge über die Civilisation in Europa und in Frankreich. Wie Cousin im Jahre 1828 seiner Lehrthätigkeit zurückgegeben, machte er durch die Würde und Sicherheit seines Wortes den nachhaltigsten Eindruck, der durch die Herausgabe der geistvollen Vorlesungen mächtig verstärkt wurde.

Guizot.

Beim Aufschwung der historischen Litteratur in Frankreich war wie in Deutschland ursprünglich das Streben nach unbefangener Versenkung in den gegebenen Stoff vorherrschend. Allein bewußt oder unbewußt geriet man dahin, aus den Lehren der Wissenschaft Nutzanwendungen für die Kämpfe des Tages abzuleiten. Dies geschah fast ausschließlich zu Gunsten des bürgerlichen Liberalismus. Er gewann dabei, wenn die Anfänge der Repräsentativverfassung ins Mittelalter zurückverlegt wurden, und die Charte gleichsam als Krönung eines vor Jahrhunderten begonnenen Bauwerkes erschien. Für ihn sprach die Behauptung, daß der dritte Stand von jeher in Frankreich Freiheit und Ordnung verfochten, während der Adel, ungleich seinen Standesgenossen in England, eine Kluft zwischen seiner Kaste und der Nation gerissen habe. Der Hinweis auf England erhielt durch die Parallele der dortigen Revolutionen des siebzehnten und der französischen des achtzehnten Jahrhunderts eine politische Spitze. Es lag so nahe, die Stuarts und die Bourbonen, das Schicksal Karls I. und Ludwigs XVI. zu vergleichen. Es war so verlockend, diesen Vergleich, bei einem Blick auf ihre Nachfolger, noch weiter auszuspinnen und zu fragen, ob sich nicht für Frankreich ein 1688 und ein Wilhelm von Oranien finden werde. Laffitte hatte bereits 1817 in der Kammer eine Anspielung der Art gewagt (s. I. 118). Flüchtige Ähnlichkeiten, die schon in Villemains „Cromwell" gefunden worden waren, wurden durch plumpe Nachahmer in leicht verständlicher Absicht verstärkt und gedeutet. Der Name des Herzogs Louis Philipp von Orléans brauchte nicht genannt zu werden, wenn die geschichtliche Vergleichung bis zum Schlußpunkt durchgeführt werden sollte.

Politische Tendenzen der historischen Litteratur.

Inzwischen gemahnten zahlreiche Erzeugnisse der bonapartistischen Litteratur, wie die Schriften Ségurs, Bignons, Bourriennes, des Titanen nicht zu vergessen, neben dem sich die augenblicklichen Machthaber wie Zwerge ausnahmen. Noch empfindlicher wurden sie und ihre Parteifreunde, die Ultras, durch den großen Erfolg der Werke von Thiers und Mignet betroffen. Die beiden jungen Freunde und Studiengenossen waren mit einem Schatz von Lebensmut, Lerneifer und Arbeitskraft, als einzigen Reichtümern, zusammen aus der Provence nach Paris gezogen. Hier erwarben sie sich bald durch geschichtliche Vorträge und journalistische Thätigkeit im liberalen Lager einen Namen. Dem Ehrgeizigeren und Beweglicheren, dem Marseiller Adolf Thiers, kam die Bekanntschaft mit Manuel, Laffitte, Foy, Talleyrand und so manchen anderen bedeutenden Persönlichkeiten sehr zustatten, als er in kühnem Selbstvertrauen mit sechsundzwanzig Jahren die Abfassung einer Geschichte der Revolution übernahm. In seinem Werk (1823—27) pulsirte das Gefühl von Augenzeugen und Teilnehmern des großen Dramas. Bei der Entwicklung desselben schien eine spannende Scene die andere

Thiers.

folgerichtig abzulösen. Die bewundernswerte, leichtflüssige Erzählung, die sogar im Stil den Voltairianer nicht verleugnete, täuschte über ihre Schwächen hinweg. Selbst daß in ihr das übrige Frankreich hinter Paris fast ganz zurücktrat, wurde kaum bemerkt. Der Leser gab sich dem Zauber einer Darstellung hin, die ohne Scheu auch einen Danton und einen Robespierre als historische Erscheinungen zu erklären suchte. Diese beredte Rechtfertigung der Revolution, wenn auch nicht ihrer Schrecknisse, wirkte nach Sainte-Beuves Zeugnis wie der Klang der Marseillaise. Nicht weniger eindrucksvoll war die Geschichte der Revolution von Mignet (1824), der mit richtigem Blick erst beim Jahre 1814 Halt machte. Statt breiter Erzählung erhielt man hier einen scharfen Abriß. Aber die unabwendbare Verkettung der Ereignisse trat noch deutlicher hervor, und noch tiefer prägte der rückwärts gewandte Prophet seinen Zeitgenossen die Lehre ein, in Frankreich werde keine Regierung dauern, die dem Volk die Früchte der Revolution verkümmern wolle.

Mignet.

England.

In England wären Lehren dieser Art nicht am Platz gewesen. Aber bemerkenswert war es, wie sich auch hier die historische Litteratur mit Vorliebe von weit entlegenen Gebieten solchen zuwandte, die sich mit dem Felde der Tageskämpfe berührten. Hallam ging 1827, mit Gelehrsamkeit und Energie gleich gut gerüstet, von der Geschichte des Mittelalters zur heimischen Verfassungsgeschichte über. Einer seiner Bewunderer sah in seiner Leistung die von der Muse Klio unterzeichnete Magna Charta der englischen Freiheiten. So wenig Hallam dazu neigte, die historischen Thatsachen vom Standpunkt eines Parteianwaltes aus zu betrachten: sein Rückblick auf eine Jahrhunderte lange Entwicklung wurde zu einer Verteidigung der politischen Ideale der Whigs. Ganz im Sinne der Whigs gehalten war auch die Warnung, mit der der junge Macaulay, seit kurzem Mitarbeiter am Edinburgh Review, seinen glänzenden Essay über Hallams Werk in diesem Blatt abschloß. Er sagte voraus, daß die Frage der Parlamentsreform sich immer dringender erheben würde und rief den Herrschenden zu: „Wir kennen keine große Revolution, die nicht durch rechtzeitige Kompromisse hätte verhindert werden können... England wird glücklich sein, wenn zur Zeit der Krisis Männer an seiner Spitze stehen, für welche die lange Kette menschlicher Verbrechen und Thorheiten nicht umsonst von der Geschichte verzeichnet ist." Aus dem Lager der Radikalen erhob sich ein alter, wenn auch nicht fleckenreiner Kämpe, William Godwin, um (1824—1828) in seiner Geschichte der englischen Republik dem üblichen Verdammungsurteil zu widersprechen. Was den „Advokaten der Prärogative und des Despotismus" bisher ein Gegenstand des Spottes gewesen war, erschien hier der Beachtung und selbst der Bewunderung würdig.

Hallam.

Macaulay.

Godwin.

Westminster-Review.

Mit dem „Westminster Review" erhielt die radikale Partei der Ge-

lehrten und Schriftsteller 1824 ein Organ, das den Anspruch erhob, dem Quarterly und Edinburgh Review an die Seite zu treten. Es wurde der Sprechsaal der Benthamiten, für die nach dem Hauptdogma ihres Meisters der von John Stuart Mill in Umlauf gesetzte Name der „Utilitarier“ immer mehr zur Geltung kam. Fast alle Erscheinungen in Leben und Lehre wurden von ihnen daraufhin angesehen, inwieweit sie geeignet seien, das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl zu fördern. Unstreitig lief man Gefahr, bei der Anlegung des Nützlichkeits-Maßstabes die edelsten Schöpfungen des freiwaltenden Genius zu unterschätzen. Aber der Hang romantisch gestimmter Gemüter, sich in träumerischer Selbstgenügsamkeit von den Forderungen der Gegenwart abzuwenden, konnte auf keine Weise schärfer bekämpft werden. —

Veränderung der romantischen Strömung in der schönen Litteratur.

Währenddessen begann in der schönen Litteratur Europas eine Zersetzung des romantischen Geistes, die sich in der Eigenart und in der Nachwirkung Byrons am unverkennbarsten äußerte. Byron glich dem Prinzen im Märchen, der in das verzauberte Schloß eindringt und durch seinen Kuß das schlummernde Dornröschen auferweckt. Schon mancher seiner sangeskundigen Zeit- und Landesgenossen hatte es versucht, die Dornenhecke zu durchbrechen, mit der die einschläfernde Fee Romantik ein ganzes Geschlecht gleichsam vom lauten Markt des Lebens abzusperren strebte. Byrons neidloser Freund Thomas Moore war als geborener Irländer von Jugend an so tief vom Widerwillen gegen politischen und kirchlichen Druck durchdrungen, daß der Grundton seiner „irischen Melodieen“ (s. I. 17) auch in seinem, aller Gegenwart scheinbar entrückten, bestrickenden Sang von den Wundern des Orientes nachklang. Aus dem Dichter von „Lalla Rookh“ sprach der Vertraute Robert Emmets, des Helden und Märtyrers seines unterjochten Volkes. Die Peri fängt den letzten Blutstropfen des gefallenen Freiheitskämpfers auf, in der Hoffnung, daß dieser Talisman die verschlossenen Pforten des Paradieses öffnen werde. Emmet leiht Hafed, dem Tapfersten der Feueranbeter, seine Züge. Ihm, dem Rebellen, gehört Hindas Herz, und das Lied der Klage um ihren Tod wird zum Lied des Ruhmes für Emmets Braut. Wäre Moore sein Leben lang in gewitterschwüler Atmosphäre auf der grünen Insel verblieben, so hätte seine Muse vielleicht, angesichts der Triumphe der europäischen Reaktion, flammende Kriegslieder angestimmt. In England aber, wo der Dichter, im Vollgenuß einer heiteren Geselligkeit, ganz im Fahrwasser seiner whigistischen Gastfreunde, Menschen und Dinge mit kühlerem Blut abschätzen lernte, kam seine angeborene Freiheitsliebe in der Sprache des satirischen Beobachters der Zeitläufte zum Ausdruck. Weder Georg IV. noch Castlereagh, Eldon, Sidmouth, Wellington oder ein anderer der „vom Himmel geborenen“ Staatsmänner waren vor seinen Pfeilen sicher. In den Briefen der

England. Moore.

„Familie Fudge“ wurde die „Bande der Könige“ verhöhnt, „die vampyrgleich das schlummernde Europa umflattert, um ihm das Blut auszusaugen“. „In den Fabeln für die heilige Allianz“ wurde phantastisch ausgemalt, wie der Zar seinen Verbündeten in einem Eispalast auf der Newa ein Fest giebt, und wie beim Zerschmelzen des unsicheren Bauwerkes das ganze Schaugepränge von „Kronen, Sceptern, Wappen“ zu grunde geht. Indessen erlaubten diese Ausfälle keinen Schluß auf republikanische Gesinnungen. Moore blieb zeitlebens aufrichtiger Monarchist. Auch der Kirche, der er angehörte, wurde er nicht untreu. Die Radikalen durften den leichtlebigen Sanguiniker, der die Leier halb im Scherz mit dem Schwert vertauschte, nicht zu den Ihrigen rechnen. Selbst manchem seiner satirischen, raschen Laune entsprungenen Einfälle spendeten sie kein uneingeschränktes Lob.

Savage Landor.

Eher hätte Savage Landor ihr Mann sein können, der starre Republikaner und Freidenker, der 1808 den Spaniern zu Hilfe gezogen war und während seines langen Lebens, daheim und in der Fremde, mit der Feder gegen weltliche und geistliche Zwingherrschaft Krieg führte. Seine Prosa und seine Verse gemahnten in ihrer Strenge an antike Vorbilder. Aber dies war im Zeitalter romantischer Ungebundenheit keine Empfehlung. Auch lag im Schriftsteller wie im Menschen Landor bei aller Kraft der Empfindung, der Phantasie und des Gedankens zu viel Schrullenhaftes und Unberechenbares, als daß er jemals hätte volkstümlich werden können. Er wußte das und rächte sich durch eine zur Schau getragene Verachtung der Menge. Getragen von aristokratischem Selbstgefühl stand er auf sich allein. Nicht einmal die „Todtengespräche“, in denen sich sein Talent am freiesten darstellen konnte, drangen über einen engen Kreis litterarischer Feinschmecker hinaus. Ein Band dieser Unterhaltungen berühmter Persönlichkeiten des grauen Altertums wie der neuesten Zeiten war Mina, ein anderer war Bolivar gewidmet. In ihre Seele suchte sich der nachfühlende Erfinder zu versetzen, wenn er der Niederlagen oder der Siege der jüngstvergangenen Freiheitskämpfe gedachte.

Keats.

Auch den beiden Wahlverwandten und doch so verschieden Gearteten, denen die Nachwelt den reichsten Lorbeer gewunden hat, Keats und Shelley, war eine augenblickliche, in die Tiefe dringende Wirkung versagt. In beiden entfaltete sich der Naturalismus der englischen Romantik zur duftigsten Blüte. Aber während Keats es sich als Dichter verbot, „außer in Sachen des Geschmackes eine Meinung zu haben“, durchklang Shelleys Poesie die schmerzliche Klage über die Herrschaft von Unrecht und Heuchelzwang und die jubelnde Vorhersage ihres einstigen Schwindens. Der zarte, empfindsame Jüngling, der sich durch die Magie seiner Einbildungskraft, der Lerche gleich, ins Reich der Lüfte emportragen ließ, wurde ein begeisterter, zu jedem Opfer bereiter Freiheitsprediger seiner Brüder

Shelley.

auf Erden. Sein ganzes Leben war ein Kampf mit bestehenden Satzungen. Sohn eines reichen englischen Baronets und Zögling der konservativ gefärbten Unterrichtsanstalten von Eton und Oxford zerriß er Bande, die ihn unerträglich dünkten, um den Kampf gegen die „Anarchie Gewohnheit" aufzunehmen. Die Universität stieß ihn, als erklärten „Atheisten", aus. Der Vater gab ihn vollends auf, als er die Tochter eines ehemaligen Gastwirtes entführte und heiratete. Die Trennung dieser nur drei Jahre dauernden Ehe und die Verbindung mit Mary Wollstonecraft-Godwin wurde ihm von der Gesellschaft nicht verziehen, und nach dem Selbstmord seiner ersten Frau ward ihm vom Lordkanzler Eldon das Recht der Vormundschaft über die Kinder, die sie ihm geboren hatte, abgesprochen. Als ein Geächteter verließ er England und endete 1822, noch nicht dreißigjährig, in einem Seesturm an der toscanischen Küste.

Shelleys Radikalismus.

In dem poetischen Ertrag dieses kurzen und doch so bewegten Lebens fehlt es nicht an Zeugnissen des tief verletzten persönlichen Empfindens oder an flammenden Hinweisen auf zeitgenössische Zustände und Ereignisse. Das Stärkste ist freilich erst lange nach Shelleys Tod bekannt geworden. Furchtbarer konnte Eldon nicht gebrandmarkt werden als von diesem Vater, dem man seine Kinder geraubt hatte. Mit Eldon traf Castlereagh, Sidmouth und alle ihre Helfer, „die Bischöfe, Rechtsverdreher, Peers und Spione", sein Fluch. Im Jahre 1819, dem Jahre des Blutbades von Peterloo und der sechs Knebelbills, wollte er „die Männer von England" aufrufen, „sich wie Löwen zu erheben, um ihre Ketten abzuschütteln". Er wollte ihnen vor Augen halten, daß sie „für ihre Zwingherrn pflügten, für ihre Tyrannen wöben, daß sie für andere Paläste bauen und selbst in Kellern und Höhlen dahinsiechen müßten". Der Proceß der Königin Karoline verlockte ihn, mit Aristophanes zu wetteifern. Der Aufstand der Griechen begeisterte ihn zu dem Maurokordatos gewidmeten „Lyrischen Drama Hellas". Aber in voller Reinheit trat sein Genius in jenen in Gedanken- und Schönheitsfülle strahlenden Gebilden hervor, die sich über alles Persönliche und Zeitliche erhoben. Mächtig erbrausende Oden kündeten den Sieg der Freiheit, „deren Blick heller als des Blitzes Schein, deren Schritt schneller als das Beben der Erde".

Von Berg und Woge und jagender Wolke
Glänzt die Sonne durch Nebel und dunstigen Flor,
Von Seele zu Seele, von Volke zu Volke,
Von Stadt zu Dorf schwingt dein Tag sich empor. —

Phantastische und allegorische Visionen, wie „Königin Mab", „die Empörung des Islams", „der entfesselte Prometheus" zauberten eine neue Schöpfung hervor, in der nach dem Sturz der Throne und Altäre „die göttliche Gleichheit" und ewiger Friede herrschen, das Lamm mit dem Löwen spielen und ein paradiesisches Glück zurückkehren würde.

Nicht immer verlor sich Shelley mit seiner „Leidenschaft, die Welt zu reformiren," in das Gebiet so lustiger Träume. Sein Wort, „Verbrechen ist Wahnsinn, Wahnsinn ist Krankheit," sein Angriff auf „die Hörigkeit der Frau," seine Bekämpfung des Alkoholgenusses, seine Verteidigung des Vegetarianismus nahmen Ideen einer späteren Zeit vorweg oder knüpften an solche des achtzehnten Jahrhunderts an. Mitunter konnte man glauben, einen versificirten Rousseau zu hören. Indessen der Poet, der sich in der Verherrlichung ursprünglicher Güte und Schönheit der Natur mit dem Bürger von Genf begegnete, sprach nicht selten in allzu unbestimmten, überirdischen Tönen, um von der großen Menge verstanden zu werden. Die Kraft des Gestaltens, die er in seinem Drama „die Cenci" bewies, war in so vielen seiner anderen tiefsinnigen Dichtungen verflüchtigt. Der Sphärenmusik seiner Harfe lauschten nur wenige Auserwählte. Die Masse horchte in atemloser Spannung auf den Klang der schmetternden Drommete Byrons.

Byron. Wäre die Romantik um ein Ideal verlegen gewesen, sie hätte kein passenderes finden können als diesen Mann, den viel Gleichartiges in Gefühl und Geschick mit dem lebenden Shelley verknüpfte, und in dessen Gegenwart die an den Strand gespülte Leiche des Freundes nach antiker Sitte den Flammen überliefert wurde. Was sich an romantischen Elementen erdenken ließ, fand sich in Byron vereint. Er war der Sprößling eines altberühmten Geschlechtes, trotz seines verkrüppelten Fußes gewandt in allen ritterlichen Künsten, ein kühner Reiter, Fechter und Schwimmer, von einer strahlenden Schönheit des Antlitzes, der kein Frauenherz widerstehen konnte. Er war von gleich rätselhaftem Zauber umflossen in der dunklen Felsenhöhle des halbbarbarischen Häuptlings wie auf dem glänzenden Parkett des hauptstädtischen Palastes, durch seinen Rang dazu berechtigt, im höchsten Rate der Nation seinen Platz einzunehmen, durch seine vielseitige Begabung wie zum Mittelpunkt der glänzendsten Gesellschaft vorherbestimmt. Und doch war er vor allem ein von Lust und Weh durchbebter Dichter, der Ruf und Glück und Heimat verloren gab und jeder Fessel spottend, taumelnd von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmachtend nach Begierde, „sein Herz in Leidenschaft, sein Hirn in Reimen aufrieb."

Verhältnis zur Romantik. Auch Byrons Poesie war ein echtes Kind der Romantik, so strenge er in der Theorie die steifen Regeln Popes festzuhalten gewillt schien. Mit so vielen Romantikern teilte er das Haschen nach dem Abenteuerlichen im Stoff, die Planlosigkeit, mit der er nach eigenem Geständnis seine Verse sprungweise niederschrieb, die Lust, abzuschweifen zu breiter Schilderung, die er seine „Stärke" nannte. Mit so vielen Romantikern, und mehr als irgend ein anderer, schwelgte er im jähen Wechsel der Gefühle, liebte er es, sich urplötzlich von einer Region in die andere

zu werfen, vom Schauerlichen überzuspringen zum Burlesken, vom Erhabenen zum Niedrigen, von kindlicher Natürlichkeit zu gesuchter Frivolität. Aber deutlicher als bei irgend einem seiner romantischen Zeitgenossen trat beinahe in allem, was er schuf, seine eigene Persönlichkeit hervor, leicht erkennbar unter der durchsichtigen Maske der Harold und Lara, Manfred und Kain, nicht in der erquickenden Harmonie, zu der sich Goethes poetische Geständnisse verbinden, sondern mit allem Weh und allem Groll eines zerrissenen Herzens. Daher war die Kunstform des Dramas diejenige, die er, trotz heißen Bemühens, am wenigsten bemeisterte. Er wußte im Grunde nur das eine Charakterbild zu treffen, das ihm aus dem schwankenden Spiegel der Selbstbetrachtung entgegenblickte.

Die Poesie des Weltschmerzes.

Mit Byrons ungezügeltem Subjektivismus erhob sich aus der Romantik die Dichtung des Weltschmerzes. Sie entsprang im letzten Grunde dem Zwiespalt des selbstherrlichen Einzelnen und der rauhen Wirklichkeit, an deren Schranken sein Sehnen und Wollen ohnmächtig abprallt. Viele haben nach Byron vom Tejo bis zur Newa, von den Gestaden des adriatischen Meeres bis zu den Ufern der Nordsee dieselbe Saite angeschlagen. Aber keiner hat so ergreifend wie Byron die Dissonanzen der eigenen Brust ausklingen lassen in die Dissonanzen der Allgemeinheit. Ihm konnte es auf die Dauer nicht genügen, mit bitterer Lust in den Wunden seines Inneren zu wühlen und sich träumerisch in melancholisches Grübeln zu versenken. Das Gefühl wirklichen oder eingebildeten Leidens schärfte sein Auge für die Leiden von tausenden um ihn her. Ihre Sache wurde die seinige. Was an bohrendem Zweifel, an titanischem Trotz, an loderndem Zorn in ihm gärte, wandte sich gegen Autoritätsglauben und kirchlichen Zwang, gegen gesellschaftliche Scheinheiligkeit, gegen staatliche Bevormundung. „Geboren für die Opposition", wie er selbst sich nannte, rief er mit der donnernden Beredsamkeit des Volkstribunen zum Kampf auf. Seine Gedichte erschienen nach Goethes Ausspruch gutenteils wie „verhaltene Parlamentsreden."

Unzweifelhaft hat der dauernde künstlerische Wert mancher Hauptstücke der geistigen Hinterlassenschaft Byrons dadurch nicht gewonnen. Auch ist unverkennbar, daß er sich nie so entschieden zu folgerichtigen Überzeugungen durchrang wie Shelley, dessen Welt- und Lebensanschauung, phantastisch in einzelnen Punkten wie sie war, auf dem Grunde ernster philosophischer Gedankenarbeit ruhte. Selbst die Ursprünglichkeit poetischer Erfindung und Formgebung hat man Byron, im Vergleich mit Shelley, abstreiten dürfen. Aber an sinnlicher Farbenglut, an stürmischer Leidenschaft, an männlichem Kraftgefühl übertraf er ihn und alle seine Mitkämpfer. Als Byrons Stimme die Schläfer erweckt hatte, war es vorbei mit dem bloßen Behagen an bunten Bildern feudaler Pracht und altersgrauer Mythen.

Man rieb sich die Augen, blickte um sich und spottete der schlauen Beschwörungsformeln, die den Geist des Zeitalters der Aufklärung und der Revolution für immer hatten bannen sollen.

Byrons erstes Auftreten und Reise nach dem Süden (1809 bis 1811).

In der ersten Gedichtsammlung, mit welcher der Neunzehnjährige vor die Öffentlichkeit trat, fehlte es noch ganz an Vorboten jener rebellischen Stimmung, deren herausfordernde Sprache nachmals in Europa widerhallte. Es waren jugendliche Versuche, in denen die wenigen Anzeichen des Genies durch die Masse des Unfertigen und Schülerhaften fast verdunkelt wurden. Die überscharfe Beurteilung dieses Erstlingswerkes durch das Edinburgh Review hatte das Verdienst, den in seinem Stolz Verletzten zu einer satirischen Abwehr zu reizen, die das Bewußtsein seiner Stärke weckte und die Klaue des Löwen erkennen ließ. Indessen der Dichter mußte seinen Gesichtskreis erweitern, mußte selbst eine bedeutendere Schule der Lust und des Leidens, der Triumphe und der Enttäuschungen durchmachen, um der große Empörer zu werden, der einer Welt seinen Fehdehandschuh hinwarf. Schon hatten die ererbten Anlagen eines heißblütigen Geschlechtes, die wechselnden Launen einer unverständigen Mutter, gekränkte Liebe, überschäumende Sinnlichkeit ihn zu einem Wesen gemacht, das die Züge der Verbitterung und der Blasirtheit an sich trug, als er sich entschloß, fern von der Heimat im Anblick neuer Scenen Befriedigung zu suchen. Hoch zu Roß, mit einem Gefolge von Freunden und Dienern sprengte er durch die Straßen der Städte Spaniens und Portugals und durch die Berge Albaniens. Ein zweiter Leander durchschwamm er die Meerenge zwischen Sestos und Abydos. Die Schönheit des Südens nahm ihn ganz gefangen. Aber nicht die Denkmäler der Vergangenheit mit allen ihren antiquarischen und künstlerischen Reizen, sondern die Menschen der Gegenwart mit ihren Umgebungen und Sitten, ihrem Fürchten und Hoffen wurden die Lieblingsgegenstände seiner Beobachtung.

Dabei fesselte ihn am meisten, was sich am schärfsten von dem gewohnten Bilde der Civilisation abhob. Die Männer, „wild wie der Wolf und der Aar", die in ihrem Lande hausen, kehren von nun an in seinen Dichtungen immer wieder, umkleidet mit dem Schimmer eines edelmütigen Heroismus: der trotzige Klephte, der kühne Seeräuber, das unbändige Geschlecht der Wälder und des Meeresstrandes. Der Gegensatz der überfeinerten Kultur mit ihren offenen und verborgenen Lastern zu dem rauhen, aber unschuldigen Naturzustand wurde ein Lieblingsthema Byrons. Auch er verklärte, wie Shelley, aufs neue jene schwärmerischen Ideen Rousseaus, welche die historische Gelehrsamkeit des Zeitalters als gefährliche Willkürlichkeiten zu widerlegen unternommen hatte. Der Byronsche Held, ein Ausbund von Schönheit, Kraft, Stolz, ist der freie Sohn der Natur, voll Verachtung gegen „die

Allmacht Meinung", in der Regel außerdem mit einer geheimnisvollen, düsteren Vergangenheit, die ihm, gleich Chateaubriands René, die Pein selbstquälerischer Schwermut auferlegt.

Childe Harold Gesang I. II. 1812.

Es war der Zug beschaulicher Melancholie, verbunden mit der blendenden Pracht der Schilderung und dem entzückenden Wohllaut der Sprache, was den beiden ersten Gesängen von Ritter Harolds Pilgerfahrt, der poetischen Frucht der abenteuerlichen Wanderungen Byrons, einen so eigenartigen Zauber verlieh. Aber schon hier drängten sich in die Skizzen des gereimten Reisetagebuches einzelne Blätter ein, auf denen der vereinsamte, greisenhafte Jüngling sein eigenes Los vergessen zu haben schien, um allein des Loses der Völker zu gedenken. Er wendet sich mit Abscheu weg von der Menschenschlächterei und geißelt „des Ruhms geehrte Narren", die Tyrannen, „die sich ihren Weg über Leichen bahnen". Um so lauter preist er die Thaten der tapferen spanischen Guerrilleros und die moderne „Amazone", das Mädchen von Saragossa. Auf griechischem Boden mahnt es ihn an die Zeiten alten Ruhmes. Vorahnend sieht der, dem Mesolonghi ein Ziel setzte, in den Augen des geknechteten Volkes noch einen „Feuerstrahl blinken", und er beschwört sie, um „das Erbe ihrer Väter" zurückzugewinnen, sich nicht auf „den Gallier oder Moskowiter", sondern auf ihre eigene Kraft zu verlassen. Solche Verse waren von einem Herzen diktirt, das für die Freiheit schlug und mit den Unterdrückten fühlte. Es war bezeichnend, daß sich Byron in der Jungfernrede, die er, wenige Tage vor der Herausgabe seines Gedichtes im Oberhaus hielt, gleichfalls die Fürsprache für Bedrückte angelegen sein ließ. Er nahm sich „der verhungernden und verzweifelnden" Arbeitermasse an, die „in blindem Unverstand" neue Webemaschinen zerstört und dafür strenge Strafe zu gewärtigen hatte. Seine Rede hatte großen Erfolg und erinnerte diesen und jenen Hörer an Burke. Als er später noch ein paarmal vor den Lords das Wort nahm, fand man freilich viel an seinem Auftreten auszusetzen. Auch schien ihm selbst ein schönerer Lorbeer zu winken als der Edmund Burkes.

Erste Triumphe.

Die ersten beiden Gesänge des Ritter Harold hatten ihn über Nacht zum berühmten Mann gemacht. Er sah sich hineingerissen in einen Strudel brausender Triumphe. Er wurde der verzogene Liebling der vornehmen Londoner Kreise, der Abgott der Mode, der Held des Tages. Seiner Schönheit, seiner Jugend, dem Rätselhaft-Anziehenden, das man in dem Menschen wie in dem Dichter fand, brachte alles den Zoll ausgesuchter Schmeicheleien dar. Die unglaubliche Schnelligkeit, mit der er in der nächsten Zeit beinahe ein halbes dutzend, von orientalischer Glut durchhauchter, poetischer Erzählungen verfaßte, führte ihm immer neue Scharen von Anbetern und Anbeterinnen zu. Walter Scott gab es auf, mit dem Schöpfer des „Giaur" und der „Braut von Abydos" zu

wetteifern. Vom „Korsaren", für dessen Niederschrift weniger als zwei Wochen genügt hatten, wurden am ersten Tage 13000 Exemplare verkauft. Der Dichter stürzte sich mit übermütigem Behagen in den Strom und ließ sich von ihm treiben. Zu schwach, allen lockenden Versuchungen zu widerstehen, berauschte er sich für Tage und Nächte in dem Trunk der Sinnenlust und des Scheins, um in Momenten der Ermüdung seiner cynischen Laune die Zügel schießen zu lassen. Da trat jene Wendung seines Schicksals ein, die ihn herauswarf aus der betretenen Bahn und seiner Muse die bestimmte Richtung auf erbitterten Kampf gab.

Lebenswendung.

Eine Ehe, die nicht aus tiefer Herzensneigung, sondern aus sehr weltlichen Beweggründen geschlossen worden war, nahm ein jähes Ende. Bald nach der Geburt einer Tochter begab sich Lady Byron mit dieser zu ihren Eltern und erwirkte die Scheidung. Von Sorgen bedrängt, den niedrigsten Verleumdungen preisgegeben, wurde der eben noch vergötterte Dichter in den Augen der Gesellschaft mit einemmal zum schwärzesten Verbrecher. Bei Hofe hatte man die Verse auf die weinende Prinzessin Charlotte nicht vergessen, durch die sich der Prinzregent tödtlich getroffen fühlen mußte. Strenggläubige wiesen auf Stellen in „Childe Harold" hin, die einen ketzerischen Sinn des Verfassers bekunden sollten. Es gab keine noch so entehrende Schandthat, die man ihm nicht andichtete. Selbst die reine Liebe zu seiner Halbschwester wagte man schon damals durch versteckte Andeutungen zu beflecken.

Selbstverbannung aus England 1816.

Außer stande, den über ihn hereinbrechenden Sturm zu beschwichtigen, ohne Untersuchung und Richterspruch für vogelfrei erklärt, sagte er der Heimat für immer Lebewohl. Ein neues Wanderleben begann. An den Fluten des Rheines, an den Ufern des Genfer Sees, an der Majestät der Hochalpen labte er das müde Auge. „Ein Teil des Alls" hielt er Zwiesprache mit den Elementen und flüchtete sich „aus dem Schwarm der Städte" an den Busen der Natur. Allein er war zu sehr an die Güter und Reizmittel eines großstädtischen Lebens gewöhnt, als daß er dauernd auf sie hätte verzichten können. Die alten Sitze italienischer Kultur zogen ihn mächtig an. Er wurde zum Südländer mit dem lebhaften Volk, das ihre Straßen und Plätze erfüllte. Sein Dasein in der märchenhaften Lagunenstadt mit ihren schönen Frauen und ihren lockeren Sitten glich lange Zeit einem tollen Karneval. Man glaubte ja doch das Schlimmste von ihm, und so hielt er sich sehr vieles für erlaubt. Aber er versank nicht. Seine Liebe zur Gräfin Guiccioli entriß ihn dem wüsten Treiben, und die unzerstörbare Kraft seines Genius brach sich in einer Fülle blendender Schöpfungen Bahn.

Manfred 1817. Kain 1821.

Nicht wenige, und darunter so tief empfundene Glaubensbekenntnisse wie „Manfred" und „Kain", hielten sich von jedem Bezug auf Gegenwärtiges fern. Uralteste und höchste Aufgaben menschlichen Denkens

und Seins, wurden, bald mit Anklängen an den „Faust", bald unter Einwirkung Miltons und Shelleys, in ihnen berührt. Dort entfaltete der sich aufbäumende Skepticismus des Dichters, wie Goethe es aussprach, „die düstere Glut einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung". Hier machte er sich Luft in einem grellen Aufschrei des Mitleids mit der ganzen, „ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend gestürzten Menschheit". Aber in vielen Kundgebungen des wunderbaren, aus Lust und Qual sich losringenden Genies trat während eben jener Jahre die wachsende Teilnahme an den zeitgenössischen Konflikten und an ihrer jüngsten Vorgeschichte zu Tage. Je weniger der Dichter es sich versagte, in die Arena herabzusteigen, desto stärker durchflammte die dämonische Gewalt ingrimmiger Verneinung seine Worte. Als Bannerträger der politischen Poesie des modernen Europas, als Herold des weltbürgerlichen Radikalismus gefiel er sich in einer unerreichten Verbindung von Pathos und Spott.

Childe Harold Gesang III.IV. 1816. 1818.

Die beiden letzten Gesänge von Harolds Pilgerfahrt ließen noch nichts von dieser Mischung bemerken. Aber voller quoll hier schon die Ader der Freiheitsliebe. Höher schwang sich der Flug über alles „Erdenweh" zur „majestätischen Bergeshöhe" wahrer Größe. Der Wanderer sieht die Stätten, die Rousseau unsterblich gemacht hat, und er stärkt sich durch das Andenken des „wilden Apostels des Grames", „dessen Orakel die Welt in Flammen setzten". Er blickt auf die geknechtete Marcusstadt, auf das unglückliche Rom, „die Niobe der Völker", und er vergißt sein eigenes „kleines Leid" beim Anschauen der Trümmermassen zu seinen Füßen. Auf dem Schlachtfeld von Waterloo steigt die Gestalt „des Eroberers und des Gefangenen der Menschheit" vor ihm auf, „die noch bei seinem Namen zittert", und mit der Bewunderung seines Heldenlaufes verbindet sich die Genugthuung über seinen tragischen Fall. Byron stellte den Unersättlichen, der Reiche schuf und niedertrat, der „sich selbst zu seinem Gotte machte", gelegentlich einem Washington gegenüber, „dessen Name ein unvergeßliches Losungswort sein wird." Er traf auch Napoleons Ruhm mit den Worten:

> Oh könntet Ihr die stillen Seufzer hören,
> Ihr würdet alle Sucht nach Glanz und Macht verschwören.

Und doch warnte er schon in jener Fortsetzung des Harold davor, „den Fall des einen Despoten zu preisen", wenn der Despotismus aller anderen wieder „zum geflickten Idol" werden, und jedes Knie sich vor den Thronen beugen solle. Und doch nannte er schon damals die Besieger Napoleons „seine Affen" und frug, ob denn „Tyrannen nur durch Tyrannen niedergeworfen werden könnten".

Je deutlicher sich zeigte, daß die Befreiungskriege die Herrschaft des Imperators nur beseitigt hatten, um der Herrschaft der Reaktion Bahn

zu machen, desto bitterer wurden die Urteile des Dichters über weltgeschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten, die man nicht müde ward, in den höchsten Tönen zu preisen. Da erschien ihm Waterloo, ähnlich wie Cobbett, nur als ein „Gemetzel" und „teuflisches Saturnal". In Wellington verabscheute er den Mann, „der die alte Krücke der Legitimität ausgebessert hatte." Dagegen strahlte das Bild des besiegten Weltherrschers, der nun mit seinem Gefängniswärter um „verkürzte Rationen zankte", in um so hellerem Licht. Der Despot trat fast zurück hinter dem Sohn der Revolution. Er hatte doch als solcher einst „die Ketten von Millionen gebrochen". „Seine Asche, rief der Dichter den Fürsten zu, als das stolze Herz aufgehört hatte zu schlagen, kann nicht erkalten."

Die Vision des Gerichtes 1822.

Nichts natürlicher, als daß seine wuchtigsten Schläge gegen England fielen. Wie oft hatte er zum Überdruß reden hören von Albion, der Vormauer der Freiheit, von dem Segen seiner Verfassung und dem Glück seines Volkes, von dem frommen Sinn seiner Söhne und von der Sittenstrenge seiner Töchter. Er wußte, wie viel Heuchelei in den üblichen Lobsprüchen steckte, und er wünschte sich „Vierzig-Pfarrer-Kraft" um sie würdig zu besingen. Die „Vision des Gerichtes", ein Gegenstück zur gleichnamigen Verherrlichung der Regierung Georgs III. durch den Hofpoeten Southey, konnte an ätzender Schärfe kaum übertroffen werden. Hier verband sich mit dem allgemeinen Gefühl der Erbitterung persönliche Gereiztheit Byrons gegen den Renegaten, der im Dichter des „Kain" das strafwürdige Haupt der „satanischen Schule" erblickte. „Die bronzene Zeit" füllte einen weiteren Rahmen, aber auch in diesem wurde der Gesamtzustand Englands mit so dunklen Farben geschildert, wie sie nur die Radikalsten der radikalen Pamphletisten und Volksredner aufzutragen liebten. Die Grundherren, deren Patriotismus sich nach der Höhe der Pacht richtet, und die Mutter Kirche, die um ihre Zehnten weint, fanden in dem düsteren Gemälde ihren Platz. Die herrschende Partei ward einer bellenden Meute verglichen, deren Geheul „kein Loblied" für Canning bedeutete. Wenn der König Georg IV. durch das Schweigen der Verachtung bestraft wurde, so war ihm schon früher ein Brandmal aufgedrückt worden, das ihn als einen „Karl I. für sein Volk und als einen Heinrich VIII. für sein Weib" kennzeichnete.

Die bronzene Zeit 1823.

Don Juan 1819 bis 1823.

Das urwüchsigste und ausgelassenste Kind der Byronschen Muse, der „Don Juan", führte eine noch deutlichere Sprache. Dies modernste Epos, mit seiner Häufung der stärksten Kontraste, mit seinen unglaublich schroffen Übergängen, mit seiner genialen Sorglosigkeit in Sprache und Vers, konnte nach dem Ausspruch des Dichters schwerer durch die Thür einer englischen Wohnstube gehen als ein Kameel durch ein Nadelöhr. Er gelobte „die Dinge zu zeigen, wie sie sind." Er scheute nicht davor zurück, „allein zu stehen", aber er rief es trotzig aus:

Ich geb' auch wenn ich einsam bin
Mein freies Denken nicht um Kronen hin.

Und so zeichnet er mit dem Griffel des verbitterten Kenners die feine Gesellschaft des Landes, „das man in Lügen ohne Zahl preist als die Heimatstätte der Moral". Er hält „jenem Mikrokosm auf Stelzen, der sogenannten großen Welt", einen Spiegel vor, aus dem ihr kein schmeichelhaftes Bild entgegenstrahlt. Dazwischen fliegen hämische Stachelreime gegen den lebenden Wellington und gegen den todten Castlereagh. Bei aller Verachtung einer Politik, die der Name dieses gehaßten „Kehlabschneiders" deckte, bleibt dem Sohne Britanniens ein Gefühl kummervoller „Ehrfurcht" vor dem „alten Ruhm" seines Landes. Dies Stück Erde, „das zu lieben er wenig Grund hat", enthält doch den Stoff „zur edelsten Nation", und sein Ton schlägt vom Spott zur Klage um, wenn er bedenkt, was aus diesem Stoff gemacht worden sei.

Byron im Kampf gegen die europäische Reaktion.

Aber nicht England allein galten seine Worte. Darin zeigte sich gerade Byrons Verwandtschaft mit den Vorkämpfern der revolutionären Ideen, daß er immer die Menschheit umfaßte. Aristokrat nach Neigung und Lebensführung will er doch allen Völkern predigen „bis die Steine schreien". Er schwört jedem Despotismus, in jeder Nation, „wenigstens in Worten, vielleicht in Thaten einst", ewigen Krieg. Da fiel sein Blick auf die Mitglieder der heiligen Allianz, die ihm „die drei Narren in einen Napoleon verschmolzen" waren. Niemals waren in Europa Worte gehört worden, wie die, durch die er Wilberforce, den Bekämpfer der Negersklaverei, aufforderte, auch einmal „die andere Erdhälfte" reinzufegen und die „heiligen Drei nach Senegal zu verschiffen". Vor allem weidete er sich an der Zertrümmerung des Götzenbildes, das sich so mancher aus dem Zaren Alexander gemacht. „Den Geckenzaren, Selbstherrscher aller Walzer und Barbaren" weist er zurück „in die Wüsten seines Reiches", wo er „sein Schwert zum Pflug machen, seine Baschkirenhorden waschen, sein Volk von der Knute befreien möge". Er warnt die Griechen davor, der russischen Freundschaft zu trauen.

Unmöglich, daß der Zar der Sklaverei,
Ein Fürst der Knechte, Volksbefreier sei.

Und kecker und wilder wird seine Sprache. Er sieht den Tag voraus, da künftige Geschlechter von Thronen und Königen mit demselben Staunen werden reden hören, mit dem wir auf Mamuthknochen und Hieroglyphen blicken. Er verkündigt, daß die Masse es auf die Dauer müde werden müsse, das Beispiel des geduldigen Hiob nachzuahmen. Man glaubte sich um mehr als ein Menschenalter zurückversetzt, wenn man den Schlachtruf hörte:

Revolution allein
Kann von der Höllenfäulnis uns befrei'n.

Es hatte geschienen, als sollten seine Worte in Erfüllung gehen. Auf beiden Erdhälften hatte die Kraft der Revolution sich wieder geregt. Er hatte jubeln dürfen, „daß ihr Banner von den Felsen der Anden bis zum Athos wehe". Er hatte nach Riegos und Quirogas Erhebung das Jahr 1820 als „das zweite Morgenrot der Freiheit" begrüßt. In Italien begannen die Gedanken Leben zu gewinnen, die ihn beseelten, als er die „Weissagung Dantes", die „Ode auf Venedig", „Marino Falieri" und „die beiden Foscari" niederschrieb. Von den Gestaden Griechenlands erscholl der feurige Schlachtgesang: „Auf, ihr Söhne der Hellenen". Dann kamen die Tage der Enttäuschungen und der Rückschläge. „Die irdische Trinität" führte das glänzende Schauspiel des Kongresses von Verona auf. Italien blieb nur soviel Freiheit gewährt, „durch seine Kerkergitter zu blicken" und den fremden Bändigern seiner Erhebung „Beifall zuzuklatschen". In Spanien reichte „der Frömmler auf dem Thron" dem „Schlächter in der Kutte" wieder die Hand. In Griechenland verblutete sich das zerrissene Volk im ungleichen Kampf. Da beschloß der Dichter, „noch etwas mehr für die Menschheit zu thun als Verse zu schreiben". Was dem Bundesgenossen der Carbonari versagt geblieben war, sein Leben für die gemeinsame Sache einzusetzen, sollte dem Philhellenen zuteil werden (s. o. S. 434).

Nachwirkung seines Endes.

Nun erschien Byrons Haupt mit doppeltem Glorienschein umgeben. Die Flamme war gleichsam von allen Schlacken gereinigt. Der Trauerchor im zweiten Teil des „Faust" durfte es preisen, daß „zuletzt das höchste Sinnen gab dem reinen Mut Gewicht", und dem „eigensten Gesang" des himmelan Gestiegenen lieh sein Opfertod in Mesolonghi die schönste Weihe. Weltbürger, trotz des stärksten Gepräges englischer Besonderheit, übte der entschlafene Dichter, dank der erhebenden Tragik seines Endes, einen noch größeren Einfluß auf dem Festland Europas aus, als es schon zu seinen Lebzeiten der Fall gewesen war. —

Die slavischen Nationen.

Die merkwürdigsten Beweise seiner Fernwirkung fanden sich in der schönen Litteratur der slavischen Nationen. Am schwächsten traten sie allerdings bei den Czechen hervor. Kollár und Čelakovsky, die vor allen der neueren czechischen Poesie den Weg wiesen, standen noch zu sehr im Banne Herders, Goethes und der deutschen Romantiker, als daß der Byronismus die Richtung ihres Geistes merklich hätte ändern können.[1]) Hingegen läßt sich aus dem vielstimmigen Chor der polnischen und russischen Dichtung ein Nachklang der Byronschen Melodie nicht mehr hinwegdenken.

Polen.

Anfangs lehnten sich die polnischen Gegner der bisher allmächtigen, sogenannten klassischen Schule gleichfalls vorzüglich an deutsche Muster

[1]) Murko: Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. Graz, 1897. S. 60.

an. Der aus Frankreich überkommene unwahre Klassicismus verlor an Boden, seitdem der Schatz der Volkslieder, wie im Vaterlande der Brentano und Arnim, gehoben, und die heimische Vergangenheit in ein idealisirendes Licht gerückt wurde. Kasimir Brodzinski, der galizische Dichter, dessen „Wiesław" die Verwandtschaft mit „Hermann und Dorothea" kundthat, und der Historiker Joachim Lelewel, der als Universitätslehrer in Warschau und Wilna bei liebevollem Studium des polnischen Volkstums mit den deutschen Geschichts- und Altertumsforschern wetteiferte, arbeiteten sich erfolgreich in die Hände. Gleichzeitig gewann die polnisch-ukrainische Dichterschule in der Schilderung der unermeßlichen Steppenlandschaft und des freien Kosakenlebens einen Reichtum neuer, fruchtbarer Motive. Schon hierbei lag es nahe, die Form der farbenprächtigen poetischen Erzählungen Byrons nachzuahmen, soweit sie, wenn nicht in der Ursprache, so doch durch Übersetzungen bekannt geworden waren. Aber auch die melancholische Grundstimmung und die düstere Leidenschaft des mit der Welt Zerfallenen wurden von den jungen Romantikern des fernen Ostens verstanden. Jene durchzitterte so manches der sehnsüchtigen Lieder des Bauernkindes Zaleski. Sie verleugnete sich nicht in dem adligen Malczeski, der Byron selbst in Venedig kennen gelernt hatte, als er seine ergreifende Novelle in Versen „Maria" (1825) niederschrieb. Dagegen malte die Phantasie Goszczyńskis in dem Epos „das Schloß von Kaniów" (1828) Bilder des Grauens und der Verzweiflung, die es mit dem stärksten der Byronschen Nachtstücke dieser Art aufnehmen konnten. Bei ihm setzte sich die Fieberglut wild erregter Einbildungskraft bald darauf auch in Thaten um. Er wurde einer der Anstifter des Aufstandes von 1830. Er nahm als begeisterter Kämpfer und Sänger an ihm teil, bis er vor den russischen Siegern aus dem blutgedüngten Vaterland flüchten mußte.

Niemand aber wußte, unter starken Anregungen von Seite Byrons, das edelste Metall lebensfrischer Romantik mit den Elementen nationaler und freiheitlicher Bestrebungen für die Gegenwart so innig zu verschmelzen wie Polens größter Dichter Adam Mickiewicz. Er stammte aus einer Familie des litauischen Kleinadels. Als Halbwüchsiger ward er 1812 durch das Erscheinen der großen Armee Napoleons zu patriotischem Hoffen entflammt. Auf der Universität Wilna, im Verkehr mit gleichgestimmten Freunden, lernte er zuerst, die Poesie „in der Wahrheit" des Lebens suchen und die bloße Rhetorik der Klassicisten verwerfen. Seine viel bewunderten Balladen und Romanzen, hie und da an Bürger und Uhland gemahnend, legten vollgiltiges Zeugnis für die Bekehrung zum Programm der Romantik ab, das er nicht weniger siegesgewiß in ungebundener Rede verteidigte. Mit der Ablösung „der Germanomanie" durch „die Brittomanie" gewann Byron auch auf diesen

Mickiewicz.

feurigen Geist mächtigen Einfluß. Eine unglückliche Liebe, die Mickiewicz der Verzweiflung nahe brachte, machte ihn dafür doppelt empfänglich. In den ersten Bruchstücken der „Totenfeier" (1823) fand man „die dunkle Wolkennacht der Gedankenschatten" gleichsam durch zuckende Blitze eines unstillbaren Schmerzes zerrissen. Dann trug die Erfahrung politischer Verfolgung das ihrige zur weiteren Entwicklung des Dichters bei. Der Regierung war die Universität Wilna, als mutmaßlicher Sitz von Geheimbünden, 1823 verdächtig geworden. Einige Professoren, darunter Lelewel, wurden abgesetzt. Eine Anzahl zeitiger und früherer Studirender, und unter ihnen Mickiewicz, wurde in Haft genommen. Mickiewicz hatte keine harte Strafe zu fürchten. Aber er mußte die litauische Heimat verlassen. Sein Abschiedsgruß war seine aufmunternde „Ode an die Jugend", deren Schlußverse das Erglimmen des „Freiheitsmorgenrotes" ankündigten.

Nach kurzem Verweilen in Petersburg ward er nach Odessa gesandt, wo er eine Lehrerstelle bekleiden sollte. Seine Anstellung zerschlug sich. Man wies ihm einen Posten in der Moskauer Kriegskanzlei zu, gestattete ihm jedoch vorher einen längeren Aufenthalt in der Krim. Von dieser Reise datirte ein neuer Aufschwung seiner Phantasie. Die „Sonette aus der Krim" (1826) führten, mit leisen Anklängen an Ritter Harolds melancholische Betrachtungsweise, in halborientalische Fernen. Aber „den Pilger" erfaßt inmitten der üppigsten Bilder, die er erblickt, tiefe Sehnsucht nach dem Lande seiner Geburt und seiner ersten Liebe. Bald danach erfüllte der Dichter sein Epos „Konrad Wallenrod", dessen Druck (1828) ohne Fürsprache hoher Gönner schwerlich möglich gewesen wäre, mit dem Brennstoff verborgener vaterländischer Wünsche. Der Held des Epos, ein zur Hochmeisterwürde des deutschen Ordens emporgestiegener Litauer, hält sich an den Spruch, den er in der Jugend vernommen: „Des Sklaven einz'ge Waffe ist Verrat." Mickiewicz war allerdings weit davon entfernt, Wallenrod, einen nach Byrons Muster in geheimnisvolles Halbdunkel getauchten Übermenschen, seinen Landsleuten als Ideal vor Augen zu stellen. Aber andere zogen zwei Jahre später aus jenem verführerischen Satz die praktischen Folgerungen. Damals weilte Mickiewicz auf Reisen im Ausland. Als die polnische Revolution in den letzten Zügen lag, eilte er kampfbereit herbei. Zu spät gekommen flüchtete er nach Dresden und sagte sich als guter Katholik mit dem dritten Teil der „Totenfeier" endgiltig vom Byronismus los. Alsdann wurde er in Paris der unermüdliche Sprecher und Schriftsteller der Emigration und schuf im „Herrn Thaddäus" sein Meisterwerk, in dessen buntschillerndem Gewebe die Liebe zu Polen gleichsam den Einschlag bildete. —

Rußland.

Einen ganz ähnlichen Verlauf wie die Ausbildung der schönen

Litteratur des polnischen Volkes nahm beinahe im gleichen Zeitraum diejenige Rußlands. Auch hier rang sich aus dem Kampf des Klassicismus und der Romantik, der zuerst auf dem Felde der ästhetischen Theorie ausgefochten wurde, die Romantik siegreich durch. Auch hier verhalf ihr vor allem die Bekanntschaft mit deutschen Mustern zu ihren frühesten Triumphen. Žukovskij, den die patriotische Begeisterung 1812 auf das Schlachtfeld von Borodino geführt hatte, fühlte sich nicht nur zum Übersetzer, sondern auch zum Nachahmer Fouqués, Novalis' und Tiecks berufen und ging mit seiner Ballade „Ljudmila" bis auf Bürgers „Lenore" zurück. Indessen fanden jüngere Anhänger der romantischen Schule, daß die mystische Stimmug, die so manches Gedicht Žukovskijs durchzog, mehr Unheil angerichtet als Segen mit sich gebracht habe. Ebensowenig genügte ihnen der lärmende Sang russischer Barden, die Glinka, „dem ersten Krieger der Moskauischen Landwehr", nacheiferten. Auch fühlten sie sich durch die bloße Verherrlichung des patriarchalischen russischen Altertums nicht befriedigt, in der ein Karamzin und ein Šiškov, trotz sonstiger Gegnerschaft, einig waren. Das Schlagwort „Volkstümlichkeit", das die Romantik hier wie überall ausgegeben hatte, bedeutete für einen großen Teil der gärenden Jugend scharfe Prüfung aller heimischen Zustände und Heilung ihrer Schäden durch rasche Abstreifung drückender Fesseln. Jubelnd begrüßte man Griboèdovs geistsprühendes Schauspiel „Wehe dem Gescheidten" (1823), dessen Held die Lauge seines ingrimmigen Spottes über die sogenannte gute Gesellschaft ausschüttete und die Schurken in Amt und Würden eben so wenig schonte wie die Lumpen ohne Rang und Namen. An die Erlaubnis zum Druck oder zur öffentlichen Aufführung dieser dramatisirten social-politischen Satire war nicht zu denken. Sie kam insgeheim handschriftlich in Umlauf. Auf versteckte Weise wurden auch die von Vaterlands- und Freiheitsliebe lodernden Verse Rylèevs bekannt, der schon 1820 in seiner poetischen Ächtung „des Günstlings" den mächtigen, verhaßten „Vicekaiser" Arakèev traf. Derselbe Rylèev war ein Hauptmitglied des Geheimbundes, dessen Geschichte nachmals in die tragische Katastrophe der Dekabristen auslief. Er gab in Gemeinschaft mit Alexander Bestužev den Almanach „der Polarstern" heraus, der zum geistigen Sammelpunkt der thatenlustigen Romantiker Jungrußlands wurde.

Puškin.

In diesem Kreise mit Vergangenheit und Gegenwart zerfallener Schriftsteller wirkte die Erscheinung Byrons mit magischer Gewalt. Žukovskij hatte auch an ihm bereits seine Übersetzungskunst versucht. Sein Freund Kozlov beteiligte sich, wenngleich ohne die Kraft des Originales zu erreichen, an dieser lockenden Aufgabe. Auch Alexander Puškin, in dem die Romantiker neidlos ihr Haupt erkannten, geriet vorübergehend in den Bann des großen Sängers des Weltschmerzes. Dem jungen

Moskauer Edelmann ließ eine Stelle im auswärtigen Amt nicht nur für Liebesabenteuer und gesellige Freuden, sondern auch für dichterische Schöpfungen aller Art genug Muße übrig. In dem litterarischen Klub „Arzamas“, der ein paar Jahre lang blühte, nahm er an den leichten Spielen des Witzes Anteil. Mit seiner poetischen Erzählung „Ruslan und Ljudmila“ (1820) that er den glücklichsten Griff in die altrussische Sagen- und Heroenzeit. Schon aber war er wegen freier Äußerungen freier Gesinnung den Machthabern verdächtig und aus der Hauptstadt nach Jekaterinoslav versetzt worden. Hier packte ihn eine schwere Krankheit. Eine befreundete Familie durfte den kaum Genesenen nach dem Kaukasus mitnehmen. Natur und Volksleben dieser wilden Gebirgslande machten einen ähnlichen Eindruck auf ihn wie die Eigenart der Krim auf Mickiewicz. Damit verband sich die augenblickliche Empfänglichkeit des der überfeinerten Civilisation entrückten Freiheitsschwärmers für jene Verquickung von Trotz und Zweifelsucht, Thatkraft und Schwermut, die der Mehrzahl der Byronschen Heldengestalten eigen war. Es fehlten nur noch die Erfahrungen eines zügellosen Lebens in Kišenev und Odessa, um der Mischung einen Tropfen Byronscher Weltverachtung und Übersättigung beizumengen. Auf den ersten Blick erkennt man, von manchem rein lyrischen Stimmungsbild abgesehen, wie „der Gefangene im Kaukasus“, „der Springbrunnen von Bakhčisarai“, „die Räuberbrüder“, „die Zigeuner“ (1821—1824) etwas vom „Ritter Harold“, vom „Giaur“, vom „Korsaren“ entlehnt haben. Inzwischen schleuderte der Dichter aber auch abschriftlich verbreitete Spottverse gegen die Dunkelmänner in Staat und Kirche, die sich beinahe mit den ätzenden Reimpaaren der „Vision des Gerichtes“ und „der bronzenen Zeit“ messen durften.

„Onégin“ 1826.

Puškins Hauptroman in Versen, „Eugen Onégin“ (1826 ff.), sah gleichfalls einer vom Stamme Byron abgefallenen Frucht sehr ähnlich. Das Werk begleitete Puškin von Odessa in die Verbannung auf sein Landgut im Gouvernement Pskov, von da, als er die Begnadigung des Zaren Nikolaus erfleht und erlangt hatte, nach Moskau und Petersburg. Er ließ durch die leichte Hülle der prickelnden Erzählung und der abschweifenden Betrachtungen eine Menge autobiographischer Züge durchschimmern. Indessen war der blasirte, eingebildete Held des Gedichtes kein bloßes Abbild seines Schöpfers und das ganze Gedicht keine bloße Nachahmung des „Don Juan“. Onégin, „der Moskowit im Mantel Harolds“, war ein durchaus nationaler Typus. In einem Lande, wo so manchem seinesgleichen „die Kränze des Lebensfrühlings schnell verdorrten“,

In dieser Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfen jeder Schlechtigkeit ...
In dieser Welt der Heuchelei
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei

begegnete man den Onégins, mit Alexander Herzen zu sprechen, „auf Schritt und Tritt“. Dauernd ließ sich Puškin ebensowenig durch Byrons Einfluß bestimmen wie Mickiewicz. Shakespeare und Goethe wurden seine Leitsterne. Er lernte, auf die Widersprüche des Lebens als etwas Naturnotwendiges herabblicken. Er versenkte sich immer eifriger in das Studium der Geschichte seines Volkes, an dessen Schicksal er trotz aller Schreckbilder seiner Überlieferungen nicht verzweifelte. Das Drama „Boris Godunov“, und die Geschichte des Aufruhrs Pugačevs erwuchsen aus diesen Wurzeln. Aber wie in der polnischen Litteratur der Byronismus in Słowacki weiterlebte, so verschaffte ihm Lermontov später in der russischen neue und verschärfte Geltung. —

Bei den zwei slavischen Nationen, die alte und neue Feindschaft trennte, stand die romantische Dichtung doch auf gleiche Weise mit den Zeitereignissen fast immer in naher Berührung. Sie wich dem Zusammenstoß mit herrschenden Zuständen des Staates und der Gesellschaft nicht aus. Dieselbe Erscheinung zeigte sich in Ungarn, wo Kisfaludy und Vörösmarty dem Stolz auf eine glorreiche Vergangenheit wie dem Schmerz über die trostlose Gegenwart und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft Ausdruck gaben. In Deutschland währte es länger, bis die schöne Litteratur wieder tiefer von den Bewegungen der Zeit ergriffen wurde. Die Romantik mit ihrem vorwiegenden Hang zum Vergangenen, Entfernten, Märchenhaften und Abenteuerlichen brachte noch manche köstliche Blüte hervor. Hauffs „Lichtenstein“, Rückerts „Östliche Rosen“, Eichendorffs „Taugenichts“, um nur diese zu nennen, entstanden erst in den zwanziger Jahren. Auch der klare Born volksmäßiger Liederdichtung war nicht versiegt. Aber neben den kraftlos gezierten oder lüstern-sentimentalen Erzeugnissen der poetischen Treibhäuser der Hell, Kind, Clauren u. a. wucherten die fabrikmäßigen Nachahmungen Walter Scotts, die Gespenster- und Schicksalstragödien, die Schauer- und Wundererzählungen gleichfalls üppig fort. Es war etwas ganz Unerwartetes, daß der Erzromantiker Tieck mit unverhohlener Berechnung in seinen Novellen das Gebiet des modernen Lebens betrat. Im übrigen schien es, als ob während des Waltens der Reaktion eine unbewußte Neigung bestehe, die Geister durch Weltentfremdung einzuschläfern, zwischen Kunst und Leben eine unübersteigliche Scheidewand aufzurichten.

Deutschland.

Mit der philhellenischen Schwärmerei drang ein frischer Luftzug in

Wilhelm Müller (vgl. o. S. 479)

die dumpfen Nebelmassen ein. Wohl oder übel sah man sich auf den Boden der Wirklichkeit zurückversetzt. In Wilhelm Müllers Griechenliedern kehrte das gefürchtete Wort „Freiheit“ immer wieder. Sein Mund, der Markos Botsaris das Grablied gesungen hatte, stimmte auch eine „Hymne auf den Tod Rafael Riegos“ an, die vor dem empfindlichen Ohr des Censors keine Gnade fand. Der edle Chamisso trat ihm zur Seite. Die Tragödie von Chios gab ihm herrliche Verse ein, und in „Don Rafaels letztem Gebet“ pries er den Spanier, „der zuerst das Freiheitswort gesprochen“. Dem ganz zum deutschen Dichter gewordenen Franzosen lag überhaupt nichts ferner, als sich aus den Kämpfen und Wirren des Tages in das Märchenreich, in oceanische Weiten oder in den engen Bezirk des Hauses hinwegzuretten. Der zart empfindende Sänger der Lieder „Frauen-Liebe und -Leben“ brach, von männlichem Zorn erglühend, auch einmal in den Ruf aus: „Die Gegenwart ist falsch, das Leben lügt.“ Er spottete der ängstlichen Nachtwächtermahnung: „Geht nach Haus und wahrt das Licht, daß dem Staat kein Schaden geschicht.“ Er ging Bérangers Spuren nach, wenn er seine Muse zu den Armen hinabsteigen hieß und erschütterte durch scharfe Zeichnung menschlichen Elends.

Chamisso. (vgl. I. 11)

Wie Wilhelm Müller, so brachte Chamisso dem großen Todten von Mesolonghi, „der Kamönen und des Ares Zögling“, den poetischen Tribut der Bewunderung dar. Der Byronkultus drang auch in Deutschland durch. Er griff auch hier bei der Wandlung der schönen Litteratur auflösend und neubildend ein. Als einer der ersten kopirte der oft verlästerte Waiblinger, Hölderlins Landsmann und Schüler, der in Rom ein frühes Grab fand, das lockende britische Vorbild. Seine glutvollen poetischen „Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands“ (1826) waren nach der Auswahl des Stoffes, nach dem vorherrschenden Ton und selbst nach der Technik als Nachahmungen leicht erkennbar. Freilich klang in „die öde Grabesstille ew'ger Hoffnungslosigkeit“ so manches der Leben sprühenden Gedichte Waiblingers aus Italien mit übermütigem Schellengeläute. Aber „die Martern und Leiden einer kühnen, ruhmbegierigen, thatenlustigen Seele“ folgten dem „finsteren Träumer“, wenn man seine Klagen wörtlich nahm, dennoch von Ort zu Ort. Indessen ließ er, ganz wie Ritter Harold, „den Geist voll erhabner Erinnerungen“, zeitweise das zur Schau getragene eigene Weh schweigen. Auf den Trümmern des Forums, wo die „Weltgeschichte spricht, weicht die Schwermut.“ Im Riesendom St. Peters verwandelt sich das ernste Lied in „ein erhaben Traumgesicht“.

Waiblinger.

Zedlitz.

In anderer Weise äußerte sich die Einwirkung Byrons auf den Östreicher Zedlitz, der nachmals im auswärtigen Dienst zum Gefolgsmann Metternichs wurde. Seine „Todtenkränze“ (1827) gemahnten an die

Richtersprüche, die der englische Dichter, den Schauplatz großer Ereignisse in melancholischen Betrachtungen durchwandernd, über weltgeschichtliche Persönlichkeiten gefällt hatte. Eine dieser formvollendeten Kanzonen galt dem „edlen Sänger“ selbst, dessen Zauberstab „Dämonen von trotz'ger Wildheit“ geschaffen, und der „fern an der Schwelle vom Hellenenlande“ sein Ziel gefunden hatte. Eine andere verherrlichte die „hohe Seele“ Cannings, der „das Recht der Wahrheit vermählen wollte“ und es verschmähte, „mit Eiden zu spielen“. Eine dritte stellte mit dem Hinweis auf die Ruhestätte von St. Helena die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes vor Augen. Der Dichter, der bei Aspern und Wagram „in Waffen gestanden“ hatte, wurde in diesem „allzuthränenwerten Raume“ von tiefem Mitleid ergriffen. Er fühlte sich „an dieses Todten Stätte durch die erbärmliche gemeine Welt angeekelt.“ Er grollte denen, die „auf die Manen des hingeschmetterten Titanen“, dessen „Kette sie zum Prunk getragen“ hatten, „Hohn und Schmach spieen“.

Die bewundernde Erinnerung an Napoleon war für die Wandlung des Geistes der schönen Litteratur sehr bezeichnend. Zedlitz selbst hat ihr in seinem berühmten Gedicht „Nächtliche Heerschau“ später noch Ausdruck gegeben. Sie blieb der deutschen Poesie bis zu Gaudys „Kaiserliedern“ und darüber hinaus lange eigen. Auch der wildgeniale Grabbe, den völliger Mangel an Selbstzucht so wenig zum Meister der Kunst wie zum glücklichen Menschen ausreifen ließ, lenkte auf dies Feld über. Anfangs schlug er die stärkste Saite auf der Leier des Weltschmerzes an. Zwar verwahrte er sich dagegen, „als wenn er auf Lord Byrons Manier mit seinem Schmerze renommiren wollte“. Aber unschwer ließen sich einige Byron'sche Züge in dem dramatischen Monstrum des „Gothland“ erkennen. In „Don Juan und Faust“ wagte er mit mehr als Byron'scher Kühnheit den Versuch, die beiden tiefsinnigen Überlieferungen des romanischen und germanischen Volksgeistes zu verschmelzen. Gleich darauf zeigte er in den „Hohenstaufen“, so viel ihnen zur Abrundung fehlte, was sich diesem gewaltigen historischen Stoff, den Raupachs Mache jämmerlich verwässerte, poetisch für die Gegenwart abgewinnen ließ. Noch hatte er den „Heinrich VI.“ nicht vollendet, als er an die gigantische Dichtung „Die hundert Tage“ Hand anlegte. Sie entfernte sich weitab vom Boden der zeitentrückten Romantik. Wer die wechselnden Bilder dieses dramatischen Epos vor seinem Auge vorüberziehen sah, durchlebte in Gedanken das größte Ereignis der jüngsten Vergangenheit und wurde zugleich durch prophetische Aussprüche auf die nächste Zukunft hingewiesen. Grabbe sah, zwei Wochen vor dem Zusammenbruch des Thrones Karls X., in Napoleon „das Fähnlein am Maste der Revolution“. Er ließ seinen stürzenden Helden voraussagen, daß die nach ihm kommende „irdene Zeit, voll Halbheit, albernen Lugs

Grabbe.

und Tandes“ wieder schwinden werde, wenn „der Weltgeist erstehe“ und „an die Schleusen rühre“.

Platen. Zwischen Grabbe, dem Sohn des Detmolder Zuchthausaufsehers, dem rohen Formverächter, und Platen, dem fränkischen Grafen, dem die schöne Form das Höchste war, fehlte es an jeder unmittelbaren Berührung. Aber an unbefriedigtem Selbstgefühl stand der eine dem anderen nicht nach. Bei Platen trug das stolze Bewußtsein des eigenen Wertes und die bittere Empfindung, ihn verkannt zu wissen, nicht wenig dazu bei, auch seinen Genius allmählich der ausschließlichen Herrschaft der Romantik zu entfremden. In Balladen, Romanzen und dramatischen Jugendversuchen hatte er ihr einen reichlichen Zoll entrichtet. Gleichzeitig war er mit seinen „Ghaselen“ neben Rückert als wohlgeschulter Nachbildner östlicher Dichtung auf den Plan getreten. Aber er fand sich „selten recht verstanden“, während er „niedre Stirnen“ mit dem Lorbeer bekränzt sah. Wenn er, wie nach Byron'scher Melodie, „tiefe Schmerzen sang“, mußte ihm „selbst der Scherz als Maske dienen“. So führte er den ersten Streich gegen die romantische Mißbildung der Schicksalstragödie mit der aristophanischen Litteraturkomödie „Die verhängnisvolle Gabel“ (1826). Drei Jahre später folgte als vollkommeneres, aber durch häßliche persönliche Anzüglichkeiten entstelltes Muster dieser Dichtungsart „Der romantische Oedipus“. Dies Werk war unter italischem Himmel gereift. Gleich Waiblinger „seines Vaterlandes satt“, weilte Platen, als ein schwermütig gestimmter Gast, Jahre lang im „vielgeliebten“ schönen Süden. Doch galt sein Sehnen nach wie vor Deutschlands „Freiheit und Eintracht“, für deren Erkämpfung er 1815 der Fahne gefolgt war. Selbst in die Litteraturkomödien, mit denen er eine patriotische That zu vollbringen gedachte, stahlen sich politische Anspielungen. Mehr war nicht zu wagen. „Ein Weltenbild“ konnte der Dichter „auf dem deutschen Schaugerüst“ nicht entstehen lassen, „da der Sonnenstrahl der Freiheit seine Tage nicht erhellte“. Der Lyriker aber that sich keinen Zwang an, ein zweiter Hutten, „Pfaffen samt Tyrannen“ den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Er spottete „der alten Götzen des Ultras“. Er warnte vor der „Sirene des öden Polargestads“, die mit Ketten, „wie sie nie geklirrt“, der Menschheit drohe. Er gab mit dem „Rubel auf Reisen“ die Anbeter des nordischen „Sternbildes“ der Verachtung preis. Das kunstvolle Gefüge des Sonettes diente ihm doch nicht einzig dazu, „des Lebens Schmerz und Hoffen“ zu besingen, sondern auch, den „Polizeiministern am Rhein und Ister“ ein Brandmal aufzuprägen. Mit Vorliebe wählte er die Kunstform der Ode, um in den großen Fragen der Zeit freimütig seine Stimme zu erheben. Indessen konnten diese Nachbildungen der Antike, in denen nicht selten der deutschen Sprache Gewalt angethan wurde, oder bloße Rhetorik

vorherrschte, sich niemals einen größeren Leserkreis erobern. Daß die politische Poesie Platens auch allgemein verständliche Töne glühender Leidenschaft anzuschlagen wußte, zeigten die durch die Ereignisse von 1830 und 1831 hervorgerufenen Polenlieder. Aber als sie bekannt wurden, ruhte der Dichter der „Abassiden“ schon längst in seinem Grabe zu Syrakus.

Es war eine eigene geschichtliche Ironie, daß Platen, gereizt wie er war, in seinem „romantischen Oedipus“ Immermann und Heine als stümperhafte „Halbtalente“ einer Dichterschule an den Pranger zu stellen wähnte, deren Umbildung und Auflösung nicht zum wenigsten das Werk eben dieser von ihm Verkannten wurde. Immermann gelang es allerdings erst nach langem Schwanken, den Weg zu finden, an dessen Ende ihm das schönste Ziel winkte. Die kerngesunde Dichtung, mit der er sich für immer in das Herz seines Volkes einschrieb, war beinahe sein Schwanengesang. In den mannichfaltigen poetischen Erzeugnissen seiner Jugend offenbarte sich schon eine hochstrebende und kraftvolle Natur, aber sie hielt sich, nach Goethes gerechtem Urteil, nicht immer fern von „phantastischen Sonderbarkeiten“. Hierin trat etwas von dem zu Tage, was der Olympier in Weimar als „das Kranke“ im Romantischen verabscheute. Das romantische Verhältnis zu Elise von Lützow mochte eine Zeit lang dazu beitragen, Immermann die Selbstbefreiung von Überspanntem und Unnatürlichem zu erschweren. Indessen bewies schon sein „Trauerspiel in Tirol“ (1826), trotz mancher Schwächen, seine außerordentliche Fähigkeit, einen dem wirklichen Leben entnommenen Stoff künstlerisch zu gestalten. Es war die letzte poetische Frucht seines Aufenthaltes im heimatlichen Magdeburg, wo er die richterliche Berufsthätigkeit mit dem Dienst der Musen gewissenhaft vereint hatte. In Düsseldorf blieb er dieser Doppelgefolgschaft treu. Aber Platens Spottvers: „Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon“, den der Advokat Müllner verdient hatte, wurde vom Landgerichtsrat Immermann zu Ehren gebracht. Im Verkehr mit bedeutenden Künstlern und gleichstrebenden Freunden, umgeben von einer Atmosphäre, in der ernste Arbeit und Kultus des Schönen zusammenflossen, kam er in Düsseldorf „zum Bewußtsein seiner selbst“. Mit dem anmutigen Scherzgedicht „Tulifäntchen“ (1830) entbot er der romantischen Phantastik gleichsam den Abschiedsgruß. „Merlin“ und „Alexis“ wurden zu glänzenden Marksteinen der neuen Bahn, auf der er vorschritt. Aus der Ferne wirkte Goethe, ohne daß er sich ihm ganz ergab, immer entschiedener als Vorbild auf ihn ein. Der Roman „Die Epigonen“, der damals erst seine rechte Form gewann, konnte als ein Ableger „Wilhelm Meisters“ gelten. Aber in der geistvollen Darstellung der gesellschaftlichen Gegensätze erhob er sich doch zur Höhe eines Zeitgemäldes

Immermann.

von selbständigem Wert. Durchaus nicht geschmeichelt, wie es war, konnte es in keinem Lager vollen Beifall finden. Die Lobredner des Mittelalters hatten sicher keinen Grund, mit dem Dichter zufrieden zu sein. Die im vierten Buch erzählte verunglückte Nachahmung des Turnieres von Ashby de la Zouche war wie symbolisch für den im neunzehnten Jahrhundert unaufhaltsamen Niedergang des Feudalismus. Auch „Tulifäntchen“ barg unter Blumen einige Spitzen, die sich gegen veraltete Ansprüche einer von der Romantik so oft verherrlichten Kaste richteten. Übrigens fehlte Immermann, wie er selbst zugab, „die politische Ader“. Wohl hatte er, der den Kanonendonner bei Ligny und Waterloo gehört, einst vaterländische Lieder gesungen und später die Todten glücklich gepriesen, „die den schönen Traum fortträumen in des Sarges schmalem Raum“. Aber nichts lag dem loyalen altpreußischen Beamten ferner, als sich in die Schlachtreihen der streitbaren „Ritter vom Geiste“ einzudrängen, denen Byron den Weg gewiesen hatte.

Heine. Diese Führerrolle übernahm für Deutschland Heinrich Heine. Der Vergleich zwischen ihm und Byron hat sich sofort nach seinem ersten Auftreten hören lassen und ist seitdem unzählige Male wiederholt worden. Zwar war und ist nichts leichter, als ihn durch kräftige Betonung der in die Augen springenden Unterschiede ihrer menschlichen und dichterischen Individualität abzuschwächen. Aber unleugbar bleibt es: beide hatten den Uebermut des jedem Zügel widerstrebenden Ich und den unwiderstehlichen Trieb ruhelosen Genießens mit einander gemein. Beiden eignete das Gefühl „der Zerrissenheit“ ihres Inneren und die dadurch geschärfte Empfindung für die Disharmonieen der Gesamtheit. Nur daß Heine, ungleich Byron, im Verlauf seines Lebens dann und wann den Glauben an einen edlen Kern des Charakters und an die volle Wahrheit seiner Herzensergießungen erschütterte. Auch trieb er mitunter die Zwanglosigkeit bis zum Cynismus, die Selbstbetrachtung bis zur Selbstverspottung und bewegte sich beim unaufhörlichen Widerspiel von Ernst und Ironie so ganz in seinem Element, daß ihm das gleichmäßige Pathos mancher der großartigsten Schöpfungen Byrons versagt bleiben mußte. Dafür übertraf er ihn bei weitem durch das Volksmäßig-Innige im Lied. Dafür schuf er sich aus leicht beschwingten Versen, denen man die sorgfältige Feilung nicht anmerkte, und aus einer von Geist und Witz funkelnden Prosa furchtbare Waffen, wie man sie niemals in der Hand des stolzen rebellischen Weltverächters aus englischem Blut hatte blitzen sehen. Bei der wundersamen Mischung eines schnellfertigen Sarkasmus und ätzender Kritik mit träumerischem Sinnen und weichem Empfinden, die dem deutschen Dichter eigen war, hatte man gewiß viel auf Rechnung seiner jüdischen Abkunft zu setzen. Indessen konnte man auch nicht übersehen, daß die

Zeit mit ihren tragikomischen Gegensätzen im Bereich des Staates und der Gesellschaft, auf dem Gebiet des Wissens und Glaubens ihm gleichsam die Feder führte.

In vielen seiner Jugendgedichte, die größtenteils 1827 zum „Buch der Lieder" vereint, sich im Sturm die Herzen eroberten, herrschte noch ganz die unverfälschte, romantische Färbung vor. Die Sagen und Märchen der rheinischen Heimat, der bunte Glanz des katholischen Kultus, die Volkspoesie und der Volksaberglaube, die Lehren A. W. Schlegels und das Beispiel Klemens Brentanos: alles das kam hier zu künstlerischer Verwertung mit einer bald bezaubernden, bald erschreckenden Schärfe der Zeichnung und in einer Sprache von schönster Einfachheit. Dazu jene süßen, schmelzenden Lieder sehnsüchtiger und unglücklicher Liebe, in deren „melancholischen Gewässern" selbst der alternde Gentz sich Stunden lang mit Entzücken badete, deren melodischer Wellenschlag so viele große Komponisten zum Wetteifer der Töne mit den Worten herausforderte. Endlich die majestätischen Nordseeoden, in denen die ganze Poesie des Meeres wogte und brauste, und das eigenste Empfinden des Dichters sich mit den wechselnden Eindrücken des Naturschauspieles vermengte. Was sich aber noch niemals so stark und keck in deutschen Landen vorgewagt hatte, war der jähe Umschlag der Stimmung und das Schwelgen in schneidenden Kontrasten. In der „tugendhaften Ausgabe der Gedichte", wie Heine seine Sammlung des Buches der Lieder nannte, ward manches ausgemerzt. Aber man war und blieb überrascht durch die plötzlichen Sprünge aus dem Märchenreich in die nüchterne Prosa. Man sah den phantastischen Spuk von Rittertum und Wunderglauben erbleichen vor der taghellen Wirklichkeit. Man hörte sentimentale Seufzer in ein Witzwort ausklingen, in herzbrechendes Schluchzen wildes Hohngelächter hineingellen und fühlte aus den schrillen Dissonanzen dieser Musik sofort den allgemeinen Widerspruch von Ideal und Leben heraus. Die lustige Scheinwelt der Romantik konnte die Geister nicht mehr bestricken, wenn der Zögling der Romantik selbst so manchen Streich gegen sie führte.

Gedichte 1822 ff. Buch der Lieder 1827.

Ganz gegen Heines Erwartung fielen die beiden verzerrten Tragödien „Ratcliffe" und „Almansor", die 1823 zugleich mit dem „lyrischen Intermezzo" erschienen waren, im öffentlichen Urteil gegen die Gedichte völlig ab. Hingegen wurden seine kühnsten Hoffnungen durch den Erfolg der beiden ersten Bände der „Reisebilder" übertroffen. Hier bewunderte man nicht nur den Liederdichter, der die schönsten poetischen Perlen in das lockere Maschennetz ungebundener Rede einstreute, sondern auch den Virtuosen jener ganz neuen, quecksilbernen Prosa, die spätere Kleinmeister des Feuilletons nur allzu verführerisch zur Nachahmung reizte. Hier fand man eine seit Lawrence Sterne sehr beliebte litterarische Form zum glitzernden Gefäß ausgeweitet, das alles, was über Persönliches

Reisebilder Bd. 1. 2. 1826. 1827.

und Allgemeines von einem kampflustigen Humoristen an den Mann gebracht werden sollte, bequem in sich aufnehmen konnte. In der That war es vornehmlich Kampfesstimmung, die diese Blätter durchzog. Aus der Maske des ehemaligen Bruders Studio blickte der vorwitzige, dann und wann freche Schalk hervor, der im Namen eines unbefriedigten Geschlechtes Philistern und Pedanten, Junkern und Dunkelmännern den Krieg erklärte. Er vergriff sich, um ein Goethe'sches Wort zu wiederholen (s. I. 15), an fast allen den Götterbildern romantischer „Altertümelei und Vaterländerei". Er ließ den Schlachtruf erschallen zur Befreiung von Phrasen und Vorurteilen in Lehre und Leben. Auch sein Napoleonkultus, so tief er viele gute deutsche Patrioten erbittern mußte, hing mit seiner Auflehnung gegen nationale Engherzigkeit und Unduldsamkeit zusammen. Die Fremdherrschaft hatte in seiner Heimat so manches Heilsame geschaffen, was die Reaktion wieder in Frage zu stellen drohte. Der Sohn des rheinländischen Juden hatte doppelte Ursache, in Napoleon „den Mann der neuen Zeit" zu sehen. Schon in seinen Romanzen war das menschlich rührende Gedicht „die Grenadiere" zu lesen gewesen, das der Schumannschen Musik nicht bedurfte, um tieferen Eindruck zu machen als ganze Bände der aufsprießenden bonapartistischen Litteratur. In dem „Buch Le Grand" wurde Sankt Helena sogar „das heilige Grab" genannt, „wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahren in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilands".

Bd. 3 und „Nachträge" 1830, 31.

Der zweite Band der „Reisebilder" ward in den meisten deutschen Staaten verboten. Heine konnte sich darüber während eines Aufenthaltes in England mit den Worten eines Freundes trösten: „Die Regierungen hätten das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden." Der dritte anfangs 1830 ausgegebene Band erregte in hohen und höchsten Regionen noch mehr Entrüstung. Er fand aber auch bei der Masse der Leser nicht soviel Beifall wie die beiden vorausgehenden. Zwar übte die drastische Schilderung von Erlebtem und Erdichtetem, mochte München oder Lucca der Schauplatz sein, eine unwiderstehlich komische Wirkung aus. Indessen eingeflochtene Unsauberkeiten und eine vordringliche Selbstbespiegelung stießen auch wohlwollende Beurteiler ab: Dieser moderne Figaro übertraf seinen gräflichen Widersacher, den Verfasser des „romantischen Ödipus" unstreitig sehr bedeutend an Witz, aber noch viel mehr an Gemeinheit unerlaubter, persönlicher Ausfälle. Der Feuereifer, mit dem er „für den heiligen Kampf der Freiheitsreligion" das Wort ergriff, wurde von manchem, der seine geringe Neigung zum politischen Martyrium kannte, nicht ganz ernst genommen. Dennoch hatte Heine volles Recht, sich einen „braven Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit" zu nennen, dem einst ein Schwert auf

den Sarg gebühre. Trotz des ausgeprägtesten Widerwillens gegen die Demokratie der „Gleichheitsflegel“, und nach eigenem Geständnis „ein Mensch, der zu seinem Vergnügen lebt“, stürzte er sich in den Kampf für „die Emancipation der ganzen Welt, absonderlich Europas“. In ihm erkannte er die „große Aufgabe der Zeit“. Ganz erfüllt von der Hoffnung, „alle schroffen Besonderheiten“ untergehen zu sehen „in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation“, wagte er in der Vision auf dem Schlachtfelde von Marengo den vorschnellen, dem romantischen Genius durchaus entgegengesetzten, Ausspruch: „Es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien.“ Ein Gentz entsetzte sich vor der „teuflischen Gesinnung“ des gefährlichen Spötters. Aber die „satanische“ Prosa der „Reisebilder“, in denen er „eine Menge unleugbarer Wahrheiten“ gesagt fand, that es ihm ebenso an wie das „verzauberte“ Buch der Lieder.

Börne. (vgl. I. 587)

Dem Geschlecht der Jahre, die der Juli-Revolution unmittelbar vorausgingen, war es etwas Selbstverständliches, Heines und Börnes Namen in einem Atem zu nennen. Jeder von beiden war „zugleich als ein Deutscher und ein Jude“ geboren worden, und beiden nahm die Taufe nichts von der Empfindung, daß sie „die Sklaverei kennen gelernt“ hatten. Beide erschienen als kühnste Vorkämpfer des Liberalismus, deren scharfe Waffen den Gewalthabern die tiefsten Wunden schlugen. Beiden wurde von unzähligen Lesern ihrer Schriften verziehen, daß sie dem Volk, dessen Sprache die ihre war, die bittersten Worte zu hören gaben, weil sich auch in diesen die Sehnsucht nach einem großen und freien Deutschland nicht verleugnete. Später erst, als beide an die Seine verschlagen worden waren, lernte man den tiefen Gegensatz ihrer Naturen erkennen. Zwischen dem lockeren skeptischen Weltkind, dessen Dichterphantasie das Glück eines schönheitsfreudigen Hellenismus erträumte, und dem makellosen, dogmatischen Puritaner, der in der Fremde zum grollenden Volkstribunen wurde, war in der That eine dauernde Gemeinschaft nicht möglich. Damals aber, als wenige Jahre nach dem Erscheinen der ersten Reisebilder Heines die „gesammelten Schriften“ Börnes, im gleichen Campe'schen Verlag, herauskamen, betrachtete man beide als innig verbundene Waffenbrüder.

Gesammelte Schriften 1829 ff.

„Was ich immer gesagt, durfte Börne in der Ankündigung der gesammelten Schriften versichern, ich glaubte es. Was ich geschrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgesagt, ich mußte.“ Der starke Eindruck des Gesamtbildes seines bisherigen Wirkens beruhte nicht zum wenigsten auf dieser unverkennbaren Lauterkeit seines Strebens. Jedermann fühlte heraus, daß der zartbesaitete und doch so streitbare Mann, dessen Wiege in der dumpfen Frankfurter Judengasse gestanden hatte, den frei erwählten Beruf eines deutschen „Zeitschriftstellers“, als heiliges

Amt auffaßte. Was er in der Denkrede auf Jean Paul von diesem seinem Vorbild rühmte, galt auch von ihm selbst: „Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden“. Darum mußte der schlau ersonnene Versuch scheitern, ihn für den östreichischen Dienst einzufangen. Seiner glühenden Überzeugungstreue sah man sodann eine Schärfe des Witzes und eine Kunst der Sprache gepaart, die im beständigen Kampf mit der Censur gestählt worden waren. Nicht alles, was beim ersten Blick als ursprünglich erschien, gehörte ausschließlich Börnes Erfindung an. In der humoristischen Ausmalung lächerlicher Kleinbilder aus der ihm vertrauten Umgebung ahmte er den überschwänglich gepriesenen Dichter des „Siebenkäs“ nach. In der glücklichen Prägung gedrängter Denksprüche und Aphorismen hatte er an dem Frankfurter Advokaten Jassoy, dem freimütigen Verfasser von „Welt und Zeit“, einen ebenbürtigen, wenn nicht sogar kenntnisreicheren, Vorgänger. Eigentümlich aber war ihm, dem begeisterten Dilettanten der Politik, die stetig wachsende Neigung, alle anderen Interessen denen des öffentlichen Lebens unterzuordnen. Schon im Jahre 1808 hatte er geklagt: „Man hat eine Mauer aufgerichtet zwischen dem Leben und der Wissenschaft, zwischen der Stube des Gelehrten und dem Felde des bürgerlichen Handelns, zwischen Theorie und Praxis.“ In der „Wage“ hatte er allen Hemmnissen zum Trotz „Privat-Patriotismus“ zu treiben gesucht. In der Ankündigung der „Zeitschwingen“ hatte er, unmittelbar vor der Feststellung der Karlsbader Beschlüsse, schmerzbewegt ausgerufen: „Das deutsche Volk hat noch zu wenig politische Aufklärung.“

Die Leidenschaft zur That anstachelnder politischer Belehrung spielte auch in seine ästhetische Betrachtungsweise sehr stark hinein. Überhaupt fiel es ihm schwer, künstlerisches Schaffen nur mit dem Auge des Kunstrichters zu betrachten. Zwar entfloß seiner Feder eine Fülle geistvoller dramaturgischer Kritiken. Namentlich leistete er auf seine Art Großes in der unnachsichtigen Bekämpfung der Schicksalstragödie. Aber er verübelte es Schiller, daß sein Wilhelm Tell nicht „trotziger“ sei, „zu viel bedenke, sich gern ducke“. Er wunderte sich ironisch darüber, daß „ein Britte“ statt „eines Deutschen“ den Charakter des unentschlossenen Hamlet geschaffen habe. Goethes Größe gerecht zu werden blieb ihm gänzlich versagt. Nachmals verstieg er sich zu der Behauptung: „Goethe hat nur immer der Selbstsucht, der Lieblosigkeit geschmeichelt.“ Nicht wenige der verbitterten Zeitgenossen sprachen die Lehre gläubig nach, Goethe sei der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte. Aber von denen, die sich davor hüteten, alle Kunst und alles Wissen mit der Elle einer bestimmten politischen Überzeugung zu messen, blieben doch Unzählige dankbar dessen

eingedenk, der es unternommen hatte, das eingeschläferte Volk, noch ehe die Sturmglocke der Juli-Revolution erklang, durch seinen Weckruf aufzurütteln. —

Spanien.

Unter den romanischen Nationen bot sich der spanischen auf dem Felde der Litteratur keine Möglichkeit, mit den anderen großen Volksgemeinschaften Europas gleichen Schritt zu halten. Der erneute Druck einer blind wütenden geistlich-weltlichen Zwingherrschaft lastete übermächtig auf dem geistigen Leben des ganzen Landes. Ein fanatischer Mönch war zum Censor der Bühne bestellt. Es galt als eine unerhörte Ausnahme, daß er wenigstens einige Lustspiele des jungen Breton de los Herreros durchschlüpfen ließ. Alberto Lista, der berühmte Gelehrte und Dichter, ward durch die Schließung des von ihm geleiteten Kollegiums San Mateo schwer betroffen. Die mißtrauische Polizei löste auch die Gesellschaft der „Numantiner" auf, die eine Anzahl seiner Schüler umfaßte. Mehrere der verfolgten Teilnehmer flüchteten ins Ausland. Zu ihnen gehörte der feurige José de Espronceda, der später als spanischer Byron die tiefsten Spuren in der Litteratur seines Volkes hinterließ. Er lernte die Schöpfungen des englischen Dichters in London kennen, wohin er sich auf abenteuerliche Weise durchzuschlagen wußte. Dort war auch das Hauptquartier der 1823 Ausgewanderten und Vertriebenen, die so viele namhafte Schriftsteller in ihrer Mitte zählten. Großenteils gereift durch erweiterte Anschauungen und Kenntnisse, suchten sie aus der Ferne ihrem Vaterlande mit der Feder zu dienen. Aber ihre Bestrebungen kamen erst zu rechter Geltung, als seine Grenzen nach langen Jahren des Exiles sich ihnen wieder öffneten.

Italien.

Auch Italien hatte seine Litteratur der Exilirten. Ihr gelang es, wenngleich mitunter nur in handschriftlicher Form, bis zu den heimischen Gestaden durchzudringen. Pietro Giannone, der vor der Rache des Herzogs von Modena nach Frankreich entwichen war, rührte schon durch den Titel einer heute vergessenen Dichtung „Der Verbannte" die Herzen der Zurückgebliebenen. Gabriel Rossetti, der Tyrtaeus der Revolution Neapels, hatte sich zuerst nach Malta gerettet und dann in London seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Hier gab er, mit ungestillter Sehnsucht des blauen Himmels der Heimat gedenkend, in gewohnter rhetorischer Form, seinen Gefühlen dichterischen Ausdruck. Gleichzeitig sollte die Prosa seines mystischen Dante-Kommentares der Bekämpfung des dem alten Carbonaro verhaßten Pabstthums dienen. Der Mailänder Giovanni Berchet hatte sein Heil ebenfalls in der Flucht gesucht, kurz bevor seine lombardischen Freunde in den Kerker abgeführt worden waren. Auch er fand auf englischem Boden ein sicheres Asyl. Um des täglichen Brotes willen mußte er kaufmännische Korrespondenzen erledigen, aber seine Freistunden gehörten der Muse an. Alle Schmerzen um ein ver-

lorenes und geknechtetes Vaterland, die seine Brust erfüllten, strömte in glühenden Versen aus. Dieser Grundton durchklang auch die ergreifende Dichtung „Die Flüchtlinge von Parga“ (1824), in der er sich nicht scheute, England den Verrat der freien Epirotenstadt vorzuwerfen (s. o. S. 197). In den „Phantasieen“ (1829) träumte der Verbannte von den alten Ruhmesthaten der lombardischen Liga und erwachte mit der Klage über die Schande der entarteten, Nachkommen jenes Heldengeschlechtes. Dem „teutonischen Herrn“, dem „Spielberg“, dem „Östreicher, dem Böhmen, dem Ungarn“, der seinen Fuß auf das schöne Heimatland gesetzt hat, gelten seine Verwünschungen. In den „Romanzen“ brach der Abscheu gegen die „Barbaren“, mit denen jede Gemeinschaft verpönt sein sollte, gegen die „Verräter“, zu denen auch der Prinz von Carignan gezählt wurde, in noch heißerem Lavastrom aus. Mit dem Aufruf, gegen „den Fremden“ sich unter „einem Banner“ zu scharen, wurde Berchet in den Tagen tiefer Erniedrigung Italiens zum Apostel italienischer Einheit.

Romantik und Nationalgefühl.

Er hatte vor Jahren zu den ersten Vorkämpfern der neuen romantischen Schule gehört. Auch seine Zeitgedichte, mit ihrer volkstümlich-einfachen Sprache verleugneten ihre fruchtbaren Lehren in keiner Zeile. Es war schon vorlängst zu Tage getreten, daß die Romantik in Italien von allem Anfang an dem nationalen Streben nach Unabhängigkeit zu Hilfe kam. Niemand vielleicht fühlte dies so deutlich, wie der junge Mazzini. Bei einem Rückblick auf seine frühesten ästhetischen und kritischen Arbeiten rühmte er sich, als Bundesgenosse der „Romantiker“ in ihrem Streit mit den „Klassicisten“ seine Streiche auch gegen „die politische und kirchliche Tyrannei, die Italien bedrückte und zerriß“, geführt zu haben. „Die Litteratur, gestand er, war für mich Mittel, nicht Zweck. Die Veränderung von ein paar Worten hätte hingereicht, aus dem Geschriebenen eine dringende Mahnung an die Jugend zu machen, sich zu erheben und mit den Waffen in der Hand den vaterländischen Staat zu gründen.“ Mitunter wäre es freilich gesucht gewesen, aus Dichterwerken, die sich den Schöpfungen Manzonis (s. I. 23), wenngleich in weitem Abstand anreihten, eine bestimmte patriotische Tendenz herauslesen zu wollen. Indessen bestrebten sich die Tommaso Grossi, Cesare Cantù, Giovanni Rosini u. a. in freier Behandlung reizvoller Stoffe der vaterländischen Vergangenheit mit einander zu wetteifern.

Guerrazzi.

Der deklamatorische Livorneser Guerrazzi trat ihnen mit seinem historischen Roman „Die Schlacht von Benevent“ zur Seite. Wenngleich Mazzini in diesem düsteren Gemälde „einen Strahl der Hoffnung“ vermißte, stand er doch nicht an, 1829 dem fünfundzwanzigjährigen Verfasser zuzurufen: „Italien hat ein Recht, von dir noch viel zu erwarten.“ In eben diesen Jahren schlug ein anderer Toscaner, der gelehrte Niccolini,

Niccolini.

in seinen Dramen Töne an, die einen noch viel stärkeren Widerhall fanden als ehemals die Tragödien Alfieris und Silvio Pellicos. Über die künstlerischen Mängel seiner Bühnen-Werke sah das damalige Geschlecht hinweg. Der tiefe Eindruck, den „Foscarini“ 1827 machte, wurde noch übertroffen, als 1830 in Florenz die Aufführung des „Procida“ gestattet ward, und man die nicht mißzudeutende Prophezeiung des einstigen Erscheinens eines Befreiers und Einigers Italiens vernahm.

Leopardi.

In der Reihe der italienischen Dichter jener Jahre des Langens und Bangens stellte sich auch der Poet des Weltschmerzes ein: der tiefsinnige und sprachgewaltige Giacomo Leopardi. Einige Anklänge an Byron hatte man hie und da schon bei den Romantikern Berchet und Guerrazzi bemerken können. Die Grundstimmung der Byronschen Sangesweise, jedoch ganz selbstständig erzeugt und zum äußersten Pessimismus gesteigert, fand sich in den Schöpfungen des Grafen Leopardi wieder, der dem unverfälschten klassischen Stil zeitlebens treu blieb. Es bedarf kaum der nachspürenden physiologischen oder psychopathischen Untersuchung, um Leopardis Eigenart, wie man es gewollt hat, durch eine erbliche Belastung zu erklären. Er hatte eine brennende Sehnsucht nach Liebe, edlem Lebensgenuß, freier Bethätigung aller Kräfte. Er war als siecher Verwachsener frühe zum Entsagen genötigt, durch geistige Überreizung zeitweise völlig erschöpft, Jahre lang eingezwängt in die trostlose Enge des Heimatstädtchens Recanati. Da mochte er von dem Gedanken unheilbaren Weltelends zu heftig gepackt werden, als daß er ihn jemals wieder hätte abschütteln können. Nicht als ein Übersättigter wie Byron, sondern als ein Verschmachtender sprach er von „dieses Alls unendlich nicht'ger Öde“. Die tiefste Wurzel seines Leides war jedoch unstreitig die über alle Wirklichkeit hinausgehende Vorstellung einer „grenzenlosen Glückseligkeit“. Da sie nie erreichbar war, schien ihm das Leben nur „tausend unwirksame Arzneien“ als „ärmlichen Ersatz“ des Todes zu bieten.

In der Sammlung der ersten zehn „Kanzonen“ (1824) trat das Gefühl persönlichen Wehs hinter der Trauer um das Los des Vaterlandes noch zurück. Leopardi wandelte betretene Pfade, wenn er die Schatten der großen Ahnen heraufbeschwor, bei deren Anblick „das Kotjahrhundert“ sich aufraffen sollte „zu edler That oder in Schmach versinken.“ Es waren nicht sowohl Kriegsrufe, die er erschallen ließ, als Worte der Entrüstung über ein „verrottetes Geschlecht“. Aber in Bologna und Florenz, in Mailand und Rom, wohin immer der Weg bei unsteter Wanderung ihn führte, wußten viele seiner Landsleute die Wahrheit der Verse zu würdigen:

Schau rückwärts, o mein Vaterland, und sieh
Die Schar Unsterblicher aus alter Zeit,
Bis Schmerz in dir des Zornes Flamme schürt.
Denn ohne Zorn ist thöricht heut der Schmerz.

Später verstummten diese Töne. Der Dichter der „Erinnerungen“ und des „Ginsters“, der Verfasser der „Dialoge“ und der „Gedanken“ hatte nur noch Spott für die, welche sich „die Bedürfnisse des Jahrhunderts“ zum Vorwurf wählten und „ernst gespannt die Politik verfolgten“. Auf ihn hätte man das Wort Uhlands anwenden dürfen: „Er konnte nur betrachten sein groß zerrissen Herz.“ Aber die Nachwirkungen des Dichters in seinem Volke waren andere, als sich hätte erwarten lassen. Man betrachtete ihn als Erzeugnis und Sinnbild des nationalen Elends. Man sah seine weltverachtende Schwermut aus dem Quell eines nie befriedigten Idealismus herfließen. Er, der Freiheit und Ruhm, Wissen und Aufklärung für leere Einbildungen erklärte, weckte doch den Wunsch nach ihrem Besitz. Er, der „nur die Todten beneidete“, prägte dem Gedächtnis doch die Mahnung ein: „Laß' uns leben und einer dem anderen Beistand leisten, um so gut wie möglich dies mühselige Dasein zu überstehen.“ Und so hat man sagen dürfen, seine Poesie der Verzweiflung sei für das erstorbene Italien, das aus dem Grabe auferstehen wollte, eine Poesie der Hoffnung geworden. —

Frankreich.

Den merkwürdigsten Anblick gewährte die Entwicklung der schönen Litteratur in Frankreich. Ganz unberührt von der romantischen Strömung, der vornehmlich durch das Beispiel Chateaubriands Eingang verschafft worden war, hatten hier zwei verwandte Geister als gefährliche Widersacher der Restauration im beständigen Geplänkel ihre Pfeile verschossen.

Béranger.

Der eine, Béranger, ein anspruchsloses Kind des Volkes, hatte mit neun Jahren die Erstürmung der Bastille erlebt, und seine kecken Liedchen, die in den Werkstätten und in den Salons, in den Schulen und selbst in den Kasernen Eingang fanden, waren in ihrer Art ein Widerhall der Revolution. Béranger war über den leichtlebigen Chansonnier, der nur Wein, Weib, Gesang in fröhlich-zwangloser Laune feierte, längst hinausgewachsen. Der Satiriker, der sich zur Zeit des Kaiserreiches im „Roi d'Yvetot“ verraten hatte, war unter bourbonischer Herrschaft seiner ganzen Kraft sicher geworden. Mitunter schlug die Satire in pathetische oder rührende Töne um. Der Dichter verstand es, die harmlose Form der Chanson mit höherem Inhalt zu füllen. Er spottete der ahnenstolzen „Edlen“, der „vom Satan erfundenen“ Missionen, des alten Königsgeschlechtes, dem „Kapuziner“ als „Kosaken“ dienten, das den „Schatten des Achill“ fürchtete. Er wurde trotz seiner platonischen Neigung für die Republik zum eifrigsten Priester des Napoleonkultus, feierte die verpönte dreifarbige Fahne und weckte das Mitleid mit dem darbenden Veteranen. Dann wieder pries er „die heilige Allianz der Völker“ und rief den Griechen zu, daß sie auf „die christlichen Könige“ ihre Hoffnung nimmermehr setzen dürften. Auch schrak er nicht davor zurück, die Nachtseiten der bürgerlichen Gesellschaft zu beleuchten. Nicht allein „der Bettler,

der kein Vaterland hat", auch der Wilddieb und der Schmuggler wurden durch einen poetischen Schimmer verklärt, da sie im Krieg mit den „Herrschenden" waren. Solange die „Minerva" bestand, waren manche seiner Lieder dort zuerst zum Abdruck gelangt (s. I. 145). Andere kamen, der Stimmung des Augenblicks gemäß und bekannten Melodieen angepaßt, handschriftlich einzeln in Umlauf, bis man sie, in verschiedenen Sammlungen vereinigt, lesen konnte. Die Sammlung von 1821 kostete ihn sein kleines Amt und gab den Anlaß zu einer Gerichtsverhandlung, die unter ungeheurem Zulauf stattfand. Die Verurteilung des Dichters zu drei Monaten Gefängnis diente nur zur Steigerung seiner Volkstümlichkeit. Ein zweiter, viel härterer Richterspruch im Jahre 1828 verschaffte ihm die größten Triumphe. Die 10000 Francs, die er als Strafsumme zahlen sollte, wurden durch eine Subskription seiner Freunde gedeckt. Sein Kerker ward das Ziel einer allgemeinen Wallfahrt von huldigenden Bewunderern.

Zweite, dritte, vierte Sammlung der „Chansons" 1821. 1825. 1828.

Courier.

Wie Béranger das Lied der Schenke und der Gasse adelte, so hob Paul Louis Courier die Gelegenheits-Flugschrift auf eine selten erreichte Höhe. Aus dem Soldaten, der sich im Lager, aus dem Landwirt, der sich auf seinem Gütchen in das Studium der geliebten Schriftsteller des klassischen Altertums vertiefte, wurde der größte Pamphletist des modernen Frankreich. Es war etwas vom Geiste des Aristophanes und Lucian auf ihn übergegangen, ohne daß er die Landsmannschaft Rabelais' und Pascals verleugnet hätte. Die krystallhelle, scheinbar kunstlose Prosa, durch die er seine Leser entzückte, stand im Dienst einer schonungslosen Ironie. Ihr Grundthema war die Bekämpfung der bestehenden Gewalten von ihrem höchsten Vertreter abwärts bis zu ihrem geringsten Handlanger. Indessen nicht nur der geborene „Frondeur" nahm hier das Wort, sondern der erbitterte Feind staatlicher Bevormundung, aristokratischen Hochmutes, geistlicher Übergriffe und Mißbräuche. Jene berühmte „Petition an die beiden Kammern" vom Jahre 1816 (s. I. 97) war nur ein Vorspiel der kriegerischen Töne gewesen, über die der geistreiche und gallige „Winzer" der Touraine gebot. In seinen „Briefen an den Redakteur des Censeur" hörte man schon eine viel schärfere Sprache. Sein geharnischter Protest gegen den Plan, dem Herzog von Bordeaux das Schloß Chambord als Nationalgeschenk anzubieten, verwandelte sich in eine abschreckende Schilderung des Hoflebens. Sie führte ihn 1821 auf die Anklagebank und in dasselbe Gefängnis, das nach ihm Béranger bezog. Aber er rächte sich durch eine neue Flugschrift, durch die er das Verhalten des Staatsanwaltes einer beißenden Kritik unterwarf. Er hatte die Genugthuung, in einem zweiten Proceß von den Geschworenen freigesprochen zu werden. Er entlud seinen Widerwillen gegen die auswärtige und innere Politik der Ultras, gegen

„die Heuchelei der Kirche und der Schule" in immer kühneren Satiren, die er nur heimlich zu verbreiten wagte (s. z. B. o. S. 318). Er übertraf sich selbst in dem „Pamphlet der Pamphlete" (1824), ein Jahr, bevor er der Kugel eines Mörders zum Opfer fiel.

Lamartine.

In einer ganz anderen Gefühls- und Ideenwelt wie der Chansonnier und der Pamphletist bewegten sich die Träger der großen Dichternamen, die damals den Spuren Chateaubriands folgten. Ihre Reihe eröffnete Lamartine. Seine adlige Herkunft, seine fromme Erziehung, seine königstreue Gesinnung, so vieles, was er äußerlich und innerlich bis zum dreißigsten Jahre erlebt hatte, wies ihm die Richtung an. Seine poetische Eigenart offenbarte sich damals (1820) mit der ersten Sammlung der „Meditationen", deren ungeheurer Erfolg nur mit jenem des „Genius des Christentums" verglichen werden konnte. In diesen weichen, verschwimmenden Stimmungsbildern fand man, was man bis dahin schmerzlich vermißt hatte: einen Chateaubriand in Versen. Es waren Elegieen, in denen eine schmachtend-melancholische Betrachtung die andere ablöste, von tiefster Wirkung da, wo sich mit dem zarten Duft schwermütiger Reflexion der Erdgeruch der vertrauten heimatlichen Landschaft vermischte. Den Kreisen der herrschenden Gesellschaft bereitete die gläubig-monarchische Gesinnung des seraphischen Sängers, der kurze Zeit sogar den Degen im Dienste Ludwigs XVIII. getragen hatte, ein besonderes Entzücken. Die Trauer dieses um entschwundenes Lebens- und Liebesglück Klagenden mündete nicht in Verzweiflung, sondern in Versöhnung aus. Er nannte zwar Byron „den König unsterblicher Gesänge". Aber er rief ihm zu: „Nichts wissen und dienen: das ist unseres Daseins Gesetz . . Überlasse den Söhnen der Nacht die Zweifel und Lästerungen . . Nimm deinen Sitz ein unter den reinen Kindern des Lichtes, die Gott geschaffen hat, um zu singen, zu glauben und zu lieben." Desgleichen predigte er seinem Volke Buße, das einst in thörichtem Übermut gesagt habe: „Ich selbst will mein Gott sein," und das die Welt habe lehren wollen, „das Scepter der Könige zu zerbrechen". Eine zweite Sammlung der „Meditationen", denen sich eine lehrhafte Fortsetzung von „Harolds Pilgerfahrt" anschloß (1823—25), und die „Harmonieen", die wenige Monate vor dem Ausbruch der Juli-Revolution erschienen, wiesen dieselben charakteristischen Züge auf. Das Weitschweifige, Unbestimmte, Eintönige mancher dieser Eingebungen der Muse Lamartines trat hinter den erhabenen Schönheiten, die ihnen eigen waren, zurück. Mit Schmeicheleien überschüttet, durch Verwendung im diplomatischen Dienst und Aufnahme in die Akademie belohnt, galt er Jahre lang unbestritten als der erste Lyriker der Restaurationszeit.

Méditations poétiques 1820 ff.

Vigny.

Gleich ihm wurde Graf Alfred de Vigny nach den Überlieferungen seines Hauses ins legitimistische Lager geführt. Er war während der

hundert Tage als Unterlieutenant dem Wagen Ludwigs XVIII. gefolgt. Er zog 1823 als Kapitän mit seinem Regiment an die Pyrenäengrenze. Aber nicht auf dem Schlachtfelde wuchsen seine Lorbeeren. Sie fielen dem Dichter der „Tochter Jephtas“, des „Moses“, der „Eloa“, zu. Bei seinem ersten Auftreten vor der Öffentlichkeit (1822) hatte er seinen Namen verschwiegen. Bald aber ward er neben dem Lamartines hoch gepriesen. Wie bei diesem fand man bei Vigny den Zauber einer träumerischen Schwermut und einer ans Mystische streifenden Phantasie. Er ließ frühere Anklänge an Theokrit und André Chénier vergessen, indem er die Erinnerung an die Bibel und Milton wachrief. Ein anderesmal stimmte er den Ton der Ballade an, die von Kaiser Karl und Roland erzählte. Seine „Dolorida“ war das Urbild der heißblütigen Spanierin, die in der Folge eine Lieblingsfigur der französischen Poesie wurde. Sein „Cinq-Mars“ (1826), der erste kühne, wennschon nicht durchaus gelungene, Versuch, Walter Scotts Muster auf französischem Boden nachzuahmen, eröffnete hier die Reihe der historischen Romane. So vielseitig, aber als Künstler und Denker eine in sich geschlossene Individualität, deren strenge Züge doch schon frühe zu Lamartines Weichheit einen scharfen Gegensatz bildeten, half Vigny, der Romantik in seinem Vaterlande die Wege ebnen, während sie anderswo bereits in der Zersetzung begriffen war.

Viktor Hugo.

Unvergleichlich mächtiger äußerte sich in Viktor Hugo die schöpferische Kraft des Erfindens und der rastlose Trieb des Gestaltens. Zwar gehört es in das Bereich der zahlreichen Legenden, mit denen er selbst seine Geschichte ausgeschmückt hat, daß er im „Conservateur“ von Chateaubriand das „Wunderkind“ genannt worden sei. Aber ans Wunderbare schien in der That der Reichtum dieses frühreifen Genius zu grenzen. Als Knabe hatte er die unbestimmten Eindrücke Italiens und Spaniens in sich aufgenommen, wohin der Militärdienst seinen Vater unter den napoleonischen Adlern führte. Dann ließ ihn seine Mutter, eine Vendéerin, der er nach Paris folgte, in voller Freiheit seinen Lese- und Wissensdurst befriedigen, bis er in einer Pensionsanstalt regelrechten Unterricht erhielt. Vorübergehend zogen ihn mathematische Studien an. Bald aber ließ er sie liegen, um sich ganz der Litteratur zu widmen. Dem Halbwüchsigen strömten akademische Preise und Lobsprüche zu. Den Zwanzigjährigen zeichnete Ludwig XVIII. durch einen Ehrensold aus, als 1822 die erste Sammlung seiner „Oden“ erschienen war. Zwei Romane, neue Sammlungen lyrischer Gedichte und Balladen, kritische und ästhetische Journal-Artikel bildeten nur einen Teil der übersprudelnden Fülle jugendlicher Erzeugnisse seines fieberhaft arbeitenden Geistes. Dieser und jener Zug, der sich im Lauf der Zeit zur verderblichen Manier steigerte, war ihm schon damals nicht ganz fremd: Prunken mit einer nicht immer weit hergeholten Gelehrsamkeit, Neigung zu schwülstiger Rhetorik und

vor allem in den Romanen „Bug Jargal“ und „Han d'Islande“ Haschen nach den Wirkungen des Gräßlich-Fratzenhaften. Aber in den Oden und Balladen fanden sich viele Musterstücke von glänzendstem Gepräge. Einfaches und inniges Gefühl bei der Erinnerung an häusliches Glück und Leid kam ebenso zu gelungenem Ausdruck wie das phantastische Spiel mit den Traumgestalten von Sylphen und Feen oder die Klage über den Verfall der ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit.

Oden und Balladen 1822—28.

Am wenigsten frische Ursprünglichkeit bezeugten manche der pomphaften Strophen, die jüngst Vergangenem und Miterlebtem aus der Geschichte Frankreichs galten. Sie waren von reinster Ultra-Gesinnung getränkt. Der Dichter fand nicht genug Worte des Abscheus, wenn er der „Henker“ der Revolutionszeit gedachte. Er verwünschte jenes „Monstrum“ der falschen Freiheit, „das die Gesetze Spartas mit den Festen Sodoms vermengt hatte“. Er warnte „sein Jahrhundert“, Götzendienst zu treiben mit dem „aus der königsmörderischen Hydra erwachsenen Despoten“. Er beschwor „die Seraphim, Propheten und Erzengel“, beim Erscheinen der Seele Ludwigs XVII. am Himmelsthor „sich zu beugen“. Er pries Gottes Güte, der Frankreich im Herzog von Bordeaux „einen Engel“ gegeben, wie er der Welt in alten Tagen „seinen Sohn“ geschenkt habe. Als Gefährte Lamartines „auf demselben Streitwagen für dieselben Altäre und für denselben Herd zu kämpfen“ war das Ziel seines Ehrgeizes. Man hörte in Viktor Hugo den ehemaligen Herausgeber des „Conservateur littéraire“, der mit dem berühmten politischen Blatt gleichen Namens die Tendenz geteilt hatte. Man lernte in ihm ein Mitglied des „Cénacle“ der Soumet, Deschamps, Rességuier u. a. kennen, die sich um Nodier sammelten, und denen die „Muse française“ kurze Zeit als Organ diente. In diesen Kreisen verband sich die Begeisterung für Ritterburgen und gotische Kirchen mit glühender religiös-royalistischer Inbrunst.

Indessen man mochte beim Gedanken an „Tempel, welche die Oriflamme, an Paläste, welche das Kreuz beschützte“, romantisch schwärmen und doch der litterarischen Fehde der „Romantiker“ und der „Klassicisten“, mit der es in Frankreich damals erst Ernst wurde, kühl gegenüberstehen. Viktor Hugo hatte sich 1824 in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Oden noch als Versöhner zwischen die beiden feindlichen Lager stellen wollen. Auch war in seiner eigenen künstlerischen Technik dem Konventionellen der alten Ueberlieferungen bisher ein gewißer Raum gewährt worden. Aber drei Jahre später entwickelte er in der Vorrede zu dem Drama „Cromwell“ das revolutionäre Programm der neuen Schule des Romantismus und erhob sich dadurch zu ihrem anerkannten Führer. Es kam vieles zusammen, was ihn zu seinem Vorgehen ermutigen konnte. Seit den Tagen Madame de Staëls war die Vermittlung der Bekannt-

Cromwell 1827.

schaft mit den ästhetischen Grundsätzen und mit den Dichterwerken des Auslandes in stetigem Wachsen begriffen. Sie blieb, wiewohl die meisten Uebersetzungen mit Stapfers Wiedergabe der Goethe'schen Dramen keinen Vergleich aushielten, doch nicht ganz unfruchtbar. Sodann untergrub, nach den ersten Vorstößen Henri Beyles, die 1824 gestiftete Zeitschrift „Le Globe“ allmählich die Grundlagen des Theaters, in dem Börne erst kürzlich bei einer Reise nach Paris „Gewohnheitsrecht, Etikette, schnurgraden Anstand“ und den „bestäubten Kanzleistil der Empfindungen“ unbestritten gefunden hatte. Der Aufschwung der historischen Forschung und Darstellung weckte den Sinn für die Lokalfarbe. Wie im Roman, so heischte er auch in der Scenerie, im Kostüm, in der Sprache des Dramas Befriedigung. Dazu kam der Eindruck, den im September 1827 die Vorstellungen einer englischen Schauspielertruppe im Theater des Odeon machten. Dies alles gereichte Viktor Hugo zum Vorteil, als er, vom Glauben an seine Mission erfüllt, sein poetisches Manifest veröffentlichte. Was es an paradoxen und oberflächlichen Behauptungen enthielt, konnte den Kern richtiger und heilsamer Ideen nicht verdecken. Man mochte eine Verirrung darin sehen, daß der Antike das Dramatische abgesprochen, „die Hinleitung der Poesie zur Wahrheit“ erst im Christentum gefunden, und die Verbindung des „Grotesken“ mit dem „Erhabenen“ für das Höchste in der Kunst erklärt wurde. Aber dem Spott über die übliche „Eleganz“ und „die ärmlichen Chikanen“ der drei Einheiten, der Forderung der Naturtreue auch im Hinblick auf Ort und Zeit der Handlung, dem Verlangen, selbst im Alexandriner „alles ohne Prüderie“ sagen zu dürfen, ließ sich die volle Berechtigung nicht absprechen. Man konnte glauben, in die deutsche Sturm- und Drangperiode zurückversetzt zu werden, wenn man die Parole „Natur und Wahrheit“ vernahm und Shakespeare als den „Gott des Theaters“ gepriesen hörte.

Marion de Lorme. Hernani. 1829. 1830.

Allerdings blieben Viktor Hugos reformatorische Thaten hinter seiner reformatorischen Lehre zurück. Seine dramatischen Werke litten am Mangel psychologischer Vertiefung und an der Wiederholung bestimmter Charaktermasken. Künstlich konstruirte Gefühls-Antithesen konnten das Ringen wahrer Leidenschaften, Effekte des Maschinisten und des Dekorateurs konnten Mängel der Handlung, überspannte Deklamation konnte die Sprache des Herzens nicht ersetzen. Aber die Partei, die zu seiner Fahne schwor, hielt sich an das Neue, Blendende, Überraschende, das er seiner Zeit darbot. Auch war ihm der Ruhm gesichert, im Kampf für die Befreiung der französischen Bühne von falschem Regelzwang die Bresche gebrochen zu haben. Der „Cromwell“ mußte zwar nach seiner ganzen ungeheuerlichen Anlage ein Buchdrama bleiben. Die Aufführung von „Marion de Lorme“ wurde von der Censur, aus Furcht vor einer Herabwürdigung der Monarchie in der Gestalt Ludwigs XIII. verboten.

Aber jener Februar-Abend des Jahres 1830, an dem „Hernani" zum erstenmal über die Bretter des Théatre français ging, führte zum Entscheidungskampf zwischen den „Jungen" und den „Alten". Der jungen begeisterten Garde, die Abend für Abend gegen das Heer der Feinde den Platz behauptete, verblieb der Sieg.

Orientales 1829.

Viktor Hugo selbst hatte inzwischen in den „Orientales" (1829) sein revolutionäres Programm auch auf die Lyrik angewandt. Hier wirkte das Kolorit der gewaltigen Natur-, Sitten- und Geschichtsbilder wie berauschend. Eine alles umspannende Phantasie malte das Leben im Serail und die Einsamkeit der Wüste, den Feuerregen Sodoms und die Riesentrümmer Babylons, Nacht- und Kampfscenen, Land und Leute des Ostens mit beispiellos realistischer Kraft. Eine Sprachgewalt, die vor keiner Kühnheit zurückschreckte, zerbrach die alten Formen des Versbaues und der Rhythmen und schuf sich neue glänzende Mittel der Metrik und des Reimes für den wechselnden Ausdruck der poetischen Stimmung. Nur wenig später entwarf Viktor Hugo den Grundriß zu dem Kolossalbau seines erzählenden Meisterwerkes, „Notre Dame", das ihm auch als Romandichter die erste Stelle in der Reihe der Neuerer anwies.

Viktor Hugos „Cénacle".

Ein zweites „Cénacle" bildete sich um ihn. Er überragte den bescheidenen Nodier, den Pfadfinder für die Erschließung des romantischen Märchen- und Geisterreiches, an Herrschertalent und nahm ihm die Leitung ab. Alfred de Vigny, dessen Othello-Uebersetzung 1829 wegen des „Schnupftuches" Desdemonas einen Sturm im Théatre français erregte, stellte sich an seine Seite. Alexander Dumas, dessen „Heinrich der Dritte" sich schon ein Jahr vor dem „Hernani" die Bühne eroberte, erschien unter seiner Gefolgsmannschaft. Sainte-Beuve, der sich mit der Zeit aus dem Litterarhistoriker und Dichter in den Kritiker verwandelte, nahm als Busenfreund des Führers seinen Platz im „heiligen Bataillon" der Romantiker ein. Es zählte Gérard de Nerval, den Faust-Übersetzer, und Prosper Mérimée, den Dichter der „Chronik der Regierung Karls IX.", den Erdichter der „Guzla" und des „Theaters der Klara Gazul" zu seinen Gliedern. Auch Alfred de Musset gewährte man als Rekruten Zutritt. Man blickte wohlgefällig auf den schlanken blonden Jüngling, der bald von Lebens- und Liebeslust zu glühen schien, bald die Miene des blasirten Spötters annahm. Man lauschte aufmerksam, wenn er seine eben erst gedichteten Verse vorlas. Es fehlte ihm nicht an guten Ratschlägen. Er aber ließ es sich nicht nehmen, seinem eigenen Geschmack zu folgen. Als 1830 seine „Contes d'Espagne et d'Italie" erschienen, sah man wohl, daß er an Verwegenheit die ganze romantische Heerschar weit übertraf. Bald jedoch bemerkte man, daß er, ein französischer Heine, ihren Reihen entschlüpfte. Von diesem unsicheren Freischärler abgesehen, standen die übrigen unentwegt zu der Fahne,. die Viktor Hugo vorantrug. Später ist mancher in bitterster Feindschaft von ihm geschieden.

Damals aber wurde er von seinen Getreuen als „der Meister" vergöttert, und die überschwänglichen Huldigungen, die er entgegennahm, trugen nicht wenig dazu bei, sein Selbstbewußtsein als unfehlbares Haupt einer großen Schule zu steigern.

Umwälzung auf anderen Kunstgebieten.

Die gleichzeitige Bewegung auf anderen Kunstgebieten, die nun auch in Frankreich einsetzte, lieh ihren Triumphen noch größere Kraft. Mit Géricaults berühmtem Bild, das im Salon von 1819 die Schiffbrüchigen auf dem „Floß der Méduse" dem Auge vorführte, war der akademische Regelzwang der Malerei abgeschüttelt worden. Géricaults Nachfolger, vor allem Delacroix und Delaroche, standen, als Romantiker der bildenden Kunst, nach der Auswahl und nach der technischen Behandlung der malerischen Stoffe mit den Bahnbrechern der Poesie in dauernder Wechselwirkung. David von Angers wandte sich in der Plastik von klassischen Überlieferungen ab. Aubers „Stumme von Portici" führte das Geschichtliche in das Libretto der Oper ein. Auf der ganzen Linie war die romantische Streitmacht im Vorrücken begriffen.

Der Romantismus und die Regierung.

Längere Zeit hatte es den Anschein, als ob der Romantismus in der schönen Litteratur Frankreichs eine feste Stütze von Thron und Altar bleiben würde. Politisch und religiös war er auf die Erhaltung der Autorität zugeschnitten. Seine bedeutendsten Wortführer bekannten sich bei ihrem Auftreten zu christlich-monarchischen Gesinnungen. Allmählich aber lockerte sich auch hier das Bündnis der bestehenden Gewalten und führender Geister der Schriftsteller. Die Bourbonen selbst waren nicht ganz ohne Schuld daran. Mit Chateaubriands ungnädiger Entlassung im Jahre 1824 machte sich die Regierung während der Dauer von Villèles Ministerium den Patriarchen der Romantik zum unversöhnlichen Feinde. Das junge Poetengeschlecht, das den Verfasser der „Atala" und des „René" aufs höchste verehrte, fühlte sich mitgetroffen. Auch für den Wert von Alfred de Vignys Bundesgenossenschaft fehlte in den oberen Regionen das Verständnis. „Nach dreizehn schlecht belohnten Dienstjahren" gab er seine Epauletten zurück. Im August 1830 vertraute er seinem Tagebuch an: „In der Politik habe ich kein Herz mehr; ich bin nicht ärgerlich darüber, denn es war meinem Kopf hinderlich." Je älter er wurde, desto mehr gab er sich überdies einer pessimistischen Stimmung hin. Sie ließ ihn, wie Leopardi, das Leben nur als „ein Gefängnis" betrachten, „in dem man Stroh flicht, um zu vergessen". Von Lamartine hatte man sich einer so trostlosen Weltansicht nicht zu versehen. Aber die Zweifel, mit denen der Sänger der „Harmonieen" beständig rang, und eine hie und da durchschimmernde Neigung zu pantheistischen Vorstellungen konnten seine Rechtgläubigkeit etwas verdächtig machen.

Politische Wandlung Viktor Hugos.

Bei Viktor Hugo deutete schon die Auffassung des Dichterberufes

darauf hin, daß der Kampf gegen die Autorität des Zopftums in der Kunst sein Leben nicht ausfüllen sollte. In seiner ersten Ode hieß es:

> Heimatlos aus freiem Willen
> Durchschweift der Dichter, Schmerz zu stillen,
> Die Länder; keines, das ihn hält!
> Im Drang der Völker und der Heere
> Steht er, die Lyra seine Wehre,
> Wie Orpheus in der Unterwelt.

In einer der späteren Oden rief er aus: „Die Lyra ist auch ein Scepter: Gott, der über unsere Seelen herrscht, hat dem Gesange Macht gegeben." In der Vorrede der Sammlung von 1824 verkündigte er: „Der Dichter muß den Völkern vorangehen wie ein Licht und ihnen den Weg zeigen." Wie hätte er schweigen sollen angesichts des griechischen Befreiungskampfes, der Delavigne dazu hinriß, neue „Messenische" Gesänge anzustimmen und Bérangers Leier ungewohnte Töne der Trauer entlockte. In den „Orientales" fanden die Bilder unmenschlicher türkischer Grausamkeit und heroischer griechischer Tapferkeit ihre Stelle. Mesolonghis Fall weckte ein Lied der Klage und Kanaris' kühne That ein Lied des Triumphes. Den Königen Europas aber wurde der Vorwurf nicht erspart, daß sie sechs Jahre lang „taub" geblieben, während die Völker „dem Griechenland Homers und Byrons" zu Hilfe fliegen wollten. Auch Napoleons Riesengestalt tauchte im Rahmen der Umgebungen des Orientes, als gigantischer Schatten am Nil, wieder auf. Er war dem Dichter inzwischen zur „Sonne" geworden, der er als „Memnon" diente. „Magst du Engel oder Dämon sein", ließ sich jetzt der Sohn des napoleonischen Generals vernehmen, „du beherrschest unser Zeitalter." So hatte er ein Jahr zuvor in einer herausfordernden Ode auf die Säule des Vendôme-Platzes „den Sporn Napoleons" der „Sandale Karls des Großen" verglichen. Für die wachsende Erregung der Geister empfänglich, schrieb er wenige Wochen vor dem Ausbruch der Juli-Revolution die Zeilen nieder: „Könige wacht . . nehmt uns nicht zurück, was wir gewonnen haben . . gehört eurer Zeit an, versucht groß zu sein, denn auch das Volk wird groß!"

Man hat Viktor Hugos politische Entwicklung mit seiner poetischen Entwicklung in inneren Zusammenhang setzen wollen. Der Verkünder des ästhetischen Reformprogrammes, wie es in der Vorrede zum „Cromwell" enthalten war, soll gefühlt haben, daß die Befreiung der Kunst auch eine Befreiung von dem Partei-Dogma der Ultras fordere. Der Dichter, der die Ketten des ancien régime der Kunst zerbrach, wäre in demselben Augenblick auch zum Bonapartisten und Liberalen geworden.[1]) So viel Willkürliches in dieser Behauptung

[1]) S. z. B. Mabilleau: Victor Hugo. 1898, S. 56 ff., vergl. dagegen was die Ode à la Colonne betrifft, Biré: Victor Hugo avant 1830. 1895, S. 404 ff.

steckt: unleugbar ist es, daß die Dramen, die er seinem revolutionären poetischen Manifest folgen ließ, von einem revolutionären Hauch durchweht sind. Wie so viele der Helden Byrons, waren auch die Viktor Hugos mit Vorliebe aus dem Kreise derer gewählt, die auf dem Kriegsfuß mit der Gesellschaftsordnung standen. Gereizt durch das Verbot der Aufführung von „Marion Delorme", sagte er der Regierung, welche die „kleine Inquisition" beschützte, Fehde an. Sein Vorwort zum „Hernani" forderte „Freiheit für die Kunst" wie „Freiheit für die Gesellschaft". „Die laute und mächtige Stimme des Volkes, die der Stimme Gottes gleicht, will, daß die Poesie künftig dieselbe Devise habe wie die Politik: Duldung und Freiheit." Noch 1824 war ihm die Litteratur der Vorbote „einer religiösen und monarchischen Gesellschaft", die aus „alten Trümmern und neuen Ruinen aufsteigen werde". Jetzt galt sie ihm als Ausdruck des neuen Frankreich, „dem Mirabeau seine Freiheit und Napoleon seine Macht gegeben habe". Die Trennung des Dichters vom legitimistischen Lager war unwiderruflich. Seine Muse warf die bourbonischen Lilien ab, mit denen sie sich einst geschmückt hatte. Es fehlte wenig, daß sie sich die rote Mütze aufsetzte und die dreifarbige Schärpe anlegte. —

Schluß.

Wohin man immer den Blick wenden mochte: eine allgemeine geistige Bewegung, die eine Erschütterung des Bestehenden ankündigte, war im Umkreis der europäischen Völker unverkennbar. Verschwörungen waren entdeckt und vereitelt worden. Geheimbünde hatten nichts ausrichten können. Politische Neubildungen, zu denen siegreiche Militäraufstände den Anlaß geboten, hatte man wieder vernichtet gesehen. Aber die ansteckende Gewalt der Ideen war unbezwinglich. Der Philhellenismus hatte den stärksten Beweis dafür geliefert. Gentz war scharfsichtig genug, schon 1827 zu erkennen, daß „ungeachtet aller Majestät und Stärke" seiner Vollmachtgeber und ungeachtet einzelner erfochtener Siege „der Zeitgeist zuletzt mächtiger bleiben werde". Drei Jahre später wurde seine Vorhersage durch die Juli-Revolution und ihre Rückwirkung auf Europa bestätigt.

Anhang.

I.

Ferdinand VII., König von Spanien, an Ludwig XVIII. 25. Oktober 1820.

(Archives du Ministère des Affaires Etrangères. Paris. Espagne 707.) Vgl. o. S. 45.

Monsieur mon frère, ami et oncle.

Le départ de M. Saldanha, Ministre de S. Majesté très fidèle auprès de ma personne, me facilite le seul moyen qui est en mon pouvoir de vous faire connaître l'état de captivité où je me trouve, et le danger qui me menace ainsiqu'à ma famille. [sic!]

Je prie Votre Majesté d'ajouter foi à tout ce que M. de Saldanha lui communiquera, soit au sujet de l'état où je me trouve. soit pour demander à Votre Majesté d'acord [sic!] avec ses alliés les moyens de me sauver, ainsiqu'à ma famille, et de garantir cet Royaume de l'état d'anarchie dans laquelle il va tomber par la marche du système actuel.

Je prie Votre Majesté d'agréer les sentiments de ma considération la plus distinguée et de mon affection cordiale

Monsieur mon frère, ami et oncle
De Votre Majesté
Le très affectionné frère, ami et neveu
Ferdinand.

à Madrid ce 25 octobre 1820.

II.

Auszug aus einem Bericht Niebuhrs. Rom 12. Juli 1820.

(Geh. Staatsarchiv Berlin A. A. I. Rep. I. Italie.) Vgl. o. S. 123.

Ce qui rend la position du gouvernement Romain éminemment critique, c'est que les partis les plus opposés se rencontrent dans le voeu d'une révolution. Les cardinaux ambitieux rêvent l'élévation de leur corps à l'importance d'un sénat; c'est là où ils voudraient s'arrêter; mais ils consentiraient encore à admettre une chambre basse, que dans leur ineptie ils se flattent de pouvoir contenir. Les révolutionnaires profitent de leur aveuglement et se gardent bien de les détromper. Toutes les classes sont animées de la même haine contre le premier ministre, qui seul paraît se faire illusion sur le danger auquel il est exposé. Il y a peu de personnes qu'il n'ait blessées, les unes soit en masse, soit individuellement, par son système et par ses mesures, les autres par des saillies de passion ou en les négligeant. Le nombre des personnes, qui lui sont attachées par estime

et reconnaissance, est infiniment petit, et ceux-là eux-mêmes ne se montreront pas au jour du danger. Il est impossible de le détromper à cet égard, et malgré l'étroite intimité qui nous unit, ce point est trop délicat pour que je puisse lui en dire tout ce que j'en sais et que j'observe; cependant j'y ai touché, mais quand il me prie de me rassurer et de lui croire qu'il n'a rien à craindre et que la coalition de ses ennemis est un rêve, il faut bien se taire en gémissant. Je n'ai pas besoin de développer tout ce que cette coalition des prêtres et des jacobins offre de menaçant, surtout si elle devait se consolider; il faut espérer que les révolutionnaires la détruiraient incessamment pour n'avoir que leur constitution espagnole toute pure; ce qu'il y aurait de plus dangereux ce serait s'ils voulaient bien accorder au sacré collège cette dignité de chambre haute dont ils le flattent et dont ils pourraient aisément réduire la puissance à rien, sans que Messieurs les cardinaux pourraient se rétracter. On voit d'abord ce que serait que la cour de Rome placée à la tête de la révolution de l'Italie, et c'est pourquoi je fais les plus grands efforts pour éloigner toute idée de concession. Monseigneur le cardinal m'a saintement promis qu'il n'en fera aucune, et que plutôt il s'exposera à tous les dangers. Il m'assure positivement que le Pape se montrera aussi ferme que dans les épreuves brécédentes. Je ne suis pas absolument assuré à cet égard; il y a des pigots très suspects qui l'approchent et qu'il écoute maintenant de préférence à Monseigneur le cardinal. D'ailleurs le vénérable vieillard est devenu très faible; j'ai tâché de faire parvenir au Pape des argumens qui, si on les lui transmet fidèlement, doivent opérer sur sa conscience, qui jusqu'au dernier souffle de la vie le rendra inébranlable. J'ai suggéré que, quelques promesses qu'on lui fasse, l'autorité révolutionnaire s'emparant du pouvoir législatif, la lutte entre le pouvoir séculier dans le sens le plus étendu des révolutionnaires et le pouvoir ecclésiastique s'engagerait à Rome même, qu'en vain il s'y opposerait trop tard et qu'il emporterait dans le tombeau le remords d'y avoir consenti. Le parti bigot est très puissant dans ce moment, et l'influence de Monseigneur le cardinal est prodigieusement diminuée. On reprend le rétablissement des couvents et l'on veut y appliquer une masse de biens formellement destinés à l'extinction d'une branche de la dette publique. Tous les gouvernements s'ils apprécient la vérité des choses, doivent se sentir intéressés à maintenir le gouvernement existant dans l'état Romain. Cette volonté fortement prononcé pourra prévenir des maux incalculables. On doit bien se repentir maintenant de n'avoir pas adopté mon conseil de prendre au service du Pape un régiment de Suisses, qui aurait suffi pour l'intérieur et même pour défendre la frontière contre ces misérables Napolitains.

III.

Ferdinand I., König beider Sicilien, an Ludwig XVIII. 21. December 1820.

(Archives du Ministère des Affaires Etrangères. Paris. Naples 144.)
Vgl. o. S. 140.

Monsieur mon frère.

Je viens d'arriver à Livourne, je suis enfin libre, je suis enfin rendu à moi-même, et après avoir offert les actions de grâce à la Divine Providence

qui a veillé sur mes jours, sans cesse menacés, je m'empresse de satisfaire à mon premier désir en remerciant Votre Majesté de sa sollicitude pour moi et de tous les soins qu'elle a pris pour rompre mes fers.

Dieu sait la cruelle situation dans laquelle je me suis trouvé! sans sa protection ma vie aurait succombé aux violences qui m'ont été faites pour me forcer à reconnoître des actes contre lesquels je n'ai cessé de protester devant Dieu et devant les hommes qui osoient m'approcher et à qui je pouvois parler avec confiance.

Les Ministres de mes alliés ont été témoins de l'état de contrainte dans leqnel j'étois réduit ét dès que j'ai pu les voir je les ai chargés de faire connoître ma déplorable position. Le Ministre de Votre Majesté a dû l'assurer que j'avais été forcé de signer la constitution qui me fut présentée le 6 juillet; que je n'ai consenti à ouvrir le Parlement que pour éviter tous les malheurs qui menaçoient ma famille, que pour préserver mes vieux jours du poignard des assassins, et pour éviter à mes peuples tous les maux que des scélérats auroient attirés sur eux en commettant un crime, qui ne seroit pas resté impuni.

Tels sont Monsieur mon frère les motifs qui m'ont forcé à promettre de maintenir des actes que je désapprouve J'ai déjà pu de Naples même faire parvenir à l'Empereur mon gendre mes protestations contre tout ce que la force, la violence, et la contrainte m'ont arraché. Je les dépose de nouveau entre les mains du chef de notre famille, mais elle sentira que je dois à mes enfans, que je dois à mes fidèles serviteurs poursuivis comme moi par une secte abominable et réprouvée, de ne rien publier encore. Ils en seroient immanquablement la victime, et mon devoir comme père, comme homme, et comme Roi est de veiller sur leurs jours.

Je confie à Votre Majesté tout ce que j'ai dans mon coeur; je lui adresse un détail de tous les événemens désastreux qui se sont passés à Naples depuis l'ouverture du Parlement jusqu'au moment de mon départ[1], je compte sur l'intérêt de Votre Majesté dont elle m'a donné tant de preuves, et sur l'assistance dont elle m'a fait assurer. Je la remercie de nouveau, et je la prie de recevoir avec l'expression de toute ma reconnoissance l'assurance des sentimens invariables avec lesquels je suis

Monsieur mon frère
de Votre Majesté
Le cher frère

Livourne le 21 Décembre 1820. Ferdinand.

IV.

Bericht Binders an Metternich. Turin 17. März 1821. P. S. zu Nr. 23.

(K. und K. Haus-, Hof- und Staats-Archiv Wien.) Vgl. o. S. 169.

Mon collègue de Russie et moi sommes convenus de garder encore mon courrier pour une prochaine occasion et de faire partir en attendant

[1]) In den Pariser Akten, Naples, 143, Nr. 183, findet sich: „Traduction. Exposé historique des circonstances, dans lesquelles s'est trouvé le Roi du Royaume des Deux Siciles depuis le 1. octobre 1820 jusqu'au 13. décembre, jour de son départ de Naples."

quelqu'un de sa légation pour Milan, d'où monsieur de Bubna en expédiera un autre à Votre Altesse.

Depuis deux jours on travaille ici à la contrerévolution. Ceux des militaires, qui ont été surpris par les événemens sans avoir participé au complot, ceux des conspirateurs, qui sont mécontens parceque la direction leur a échappé et qu'ils voyent, qu'à moins de secours extérieurs leur folle et criminelle entreprise ne saurait réussir, paraissent s'être accordés. Le Prince lui même par peur et par embarras semble avoir écouté leurs propositions, et Gifflenga homme capable de tout est, dit-on, gagné pour le parti. — Je les crois sincères pour autant que, prévoyant l'impossibilité d'amener l'affaire au but qu'ils s'étaient proposés, ils préfèrent la terminer sans intervention étrangère. J'ai eu deux messages confidentiels du prince dans la journée d'hier. Dans la matinée, il m'a envoyé le chargé d'affaires d'Angleterre pour me dire (en réponse sans doute au message verbal, dont j'avais chargé son valet de chambre), qu'il était fâché d'apprendre que je ne me crusse pas en liberté ici; qu'il désapprouvait les violences, qui me privaient de la libre communication avec mon gouvernement et qui ne devaient être imputées qu'à des scélérats, qui commençaient des hostilités pour leur compte et sur lesquels il n'avait aucun pouvoir, qu'il ne fesait ni ne ferait jamais la guerre à l'Autriche, qu'il m'offrait toute protection, que je pourrais désirer pour ma sûreté personelle et ma maison et qu'il me prierait d'accepter une garde de sûreté s'il ne craignait de me compromettre, qu'il s'occupait a présent à rassembler toutes ses troupes à Verceil et Alexandrie, parce-qu'il espérait les amuser d'un côté par la perspective d'une expédition dans nos provinces, de l'autre les mieux contenir et les ramener enfin au devoir, en faisant agir sur elles les chefs dont il était sûr. Jusqu'au moment où le nouveau roi revenait ici et acceptait la couronne on ne pourrait annuller tous les actes de sa régence, qui n'avaient eu lieu que sous la réserve de son approbation. Je priai monsieur Percy de répondre au prince, qu'un ministre qu'on privait de ses communications avec son gouvernement et qui devait garder la maison pour ne pas être injurié par des misérables fanatiques, par des scélérats (comme effectivement cela est arrivé deux fois au comte Kokorsowa) avait quelque droit de se regarder comme prisonnier, que quant à ma sûreté, je n'étais pas inquiet et que je ne daignais pas montrer une peur que je n'avais pas en acceptant la garde qu'il avait la bonté de m'offrir, qu'au reste je lui garderai le secret sur ce, qu'il avait bien voulu me faire dire. Monsieur Percy s'offrit en même temps du consentement du prince, à être l'intermédiaire de nos futures communications. Ma réponse, sans doute, n'avait pas satisfait le prince, puisqu'il m'envoya dans la soirée le comte Maistre, fils d'un homme très respectable, et que j'ai toujours connu lui même très bienpensant. Le comte Maistre entra plus avant en matière et me dit, qu'il importait au prince, que monsieur de Bubna ne se méprit pas sur ses intentions, au moment où il rassemblait ses troupes sur nos frontières et n'âgit pas hostilement envers elles. Il me pria, de la part de son Altesse d'en prévenir ce général et de l'avertir, que le Prince se rendrait incessamment à Novare pour exécuter lui-même le plan qu'il m'avait fait communiquer le matin. Il me demanda, si je n'avais pas quelque moyen d'appuyer à Modène les démarches réitérées que le prince avait faites pour hâter le retour du duc de Genevois. Je lui répondis, que je n'en avais

pas et je refusai net de me mêler des rapports du prince avec le duc. J'ajoutai que j'instruirais le comte de Bubna de ce que le Prince m'avait fait dire, si j'avais le moyen de communiquer avec lui, en abandonnant à son jugement la valeur de cette communication. Je lui dis franchement que personnellement je ne me fiais nullement à la parole du prince et qu'après le rôle, que nous lui avions vu jouer, on ne pouvait l'en croire que sur des garanties positives. Le comte de Maistre me dit, que si le Prince me trompait, il était dupe lui-même. Il ajouta que la sûreté de la route de Milan était rétablie depuis hier et que mon courrier passerait sans difficulté. Il m'a dit qu'il avait lui même sauvé une avanie à un autre que le comte de Strassoldo m'avait envoyé et qui aurait été intercepté, s'il ne lui avait fait rebrousser chemin. Je le priai enfin de dire au Prince, que j'informerais monsieur de Bubna et j'ajoutai, que pour ce qui était des hostilités qu'on craignait de notre part, je croyais qu'on se bornerait à repousser celles qu'on pourrait commettre contre nous et que nous ne nous croyions pas en guerre avec le Piémont, parceque quelques scélérats exerçaient un brigandage infâme et que nos généraux ne commenceraient pas la guerre sans ordre et sans déclaration de leur cour. Sûr, que le courrier russe, auquel est confiée mon expédition, passera, parcequ'on est intéressé à le faire passer, je communiquerai à monsieur de Bubna l'objet des deux messages du Prince. Si malgré son assurance, le courrier était intercepté, il me serait fort indifférent, qu'il connût mon opinion sur son compte, que je n'ai pas cachée à son délégué. Si, au contraire, comme je n'en doute pas, ma lettre arrive, monsieur de Bubna ne se trompera pas sur le mérite de la communication. Le comte de Mocenigo ne voit que de la perfidie dans les deux messages du Prince, je crois y voir autant de peur de sa part et de désir de celle de ses conseillers, de terminer sans intervention étrangère la crise qu'ils ont provoquée et qu'ils ne peuvent plus maîtriser. J'ajoute encore que le projet me paraît inexécutable même en cas de retour du duc et absolument impossible s'il ne revient pas. Il est vrai au reste, que les troupes sont très mécontentes, qu'elles désirent leur ancien souverain, qu'elles se sont en partie débandées aux cris de „vive le roi“ et même (chose étrange pour des Piémontais) de „vivent les Autrichiens,“ que le public est dans une morne tristesse et que la révolution ne compte plus de partisans, que parmi un nombre de jeunes fous appartenants aux premières familles du pays.

Mais pour sentir son mal on n'en a pas trouvé le remède et je regarde celui qui afflige ce pays-ci comme irrémédiable, s'il est abandonné à ses propres moyens. La citadelle de Turin s'est rendue hier et on espère beaucoup pour le succès de l'entreprise sur son nouveau commandant.

V.

Metternich an den Zaren Alexander 3. December 1821.

(K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien. Kopie als Beilage zu der Weisung an Lebzeltern 3. Dec. 1821.) Vgl. o. S. 224.

Sire.

Je me vois déterminé aujourd'hui à l'une de ces communications, que rien ne peut rendre possible, que les rapports personnels qui existent pour

le bonheur du monde entre Votre Majesté Impériale et l'Empereur mon maître. Vous me trouverez toujours prêt, Sire, a servir une cause, que je sers avec le même sentiment que celle de la vérité éternelle; il est cependant des circonstances où le zèle doit être modéré pour être éclairé. Ce cas me paraît exister aussi souvent, qu'il s'agit d'individus.

Aussi, Sire, ne me serais-je pas senti le courage de transmettre à Votre Majesté Impériale les pièces que je Lui transmets, si je n'avais reçu les ordres de l'Empereur à ce sujet. Il existe une conscience pour chaque attitude, l'Empereur mon maître en me donnant ses ordres, m'a dit: „Si l'Empereur Alexandre eût dans une position différente disposé de pièces pareilles, il me les eût envoyées, envoyez Lui celles que nous tenons, il est mon ami et j'aurai rempli un devoir."

Voici, Sire, les pièces et leur histoire. Il suffit de les lire avec attention pour en trouver la clef. J'avouerai même à Votre Majesté Impériale avec cet abandon vis-à-vis d'elle, que je regarde comme un devoir de conscience, qu'elles ne me semblent renfermer rien, qui ne soit dans la force des circonstances et dans ce que celles-ci offrent de singulier et de fâcheux dans la position des hommes. Ne croyez pas, Sire, que rien dans les positions du moment puisse m'étonner et certes rien moins que l'attitude aussi forte que noble que V. M. I. a sçu déployer personellement dans l'une des combinaisons sans exception les plus difficiles, qui ayent pu être réservées au dépositoire d'un pouvoir immense.

V. M. I. nous a vu bâtir sur elle comme sur un roc. Avec du courage et de la constance, Sire, le monde sera sauvé.

Je reviens d'un voyage, qui m'a fourni de précieux matériaux. V. M. I. doit plus que nul autre nourrir la conviction, que je ne me livre pas facilement à des illusions. Ce n'en est pas une, Sire, si je l'assure, que la complication du moment est le dernier grand effort, que fait le principe du mal. Soyez sûr, que le mal reculera, il s'est usé ainsi que tout mal par ses propres excès et par le ridicule dans les choses, auquel les peuples ne s'abandonnent que pendant un certain laps de temps.

Voulez-Vous une preuve, Sire, de ce que j'avance? Tournez Vos regards vers l'occident, vous y voyez deux révolutions, qui n'ont ni la force de faire leur crise ni celle de reculer. Des révolutions stationnaires sont ce que les maladies chroniques sont à celles inflamatoires. Le mal a changé de caractére, non parceque le mal est moindre, mais vu la débilité des individus qu'il envahit. Or, la societé humaine ne se laisse tourmenter que jusqu'à un certain point. La contagion du faux dogme de la souveraineté du peuple avait gagné l'Italie, elle y a été étouffée dans son explosion et un coup mortel a été donné par ce seul fait à l'échaffaudage entier.

J'ai parcouru l'Allemagne. Ce n'est pas celle de 1818 et ce bienfait est dû en grande partie à Laybach. Si les gouvernemens savaient être plus forts, elle s'avancerait sur une tranquillité positive. L'espoir des factieux est entièrement dirigé vers la crise dans l'orient, la révolte ne leur semble donc plus aussi facile chez eux. Cette crise, si Dieu la dirige dans ses voyes tournera, contre eux.

Le principe et le fait de l'alliance, Sire, est devenu une puissance immense. C'est qu'elle a déjà passé par de grandes épreuves, et il faut aux peuples plus que des raisonnemens et de la confiance, il leur faut pour qu'ils croyent des faits et de l'expérience.

Je serai sous peu dans le cas de soumettre à V. M. I. les travaux de la commission de Mayence. Ils sont immenses.

Nous sommes occupés à en faire sur nos découvertes en Italie. Si jamais le mal a été organisé dans toutes ses filières c'est dans le travail des sectaires Italiens. L'exécution partait de chaque loge et chacune avait son exécuteur. V. M. I. en recevra toutes les preuves.

Ne nous laissons ni dérouter ni nous distraire. Il est une gloire, qui se trouve réservée aux monarques digne de leur constance et de leurs nobles efforts. Ce n'est ni plus ni moins que celle d'avoir sû sauver la civilisation véritable de l'incendie générale que des esprits pervers et des hommes en démence ont osé sapper [?] depuis longtemps sous le faux prétexte d'une civilisation qui n'était autre chose que le culte de leurs chimères ou de leur convoitise personnelle.

L'histoire, Sire, tient un compte bien autre des conquêtes sur le terrain moral que de celles, qui n'ont pour but que la conquête de quelque provinces ou la chûte des empires.

Daignez agréer, Sire, l'hommage du plus profond respect avec lequel etc.

VI.

Auszug aus einem Brief des Generals von Normann 26. Juli 1822.

(Kopie in den Papieren des Züricher Philhellenen-Vereines. Stadtbibliothek Zürich.) Vgl. o. S. 245.

. . . Ohne Zweifel werden Sie über meine Lage nach dem unglücklichen Treffen bei Peta unweit Arta sehr beunruhigt sein, daher Ihnen diese Zeilen erwünscht kommen. Nachdem wir uns schon einigemal mit den Türken in Arta in kleinen Gefechten gemessen, und diese immer zurückgeworfen, machten 7000 Türken unterm 17. Juli einen wüthenden Überfall. Ich hatte nur 400 Mann zu meiner Verfügung. Dieses Treffen zeigte den Werth geübter Truppen. Eine Menge Türken bedeckte das Schlachtfeld, aber auch viele der Unsrigen; fast alle Philhellenen, welche in der Schlacht waren, blieben. Sie fielen ehrenhaft, als Vertheidiger der Freiheit, und großer Nachruhm gebührt ihrer Tapferkeit. Mich hat Gott geschützt; mit einem Prellschuß wie in der Schlacht an der Moskwa kam ich davon. Dieses Treffen hat das Zutrauen der Griechen zu mir zum Unbegränzten erhöht, das ich auch bedarf, da ich einmal mir vorgenommen, mich ihrer Vertheidigung zu widmen. Ich bin jezt Tag und Nacht beschäftigt, um wieder ein neues Corps zu organisiren. Ich befinde mich übrigens recht wohl, obgleich das hiesige Klima sehr heiß ist; auch habe ich über nichts mich zu beklagen, sondern bin mit meiner hiesigen Lage ganz zufrieden . . .

VII.
Anonymes Schreiben an den Sekretär Paver in Verona 2. December 1822.

(Archivio di Stato Florenz. Dep. Estero. 1931 Corrispondenza col Consigliere Corsini in missione al congresso di Verona.)[1] Vgl. o. S. 305.

Mon cher ami.

Je viens d'apprendre qu'on a peut-être le projet d'établir une commission suprême, chargée de réunir toutes les notions et renseignements possibles sur les sectaires de l'Italie. Des mesures tendant à réprimer les seditieux et à faire avorter les projets ténébreux ne peuvent que mériter la reconnaissance des honnêtes gens. L'auguste maison d'Autriche, à qui je suis attaché par tant de titres de dévouement et de reconnaissance, a triomphé des révolutionnaires armés et tâche de leur ôter les moyens de s'organiser de nouveau. Pourtant je dois observer qu'il faut bien de la précaution pour s'assurer que l'institution dont il s'agit soit telle à pouvoir en espérer un résultat heureux. Une commission de l'espèce a été, il est vrai, formée en Allemagne, mais de même que chaque pays a son climat et ses fruits, ainsi encore dans la partie morale ce qui peut convenir dans le nord est peut-être hors de tout espoir de réussir en Italie. L'incessante variabilité des passions, aidée par la facilité de parler et par l'expression de la langue, remue les esprits Italiens. Elle a, pour ainsi dire, l'habitude de porter l'un contre l'autre des griefs et des accusations. Or si la commission suprême sera établie, de quel amas de rapports, d'accusations et de libelles ne se trouvera-t-elle encombrée! La haine, l'esprit de vengeance, la jalousie auront le champ ouvert à leurs exploits. En Allemagne les querelles particulières sont généralement bornées au but de la querelle elle-même. L'habitude de la subordination ne fait pas naître l'idée de s'y soustraire. Mais la besogne va bien autrement en Italie. Sans parler des querelles particulières qui feraient rejaillir en Italie de l'un à l'autre l'imputation de sectaire, des officiers et des employés mécontents, des individus aigris par un jugement contraire à leur intérêt, enfin des prêtres reprimandés pourraient aisément donner à leur plaintes la couleur calomnieuse d'une ouverture fiduciaire et zélée en matière de sectes, noircir la réputation de leurs évêques, de leurs juges, enfin de toutes les autorités. En un mot on peut parier que de quinze millions d'hommes qui sont en Italie, au bout d'un an on comptera à peine quelques centaines d'individus qui ne fussent en même temps dans les listes des accusateurs et des imputés.

Point central de réunion de toutes les dénonciations vraies ou fausses, justes ou calomnieuses, qui lui seront adressées depuis les Alpes jusqu'aux extrémités de la Sicile, la commission pourra-t-elle en tirer une lueur d'évidence capable à éclaircir la marche de ses opérations? Je pense que non et je me crois au surplus fondé à démontrer que l'installation de cette commission suprême et générale serait non seulement infructueuse, mais nuisible. Au lieu de dévoiler les sectaires, elle pourrait en quelque manière leur procurer un moyen de se cacher. Elle serait probablement infructueuse, parce qu'accablée par un tourbillon d'enquêtes et contrainte à s'occuper de vérifications indispensables et nombreuses, la commission risquerait

[1]) Daselbst befindet sich ein Paket von Originalbriefen Pavers an Fossombroni. Vermutlich war dieser der Verfasser des Schreibens vom 2. Dec. 1822.

d'aller se perdre dans les gouffres de l'incertitude et de la probabilité. On finirait très souvent après un travail immense par s'appercevoir que ses investigations étaient dirigées sur des points étrangers à l'objet qu'elle s'était proposée. Elle s'écarterait de son but parceque dans le concours d'arrestations dictées par les passions et les vues des accusateurs les vrais sectaires trouvant peut-être le moyen de se déguiser demeureraient exempts des poursuites méritées par eux, tandis que les innocents souffriraient les gênes d'un procès ou du moins la tâche d'un soupçon.

Je prévois que vous me direz: devra-t-on donc laisser les sectaires à leur aise? Non sans doute non. C'est de ce tribunal qui paraît exciter les arrestations que je disconviens, mais du reste je suis profondément pénétré de la nécessité urgente que chaque gouvernement continuera à veiller attentivement sur les sectaires. Outre ses moyens de police ces gouvernements ont un guide tres sûr de l'opinion publique. C'est presqu'impossible de se tromper en se mettant sur ses traces. Cette opinion vaut bien plus que les patentes et les diplômes délivrés d'après la formalité d'un examen. Tous les avocats, tous les medecins, soient-ils bons ou mauvais, ont leurs diplômes, mais il est hors de doute que la réputation, qu'ils sont parvenus à consolider est la juste mesure de leur mérite. Si donc un individu est en général soupçonné d'adhérer aux sectes, le gouvernement qui a d'ailleurs des moyens pour se procurer des contrôles le surveillera et le punira, s'il le faut. Mais ce qui est à souhaiter bien vivement c'est, je le repète encore, qu'on ne nomme pas des commissions générales, lesquelles, sans faire mention des autres inconvéniens, produiraient en Italie plus que d'ailleurs celui d'exciter la disposition naturelle aux accusations et de multiplier les individus désignés pour sectaires. En suite de cela, au lieu de dix sectaires connus de tout le monde, on en aurait dans chaque pays quelques centaines de soupçonnés. Ce qui ne ferait que diminuer contre les dits connus sectaires la vigilance.

VIII.

Bericht Royers. Lissabon 19. November 1826.

(Geh. Staatsarchiv Berlin A. A. I. Rep. I. Portugal.) Vgl. S. 353.

Monsieur le Comte.

J'ai eu connaissance bien sûre d'une pièce très-curieuse, qui peut aider à comprendre un peu mieux les affaires de ce pays depuis deux ans, quoiqu'elle ne se rapporte pas bien précisément aux affaires actuelles; mais comme elle appartient au système suivi par l'Angleterre, j'ai cru devoir en rendre compte à Votre Excellence.

J'ai certitude entière de cette pièce, non seulement par la source dont je la tiens, mais encore parce que je connais parfaitement l'écriture de celui qui l'a tracée. Elle est du mois de décembre 1824, du moment de mon arrivée à Lisbonne, lorsque Sir A'Court pressait si vivement le roi de Portugal d'ôter le ministère au Comte de Subserra.

Il paraît que le Comte de Subserra avait eu le secret de persuader à Sa Majesté qu'il était sa plus sûre sauve-garde contre les dangers qui La menaçoient de la part de sa propre famille. Le Roi de Portugal opposait ces dangers aux sollicitations de l'Ambassadeur d'Angleterre, et

lui dit que pour se déterminer à renvoyer son Ministre, il voudrait avoir un engagement formel de l'Ambassadeur de le protéger avec les forces anglaises contre les tentatives, qu'on pouvait faire contre lui. La pièce en question est cet engagement. L'ambassadeur y dit que, d'après le désir que lui a exprimé Sa Majesté Très-Fidèle d'avoir cette promesse par écrit, il la lui donne s'engageant à la défendre contre tout ce qui pourrait être tenté contre elle. Jusque-là rien que de très simple, et Votre Excellence s'étonne sans doute de l'importance que j'attache à cette pièce; aussi n'en aurais-je pas fait mention, si c'était là tout. Voici l'importance. Cette promesse avait une exception, et cette exception se rapportait au parti constitutionnel.

Sans doute cette étrange réserve était exprimé d'une manière très-obscure, mais ce qui en était très clair c'est:

1°., qu'il existait une violence contre laquelle l'Ambassadeur d'Angleterre ne prenait pas l'engagement de défendre Sa Majesté;

2°., que tout engagement étant une chose concertée qui satisfait les deux parties contractantes, le Roi de Portugal n'avait donc pas exigé d'être défendu contre les tentatives constitutionnelles. Le Roi de Portugal en retour de l'engagement de l'Ambassadeur avait promis de renvoyer le Ministre dans un mois; il le fut au jour précis. Sa Majesté portait partout avec elle cet écrit de Sir A'Court ainsi que la lettre que le Sieur Hyde de Neufville lui avait écrite en partant du bord de la frégate:[1]) j'en ai fait mention. L'un et l'autre étaient dans son portefeuille particulier.

Votre Excellence comprend tout le secret, qui m'est imposé, la connaissance qui m'a été donnée de cette pièce pouvant compromettre si gravement celui de qui je l'ai reçue. Elle est en anglais avec traduction en portugais, tous deux de la main de Sir A'Court. Je supprime des commentaires que Votre Excellence fera tout aussi bien que moi.

IX.

Hardenberg an Metternich 21. März 1822.

(K. und K. Haus-, Hof- und Staats-Archiv Wien. Deutscher Bund. Weisungen 13. Mai 1822. Kopie als Beilage von Metternich an Buol übersandt.)

Vgl. o. S. 397.

Euer Durchlaucht und Liebden sehr geehrtes Schreiben vom 18. v. M., worin Sie mir Ihre näheren Bemerkungen über den von der Bundes-Central-Commission in Mainz zu erstattenden Bericht gütigst mittheilen, habe ich erst nach meiner Rückkehr aus Hannover unterm 7. d. M. in Empfang nehmen können. Euer Durchlaucht und Liebden wollen es daher theils hiemit, theils mit der Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigen, wenn ich Ihnen meine Antwort darauf erst heute zugehen lasse.

Wie sehr ich mit einigen der von Euer Durchlaucht und Liebden zu dem Berichtsentwurfe gemachten Notaten einverstanden bin, habe ich Ihnen schon bei Beantwortung Ihrer früheren Zuschrift über den nämlichen Gegenstand zu erkennen zu geben mich beehrt, als ich mich unterm 1. December pr. mit Ihnen dafür erklärte, daß die Hindernisse, welche der Wirksamkeit der Kom-

[1]) S. Hyde de Neuville: Mémoires III. 259 (1892).

mission in den Weg traten, unerwähnt bleiben und das im Eingange des Berichtes enthaltene Raisonnement über die Ursachen und die allmälige Verbreitung der zum Vorschein gekommenen Verirrungen möglichst abgekürzt werden möchte. Auch bei einem Theile, der mir jetzt mit Euer Durchlaucht und Liebden neuester Mittheilung zugekommenen Notaten kann ich Ihnen nur beipflichten und ich theile vollkommen Ihre Ansicht, daß, wenigstens für den Fall, daß der Bericht in seiner jetzigen Gestalt zur Öffentlichkeit gelangen sollte, einige Stellen z. B. die über ständische Verfassung, namentlich die wirtembergischen Stände, ferner die über das Adressenwesen anders gefaßt, an einigen andern von Ihnen bezeichneten Stellen der Ausdruck verbessert, noch andere z. B. die über das Wartburgfest und die Burschenschaftsverbindung mehr herausgehoben würden. Ohne Zweifel möchten, wie auch Euer Durchlaucht und Liebden andeuten, vorstehende Erinnerungen gegen den Bericht nicht gemacht werden können, wenn die Commission die bei ihren Arbeiten und vorgelegten Vorträgen große Gründlichkeit gezeigt hat, durch die wiederholten Aufforderungen der Bundesversammlung minder gedrängt, der Redaktion des Berichts mehr Zeit und Mühe hätte widmen können.

Wenn nun schon hiernach zur Vollkommenheit des Berichts noch manches zu wünschen übrig bleibt, so würde derselbe doch meiner fortdauernden Ansicht nach den größten Theil seines jetzigen Werthes in dem Falle verlieren, wenn, wie Euer Durchlaucht und Liebden wünschen, noch die Namen derjenigen Männer, welche die demagogischen Umtriebe besonders angeregt, befördert oder geleitet haben, wegfallen sollten. Ich gebe es zu, daß in einzelnen Stellen, namentlich bei Erwähnung des Ministers von Stein mildere Ausdrücke hätten gewählt werden können, inzwischen dürfen und müssen wir wohl der Centralcommission zutrauen, daß sie ohne leidenschaftliche Aufwallung vorgeschritten sei, und zu einer Erwähnung jenes Mannes in der Art, wie es geschehen, die besten Gründe gehabt habe. Wenn ich nun gegen die namentliche Anführung dieses bedeutenden Mannes im preußischen Staate, der als Beförderer der Umtriebe genannt wird, nichts einzuwenden finde, so habe ich gegen die Nennung aller Übrigen umso weniger etwas zu erinnern. Weder der Professor Schleiermacher, noch der Buchhändler Reimer, noch die andern genannten Personen nehmen eine Stellung ein, welche ihre Nennung bedenklich machte und davon eine Gefahr besorgen ließe, und wie Euer Durchlaucht und Liebden ich schon unterm 1. December pr. zu bemerken mir erlaubt habe, so kann es auch jetzt nur für höchst zweckmäßig und nützlich halten, wenn diese Männer dem verblendeten Publikum nach der Überzeugung der Commission in ihrem wahren Lichte gezeigt werden.

Gesetzt aber auch, daß wir beide nach unsern individuellen Ansichten die Nennung bedeutender Namen gern vermieden sähen, so erlaube ich mir doch Euer Durchlaucht und Liebden ganz ergebenst zu bemerken, daß es mir weder nach allgemein rechtlichen Principien zulässig noch politisch rathsam scheint, die Commission bei Erstattung und Fassung ihres bei dem Bundestage einzureichenden Berichts, in irgend einer Beziehung, namentlich aber bei dem hochwichtigen Punkte der Nennung von Namen, zu beschränken.

Rechtlich unzulässig dürfte eine Beschränkung hierbey insbesondere aus dem Grunde sein, weil die Bundesversammlung die committirende Behörde ist, welcher die Commission ohne Pflichtverletzung erhebliche Umstände, mithin

auch die Nennung von Namen, nicht vorenthalten darf und namentlich dann nicht, wenn, wie dies im vorliegenden Falle stattfindet, die Acten auf gemeinschaftliche Kosten jener Behörde entstanden sind.

Politisch unräthlich erscheint eine Beschränkung der Commission in vielen Beziehungen. Euer Durchlaucht und Liebden entgeht es nicht, wie gespannt das deutsche Publikum auf die Resultate der demagogischen Untersuchungen ist, und es dürfte daher einen umso unangenehmeren Eindruck machen, wenn bei deren Darlegung mit Zurückhaltung verfahren würde. Man würde nur zu leicht dem Verdachte Raum geben, daß Offenheit aus dem Grunde nicht stattfinde, weil die Untersuchung gar keine oder doch nicht die gehofften Resultate geliefert habe, und selbst die Reinheit der Motive, als von den Höfen zu Wien und Berlin im Jahr 1819 die beschränkenden Maßregeln in Antrag gebracht wurden, dürfte in Zweifel gezogen werden. Es kommt hinzu, daß die Einwirkung der beiden Gouvernements auf die Fassung des Berichts nicht unbekannt bleiben und man davon Gelegenheit nehmen würde, letztern nicht als das Product einer selbständigen, unpartheiischen Commission, sondern als ein diplomatisches Werk seinem ganzem Inhalte nach darzustellen und dessen Zuverlässigkeit zu bezweifeln. Man wird dann umso eher die ganze Untersuchung für ein Hirngespinnst, und wenn nur die verführten jungen Leute genannt werden, höchstens für einen Studenten-Unfug halten. Es wird alsdann auch nicht auffallen können, wenn selbst der bessere Theil des Publikums diesem Glauben sich hingiebt.

Ew. Durchlaucht und Liebden können mir zutrauen, daß ich, wo es die Umstände nur irgend gestatten, und so lange es mit höhern Pflichten vereinbar ist, schonende Rücksichten für einzelne Personen gerne eintreten lasse, so lange ich nicht die dringendste Veranlassung zum Gegentheile habe. Aber dies ist nicht immer, und meiner Ansicht nach am allerwenigsten im gegenwärtigen Falle und Momente, möglich. So leid es mir nun auch thut, daß die im vorliegenden Berichts-Entwurfe genannten bedeutenden Personen der Mehrzahl nach diesseitige Unterthanen sind und so wahr es ist, daß der preußische Staat, wie auch Ew. Durchlaucht und Liebden bemerken, besonders in den früheren Epochen, auf dem Vordergrunde des Gemäldes steht, so kann ich doch nicht wünschen, daß der Bericht in veränderter Gestalt, wenigstens in Betreff der Nennung der Namen, dem Bundestage übergeben werde. Wir sind es, meiner innigsten Überzeugung nach, der Ehre unserer Gouvernements schuldig, die Gefährlichkeit des demagogischen Treibens durch die Commission mit der größten Offenheit und Unpartheylichkeit darlegen zu lassen, um die genommenen Maßregeln vollständigst zu rechtfertigen und können den übrigen deutschen Gouvernements umso weniger etwas verhehlen, als wir nur gemeinschaftlich mit ihnen und unter ihrer redlichen Mitwirkung die in verschiedenen Formen wieder auflebende Demagogie gänzlich zu unterdrücken und die kommenden Generationen vor Verführung zu bewahren, mit Zuversicht hoffen können. Auch scheinen mir die Reclamationen, welche gegen die Namennennung entstehen könnten, wenig zu berücksichtigen, da in dem Berichte nur actenmäßige Facta enthalten sind, und dürften die Protestationen vielleicht, wenn sie nicht sämmtlich an den Bundestag zu verweisen sind, den Gouvernements die geeigneteste Gelegenheit darbieten, das Benehmen der genannten Individuen noch näher, als in dem Berichte geschehen ist, zu beleuchten. Nach allem diesen kann ich nur meine Ew. Durchlaucht und Liebden unterm 1. December pr. geäußerte Meinung wiederholen,

daß der Bundes-Central-Commission die Fassung und der Inhalt des an die Bundesversammlung zu erstattenden Berichts, insbesondere auch die namentliche Anführung der inculpirten Personen lediglich überlassen werde,

und muß ich derselben umsomehr inhäriren, als auch Ew. Durchlaucht und Liebden sich dahin zu äußern belieben, daß nach strengen Grundsätzen die genannten Personen mehr oder weniger verdient haben, der öffentlichen Meinung Preis gegeben zu werden. Es versteht sich jedoch von selbst, daß durch jene Ansicht unsere beiderseitige Befugniß, den betreffenden Commissionen specielle Bemerkungen über einzelne Theile des Berichts, wenn auch nicht als Vorschriften zur Aufnahme mitzutheilen, nicht aufgehoben werden kann.

Die Abgabe des unveränderten Berichts der Commission an den Bundestag scheint mir auch aus dem Grunde umso weniger bedenklich, weil die zwischen uns früher vorwaltende Absicht, denselben in der ursprünglichen Gestalt der Öffentlichkeit zu übergeben, gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist. Was Ew. Durchlaucht und Liebden wegen der Abgabe des Berichts und der Prüfung desselben durch eine besondere Commission des Bundestags erwähnen, damit bin ich ganz einverstanden, und besonders zweckmäßig scheint mir der Vorschlag, die spätere öffentliche Bekanntmachung — auf welche inzwischen das Publikum kein Recht hat — noch durch die Bundes-Central-Commission ausarbeiten zu lassen und letztere demnächst erst aufzulösen. Zu dieser Arbeit wird der Bundestag die Commission näher zu instruiren haben. —

Daß auch hierin alle verdächtigen und angeschuldigten Individuen, deren Nennung zur Erreichung des Zwecks der Bekanntmachung erforderlich ist, namentlich aufgeführt werden, dagegen finde ich nichts einzuwenden, und ich werde bei den Berathungen hierüber in Frankfurt am Main immer auf diese Art stimmen lassen.

Es würde mir besonders angenehm sein, wenn Ew. Durchlaucht und Liebden rücksichtlich der Namennennung meinen Ansichten beistimmten. Ich glaube mich dieser erfreulichen Hoffnung umso mehr überlassen zu können, als fast nur diesseitige, jedenfalls aber keine oesterreichische Unterthanen betroffen werden.

Nach Vorstehendem habe ich nun den Präsidenten v. Kaisenberg instruirt und ihm angelegentlichst empfohlen, die andern gegen die Fassung des Berichts von Ew. Durchlaucht und Liebden in Vorschlag gebrachten Veränderungen, insoweit es geschehen kann, eintreten zu lassen. Inzwischen hat derselbe durch persönliche Rücksprache und schriftliche Erklärungen gegen die Herrn Grafen von Buol und von der Goltz dahin gewirkt, daß neuen Aufforderungen von Seiten des Bundestags zur beschleunigten Einreichung des Commissionsberichts möglichst vorgebeugt werde.

Den Herrn Grafen von der Goltz werde ich demnächst auch nach Ew. Durchlaucht und Liebden Vorschlägen wegen Behandlung dieser Sache beim Bundestage mit Instruktion versehen.

Den mir mitgetheilten Berichtsentwurf mit Ew. Durchlaucht und Liebden Noten erhalten Sie im Anschlusse zurück, und habe ich auch nicht ermangelt, Ihnen zur Vervollständigung des beiliegenden Exemplars die fehlenden Bogen abschriftlich beizufügen.

Genehmigen Ew. Durchlaucht und Liebden die erneuerte Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit.

X.

Auszug aus einem Berichte Armins. Bern 25. December 1820.

(Geh. Staatsarchiv Berlin. A. A. I. Polizeisachen. Rep. IV. Nr. 24 Vol. 2 Kopie.)
Vgl. o. S. 415.

Durch ein hohes Ministerial-Rescript vom 18. November d. J. ist die hiesige Gesandtschaft aufgefordert worden, über den Aufenthalt und das gefährliche Treiben mehrerer aus Deutschland nach der Schweiz reisender Studenten, Nachforschungen anzustellen und deren Ergebnisse einzuberichten.

Daß unruhige und Neuerungen zugethane Personen in der Schweiz, wie überall, umherziehen mögen, will ich nicht in Abrede stellen; daß aber Studenten, Professoren und sonstige ohne bedeutenden äußeren Charakter und Würden, und ohne alle Mittel auftretende Individuen diesem Lande selbst, sowie den Nachbarstaaten gefährliche Verbindungen, hier zu Stande bringen vermöchten, das erlaube ich mir bis jetzt noch, ganz ehrerbietigst zu bezweifeln. Geistesverwandte mögen sie wohl hier, wie anderwärts, für ihre Gemüthsäußerungen finden, aber nicht für ernstliche thätliche Unternehmungen. Der Schweizer läßt sich gern recht viel vom Auslande erzählen, besonders wenn er und sein Land dadurch, als vor allen anderen frei und glücklich erscheint; zwei Punkte die man nur zu sehr seit Jahrhunderten, und, wie ich meine, nicht sehr zur Empfehlung der anderen Staaten, zu loben und zu preisen auf alle Art und von allen Seiten bemüht gewesen. Aber, unabläßig die Gemächlichkeit und den gewissen Vortheil im Auge, hilft er gewiß nicht auf seine Kosten den Anderen zu der gewünschten Glückseligkeit. Ihm liegt jetzt mehr als je am Herzen, das eigne Wohlbefinden sich zu bewahren, und von jeder Art fremden Einflusses frei zu halten. Gerade die jetzigen Momente machen ihm erst die Verfassungen seines Landes schätzbar, nach welchen jeder Einzelne ein bei jeder Gelegenheit mitsprechender und mitentscheidender Theil der Landessouverainetät ist, und mehr oder minder längst schon besitzt, was anderwärts, nur zu oft auf verkehrtem und unheilbringendem Wege, zu erstreben gesucht wird. — Da zugleich seit zwanzig Jahren überall in der Schweiz so viele Ideen in's Leben getreten, welche den früheren politisch-geistigen Zustand dieses Landes gänzlich umgeändert, so kann von allen herumziehenden Aposteln hier nichts gelehrt werden, was nicht schon vollständig bekannt, und, wie die Zeit es etwa zu fordern geschienen, angenommen oder verworfen worden wäre. Die alten Schweizer gestehen selbst, in dieser Hinsicht ihr früheres Vaterland nicht mehr zu erkennen, und nur sich selbst betrügende Nichtunterrichtete könnten den Wahn hegen, das alte erstorbene System wieder beleben zu können. Ein solcher Gedanke würde durchaus ohne allen Erfolg bleiben, und nur, im nicht gedenkbarsten Falle, die schrecklichste Revolution erzeugen.

So viel als möglich sich unabhängig vom Auslande zu machen, auf eigne Kraft sich zu stützen, und besonders alle, aus der bloßen Gunst der Höfe entspringende Vortheile als nach den jetzigen Verhältnissen (wo nicht mehr Einzelne, sondern die ganze Masse den Gewinn, nie den Verlust theilen will) des Landes höchst unzureichend, nur als Nebensache zu betrachten; das ist das Ziel wohin immer mehr und mehr von der Gesammt-

masse gesteuert wird. — Daher kommt es, daß eifersüchtiger als je, alles angesehen wird, was mit irgend einer fremden Einmischung nur eine entfernte Ähnlichkeit hat, und früher oder später den eignen Ansichten und Urtheilen, die man als nothwendige, die eigene Freiheit schützende Staatsmaximen betrachtet, gefährlich werden könnte.

In meinem Gewissen fühle ich mich daher verbunden, Ew. Königl. Majestät nicht verheimlichen zu dürfen, daß, obwohl aus obigen Gründen, keiner der uns Verdächtigen in der Schweiz einen politischen Einfluß gewinnen werde, es dennoch der wahrhaft guten Sache unendlich schadet, wenn sich die irrige Meinung immer mehr verbreitet, die dabei betheiligten Regierungen dürften es nicht wagen, diese Leute vor ein offenes, von ihnen selbst anerkanntes gerechtes Gericht zu stellen, und sich vertheidigen zu lassen, sondern verfolge sie inquisitorisch und gewaltsam, und zwinge sie auf diese Weise gleichsam, zu den gefährlichsten Extremen ihre Zuflucht zu nehmen. So weit man auch noch entfernt ist, was sie auch mögen begangen haben, zu billigen, oder an ihnen sonst Gefallen zu finden, so fängt man doch schon gröstentheils an, sie als bloße politisch verfolgte Opfer zu betrachten, und es ist ein auffallender Charakterzug unserer Zeit, daß solches Bedauern der Vorläufer zur völligen Aussöhnung ist, der nur zu schnell die thätigste Theilnahme folgt, und wodurch die Klasse der gegen die Regierungen Parteinehmenden merklich verstärkt wird.

Ohne die möglichste Vorsicht würde daher gerade das, was den Uebeln vorbeugen sollte, dieselben erst erzeugen; alles direkte Einwirken ist gewiß nur sehr spärlich mit gutem Erfolg anwendbar, und nur der Weg des vertraulichen Einwirkens dürfte ersprieslich seyn. —



Berichtigungen und Zusätze.

Seite [illegible]
„ [illegible]
„ [illegible]
„ [illegible]
„ [illegible]
„ [illegible]
„ [illegible]
„ [illegible]
„ [illegible]
„ [illegible]
„ [illegible]
„ [illegible]

Leider erschienen folgende Werke und Schriften zu spät, als daß ich sie noch hätte benutzen können: H. Welschinger: Le roi de Rome. Paris 1897. — L. de [illegible]: Le duc de [illegible]. Paris 1897. — Bardoux: Le congrès de Vienne, d'après les papiers de Madame la Duchesse de Duras (Compte rendu de l'Académie des sciences morales et politiques 1897). — Souriau: La préface de Cromwell. Paris 1897. — F. Guardione: Il generale Wallmoden contro G. Pepe (Rivista storica del risorgimento italiano 1897 S. [illegible]). — [illegible]: Gedichte aus England. Gotha 1897.

Druck von J. F. Starcke.

